Harnisch Weltkunde 14.r Bd.



A. H. Payne sc.

Palast des Suba in Burhanpur.

Die Weltkunde

in

einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

Dr. Wilhelm Harnisch

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Vierzehnter Band.

Reisen in Persien und den beiden Indien.

Mit einem Stahlstich.

Leipzig, 1855.
Verlag von Friedrich Fleischer.

Reisen

in

Persien und den beiden Indien.

Herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Mit einem Stahlstich.

Leipzig, 1855.
Verlag von Friedrich Fleischer.

Inhaltsverzeichniß

der

Reisen in Persien und den beiden Indien.

I.

Reisen in Persien nebst Blicken auf Afghanistan und Beludschistan.

*) Bei Angabe der Quellen bedeuten: Fr. = Fraser; P. = Ker Porter; K. = Keppel; J. = Jaubert; Sch. = Schönberg.

II.

Vorder-indische Reisen in Ceylon, Dekan, Bengalen und Hindostan, Butan und Tübet, dem Pendschab und Kaschmir.

*) Im Folgenden bedeutet bei Angabe der Quellen Ho. = Hoffmeister; D. = Davy, W. = Warren; He. = Heber; O. = v. Orlich; T. = Turner.

Drittes Kapitel (E. v. Warren).

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel (Hoffmeister).

Siebentes Kapitel.

I.

Reisen in Persien

nebst

Blicken auf Afghanistan und Beludschistan.

Nach

Malcolm, Fraser, Wagner, Masson und Anderen.

Einleitung.*)

Iran ist der landesübliche Name für Persien und bezeichnet das westasiatische Hochland zwischen dem indo-persischen Meere im Süden und den Tiefländern des Caspi- und Aral-See's (Turan) im Norden, zwischen dem Industhal im Osten und dem Tigrisgebiet im Westen. In dieser Ausdehnung bildet es eine von allen Seiten aufragende und durch Randgebirge von den Nachbarländern geschiedene Hochebene. Nur der Nordrand, welcher einen Theil der großen, fast ganz Asien vom Archipelagus bis Hinterindien durchsetzenden Erhebung bildet, geht im Osten in den Himalaya, im Westen in die Alpengebirge Armeniens über. Dort bildet der gewaltige Hindukuh die hohe Brücke zwischen dem westlichen und östlichen Hochasien, wo die Kette des Himalaya mit der des Küenlün sich vereinigt und beide durch die Querkette des Belur Tagh mit dem Mus Tagh im Norden zusammenhängen. Der Hindukuh scheidet Iran von dem hohen Quellande des Oxus und erhebt sich im Kund nördlich von der Hochebene von Kabul bis zur Höhe von

*) Wir bemerken, daß die folgende Bearbeitung der Reisen in Persien nebst Blicken auf Afghanistan und Beludschistan vom Herrn Dr. Danneil aus Calbe an der Milde in der Altmark herrührt. A. d. H.

20,000 Fuß. An den Hindukuh schließt sich westlich der schwer zugängliche Wall des Paropamisus zwischen Kabul und Herat, Kandahar und Balkh. Auf seinen kahlen weidenreichen Höhen und in den schroff abgeschnittenen klippenreichen Thälern hausen die wilden Hazarehs und Eimaks in ewiger Fehde miteinander, wie mit Afghanen, Bucharen und Persern. Jenseits Herat, der „Perle der Welt", streichen nach Westen die niederen Gebirgszüge Khorasans, des alten Parthien, ein kaltes rauhes Gebirgsland mit einzelnen fruchtbaren Thälern, worin Nischapur und das heilige Mesched liegen. An der Südostecke des Caspi-See's steigt mit größerer Erhebung die wilde, dichtbewaldete Bergkette des Elbrus mit dem Vulkan Demawend (15,000 Fuß) über der Königstadt Teheran auf und umgürtet das Südufer jenes größten Binnensee's im Halbmond bis zu dessen südwestlicher Ecke, wo der Kisil Ozun schäumend durch Felsspalten bricht. Jenseits desselben streichen die Talischalpen bis zum Durchbruch des Araxes und verflechten sich mit den Gebirgen des Westrandes zur Alpenlandschaft Aserbeidschan. — Den Ostrand Irans bildet, vom Hindukuh durch die Thalspalte des Kabulflusses geschieden, das indo-persische Grenzgebirge. Es fällt zum Industhal mauerartig ab und streicht in fortlaufender, durch kein Querthal durchbrochener Kette bis zum Cap Monze am indischen Meere. Sein nördlicher Theil heißt das Solimansgebirge, welches im Sufeid-Koh sich über die Schneegränze erhebt (der 12,800 Fuß hohe Takt Soliman erreicht sie nicht) und im Westen das Hochland von Afghanistan trägt. Der südliche Theil ist das Brahugebirge, auf dessen Rücken das 8000 Fuß hohe, kalte, größtentheils wüste Plateau von Kelat ruht. — Gleich undurchbrochene Gebirgsketten streichen am Südrande Irans. Sie fallen schroff ab gegen das indische Meer und den persischen Golf, nur dem sandigen heißen Küstenstrich Gormsir Raum gebend. Ihre Parallelzüge erheben sich terrassenartig, östlich im Mekran Belludschistans, westlich im persischen Farsistan, bis zur Hochebene und tragen zwischen sich schmale, aber weit ausgestreckte Längenthäler (Coele Persia, das hohle Persien). Unter diesen sind die ehedem sehr fruchtbaren Thäler von Kasrun (3000 Fuß), Schiras (4000 Fuß)

und die Ebene von Merdascht mit den Ruinen von Persepolis (5000 Fuß). Ueber die schroffen, wildzerrissenen Felsenmauern der Thäler führen nur einzelne, sehr beschwerliche Pässe (Kothuls) und auf dem ganzen, über 200 Meilen langen Meeresufer mündet kein einziger Fluß von Bedeutung. — In Farsistan nimmt dieses Gebirgssystem eine nordwestliche Richtung an und streicht in mehreren Ketten, dem Baktiari-Gebirge, dem Elwendgebirge (mit dem 15,000 Fuß hohen Elwend) und der Zaghros-Kette, nach Norden, schickt zahlreiche Gebirgsausläufer in das Land der Kurden und mehrere Alpenströme im wilden Zickzacklaufe zum oberen Tigris, umkränzt in Aserbeidschan die schweren Salzfluthen des Urmiasee's und vereinigt sich östlich mit den Ausläufern des Elbrus und der Talischalpen, westlich mit den Gebirgszügen Armeniens. Ueber den äußersten Nordwestwinkel Irans erhebt der hohe Ararat (16,000 Fuß) sein weißes Haupt. — Von allen diesen Randgebirgen umgürtet ruht die Scheitelfläche (Sirhud) Irans 1—6000 Fuß hoch über dem Meere. Am höchsten ist sie bei Ghazna und Kabul (6000 Fuß), bei Persepolis (5000 Fuß) und Tauris (4500), zwischen Ispahan und Teheran 4000 Fuß, in der Wüste von Khorasan senkt sie sich bis 2000 und in der Wüste von Beludschistan bis auf 1000 Fuß zu ihrer größten Tiefe. Auf diesem Plateau erheben sich nur niedere Höhenzüge und die seltenen kleinen Flüsse versiegen meist nach kurzem Laufe. So der Senderud bei Ispahan, der Kur oder Bendemir in der Ebene von Merdascht. Der größte ist der Hilmend in Afghanistan, welcher im schilfreichen bittersalzigen Zahreh-See (Aria palus) verschwindet. Den größten Theil der Hochebene Irans bilden Wüsten und Steppen. Zu beiden Seiten des schmalen, einst reich bevölkerten Fruchtthales vom Hilmend dehnt sich die Sandwüste Sedjestan vom Zareh-See bis Kandahar und nördlich bis zum Paropamisus aus, südlich von ihr liegt die tiefe Sandwüste von Beludschistan, von Klippenrändern und wunderbaren Felslabyrinthen umgeben, wahrscheinlich das ausgetrocknete Bette eines vormaligen Binnenmeeres. Westlich vom Zahreh-See streckt sich die große Salzwüste von Khorasan und Kerman bis Irak Adschem und Farsistan über den größten Theil des

mittleren Iran. In ihr wechselt nackter, hartgebackener Thonboden mit beweglichem Flugsande und langen Strecken, welche mit Salzefflorescenzen bedeckt sind (Kubbirs). Einzelne Oasen, wie Jezd, Tubbus, Turschiz, Birdschun u. a. liegen wie Inseln in dieser großen Wüste.

Irans Klima ist im Allgemeinen ein Trockenklima. Ueber das Hochland wölbt sich der Himmel beständig klar, blau und glanzvoll, und verleiht allen Farben und Umrissen große Reinheit und Nettigkeit. Das Sternenlicht erscheint hier heller und zauberischer, als sonst wo auf Erden, mit bloßen Augen können hier Beobachtungen gemacht werden, wozu man in andern Ländern der Fernröhre nicht entbehren kann. Daher war Astronomie in Iran von jeher heimisch. Bei der Trockenheit der Luft rostet blanker Stahl im Freien nicht, Fleisch geht nicht in Fäulniß über, sondern vertrocknet, und die Nächte sind ohne Thau. Alle Jahreszeiten folgen mit großer Regelmäßigkeit auf einander. Die Sommer sind sehr heiß, die Winter sehr kalt, namentlich auf den höher gelegenen Plateaus von Kelat, Kabul und Tabris. Bei diesem Trockenklima erzeugt der Angerboden Irans, sich selbst überlassen, nur niedrige, salzige oder aromatische Pflanzen und dürre Gräser; Baumwuchs fehlt ganz. Aber künstliche Bewässerung erzeugt überall Oasen von ungemeiner Fruchtbarkeit, wo die herrlichsten Obstsorten, Wein, im Süden auch jede Edelfrucht, Tabak und Baumwolle gedeihen. Daher stand die Wasserbaukunst in Iran von jeher auf einer hohen Stufe; überall ist das Land von unterirdischen Wasserleitungen (Kannauts) durchkreuzt, welche das Wasser oft viele Meilen weit leiten und von Strecke zu Strecke mit Mundlöchern nach oben versehen sind. Bei der schlechten Wirthschaft der letzten Herrscherfamilien sind aber ehedem sehr fruchtbare und stark bevölkerte Districte durch Verfall der Kanäle verödet. Die Gärten in der Nähe der Wohnungen enthalten außer den schönsten Obstbäumen vorzüglich das Lieblingsgewächs der Perser, die köstlichste Rose. Diese erreicht in Persien eine Vollkommenheit, wie nirgend sonst wo auf Erden; mit ihr schmücken sich alle Höfe und die Wohnungen, selbst die Wasserpfeife wird dem Gaste nur mit Rosen umwunden gereicht. — Von Natur mehr begünstigt als die Hochebene sind die Rand-

gebirgsgegenden, wo schöne Alpenweiden an den Abhängen sich hinziehen und die Thäler einigen Wasserreichthum aufzuweisen haben. Aber baumlos und kahl sind auch diese Gebirge, und zwar oft malerisch und pittoresk in ihrer nackten Rauhheit, aber nicht schön und anmuthig. Nur der Westrand von Iran besitzt Eichenwaldungen, deren Galläpfel weit versandt werden. Im schärfsten Gegensatz zur trocknen und baumlosen Einförmigkeit Irans steht der nördliche Abfall des Elbrus zum Caspi-See. Hier in Masanderan und Ghilan herrscht fast sundisches Klima; in der feuchten Hitze gedeiht die Vegetation riesenmäßig, und Vögel und Insecten bevölkern in ungeheuren Schaaren und Schwärmen die dichten Wälder und Sümpfe, während der Mensch von bösen Krankheiten heimgesucht wird und, wenigstens in der heißen Jahreszeit, diese Stätten des Todes flieht. Der schmale Küstenstrich des Südens (Gormsir) dagegen hat mit dem arabischen Tehama die trockne Gluthitze gemein und dieselbe Vegetation. Die Dattelpalme gedeiht hier vorzüglich in dem nach ihr Moghestan genannten Küstenstriche.

Iran im weiteren Sinne zerfällt in Persien, Afghanistan und Beludschistan. Ersteres bildet eine Monarchie, in welcher der Schahin Schah (König der Könige) mit unumschränkter Gewalt regiert; Afghanistan ist neuerlich in mehrere unabhängige Staaten zerfallen, von denen das Reich von Kabul am mächtigsten ist. In Beludschistan hat der Khan zu Kelat zwar die Führerschaft im Kriege, aber sonst wenig Gewalt über die vielen Stammeshäupter (Serdars) der Nomaden. — Man rechnet auf Persien $11^1/_2$ Millionen Seelen, auf Afghanistan 5—6, und auf Beludschistan 2 Millionen. Diese Bevölkerung besteht in Persien überwiegend aus Tadschicks, den seßhaften Bebauern des Bodens und Einwohnern der Städte, einem Völkergemisch von Ureinwohnern (Parsen) mit Arabern, Juden, Turkmanen. Unvermischt finden sich noch einzelne Reste der alten Parsen, Guebern oder Feueranbeter genannt. Außerdem leben in den Städten viele Armenier. Die Nomaden (Ils, Ihlauts) bilden den Adel und die Herren. Sie bestehen aus Turkmanen, Arabern, Luren und Kurden. Des Handels wegen findet man zerstreut im Lande Bucharen, Hindus (Banianen), Juden und

Russen. Die Perser sind ein schöner Menschenschlag, dabei höflich, von angenehmen Sitten, thätig und gewandt, aber betrügerisch und feige. Sie sind ausgezeichnet im Gartenbau, sehr geschickt in manchen Industriezweigen, vorzüglich in der Teppichweberei, Lederverarbeitung und im Färben, so wie in der Bearbeitung des Stahls zu Waffen. Weniger thun sie sich im Handel hervor, der hauptsächlich von Armeniern und Indern, Griechen, Russen und Engländern betrieben wird. Großen Abscheu haben sie vor dem Beschiffen der Meere, welches sie im Süden den Arabern, auf dem Caspi-See den Russen ganz überlassen. Ihre Sprache ist die in ganz Vorderasien als Hof- und Dichtersprache gebräuchliche neupersische, welche im 12. bis 14. Jahrhundert aus dem älteren Persischen (Parsi) durch Aufnahme vieler arabischen und türkisch-tartarischen Wörter sich entwickelte und an den Dichtern Nizamy († 1180), Sadi und Hafis (um 1300), Dschami (um 1400) und Hatifi (1540) ihre klassischen Bildner hatte. Die ältesten Sprachen des Landes waren das Zend (in Nord-Medien) und das Pehlwi (in Niedermedien und Kurdistan), beide Töchter einer dem Sanscrit ähnlichen Muttersprache. Im Zend ist Zoroasters Zend-Avesta, das Religionsbuch der Magier, geschrieben, die noch jetzt vorhandene Abschrift zeigt zugleich die Uebersetzung im Pehlwi. Zur Zeit der Sassanidenherrschaft entwickelte sich aus dem Altpersischen, der Sprache der Achämeniden in Parsis, das verwandte, aber mildere Parsi und ward herrschende Sprache. Firdusi schrieb in diesem Dialect seine Heldengedichte noch mit dem Alphabet der Zendsprache (1000 n. Chr.). — Der Religion nach sind die Perser Mohamedaner von der Secte Alis oder Schiiten. Von andern Religionen findet sich der Feuerkultus bei den Guebern und in verwischter Form bei den Jesidis, der Mosaismus und das Christenthum bei den Armeniern und Nestorianern. Unter den Mohamedanern selbst giebt es noch mehrere Secten, wie die Illahis und die weit verbreiteten Suffis oder ketzerischen Schwärmer. — In Afghanistan besteht ein Theil der Bevölkerung ebenfalls aus dem Gemisch der Tadschiks, denen hier noch mehr indische Elemente beigesellt sind, der größere Theil des Volkes jedoch aus dem Herrschervolk der Afghanen, welche sich selbst Puschtanihs nennen und ihren Ursprung von den Juden

ableiten. Sie sind ein kräftiger, kriegerischer und freiheitsliebender Schlag Menschen. Unter ihren vielen Stämmen sind besonders die Jusoffsi, Kaker, Gildschi und Durani zu nennen. Sie sprechen die Puschtusprache, eine dem Zend und Pehlwi so wie dem Neupersischen verwandte Sprache, welche mit persischen Buchstaben geschrieben wird. In Beludschistan bilden die Hauptmasse der Einwohner die nomadischen, kriegerischen und raubsüchtigen Beludschen und die ackerbauenden und sansteren Brahus. Jene sprechen persisch, diese eine ganz andere, dem mongolischen verwandte Sprache. Afghanen, Beludschen und Brahus sind eifrige Sunniten und hassen die ketzerischen Perser.

Nach dem alten Religionsbuch (Zend-Avesta) Zoroasters ist Iran das Reich des Lichtes (Ormuzd) und Turan das Reich der Finsterniß (Ahriman). Dort herrscht der weise König Gustasp (Hydaspes) nach dem Vorbilde Dschemschids, des alten Mythen-Königs vom goldenen Zeitalter, und bekämpft durch den Helden Rustam den König Afrasiab von Turan und dessen Diws (Teufel). Dieser Gegensatz zwischen Iran und Turan geht durch alle Zeiten bis auf die neueste herab, alles Unheil kam jenem von Turan, dem Lande jenseits des Oxus, und noch jetzt dringen die wilden Nomaden Turans raubend und mordend häufig in Persien ein. Die alte Residenz der „Peischdadians" oder Heldenkönige Irans von Kaiomur, dem Sohne Sems und Enkel Noahs, an bis auf Dschemschid und weiter hinab war Balkh „die Mutter der Städte" (später Baktria genannt), nach Süden gehorchten ihnen die Länder Mediens, nach Norden erstreckte sich ihre Macht über das Tiefland Kharesmien. Als Religion ward unter Gustasp die alte durch Zoroaster vervollkommnete Feuerreligion allgemein. — Was wir von den griechischen Schriftstellern über die alte Geschichte Irans erfahren, ist ungewiß und dunkel und die Namen sind arg entstellt. Nach ihnen trennt sich das alte Medien (Irans nördliche Länder) um 747 v. Chr. von der altassyrischen Monarchie. König Dejoces (708—655) umgiebt sich in seiner Königsburg Ekbatana (wo jetzt Hamadan) mit asiatischem Gepränge und macht die Meder aus unbändigen Freien zu Sklaven. Sein Sohn Phraortes be-

zwingt die Perser, ein kräftiges Bergvolk im jetzigen Fars, und stirbt im Kriege gegen die Neu-Assyrer. Ihn rächt sein Sohn Cyaxares durch Zerstörung Ninives. Nun folgt Astyages. Bekannt ist seine Geschichte und die Erhebung seines persischen Enkels Cyrus (558—528) auf den Thron. Dieser Gründer des ersten Weltreiches macht die Perser zum herrschenden Volke und Persepolis zum Mittelpunkt seines Reiches, das er vom Mittelmeere bis zum Indus ausdehnt. Kambyses erobert Egypten, der durch das Loos gewählte Darius Hystaspes (Gustasp?) die indischen Grenzländer. Letzterer vermehrt die Kraft seiner Völker durch gute Verwaltung, geräth aber mit den Griechen in Streit und führt gegen dieselben unglückliche Kriege. Gleich unglücklich kämpft Xerxes mit ungeheurer Heeresmacht. Nun beginnt der Verfall des Reiches, die Herrscher schwelgen in ihren Residenzen Babylon, Susa und Ekbatana, die Regierung wird Serailherrschaft. Griechische Miethstruppen kämpfen in persischen Heeren. Weltberühmt ist der Rückmarsch der 10,000 Griechen von Cunaxa in Mesopotamien bis zum schwarzen Meere, über hundert Meilen durch ein feindliches und unbekanntes Land. Die Ohnmacht des Reiches zeigt der Siegeszug des Agesilaus, der mächtig in Persien eindringt und nur der Eifersucht Athens weicht. Endlich führt der jungendliche Held Alexander von Macedonien seine siegreichen Heere in das Herz von Persien, besiegt den Darius Codomannus in drei großen Schlachten (334—331), zieht im Triumph bis zur Grenzscheide des Indus und Ganges und feiert auf den rauchenden Trümmern von Persepolis seine Orgien. Nach seinem Tode (323) fällt die Hauptmasse des alten Perserreiches dem Seleukus Nicator († 281) zu und bildet einen Theil des großen syrischen Reiches. Unter den schwachen Nachfolgern (den Seleuciden) fällt Baktrien (Balkh) und Parthien (Khorasan) unter dem Achämeniden Arsaces (253) ab. Letzteres wird durch Eroberung Mediens, Persiens und der Länder bis zum Indus Weltreich und gefürchteter Nachbar des römischen Reiches. Der römische Feldherr Crassus wird 52 v. Chr. bei Carrhä geschlagen, selbst Antonius entgeht 36 v. Chr. mit Noth der Niederlage, parthische Waffen herrschen bis zum Mittelmeere. Jahr-

hunderte lang ist Armenien der Gegenstand blutiger Kriege zwischen beiden Mächten. Indessen erhebt sich in Persien Ardschir Babechan oder Artaxerxes, Sohn des Sassan, ein gemeiner Perser, stürzt die Arsaciden und gründet das neu-persische Reich der Sassaniden (226 nach Chr.). Zoroasters alte Feuerreligion wird wiederhergestellt, die Magier (Priester) wüthen gegen Heiden, Christen und Juden. Von seinen Nachfolgern Sapor I. und Sapor II. und dem vielgepriesenen Koschroes oder Koschru I. mit dem Beinamen Anuschirwan (der Gerechte) um 500 n. Chr. werden mit wechselndem Glücke blutige Kriege gegen die Kaiser des oströmischen Reiches geführt. Jezdegerd, der letzte der Sassaniden verliert gegen Said, Omars Feldherrn, sein Reich (636) und wird auf der Flucht in den Steppen Turans von Barbaren erschlagen. Nun gehört Persien zum großen arabischen Weltreich, der Koran verdrängt den Feuerkultus. Beim Verfall des Khalifenreiches bilden sich verschiedene Dynastien, wie die der Taheriden in Khorasan (bis 820), der Soffariten in Nischabur (bis 1002), der Dilemiten in Ghilan, Masanderan, Irak und Farsistan, der Buiden zu Schiras, Ispahan und Kerman (bis 1039). Größere Macht gewinnen die Ghazneviden, emporgebracht durch einen Sklaven zu Ghazna in Afghanistan. Sein Nachfolger Sultan Mahmud erobert ganz Persien und herrscht vom Caspi-See bis zur Mündung des Indus, vom Jarartes (Sihon) bis zum Tigris. An seinem Hofe lebt der persische Homer Firdusi (1000 n. Chr.). Die Macht der Ghazneviden wird gebrochen durch die Seldschucken unter Togrul Bèg, dessen Enkel Malek Schach oder Dschelaleddin (Zierde des Glaubens) weise und kräftig, ein Freund der Wissenschaften über ein ungeheures Reich herrscht, welches die Bucharei, Turkestan, Kaschgar, Persien, Syrien und Kleinasien umfaßt. Er stirbt 1092. Nach ihm zerfällt das Reich in einzelne Theile; Persien und den Osten behaupten die Chowaresmiden (1195), während im Westen der ritterliche Selaheddin (Saladdin), der Kurde, die zerstreuten Theile vereinigt und durch Eroberungen vermehrt. — Bis hieher ist Asien trotz aller Kriege immer noch schön und cultivirt gewesen, jetzt kommt aber, wie ein Heuschreckenschwarm aus den Steppen Nordasiens

ein Reitervolk, das überall gräßliche Verwüstung verbreitet. Um 1220 erobert der Mongole Dschingiskhan das Reich der Chowaresmiden und tödtet in den Städten Merv, Nischabur, Herat, Balkh und Kandahar allein vier und eine halbe Million Menschen. Sein Enkel Hulagu-Khan stürzt das Khalifat (1258) und die Reiche der Seldschucken in Syrien und residirt zu Maragha in Aserbeidschan. Nach der Zerstücklung des ungeheuren Mongolenreiches umfaßt der Theil Iran die altpersischen Länder und einen Theil Syriens und Kleinasiens, die Hauptstadt wird Tauris. Die Mongolenmacht vereinigt noch einmal zum großen Theil der gewaltige Timurlenk (Tamerlan) von Kesch bei Samarkand (um 1400) und errichtet auf seinem Siegeszuge in Delhi, Ispahan und Bagdad Schädelsäulen von Hunderttausenden erschlagener Menschen. Später verfällt sein Reich, die Turkomanen setzen sich in Iran fest. Aber während (um 1500) Sultan Baber Khan, Timurs Urenkel, von Samarkand vertrieben, über Kabul nach Indien zieht und in Delhi die Grundlage zum Reiche des Großmoguls legt, unterwirft sich Ismael Sofi aus dem Stamme Ali's den größten Theil Irans und stiftet die Herrscherfamilie der Sofi's. Von diesen ist Schah Abbas der Große 1587—1629 glücklich im Kriege gegen die Türken und gegen die Usbeken, denen er Khorasan wieder entreißt, und groß durch weise Einrichtungen des Staates, Beförderung des Handels und Verkehrs. Seine Nachfolger ergeben sich in ihrer Residenz Ispahan dem Sinnengenuß. Die Afghanen, ein Hirtenstamm von Kandahar, machen sich frei und räuberische Einfälle bis ins Herz von Persien, die Türken erobern Georgien, Peter I. von Rußland nimmt die caspischen Provinzen. Da erhebt sich Nadir Kuli Khan, ein Räuber aus Khorasan, besiegt und unterwirft die Afghanen (1731) und macht sich zum Herrscher (1736) unter dem Namen Nadir Schah. Er nimmt den Türken Armenien und Georgien wieder ab, erhält von der Kaiserin Anna die caspischen Provinzen zurück und besiegt den Großmogul zu Delhi (1739), wo er ungeheure Beute macht und 100,000 Menschen schlachten läßt. Nach weiteren Siegen über die Usbeken in Bochara und die Türken bei Eriwan wird er von seiner turkomanischen Leib-

wache erschlagen (1747). Der Tod dieses größten Feldherrn in Persiens neuer Geschichte giebt das Signal zu Verwirrung und Partheiung, die Afghanen trennen sich völlig vom Perserreiche und belästigen dasselbe durch wiederholte Einfälle. Endlich besiegt Kerrim Khan vom Stamme Send den Mohammed Hussein Khan vom Stamme Kadschir 1757 und herrscht fortan mit dem bescheidenen Titel eines Wakil oder Statthalters im Namen des eingesperrten Abkömmlings vom Hause Sofi kraftvoll und weise, Handel, Kunst und Wissenschaft befördernd. Nach seinem Tode (1779) behauptet sich Lutf Ali Khan vom Stamme Send in Schiras, Aga Mohammed Khan aber vom Stamme Kadschir in Ispahan. Beide kämpfen lange mit großer Erbitterung, bis der weise Hadschi Ibrahim, Minister des Lutf Ali Khan, um Persien unter ein Haupt zu bringen, dem Mohammed Aga zur Herrschaft verhilft. Lutf Ali wird bei Persepolis 1792 geschlagen und auf grausame Art hingerichtet. Aga Mohammed, einst von Nadir Schahs Sohn entmannt, wüthet nun mit unbeschreiblicher Blutgier gegen dessen Nachkommen, wie gegen alle Glieder des Stammes Send und andere hervorragende Häuptlinge, läßt zahllose Köpfe abschlagen und Augen ausreißen, nur, wie er versicherte, um seinem geliebten Neffen Baba Khan und dem Stamme Kadschir die Thronfolge zu sichern. Dieser bestieg auch 1797 unter dem Namen Fatteh Ali Schah den Thron und herrschte bis 1834. Unter seiner langen, ziemlich ruhigen Regierung trat Persien zuerst in rege Wechselwirkung mit Europa und ward der Schauplatz sehr verschiedener diplomatischer Bestrebungen von Seiten Napoleons, Englands und Rußlands. Napoleon schickte eine Ambassade unter General Gardanne nach Persien, England zu verschiedenen Zeiten den Sir John Malcolm, den Sir Herford Jones und den Sir Gordon Ousely. Bei Letzterem war J. Morier Secretair, dessen Romane „Hadschi Baba" die treuesten Schilderungen persischer Sitten enthalten. Zugleich kam eine Menge englischer Exerciermeister (worunter vorzüglich Lindsay von der Artillerie und Christie von der Infanterie), um die militairischen Reformen des Kronprinzen Abbas Mirza, Gouverneurs von Aserbeidschan, zu unterstützen. Dieser vielgenannte Prinz zog durch seinen Feuer-

eifer die Augen von Europa auf sich, man sah in ihm den Reformator des versunkenen Orients und den Helden einer neuen Zeit für Persien. Aber seine Bemühungen wurden nicht hinreichend unterstützt und paßten nicht zur verkommenen Wirthschaft im Reiche, wo eine Menge Prinzen als Statthalter die Provinzen aussogen, um ihre Höfe und besondern Truppen zu erhalten. Auch ward Abbas Mirza in seinen spätern Jahren ausschweifend, Trinker und Geizhals. Er war unglücklich in den Kriegen gegen Rußland (1813 und 1826—28), welche mit der Abtretung aller Besitzungen jenseits des Araxes bis zum Ararat endeten. Auch sein Feldzug gegen die Türkei (1822) hatte keinen Erfolg, nur gegen die mächtigen Kurdenhäuptlinge im aufrührerischen Khorasan war er siegreich (1831—32). Von diesem Erfolge ermuthigt, sandte er seinen Sohn Mohammed Mirza 1833 gegen Herat. Aber während des Feldzuges starb Abbas Mirza und bald darauf der Schah selbst (1834) auf einem Kriegszuge gegen seine aufrührerischen Söhne zu Ispahan und Schiras. Feth Ali Schah war kein Kriegsheld und obschon von Natur nicht grausam, doch durch seine Habsucht ein Vampyr seines Volkes. Während seiner langen Regierung geschah durchaus nichts zur Verbesserung des Landes. Durch Hülfe der englischen Officiere (Lindsay und Nisbitt) und der disciplinirten Truppen gelang es, den Sohn Abbas Mirza's auf den Thron zu bringen, und Mohammed Schah regierte bis 1848. Er war ein untüchtiger Regent, ohne Energie, gedankenlos, freßlustig und in der letzten Zeit ungeheuer fett und gichtisch. Sein Hauptvergnügen war Ohren abschneiden und die Väter durch die Söhne prügeln zu lassen. Die Regierung des Landes besorgte als Kaimakan oder Vezir der alte Lehrer des Schah Hadschi Mirza Agassi, ein unsinniger, geiziger uud habsüchtiger Mensch, welcher das ohnehin schon arme Land noch mehr aussog. Englands Einfluß nahm unter seiner Regierung ein Ende und 1837 verließen sämmtliche brittische Officiere Persien. Diese wurden durch französische Exerciermeister ersetzt, welche der persische Gesandte Hussein Khan in Paris bestellt hatte. Da sie aber nur durch Hülfe der in Persien sehr einflußreichen russischen Gesandtschaft Sold erhalten konnten, verließen auch sie Persien

nach wenigen Jahren. Der jetzige Schah Nassareddin Khan gelangte ohne Blutvergießen zum Thron.

Persien ist gegenwärtig ein armes, menschenleeres Land, die entsetzliche Habsucht und erbärmliche Regierung des verkommenen Geschlechts der Kadscharen stürzt das Land immer tiefer in den Abgrund, Seuchen und Erdbeben entvölkern große Strecken, noch mehr der Verfall der Bewässerungsanlagen. Das Volk ist fleißig und friedliebend, aber durch seine Knechtschaft lügenhaft und betrügerisch, mit allen Lastern des Sklaven behaftet.

In Afghanistan wurde 1747 nach Nadir Schahs Tode Achmed Khan aus dem Stamme der Suddosi (Durani) zum unabhängigen Fürsten erwählt, auch von Nassir, dem mächtigen Khan von Beludschistan, als oberster Lehnsherr anerkannt. Dieser weise und kriegerische Fürst eroberte Herat und Nischabur, Kaschmir und Delhi und behauptete sich vom indischen Meere bis Buchara. Ihm folgte 1773 Timur Schah. Nach dessen Tode wurde durch die Bemühungen des mächtigen Großvezirs Schirafraz Khan aus dem Stamme der Barukfi Achmed's Enkel Siman Schah als Beherrscher anerkannt. Bei Gelegenheit einiger Aufstände warf Siman Schah Verdacht auf seinen Wohlthäter und ließ ihn hinrichten. Jetzt erhob sich die Familie der Barukfi und Fatteh Khan, der älteste Sohn von Schirafraz Khan, verhalf dem Bruder Simans, Mahmud, auf den Thron. Siman ward geblendet. Indessen der neue Schah durch Charakterlosigkeit und Schwäche zu Unruhen Anlaß gab, gewann ein Bruder desselben, Schudschah, der Schützling der Engländer, den Thron, mußte ihn jedoch bald wieder, von Fatteh Khan geschlagen, verlassen. Mahmud erhielt nun wieder den Namen des Herrschers (1809), Fatteh Khan regierte in Wahrheit. Darüber eifersüchtig, ermordete Kamran, ein Sohn des Schahs, den Fatteh Khan, mußte jedoch vor der Rache der Barukfi mit seinem Vater nach Herat fliehen. Hier behauptete sich Mahmud und hinterließ bei seinem Tode (1829) seinem Sohne Kamran die Herrschaft von Herat als letztes Erbtheil der Suddosi.

Während dessen stellten die Barukfi einen Scheinkönig in der Person Eidschub Schahs, Bruder des Mahmud, auf. Aber

während Asim Khan, Fatteh Khans Bruder, die Herrschaft seiner Familie befestigte, hatte Rundschit Singh, der Herrscher des Pendschab, Kaschmir, dann Peschawer genommen (1823). Nun rückte Asim mit seiner ganzen Macht gegen den Maharadscha, ward aber geschlagen und starb vor Scham. Eidschub Schah verschwand darauf und das Reich zerfiel in einzelne Theile. In Kabul und Ghizni herrschte fortan Dost Mohammed Khan, Bruder Fattehs und Asims, das Muster eines orientalischen Herrschers, in Kandahar ein anderer Bruder desselben, Kohen Dil, weniger rühmlich, in Peschawer der dritte Bruder, Serdar Sultan Mahommed, in Tributpflichtigkeit gegen Rundschit Singh. Alle diese kleinen Reiche waren übrigens eifersüchtig und feindselig gegen einander und gegen Herat. Nun hielt die ostindische Regierung die Zeit für geeignet, sich dauernden Einfluß in Afghanistan zu sichern, um ein Gegengewicht gegen den russischen Einfluß in Persien zu besitzen. Schach Schudscha ward als Kronprätendent proclamirt und durch englische Truppen 1839 in Kabul eingesetzt. Dost Mohammed übergab sich den Engländern als Gefangener. Aber das unpolitische Benehmen Schudscha's und das kriegerische Talent Akhbar Khans, eines Sohnes von Dost Mohammed, erzeugte einen Aufstand gegen die Fremden, Alexander Burnes, der englische Resident zu Kabul, ward ermordet und der größte Theil der englischen Besatzungstruppen aufgerieben (1841). Solche Schmach hatte England in neuester Zeit nicht erlebt. Im folgenden Jahre wurde Afghanistan durch ein neues englisch-indisches Heer erobert. Da man jedoch das Land nicht behaupten wollte, so ließ man den Dost Mohammed frei und zog mit allen Truppen wieder über den Indus, aber nicht ohne vorher in Kabul fürchterliche Verwüstungen angerichtet und die Städte Ghizni, Dschellalabad, Tscharkir und viele kleinere Orte dem Erdboden gleich gemacht zu haben. Schah Schudscha war inzwischen von den Afghanen ermordet worden. Dost Mohammed suchte sich nun wieder in den Besitz von Kabul zu setzen und beseitigte glücklich alle Intriguen und Partheiungen. Er rüstete ein Heer gegen die vereinigten Usbekenfürsten Nasr-Allah von Bokhara und Murad Beg von Kunduz und den Wali von Khulm, welche sich mit

andern Häuptlingen und der Bevölkerung von Balkh und Bhamian verbunden hatten, um die Verwirrung in Afghanistan auszubeuten. Akber Khan überschritt den Hindukuh und siegte bei Balkh (1844). An dem ersten Kriege der Siks gegen die Engländer (1843) nahm Dost Mohammed keinen Antheil, beim zweiten (1849) betheiligte er sich mit 1500 Reitern, die jedoch nach der entscheidenden Schlacht bei Godscherat (21. Febr.) sich rasch auf den Rückweg machten und von den Engländern bis in die Kheyber-Pässe verfolgt wurden. Im Jahre 1850 drang Dost Mohammed auf's neue gegen die Usbeken vor, unterwarf das Land bis an den Oxus und schlug die Turkomannen 1851. Bei dem jetzigen Kriege zwischen Rußland und England scheint die Stellung Dost Mohammeds eine sehr zweifelhafte zu sein. Auf der einen Seite droht Rußland, dessen Truppen in Khiwa stehen, auf der andern Seite verspricht er sich Vortheile von England, und hat nach neueren Berichten Subsidien von letzterer Macht verlangt, um sich gegen Persien und Rußland halten zu können.

Wir folgen im ersten Abschnitt General Malcolms mehrmals wiederholten Gesandschaftsfahrten zum Hofe des Schahs von Persien und geben zur charakteristischen Schilderung der persischen Sitten und des persischen Lebens einen Theil der Anekdoten wieder, welche in der unten angeführten Schrift Nr. 1., deren wahrscheinlicher Verfasser Malcolm selbst ist, niedergelegt sind. Sodann begleiten wir Fraser nach Khorasan im zweiten Abschnitt und schließen uns im dritten dem neuesten Reisenden Wagner auf seinen Streifereien in Kurdistan und Aserbeidschan an. Der vierte Abschnitt ist kurzen Streifblicken auf Afghanistan und Beludschistan gewidmet.

Führer waren uns nächst Ritter hauptsächlich:

1) Leben und Sitten in Persien. Aus dem Engl. übersetzt von Lindau. 2 Theile. Dresd. u. Lpz. b. Arnold. 1828. (Das engl. Original führt den Titel: Sketches of Persia ff.) 2) Reisen in Georgien, Persien, Armenien 2c. von Sir Robert Ker Por-

ter. Aus d. Engl. 1r Thl. Weimar, Ind.-C. 1823. 3) Reise von Indien durch Persien von Keppel im Ethnogr. Archiv von Bran. 35r Bd. Jena 1827. 4) Reise durch Armenien und Persien von Jaubert. Ebendas. 16r Bd. 1822. 5) Frasers Reise nach und in Khorasan in 2 Bdn. Neue Bibl. der wicht. Reisebeschreib. ꝛc. 48r u. 52r Bd. Weimar. Ind.-C. 1828 u. 1829. 6) Reise nach Persien und dem Lande der Kurden von Moritz Wagner. 2 Bde. Lpz. Arnold. B. 1852. 7) Magazin für die neueste Geschichte der evangel. Missions- und Bibelgesellschaften. 1847. I. u. II. Quart. Basel. 8) Reise in Beludschistan, Afghanistan und dem Pendschab von Carl Masson. Aus dem Engl. Stuttg. Frankh. 1851. 9) Patmakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. Von Ehrich von Schönberg. 2 Thle. Leipz. F. A. Brockhaus. 1852.

Erstes Kapitel.

In bunter Gesellschaft von Indiern, Persern, Arabern und Europäern steuerte unser Schiff nach einem kurzen Aufenthalt zu Maskat dem persischen Meerbusen zu. Nach zwei Tagen erblickten wir den grauen Kalkfelsen Bombarek (Glückshügel), der seinen Namen dem Umstande verdankt, daß er dem Schiffer den ersten Gruß vom persischen Lande bringt. Das Wasser ist in der Nähe des Kaps so flach, daß unser Schiff im Schlamme stecken blieb und nur mit großer Mühe wieder flott gemacht werden konnte. Am folgenden Tage gingen wir auf der Rhede von Kischm vor Anker. Diese öde und traurige Insel war einst durch 360 Dörfer belebt und von Dattel- und Obstbaumgärten grün überzogen. Aber seitdem die arabischen Seeräuber hier häufig landeten, die Fruchtbäume umhieben und Alles vernichteten, so weit sie drangen, erblickt man kein grünes Blatt mehr, nur hellgraue Felsen aus Muschelkalkstein und brauner Sand ermüden das Auge. Ein geringer Rest der Einwohnerschaft hat sich noch am äußersten Ende der Insel in der befestigten Stadt Kischm erhalten. Ein anderes Denkmal verblichenen Glanzes ist die kleine benachbarte Insel Ormuz, einst der Sitz großartigen Handelslebens, jetzt eine kahle Masse ganz unfruchtbarer, vulkanischer Felsen, die sich in rauhen Gipfeln von vielerlei Farben hoch über das Meer erheben. Unter einem arabischen Fürsten blühte die Insel, als die Portugiesen im Jahre 1507 sich

derselben bemächtigten. Lange Jahre zogen diese bedeutende Revenüen von ihr, bis sie 1623 von Schah Abbas durch Hülfe der Engländer aus ihrem Fort vertrieben wurden. Seitdem zog sich der Handel nach dem Hafenort Bender Abbassi (früher Gamberun genannt), wo Franzosen und Portugiesen sich niederließen und die Engländer eine bedeutende Faktorei hatten. Zu jener Zeit war die Straße von Bender Abbassi nach Kerman reich belebt durch Karawanenzüge und Kerman am Rande der Wüste der Mittelpunkt des Reichthums und des Luxus, die zweite Stadt im persischen Reiche. Jetzt ist die alte Handelsstraße eine unwirthbare Einöde geworden, Kerman, mehrfach zerstört, ist von seiner Höhe tief gesunken und nur noch durch seine Waffenfabriken und seine feinen kaschmirähnlichen Shawls berühmt, und im verlassenen Hafenort des großen Abbas breiten sich Armuth und Ruinen immer weiter aus. Aller Handel hat sich nach Abuschehr (Buschir) gezogen. Zu Bender Abbassi haust jetzt im alten verfallenen Fort der Portugiesen eine elende Besatzung des Imam von Maskat, und zwanzig Fischerfamilien bilden die ganze übrige Bevölkerung.

Als wir in den persischen Meerbusen eingelaufen waren, befanden wir uns auf dem klassischen Schauplatze der wunderbaren Abenteuer Sindbad des Seemanns. Ich ließ einen arabischen Diener rufen und fragte ihn nach den Bewohnern der unfruchtbaren Küste Arabiens. „Sie gehören zur Secte der Wahhabi und heißen Dschuassimi", antwortete er mit einiger Unruhe, „aber Gott behüte uns vor ihnen, sie sind Ungeheuer! Sie halten sich streng an den Koran, der ihnen verbietet, die Lebenden zu plündern, aber sie schlagen dir den Schädel ein und sagen: das heilige Buch verbietet uns nicht, die Todten auszuziehen. Aber", fuhr der Araber fort, „es ist nicht ganz ihre Schuld, sie stammen von einem Haul oder Ungeheuer ab und handeln nach ihrer Natur." Ich bat den Erzähler, mich näher über ihren Ursprung zu unterrichten. „Ein arabischer Fischer", hob er an, „der nicht weit von Gambrun lebte, zog einst in seinem Netze ein Thier in Menschengestalt an's Land, das mit Haaren bedeckt war. Als er fand, daß es arglos war, nahm er es in sein Haus, wo es bald sein Liebling wurde. Es konnte

zwar keinen andern Laut von sich geben, als haul, haul, aber es war sehr gelehrig und verständig und bewachte die Heerden. Eines Tages kamen hundert wohlbewaffnete Perser zu Pferde aus dem Binnenlande und wollten die Schafe wegtreiben. Der Haul, der nur mit einer Keule bewaffnet war, vertheidigte die Heerde so gewandt, daß er die Hälfte der Perser erlegte, worauf die anderen flohen. Im Besitze der Pferde, Kleider und Waffen der besiegten Perser und mit also bewährtem Muthe fand das wohlwollende und tapfere Ungeheuer bald eine Frau, die gute Eigenschaften dem äußeren Ansehen vorzog. Die Hochzeit ward glänzend gefeiert und die anfangs bemitleidete, später beneidete Frau ward die Mutter von vier Söhnen, den Stammvätern der vier berühmten Stämme Ben Dschuassimi, Ben Ahmed, Ben Nasir und Ben Sabuhil, die man bis auf diesen Tag unter dem allgemeinen Namen der „Kinder Haul's" kennt. Alle sind Schiffer, Fischer und Freibeuter und haben die Amphibien-Natur ihres gemeinschaftlichen Stammvaters geerbt."

Nach einer durch unerträgliche Hitze, widrige Winde und Windstillen ziemlich verzögerten Fahrt warf unser Schiff die Anker aus auf der Rhede von Abuschehr (Buschir), dem besuchtesten persischen Hafenort, berühmt als Markt für Baumwollenzeug, Datteln und Teufelsdreck. Die See war stürmisch, als der Gesandte in Begleitung eines vornehmen und tapfer aussehenden Persers, des Khan Sahib, in einer Barke an's Land ging. Als das Boot der Hafenmündung sich näherte, jagten die Wellen einander und drohten das kleine Fahrzeug umzuwerfen. Jeder Welle, als sie stieg und näher rollte, rief Khan Sahib mit schnellem Tone zu: „Allah, Allah, Allah!" und in dem Augenblicke, wo sie verschwand, verrieth er in noch hastigeren Tönen seine Dankbarkeit: „Schuker, Schuker, Schuker!" — Dank, Dank, Dank! Und so tönten die Angstrufe und Danksagungen, Allah, Allah, Allah! und Schuker, Schuker, Schuker! eine Viertelstunde lang in unseren Ohren, bis endlich ein „Al Hamd ulillah!" — Gott sei gelobt! — langsam und bedächtig ausgesprochen, uns verkündigte, daß wir wieder in ruhigem Wasser waren. Als wir unsern Freund später mit diesem Mangel an Fassung neckten, vertheidigte er sich standhaft und sagte, er pflege auf dem Meere

zweimal mehr als am Lande zu beten. Uebrigens beobachtete der tapfere Perser auch am Lande keinesweges eifrig die Gebräuche seines Glaubens und die Strenggläubigen hielten ihn für einen Sufi oder Philosophen, ein Name, der in Persien von allgemeiner Bedeutung ist und Alle umfaßt, welche in religiöser Hinsicht nicht im gewöhnlichen Geleise gehen, vom Andächtigen, der über die Mysterien des Glaubens faselt, bis zu dem Sünder, der über die Gebräuche des Glaubens seiner Heimath spottet.

Abuschehrs Bewohner sind größtentheils Araber und dem Seeleben ergeben, während die Perser, welche aus Gewinnsucht nach diesem Hafenort gezogen sind, einen großen Widerwillen gegen das Meer hegen. Den Unterschied im Charakter beider Nationen sahen wir bei Gelegenheit eines Hundewettrennens zwischen einem englischen Windhunde Namens Venus und einem starken arabischen Hunde, der Kassab oder Fleischer hieß. Der Gesandte äußerte die zuversichtliche Hoffnung, daß seine Venus siegen würde. „Wie könnte es diesem arabischen Hunde zukommen, mit dem schönen Windhunde des Eltschi (Gesandten) zu laufen?" äußerte ein schöner Perser, und alle seine glattzüngigen Landsleute stimmten ihm bei. Aber ein armer zerlumpter Araber, der den ganzen Tag in der Sonne saß und Grasschirme begoß, welche man gegen die Hitze vor die Hausthüren gestellt hatte, sprang plötzlich auf und mit feurigem Auge und kräftigem Nachdrucke rief er aus: „Bei dem allmächtigen Gott, der arabische Hund wird siegen!" Beiläufig war das Ende des Kampfes, daß der englische Windhund es dem Araber an Schnelligkeit weit zuvor that, aber die Jagd, deren Gegenstand eine halbwüchsige Antilope war, dauerte lange, und gegen das Ende siegte die Stärke des Fleischers. Die Antilope war jedoch beiden überlegen.

Die Gegend um Abuschehr ist, wie das ganze Duschistan („Duscht" die Ebene, ebenes Küstenland), von abstoßendem unfruchtbarem Ansehen und mit Ausnahme einiger Dattelpflanzungen durch keine Art von Vegetation belebt. Städte und Dörfer, aus grauem Thon erbaut, gleichen mehr unregelmäßigen Erhöhungen des gleichfarbigen Bodens, als für Menschen bestimmten Wohnungen, und sind angefüllt mit Elend und Schmutz.

Doch hat einige Verbesserung in der Lage der Bewohner die Einführung der Kartoffel gebracht, wodurch sich der Gesandte in dieser Gegend ein dauerndes Denkmal gestiftet hat, denn diese nützliche Knolle wird hier allgemein Malcolms Pflaume (Aluh e Malcolm) genannt. Ein junger fetter Perser ging vorzüglich bereitwillig auf die Bemühungen des Gesandten ein, um als demüthiges Werkzeug das Gute zu befördern, und erhielt das Versprechen, eine ansehnliche Menge Kartoffeln zum Anbau zu erhalten. Als er sich aber bei dem Gesandten hinreichend in Gunst glaubte, rückte er mit seinem wahren Begehren hervor und bat den Eltschi, ihm statt der Kartoffeln doch ein paar Pistolen oder ein Stück englisches Tuch zu verehren. Diese Enthüllung der wahren Absichten des erklärten Bodenveredlers erregte nicht wenig Gelächter, selbst bei seinen Landsleuten, und bis zu seinem Tode war der Mann überall unter dem Namen „Kartoffel" bekannt.

Unser erstes Geschäft in Abuschehr war, das sämmtliche Personal der Gesandtschaft beritten zu machen, denn in Persien geht Niemand zu Fuße. Es waren daher für die verschiedenen Personen des Gefolges Reitthiere verschiedener Art nöthig, vom persischen Klepper „Jabu" bis zu dem Araber von reiner Abkunft „Redschi Pack" (d. h. reine Adern), deren viele an der persischen Küste mit so großer Aufmerksamkeit auf einen unbefleckten Stammbaum gezogen werden, als man in den besten Stutereien Englands darauf wendet. Die Stuten stehen vorzüglich in Ansehen und an einer berühmten Zuchtstute haben oft 10—12 Araber Antheil. Ein gutes Pferd geht dem Araber über Weib und Kind und selbst die ausschweifendsten Preise können ihn oft nicht zum Verkauf seines Lieblingsthieres bewegen. Ein Araber der Umgegend kam zu uns auf einem sehr schönen Pferde geritten. Man fragte ihn, ob er es verkaufen wolle. „Was giebst Du mir?" erwiederte er. Der Gesandte bot ihm funfzig Toman. Ein wenig mehr, wenn Dir's beliebt, sprach der Bursche. Achtzig — hundert! „Gut", antwortete der Araber, „versuche mich nicht weiter, es ist umsonst. Du bist ein schöner Eltschi, hast schöne Pferde, Kameele und Maulthiere, Ladungen von Silber und Gold — Du möchtest nun auch gern mein junges Pferd

haben, aber Du sollst es nicht erhalten, und wolltest Du Alles geben, was Du hast". Mit diesen Worten ritt er in die Wüste.

Die Pferdeliebe wird mitunter lächerlich. So klagte einst ein Araber, dem ein Bein gebrochen war, übermäßig, und als ihm der europäische Arzt zu Abuschehr darüber Vorwürfe machte, antwortete er: „Glaube nicht, Ferindschi, daß ich ein klagendes Wort ausstoßen würde, wenn mein edles Pferd mit einem munteren Schlage mir beide Beine zerschmettert hätte, aber daß ein dummer Esel mir ein Bein zerschlagen hat, das ist zu arg und ich will klagen!"

Sonst drehen sich die Begriffe der hiesigen Araber nur um die Pflege der Dattelbäume und der Kameele, welche beide ihnen die einzigen Mittel ihres Lebensunterhaltes liefern. Einen sehr langen englischen Officier nannten sie stets den „Dattelbaum." Auch fühlen sie sich in ihrem Elend glücklich und zeigen große Anhänglichkeit an ihr Geburtsland, wo es fast gar kein süßes Wasser giebt und die Hitze so unerträglich ist, daß Fremde hier fast gar nicht ausdauern können. Ein arabisches Mädchen war mit einer englischen Familie als Kinderwärterin nach Europa gegangen und vier Jahre in England geblieben. Als sie zurückkehrte, sammelten sich alle Nachbarn um sie, um etwas von England zu hören. „Das Land ist wie ein Garten", berichtete sie, „die Menschen sind sehr reich, haben schöne Kleider, schöne Häuser, schöne Pferde, schöne Wagen und sollen sehr weise und glücklich sein." Die Zuhörer geriethen in eine düstere Stimmung, die eine Unzufriedenheit mit ihrer Lage verrieth. „Aber etwas hat England doch nicht", fuhr das Mädchen fort. „Nun, was ist das?" fragten die Araber lebhaft. „Es ist nicht ein einziger Dattelbaum im Lande." „Was Du sagst!" riefen Alle einstimmig; der Neid verwandelte sich in Mitleid, und sie entfernten sich erstaunt, wie Menschen in einem Lande leben könnten, wo es keinen Dattelbaum giebt.

Wir verweilten mehrere Wochen in Abuschehr und vertrieben uns die Zeit mit Jagd und Falkenbeize. Hauptgegenstand der Jagd ist die Antilope, welche man für das schnellfüßigste Thier hält. Ihr erster Lauf ist in der That erstaunlich rasch, aber selten läuft sie über anderthalb bis zwei Stunden. Die

berittenen Jäger halten die Falken auf der Faust, die Hunde führen sie an einer Koppel. Wird eine einzelne Antilope gejagt, so lassen die Jäger mit den Hunden die Falken los, verfolgt man aber ein ganzes Rudel, so wartet man, bis die Hunde ein einzelnes Thier hetzen. Die Falken, die nicht weit von der Erde streichen, haben die Antilope bald eingeholt und stoßen nach einander auf den Kopf derselben, zuweilen mit solcher Heftigkeit, daß sie stürzt. Auf alle Fälle betäuben sie das Thier so sehr, daß es seinen Lauf hemmt und die Hunde es einholen können, und alsbald umringen Reiter, Hunde und Falken das arme Wild. Hunde und Falken sind so sehr an gemeinsames Jagen gewöhnt, daß sie stets Beistand von einander zu erwarten scheinen. Die Falken, welche zur Antilopenjagd gebraucht werden, heißen Tscherkh. Sie sind nicht groß, aber sehr ebenmäßig gebaut. Man wirft sie nicht gern auf Böcke, da sie sich leicht auf den scharfen Hörnern spießen. Eine andere schöne Jagd ist die Jagd auf den Hubara, eine Trappe von 7—11 Pfund Schwere mit schwarz und weißem Federbusch an jeder Seite des Halses. Zu dieser Jagd sind zweierlei Falken nöthig. Der Tscherkh stößt auf die Trappe, wenn sie auf dem Boden ist, folgt ihr aber nicht, während sie fliegt. Dazu gebraucht man den Bheiri, einen in Indien sehr bekannten Falken, den man wirft, sobald der Hubara steigt.

Vom Prinzen Statthalter zu Schiras traf bald nach unserer Ankunft zu Abuschehr ein Geschenk von zwölf Kameelladungen Obst ein und einige Tage darauf langte auch der für uns bestimmte Mehmendar in der Person eines jungen Edelmanns von dem herrschenden Kadscharen Stamme an. In Persien wird jeder Fremde von Stand, so wie jeder Gesandte einer fremden Macht als Gast des Königs betrachtet und sammt seinem ganzen Gefolge auf Kosten seines Wirthes mit Wohnung und Nahrung versehen. Der Mehmendar oder Fremdenführer ist der amtliche Reisemarschall und hat von den Ortschaften, durch welche die Reise geht, alles Nöthige beizutreiben. Diese Lieferung von Lebensmitteln heißt „Surhaut" und ist einer der lästigsten Theile des „Saaderaut" oder der außerordentlichen Besteuerung. Der Mehmendar sieht sein Amt stets als Mittel zur

Bereicherung an und fordert das 4—5fache des Erforderlichen, läßt sich auch häufig mit Geld statt der Naturalien abfinden, wobei dann die Reisegesellschaft Mangel leidet, und erlaubt sich gewöhnlich die größten Bedrückungen und Erpressungen, so daß viele Dörfer an besuchten Straßen von den Einwohnern verlassen sind. Die Stelle des Mehmendar wird zuweilen als Abfindung an Leute vergeben, welche Forderungen an den Thron haben, auch oft für schweres Geld erkauft.

Als Tag und Stunde unsers Aufbruchs von Abuschehr durch die Astrologen bestimmt waren — denn keine wichtige Handlung wird in Persien vorgenommen, ohne daß man in Betreff der geeigneten Zeit die Astrologie zu Rathe gezogen hätte — setzte sich unsere Karawane bei heller Mondscheinbeleuchtung in Bewegung. Es war ein malerischer und langer Zug, da wir des vielen Gepäckes und des Feldgeräths wegen eine große Anzahl Maulthiere mit uns führten. Man findet nirgends schönere Saumthiere dieser Art, als in Persien. Sie tragen schwere Lasten und gehen auf weite Strecken über zwei Wegstunden in einer Stunde. Der Khater-Baschi, der Maulthiertreiber, ist ein wichtiger Mann. Diese Leute sind gewöhnlich wegen ihrer Körperstärke, besonders aber wegen der Kraft ihrer Lunge berühmt, und beide werden stets angestrengt, Menschen und Vieh Martern und Uebeln aller Art in dieser und jener Welt zu übergeben. Sie wissen aber diese Eigenschaften auch an andern zu schätzen. Einer unserer Maulthiertreiber warf einst beim Abladen eine Kiste mit Glaswaaren sorglos auf die Steine. Der Haushofmeister des Gesandten, ein stämmiger Bursche, erzürnte sich über diese Behandlung des Tafelgeschirres so heftig, daß er jenen faßte, und ihn, ehe derselbe sich wehren konnte, über das Saumthier warf. Obschon nun die Knochen des Persers in dieselbe Gefahr geriethen, als das Glas, und die rauhe Behandlung durch die heftigen Worte des Haushofmeisters keineswegs gemildert wurde, faßte doch der Maulthiertreiber von Stund an eine solche Zuneigung zu seinem Ueberwinder, daß er stets nur an diesen gewiesen sein wollte. Aehnliches wird vom Schah Nadir erzählt, der seinen größten Stolz in seine Körperstärke und seine gewaltige Stimme setzte. Um ihn zu demüthigen, wählte Sultan Mahmud der Fünfte, sein großer

Nebenbuhler, einen Lastträger von außerordentlicher Stärke und kräftiger Lunge zum Gesandten an den persischen Hof. Der Ruf ging dem merkwürdigen Botschafter voraus; man hielt die Sendung für eine Beleidigung, doch überwand Neugier beim Schah jede andere Rücksicht und der Gesandte wurde eingeführt. Nadir warf seinen grimmigsten Blick auf ihn und sprach mit der höchsten Anstrengung seiner Stimme: „Was willst Du von mir?“ Fast der ganze zahlreich versammelte Hof erzitterte und die Halle erdröhnte von dem Ton, aber der Gesandte zeigte sich unerschrocken und mit einer Donnerstimme, vor welcher Nadirs Stimme wie der Diskant eines Kindes klang, rief er aus: „Nimm diesen Brief und gieb eine Antwort, damit ich zu meinem Herrn zurückkehren kann.“ Nadirs finstere Züge erheiterten sich allmählich zu einem Lächeln und er entließ den Gesandten mit den Worten: „Sage Mahmud, es freue mich, daß er einen Mann in seinem Reiche hat und so verständig gewesen ist, ihn uns zu schicken, damit wir uns von der Sache überzeugen können!“

Die Tracht der reisenden Perser besteht in einem Paar sehr weiter Hosen, in der Regel von rothem Tuch, in deren weite Höhlung alles gepackt wird, was man auf der Reise gebraucht oder wessen man sich auf der Straße als guter Prise bemächtigt. An den Knöcheln sind die Hosen mit einem Bande umbunden und passen in die weiten plumpen Stiefeln aus rothem Leder oder Juchten. Die Kabba, das Oberkleid beim gewöhnlichen Anzuge, ist vorn aufgeschürzt, so daß man den faßähnlichen Untertheil sieht. Ueber den ganzen Anzug wirft der Vermöglichere die Barauni, einen großen Mantel mit weiten Aermeln, der die ganze Person bedeckt, oft aus sehr feinem Stoff besteht, mit feinem Pelzwerk gefüttert und mit Seide, Gold und Silber gestickt ist. Häufiger wird der Dima getragen, der fast dem Reitkleide eines Frauenzimmers gleicht und vom Hals bis an den Gürtel dicht an dem Körper liegt, von da aber in weiten Falten bis auf die Füße herabfällt. Aermere tragen Mäntel von Schaffellen. Die Mehrzahl der kriegerischen Perser trägt dabei noch ein Schwert, eine Flinte, Pistolen und einen Dolch, nebst mancherlei sonderbaren Behäl-

tern für die Munition. Auf dem Kopfe sitzt eine schwarze Mütze von Schafleder in verschiedener Form und von jeder Größe, die ganz darauf berechnet ist, den stolzen Blick des schnurrbärtigen Besitzers noch mehr zu heben, der sich auf seinem hohen Sattel als Herrn der Welt betrachtet.

Fünf und zwanzig Wegstunden lang ging unsere Reise durch die öde und dürre Ebene des brennend heißen Duschtistan (oder Gormsir), wo uns nur halbnackte schwarzbraune Männer und Weiber begegneten. Dann kamen wir an den Fuß des Gebirges, wo das Dorf Dalaki zwischen kahlen Felsen liegt. Aber eine Quelle, mit Naphtha angeschwängert, ernährt hier zahlreiche Dattelbäume und die zwischen den Bergen eingeengte Hitze läßt die schönsten Datteln reifen. Von hier aus führt ein beschwerlicher Pfad über die sich erhebenden Gebirgsreihen, welche die Hochebene Persiens von dem flachen Küstenlande scheiden. Wohl nirgends in der Welt ist eine so besuchte Straße, deren Felsgestein von den zahlreichen Karawanen an manchen Stellen spiegelglatt getreten ist, so unwegsam als diese. Schauerliche Abgründe und senkrechte Felswände zur Seite führte der Pfad durch die Kothuls (Felsenpässe) e Mullu und Kummauridsch im Zickzack bald steil in die Höhe, bald schroff hinab, in einer Breite, wo oft kaum Platz bleibt für das Saumthier. Oft mußten diese trotz ihres Gepäckes von meist 300 Pfund Schwere Sprünge wagen von einem Felsstücke zum andern, wo ein Fehltritt sie in den Abgrund geschleudert haben würde, aber ihre unvergleichliche Behendigkeit führte sie glücklich hindurch. Das Malerische unseres Zuges wurde vermehrt durch die Begrüßung der benachbarten Stämme und Dörfer, deren Häuptlinge zu Pferde auf dem Rücken der Berge erschienen, während ihr Gefolge von Felsen zu Felsen sprang und den Fremden zu Ehren die Luntenschloßflinten abfeuerte, deren Knall von den Felsen vielfach wiederhallte. Als wir die letzten Kothuls überwunden hatten, traten wir in das Thal von Kaserun, wo unser Auge durch üppige Felder, durch Myrten, Brombeergebüsch und Weiden erfreut wurde, welche kleine und klare Bäche beschatteten. Die Stadt selbst ist ein Haufen von Ruinen, wie so viele Städte Persiens, aber berühmt durch ihre Ringer (Pelewans) und Vo-

gelfänger, so wie als Marktplatz für die Pferde der Umgegend, welche noch arabisches Blut in ihren Adern haben. Die Bewohner des Ortes leben in Blutfehde mit dem räuberischen Stamme der Mama Sunni's in den Bergen, welcher sich rühmt, seinen Namen und seine Sitten unverändert seit Alexander des Großen Zeiten bewahrt zu haben. Darum mußten wir uns mit einem starken Schutzgeleit versehen, mochten wir in der Umgegend das niedliche schwarze Rebhuhn jagen, oder Ausflüge nach den benachbarten Ruinen von Schahpur machen. Letztere liegen in einem fruchtbaren, vom Schahpurfluß durchströmten Thale, das in zahlreichen verfallenen Bewässerungskanälen die Spuren früheren hohen Anbaues aufzuweisen hat. Hier im einsamen Thale, dessen Stille nur vom Gesange der Amseln, Drosseln und anderer Waldvögel unterbrochen wird, liegen zahlreiche Schutthaufen und Reste von Säulen, Prachtmauern, Sphinxen und Ornamenten aller Art, vermischt mit grotesken Felsmassen und beschattet von Cypressenbäumen. Diese todten stummen Reste der Vergangenheit erhalten ihre Sprache durch die Skulpturen, welche in den trefflich polirbaren Jaspis der Felsenwände gehauen sind und gekrönte Sieger in persischer Tracht, vor denen Andere in Römertracht knieen, Jagdzüge und Triumphzüge darstellen. Sie zeigen deutlich auf den Sassaniden-Herrscher Sapor I. (Schahpur), den Sohn Ardschir Babechans, des Wiederherstellers persischer Königsmacht nach 500jähriger Verdrängung durch macedonische und parthische Herrscher. Dazumal wurde das alte Farsistan wieder der Mittelpunkt der Monarchie und der alte Feuerdienst zur herrschenden Volksreligion, und das neu aufblühende Perserreich ward der Schrecken des römischen Orients. Die Sculpturen zu Schahpur verkünden die Niederlage des römischen Kaisers Valerianus, welcher von Sapor I. besiegt und gefangen genommen wurde (260 n. Chr.)

Riza Kuli Khan, der Statthalter in Kaserun, machte dem Gesandten einen Besuch. Dieser alte Edelmann hatte eine seidene Binde über seine Augenhöhlen gelegt, da man ihn geblendet hatte, während die beiden Familien Zend und Kadschir sich um den persischen Thron stritten. Er erzählte uns die Geschichte seines Unglücks, aber nicht um uns zu rühren, sondern uns zu

unterhalten und zu amüsiren. Denn in einem Lande, wo dergleichen Gräuel täglich vorkommen, werden sie wie gewöhnliche Ereignisse betrachtet und verlieren ihre Schrecken. „Als eifriger Anhänger des Hauses Kadschir", so erzählte der blinde Mann, „erstaunte ich nicht wenig, daß ich nur zum Verlust meiner Augen verurtheilt wurde, als ich in die Gewalt des niederträchtigen Stammes Zend gefallen war. Ein Ferasch (niederer Diener) kam mit einem großen stumpfen Messer zu mir als Vollstrecker des Urtheils. Ich bot ihm zwanzig Tomans, wenn er sich meines Federmessers bedienen wollte. Er schlug es auf die roheste Weise ab, nannte mich einen Bösewicht, der seinen Bruder ermordet hätte und bedauerte nur, daß es ihm nicht vergönnt wäre, mich zu tödten. Ich legte mich nun mit verstellter Unterwürfigkeit auf den Rücken und Jener streifte die Aermel auf, schwang sein Messer, setzte ganz bedächtig sein Knie auf meine Brust und wollte seine Schlächterarbeit beginnen, als wäre ich ein dummes Schaf gewesen. Doch unversehens erhob ich meinen Fuß und stieß ihn so heftig auf den Magen, daß er überpurzelte auf eine Art, die Dich zum Lachen gebracht haben würde." Riza Kuli Khan wiederholte bei diesen Worten herzlich lachend die beschriebene Bewegung seines Fußes und fuhr fort: „Ich sprang auf, mein Gegner auch; doch dieser war stärker, und als er mich niedergeworfen hatte, stach er mir die Augen aus. Die Wunden heilten bald, und als der Stamm Kadschir zur unbestrittenen Herrschaft kam, ward ich für meine Leiden belohnt. Hier lebe ich im Ueberflusse und genieße einer Ruhe, welche Menschen, die sehen können, in diesem Lande nicht zu Theil wird. Zeigt sich ein Ausfall in der Einnahme, so sagt der König: Es ist der arme blinde Riza Kuli Khan, laßt ihn gehen! Du siehst also, Eltschi, ich bin in der That durch den Verlust meiner beiden Augen besser gegen Unglück geschützt, als wenn ich zwanzig der hellsten Augen in Persien hätte." Und Riza Kuli Khan lachte wieder über diesen zweiten Scherz. Der alte Mann hatte nicht ganz Unrecht, denn Niemand ist ein geplagterer Mann, als ein zur Erhebung der öffentlichen Einkünfte angestellter Beamter in Persien. Als der Prinz Statthalter von Schiras einst seine Räthe fragte, welche Strafe groß genug wäre

für einen ganz abscheulichen Verbrecher, sprach ein alter Günstling: „Mache ihn zum Einnehmer. Es kann kein Verbrechen geben, das in einer solchen Anstellung nicht bald eine hinlängliche Strafe erhielte!“

Von Kaserun ging unser Weg aufwärts, bis wir in das liebliche Thal Duscht e Ardschun eintraten. Von den ringsum sich erhebenden Bergen rieseln hundert Bächlein in Cascaden herab und vereinigen sich zu einem See in der Mitte des Thales. Am Saume des Wassers blühen Rosen, Hyacinthen und Blumen aller Art, und fruchtbare Gefilde breiten sich aus bis zu dem Fuße der Felsenberge, deren schroffe Abhänge mit Reben bekleidet sind. „Iran Henin ast, Iran Henin ast“, dies ist Persien! dies ist Persien! riefen die Perser, als wir des frischen Anblicks uns erfreuten. Aber die Einwohner fühlen sich nicht so glücklich, wie der lachende Anblick des Thales glauben läßt. „Dieses Grün“, sagte mir ein alter Reis oder Landeigenthümer, „dieses Grün, das Du so sehr bewunderst, ist unser Verderben. Unser Thal hat das beste Weideland in ganz Persien und die Folge davon ist, daß die Prinzen ihre Maulthiere hieher schicken, um sie zu mästen. Unsere Getreidefelder und Gärten werden von diesen Thieren zertreten und wir haben dabei die Unverschämtheiten der Hofleute zu ertragen. Diese Burschen sind in unserm Lande — ich weiß nicht wie sie in dem Deinigen sind, immer zehnmal schlimmer, als ihre Herren.“

Mein alter Freund von Schiras, Mohammed Riza Khan, kam an diesem Tage, den Gesandten zu begrüßen. Er sprengte wie ein Knabe auf mich zu und rief: „Sei willkommen!“ Ich traute meinen Augen kaum, ihn anscheinend jünger und munterer zu finden, als ich ihn zehn Jahre früher verlassen hatte. Damals war er acht und sechzig Jahre alt und aß täglich so viel Opium, als nach unseres Arztes Berechnung hinlänglich war, dreißig Menschen zu vergiften. Der alte Mann erkundigte sich nach dem Arzte, der in Indien war und sprach lachend: „Ich bedaure es, daß er nicht hier ist. Er sagte mir, ich müßte sterben, wenn ich nicht meine Gabe Opium verminderte, ich habe sie vervierfacht, und befinde mich, beinahe achtzig Jahre alt, so munter, wie je.“ Mit diesen Worten ließ er sein Pferd an-

sprengen und im Sattel sich ganz umdrehend, wie die alten Parther mit dem Bogen und die neuern Perser mit der Luntenschloßflinte, schoß er eine Kugel nach einem Ziele über den Rücken seines Pferdes. Er ritt dann auf uns zu, strich seinen Bart, der zu gut gefärbt war, als daß man ein einziges weißes Haar hätte entdecken können und nahm aus einer Dose, die ich ihm zehn Jahre früher geschenkt hatte, eine Hand voll Opium-Pillen, welche er buchstäblich in seinen Schlund warf. „Ich wollte", wiederholte er, „mein Freund, der Arzt, wäre hier!"

Als wir in die Nähe von Schiras kamen, bedachten der Prinz und die Vornehmen den Gesandten so reichlich mit Geschenken von Eisrahm, Zuckerwerk, eingemachten Früchten und köstlichem Obste, daß Alle im Lager bis auf die Hundewärter hinab, beschäftigt waren, diese Leckerbissen zu verschlingen. Nach dieser Erfrischung setzte sich unser Zug wieder in Marsch und bei einer Krümmung des Passes ward uns der Anblick des Thales von Schiras. Aber der erste Anblick des Rosengartens von Farsistan glich nicht den Vorstellungen, welche durch die Lobpreisungen alter Dichter sich der Phantasie eingeprägt hatten. Eine weit ausgedehnte braune staubige Fläche streckt sich viele Meilen lang hin und endigt mit nebligten Dünsten, die sich aus den Salzefflorescenzen bei dem See Backtegan erheben. Kaum treten aus dem umhüllenden Staube einzelne schwankende Umrisse von Wällen und Gebäuden, von Lehmmauern und Ruinen hervor, um die sich einzelne Gärten, wie schwarze Punkte in der Wüste lagern, und künden uns das berühmte Schiras an, das erste Hoflager der arabischen Khalifen nach dem Sturze der letzten Sassaniden. Wo ist der Glanz der Stadt, die zur Zeit der Weltstürmer Hulaku und Timur der Sitz der größten Kultur in Asien war und mit ihren Imams, Gelehrten und Künstlern die Weltherrscherin Samarkand ausstatten mußte! Wo ist das paradisische Thal von Schiras mit seinen Weingärten, Blumen und Früchten, von dessen Reiz der persische Anakreon, Hafis, singt und unter dessen Schatten der weise Sadi seine Sprüche schuf, beide der Stolz und die Freude auch ihrer rohesten Landsleute! Noch ist der heitere blaue persische Himmel derselbe und wölbt sich über dieses geschützte Fruchtklima der Trauben und Orangen, das

selbst in Persien kaum seines Gleichen hat, aber die Herrscher haben ihre Gunst diesem ehemaligen Edelstein ihrer Krone entzogen und die Oede kehrt wieder zurück, wo nur dem Fleiße der Hände, aber auch hundertfältig, die lohnenden Früchte zu Theil werden. Den letzten Aufschwung erhielt Schiras durch Kerrim Khan, der es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zum Mittelpunkt seines Reiches machte, Bazars, öffentliche Gebäude und schöne Gärten schuf und die Stadt mit starken Festungswerken umgab. Noch lebt in dankbarem Andenken der Name dieses uneigennützigen Mannes, der im thatsächlichen Besitze der Herrschergewalt doch nur den Namen eines Wakil oder Statthalters führte und allein auf den Emporschwung seines Landes bedacht war. Als zu Ende des vorigen Jahrhunderts Aga Mohammed Khan die Nachfolger Kerrims bei Persepolis geschlagen hatte, eroberte er Schiras und zerstörte die Werke des Stammes Send. Seitdem gleicht die Stadt so vielen andern in Ruinen liegenden Städten des Orients und ist von Trümmern, Schmutz und Armuth erfüllt. Selbst die klaren Wogen des von alten Dichtern verherrlichten Flusses Rocknabad, welche vordem die Gärten der Stadt bespülten, haben, durch Vernachlässigung gezwungen, sich ein neues Bett in einiger Entfernung gesucht. Doch bildet der schön überwölbte „Bazar Vakyl*), der die Bazars von Konstantinopel, Kairo und Teheran übertrifft, noch immer einen der Glanzpunkte Persiens, dessen Bewohner bei dem schönen Schiras und seinem herrlichen Bazar schwören und fluchen, immer noch sind trotz aller Zerstörung in der nächsten Umgebung noch einige Gärten übrig geblieben, welche die große schwarze Traube des feurigen Schiras-Weins, herrliche Pfirsichen, Kirschen, Granatäpfel, Birnen und andere Früchte hervorbringen, und umkränzt sind von Gebüschen der Rose und andern wohlriechenden Blumen; und immer noch stehen die Mädchen von Schiras im Rufe, die schönsten ihres Geschlechtes in Persien zu sein. „Ihre Augen sind glänzender, als die Augen der Antilope,

*) In der Nacht vom 21. zum 22. April 1853 ward Schiras durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht; die Stadt ward fast ganz zerstört und der größte Theil der Einwohner unter den Trümmern begraben.

ihr Haar gleicht ihren schwarzen Weintrauben und ihre Gestalt und die Frische ihrer Wangen ist lieblicher, als die jungfräuliche Rose."

Als wir bei dem Garten Schah Tscheragh in der Nähe von Schiras anlangten, wurde Halt gemacht, um die bei unserem Empfange zu beobachtenden Förmlichkeiten zu verabreden. Nichts ist wichtiger in Persien, wie überhaupt im Orient, als die Beachtung der Formen und Gebräuche. Der Muth und die Entschlossenheit, die ein Gesandter in Beziehung auf diese Dinge zeigt, geben den Persern gewöhnlich den Maßstab für die Beurtheilung des Charakters des Landes, dessen Bevollmächtigter er ist. Der Gesandte, welcher an einigen der vornehmsten Höfe Indiens gelebt hatte, deren Gebräuche sehr ähnlich sind, war zum Glück sehr bewandert in der Wissenschaft, die man Kaida e nischest u berkhahst, die „Kunst zu sitzen und aufzustehen" nennt und die zugleich die Kenntniß der Hofgebräuche umfaßt. Vom Augenblick unserer Landung an bis zu unserer Ankunft in Schiras mußten wir uns täglich, ja stündlich einer lästigen Abrichtung unterwerfen, um überall in unserem Betragen vollkommen zu sein. Wir mußten genau lernen, auf welcher Stelle wir in einem Aufzuge reiten, wo wir im Innern eines Hauses stehen oder sitzen mußten, wann wir von unserm Sitze aufstehen, wie weit wir einem Gaste entgegengehen und bis zu welchem Punkte wir ihn beim Abschiede begleiten sollten, wenn er einen Rang hatte, der uns einen Schritt zu thun nöthigte. Wichtiger noch war die Zeit und Weise, unsere Wasserpfeife zu rauchen und unsern Kaffee zu trinken, denn auf Kaffee und Taback kommt in Persien sehr viel an. Ein Gast wird bewillkommnet oder vertrieben durch die Art, wie man eine Pfeife oder eine Tasse Kaffee für ihn bestellt. Steht der Gast über uns, so reichen wir ihm jene Erfrischungen mit eigener Hand und theilen sie nicht eher mit ihm, bis er uns auffordert; ist er unsers Gleichen, so wechseln wir die Pfeifen mit ihm und reichen ihm Kaffee, worauf wir die nächste Tasse selber nehmen; steht er ein wenig unter uns und wollen wir ihm gern Aufmerksamkeit beweisen, so lassen wir ihn aus seiner eigenen Pfeife rauchen, aber der Diener reicht ihm auf unsern herablassenden Wink die erste Tasse Kaffee; steht er hingegen tief unter uns, so sind wir zurückhaltend und

behaupten unsern Rang, indem wir die erste Tasse selbst nehmen und dann dem Diener ein Zeichen mit der Hand geben, den Gast zu versorgen.

Man glaube jedoch nicht, daß alle Perser ernsthafte und steife Förmler seien. Kein Volk in der Welt ist so munter. Ihre geselligen Unterhaltungen sind interessant und die Gesellschaften so angenehm, als sie ohne Frauen nur sein können. Dichter, Geschichtschreiber, Sterndeuter, Witzlinge und Erzähler, die Auszeichnung erlangt haben, werden in die ersten Gesellschaften aufgenommen und geehrt, und erhalten oft den Vorrang vor den durch Geburt oder Reichthum weit über ihnen stehenden Personen. Großer Höflichkeit im Umgange befleißigt sich ein jeder Perser und bis zu dem niedrigen Volke herab ist ein Jeder so vertraut mit den Lieblingsdichtern, daß im gewöhnlichen Gespräche sehr häufig Anspielungen auf poetische und romantische Werke vorkommen und Verse und Sentenzen recitirt werden. Dabei ist die persische Sprache die angenehmste und gebildetste des Orients, und es fehlt nur eine weise Regierung, um den Perser auf die höchste Stufe aller orientalischen Völkerschaften zu setzen. Aber der rohe Despotismus der Herrscher, die gänzliche Unsicherheit des Besitzes hat die Höflichkeit in glatte Heuchelei, die Phantasie in Lügenhaftigkeit, den frohen Lebensmuth in leichtsinniges Genießen des Augenblicks verwandelt, und bei keinem Volke der Erde findet man so wie hier ursprünglich gute Keime durch schlechte Regierung verderbt. So kommt es, daß Viele die jetzigen Perser sammt und sonders für verschmitzte und raubgierige Schelme halten.

Während unseres Aufenthaltes zu Schiras wurden wir von dem Prinzen, seinen höchsten Beamten und einigen vornehmen Bewohnern der Stadt bewirthet. Man gab uns ein Frühstück an einem reizenden Orte unweit Hasaar Bagh (tausend Gärten) in der Nähe von Schiras, und mit angenehmer Ueberraschung fanden wir, daß wir diese Mahlzeit auf einem Rosenhaufen genießen sollten. Dieser Haufen hatte die Größe eines gewöhnlichen Heuschobers und war aus den Rosenblättern gebildet, welche zum Destilliren in die Stadt geschickt werden. Der duftende Rosenhaufen in Verbindnng mit dem schönen Himmel über

uns, den grünenden Gärten und dem klaren Bach daneben, gab dieser ländlichen Mahlzeit eine eigene Ueppigkeit.

Wir wohnten auch mehreren Abendgesellschaften bei. Das prächtigste Gastmahl gab uns Mohammed Nobbi Khan, der Minister, der früher in Indien gewesen war und englische Gebräuche kennen gelernt hatte. In dem Hofe vor dem Prunksaale, wo wir saßen, waren Seiltänzer, Ringer, Tonkünstler, Löwen, Bären und Affen versammelt, welche bis zu Sonnenuntergang ihre Künste zeigten. Als man uns mit Kaffee, Pfeifen und Zuckerwerk bewirthet hatte, führte man uns in ein anderes Zimmer, wo Früchte sehr zierlich aufgetragen waren. Nach einer Stunde kehrten wir wieder in den Saal zurück und hier hatten wir das Schauspiel eines ausgezeichneten Feuerwerks mit Raketen und Semburis, welche wie Zwölfpfünder knallten. Nach dem Feuerwerke ward eine köstliche Mahlzeit aufgetragen, die uns schönen Pilau nebst andern Gerichten und Eis-Scherbet darbot.

Eine englische Meile von der Stadt, da wo ehedem die liebliche Vorstadt Mosella stand, ruht die Asche von Hafis, dem Lieblingsdichter Persiens, unter einem Grabmal von weißem Marmor. Viele Reisende haben den lieblichen Ort und die dunkeln Schatten der Cypressen gepriesen, welche Kerrim Khan pflanzte. Letztere zwar sind verschwunden und zahlreiche Gräber umgeben die Ruhestätte des Dichters, doch bietet der Ort noch genug des Schattens und die Aussicht von ihm auf Schiras und seine Umgebung ist so schön, daß er einer der beliebtesten Vergnügungspunkte für die Einwohner von Schiras bildet. Auch die schöne Abschrift von Hafis' Gedichten, welche am Denkmal befestigt war, ist nicht mehr, aber der weiße Marmor ist über und über mit den schönsten Stellen aus den Werken des Dichters, als der edelsten Lobrede, beschrieben. Hafis bekannte sich zur Partei der Sufi (Freidenker), die von den mohammedanischen Priestern verabscheut werden. So kam es, daß nach seinem Tode ein Streit entbrannte, ob er auf geweihter Erde bestattet werden dürfe. Man hielt den Leichenzug an und der Streit gerieth fast zu Thätlichkeiten, als man sich darüber verglich, ein „Fahl“ oder eine Losung aus seinem Buch zu nehmen. Man brachte seine „Ghaselen“ (Oden) herbei und das Buch wurde

von Jemand geöffnet, dem man die Augen verbunden hatte. Man zählte sieben Seiten rückwärts und traf hier auf eine der begeistertsten Zeilen des Dichters:

„Weicht nicht zurück, wenn Hafis wird begraben;
„Obgleich er sündig ist, steigt er ins Paradies.“

Die Bewunderer des Dichters frohlockten laut, die Zweifler vereinigten sich mit den übrigen und seitdem genießt sein Andenken das seltene Glück, von Frömmlern und Freidenkern gepriesen zu werden. Junge und Fröhliche singen seine Lieder und finden darin eine Anregung, den Frühling des Lebens zu genießen, und der nachdenkende Weise legt jeder Zeile einen tieferen Sinn unter und spricht die Lieder des Dichters wie Gebete. Zu seinem Grabe aber pilgern täglich Junge und Alte und manche schöne Perserin verbringt ein Stündchen hier im Genuß der reizenden Natur und in Deiner Nähe, der Du erfüllt von Liebe einst sangst:

„Wenn die Luft die Wohlgerüche Deiner Locken weht über Hafis' Grab, werden hunderttausend Blumen der Erde entsprießen, welche seinen Körper deckt.“

Eine geographische Meile nordöstlich von Schiras am Eingange eines Gebirges liegt ein einsam stehendes Viereck, außen kahl, innen mit einigen niedrigen Gesträuchen bepflanzt. Hier ruhen die Ueberreste der zweiten Glorie von Schiras, des weisen Scheikh Saadi, dessen Lehrsprüche in dem Munde aller persischen Weisen sind und die Stelle moralischer Vorschriften vertreten. Neben der Mauer führen dreißig Stufen zum Rande eines Baches hinab. Hier war der Lieblingsplatz des Dichters und die armen Bewohner dieser Gegend halten den Platz so in Ehren, daß sie die Fische dieses Wasserbeckens nicht beunruhigen. An Saadi schätzt man die Tiefe der Gedanken, und seine Sprache ist frei von den poetischen Ueberladungen der persischen Dichter. So stellt er z. B. einfach und schön den wohlthätigen Einfluß guter Gesellschaft in folgendem wohlbekannten Apologe dar:

„Als ich eines Tages im Bade war, legte ein Freund ein Stück wohlriechenden Thons in meine Hand. Ich nahm es und sprach: bist du Moschus oder Ambra? Dein Wohlgeruch entzückt mich. Ich erhielt zur Antwort: Ich war nur verächtlicher Thon,

war aber einige Zeit in Gesellschaft der Rose und die süße Eigenschaft meiner Freundin wurde mir mitgetheilt, sonst wäre ich nur ein Stückchen Thon, wie ich zu sein scheine."

Die jetzigen Dichter Persiens befleißigen sich jedoch mehr eines blühenden, überladenen Stils, als dieser schönen Einfachheit und Erhabenheit der Gedanken. Die Schuld davon trägt die Schöngeisterei des jetzigen Königs Feth Ali Schach, der stolz darauf ist, in Prosa und Versen schön und blumenreich zu schreiben. Nach seinem Geschmack richtet sich der wedelnde Schwarm der Hofpoeten, und wie in andern Ländern ein frömmelnder oder freigeisterischer Hof dem ganzen Lande während der Zeit seines Einflusses eine gleiche Richtung giebt, so ist in Persien der Geschmack des Schachs auch in der Literatur maßgebend. Andere Kost liebte der Vorgänger des Schachs, Aga Mohammed, der, wenn seine Schreiber mit ihren schmeichelnden Eingängen anfingen, ungeduldig ausrief: „Zum Inhalt, Schurke!" Hätte er länger gelebt, so würde die blumenreiche Schreibweise außer Mode gekommen sein.

In Schiras ordnete der Gesandte vollends sein Hauswesen und miethete Diener aller Art. Die Perser sind mehr als wohlgebildet, sie sind ein schöner Menschenschlag. Eine besondere Sorgfalt widmen sie ihrem Barte, den sie fleißig putzen und, wenn er nicht die gewünschte Farbe hat oder behält, sorgfältig färben. Im Gefolge des Eltschi war ein Armenier, der sich durch einen herrlichen Bart auszeichnete und darauf nicht wenig stolz war. Seiner Eitelkeit war eines Tages, wie er sagte, nicht wenig durch die Schmähung eines Persers geschmeichelt worden, der nach Erschöpfung aller andern Schimpfreden am Ende ihm zurief: „Und was hat ein ungläubiger Hund wie Du mit einem solchen Barte zu schaffen?"

Wir brachen nun von Schiras auf, um dem Schemel des Königthums uns zu nahen. Den Prunkzug eröffneten nach persischer Sitte neun prächtig gekleidete Dschelludar oder Reitknechte, mit neun kostbar aufgeschirrten Reitpferden am Zaume, ihnen folgten acht Läufer mit Kleidern von gelbem Tuche, mit Silber aufgeputzt. Dann kam der Gesandte mit seinen Begleitern und den Beschluß machte ein zahlreiches Reitergeleite mit Pauken

und Trompeten. Auf beiden Seiten des Zuges befanden sich Mirza*) oder Schreiber aller Art, und das Dienergefolge. Die Hauptpersonen desselben waren die Paisch Khidmet oder Leiblakaien, welche dem Eltschi und den Herren in seinem Gefolge die Pfeife, oder das Kalliuhn besorgten. Sie waren beritten und hatten vor sich, wie Pistolenhalfter, zwei große Kapseln, worin sie die Pfeifen mit allem Zubehör aufbewahrten. Zwei kleine eiserne, mit Holzkohlen gefüllte Becken hingen, an Ketten befestigt, unter den Steigbügeln. An diesen Kohlenbecken zündeten sie das Kalliuhn an, das sie in der Hand hielten, indem sie ihrem Herrn das Ende einer langen biegsamen Röhre reichten, woraus dieser rauchte, während der Paisch Khidmet in einiger Entfernung folgte. Auch durfte nach persischer Sitte der Diener nicht fehlen, der in einem ledernen Eimer in Häcksel gepackt einen Vorrath von Eis mit sich führte. Der Zug blieb immer in derselben Ordnung, selbst wenn wir lange Nachtmärsche machten, die uns ein Erzähler mit Episoden aus Firdussi's Schahname verkürzte.

Auf dem Wege von Schiras nach Ispahan findet man überall Ueberreste des alten Ruhmes der Perser. Die größten von diesen sind das Persepolis der Griechen (das Elemais der Hebräer, das Istakar der Perser). Hier bezeichnen viele umgestürzte und mehrere noch aufrecht stehende Säulen, halbverfallene Portale und eine Menge Trümmer, alles von schön polirtem grünem Marmor und herrlicher Arbeit die Ueberreste des großen Palastes, der auf der höchsten von drei künstlich im Felsengrunde gebildeten Terrassen stand. Große marmorne Doppeltreppen führen von einer Plattform zur andern hinauf. Die Marmorblöcke dieser Treppen sind so groß, daß ein einziger stets zehn bis vierzehn Stufen enthält, und so genau gearbeitet, daß sie, ohne durch Mörtel verbunden zu sein, auf's genaueste an einander schließen.

Persepolis war die Todtenresidenz der altpersischen Herrscher, deren Reihe Cyrus eröffnet und Darius Codomannus schließt.

---

*) Mirza vor einem Namen bedeutet Schreiber oder bürgerlicher Beamter überhaupt; hinter einem Namen bezeichnet es einen Prinzen.

Nach der Lehre Zoroasters findet zwischen Tod und Auferstehung ein zweites Leben statt, und um dieses den abgeschiedenen Königen so angenehm als möglich zu machen, wurden diese in ihrer Todtenresidenz, welche ihre Gebeine umschloß, mit Allem umgeben, was ihnen im ersten Leben lieb und theuer gewesen war. Hierhin folgten ihnen ihre Schätze, ihre Weiber und ihr ganzer Hofstaat, und alljährlich kamen hierher die lebenden Herrscher aus ihrer jeweiligen Residenz Susa, Ekbatana oder Babylon, um den Todten ihre Ehrfurcht zu bezeigen und an den Altären des höchsten Wesens ihre Andacht zu verrichten. Als Alexander von Macedonien das persische Reich zertrümmerte, war Persepolis die reichste Stadt Persiens und Schätze im Werth von 180 Millionen Gulden waren der Preis der Eroberung dieser einen Stadt. Im Palast der alten Könige schwelgte der Sohn Griechenlands und berauscht von Wein und Liebe gab er das Zeichen zum zerstörenden Brande, welcher die ganze Stadt verzehrte. Später wieder aufgebaut, ward Persepolis unter dem Namen Istakar die gewöhnliche Residenz der mohammedanischen Könige, aber am Ende des zehnten Jahrhunderts wurde die Stadt durch einen Vezir des Khalifen von Bagdad auf's neue zerstört und religiöser Fanatismus setzte das Vernichtungswerk in den nachfolgenden Zeiten fort, um alle Spuren des Heidenthums zu verwischen. Die jetzigen Perser nennen die Hauptgruppe der Ruinen T a k t D s c h e m s c h i d (Thron des Dschemschid) oder T s c h i h i l M i n a r (die vierzig Säulen). Eine Strecke hinter dieser Gruppe erhebt sich eine Felswand, in welcher man in beträchtlicher Höhe über dem Boden zwei Portale eingehauen sieht, hinter denen sich viereckige Kammern im Felsen befinden. Letztere waren die Grabgewölbe der Könige und das eine gehört aller Wahrscheinlichkeit nach dem Darius Hystaspes an. Das Portal desselben besteht aus zwei Stockwerken und ist reich mit Bildhauerarbeit geziert. Man sieht den König mit dem Sinnbild der Königswürde, einem starken Bogen, in der Hand vor dem Altare stehen, auf dem das heilige Feuer, das Sinnbild des Ormuz, brennt. Ueber dem Altare schwebt eine Kugel, die Bezeichnung der Sonne. Ueber der Gestalt des Königs schwebt eine andere, ähnliche, aber kleinere. Es ist dieses der „Ferver"

oder das Urbild, das Reinere und Unvergängliche des Menschen, der reinste Ausfluß des Gedankens von Ormuz. Zum Zeichen der Unsterblichkeit trägt dieses Urbild einen Ring in der Hand. Außer diesen Figuren sind noch Hunde, Einhörner und Männer auf dem Portale abgebildet. Die dahinter befindlichen Kammern sind ohne sichtbaren Eingang, und man hat deshalb von der Seite einen Zugang durch den Felsen gesprengt.

Eine geographische Meile nördlich von Tschihil Minar befinden sich andere geschichtliche Monumente, welche von den Persern Nakschi Rustam (Abbildungen Rustams) genannt werden. Hier zeigt ein fast 900 Fuß hoher senkrecht zugehauener Felsen von weißem Marmor sechs Reihen Basreliefs, welche vorzüglich Volksgruppen und Gefechte darstellen, und im oberen Theile vier Grabkammern von ähnlicher Art, wie zu Tschihil Minar. Eine Inschrift in griechischer und eine desgleichen in der alten Pehlwisprache, sowie die Tracht der Hauptfiguren lassen erkennen, daß diese Denkmäler Königen aus dem Stamme der Sassaniden angehören. Die Perser beziehen die Bildwerke des Felsens auf ihren mythischen Helden Rustam, der, von sieben Ammen und einer Schafheerde gesäugt, die Stärke von hundert und zwanzig Elephanten besaß und sieben Abenteuer bestand, um seinen König aus der Gefangenschaft der Diw's (Teufel) in Mazanderan zu befreien. Unter funfzigtausend Pferden war nur eins, der berühmte Reksch, im Stande, das Gewicht des Helden zu tragen, und dieses edle Roß vollbrachte mehrmals die Abenteuer, während sein Herr schlief.

Drei Märsche über Persepolis hinaus kamen wir zu einigen Bautrümmern, welche man Mader i Suliman, Salomo's Mutter, nennt. Der uralte Stil des Gebäudes, sowie die Inschriften, welche die Charaktere der Pfeilschrift zeigen, machen die Annahme nicht unwahrscheinlich, welche hierher die Ruhestätte des Cyrus verlegt und in den zahlreichen Bautrümmern der Umgegend das alte Pasargadä findet. Aber der Name Salomo's genießt einer solchen allgemeinen Verehrung im ganzen Orient, daß der Ursprung vieler uralter Denkmäler, wenn nicht dem Teufel, diesem weisen Könige zugeschrieben wird. Mehr als diese Ruinen früherer Zeiten beschäftigten das Gefolge des Gesand-

ten Hasen und Antilopen, die mit Hunden und Falken gejagt wurden. Als nun gar ein wilder Esel — Gurkher — erblickt wurde, folgten wir Alterthumsforscher auf unsern Arabern in vollem Rennen diesem Wildfang, dessen Kopf und Ohren wohl dem europäischen Namensbruder gleich sind, der aber an Schnelligkeit und Unbändigkeit seines Gleichen sucht. Zuweilen ließ er uns bis auf Pistolenschußweite herankommen, dann sprang er wieder mit Blitzesschnelle davon und schnitt auf seiner Flucht Capriolen, bäumte sich, schlug aus und schäkerte, als ob er nicht im Geringsten ermüdet, und als ob die Jagd sein Zeitvertreib wäre. Wir gedachten der Worte im Hiob (39, 5 u. s. w.): „Wer hat die Bande des wilden Esels gelöset, dem ich das Feld zum Hause und die Wüste zur Wohnung gegeben habe? Er verlacht das Getümmel der Stadt; das Geschrei des Treibers hört er nicht. Das Gebirge ist seine Weide.“ Nach einer Verfolgung von drei vollen Meilen in ununterbrochenem Galopp gelang es uns, das schöne Thier zu erlegen, dessen Fleisch als der größte Leckerbissen in Persien gilt.

Auf unserer Weiterreise nach Ispahan sahen wir mehrere große Lagerplätze der Ihl's oder Ihlauten, mit welchem Namen man die wandernden Stämme Persiens bezeichnet, mögen sie von tartarischer oder persischer Abkunft sein. In dieser Gegend hausen vorzüglich die Stämme von den bactiarischen Gebirgen, während weiter nordwärts die tartarischen umherschweifen. Wie diese von den Persern als Räuber sehr gefürchtet sind, so halten auch jene es für verdienstlich, die Reisenden von Schiras nach Ispahan der Bürde ihres Gepäcks zu entledigen. Im Winter wohnen die Ihlauten entweder in einstweiligen Hütten oder folgen der Sonne in wärmere Bezirke, denn das persische Reich ist groß genug, daß es fast in allen Jahreszeiten irgendwo einen gemäßigten Himmelsstrich hat. Auch bewegen sie sich dann in großen Zügen nach den großen Hauptstädten Teheran, Ispahan und Schiras, um Vieh, Teppiche und andere Webereien zu verkaufen und ihre Bedürfnisse dafür einzukaufen. Im Sommer schlagen sie ihre schwarzen Zelte von gewebten Pferdehaaren, im Innern mit Matten oder getrockneten Binsen bedeckt, an den Ufern ihrer Flüsse und unter dem Gipfel ihrer Berge

auf, welche ihren Vorfahren seit vielen Generationen Schutz gewährt haben und deren Anrecht sie mit großer Tapferkeit gegen alle Eingriffe anderer Stämme behaupten. Schafe und Ziegen, Pferde, Maulthiere und Esel weiden dann in buntem Gemisch, während die Männer an der Schattenseite vor ihren Zelten sitzen, Taback rauchen und den Märchenerzählern lauschen, und die Weiber im Innern derselben die köstlichen persischen Teppiche weben. Diese sind ganz Handarbeit und wurden früher nur aus Ziegenhaar und Wolle verfertigt, jetzt findet sich oft Baumwolle dazwischen. Sie zeichnen sich aus durch große Dauerhaftigkeit und lebhafte Farben. Der Orientale liebt überhaupt die Zusammenstellung greller Farben und schattirt nicht. Die Güte eines Teppichs wird erprobt durch Darauflegen einer glühenden Kohle. Geht diese auf dem Teppich aus, ohne einen Brandfleck zu hinterlassen, so ist der Teppich ächt. Es werden dann nur die Spitzen der emporstehenden Wollfasern versengt, welche durch ein leichtes Ueberstreichen mit der Hand weggewischt werden können. Ist aber der Teppich nicht dicht gewebt, oder sind Baumwollenfäden hineingemengt, so dringt die Gluth tiefer hinein und verletzt das Gewebe selbst. Die Teppiche spielen eine große Rolle in Persien. Die nackten Lehmwände des Hauses, wie das luftige Zelt des Nomaden werden durch sie sogleich wohnlich gemacht, der Fußboden erhält durch sie eine angenehme Bedeckung. Der kostbare Teppich ist das Aushängeschild eines respectabeln Mannes. Ein Fremder darf, ohne eingeladen zu sein, den Teppich nicht betreten, und muß seine Schuhe vor demselben zurücklassen. So wie der Herr vom Pferde steigt, breiten die besonders dazu angestellten Diener, die Ferrasch, den Teppich auf den Boden aus, wo auch immer Rast gemacht wird. Ein kostbarer Teppich ist je nach den Vermögensverhältnissen die Hauptsache bei Brautgeschenken und hält bei der Dauerhaftigkeit des Gewebes und der Farben auch meist eine Lebenszeit aus; ein Teppich endlich ist dem Moslem Hauptbeding zur Andacht beim Gebet.

Wir begegneten mehreren Horden der Ihlauten, welche von einer Weide zur andern zogen. Sie gewährten ein sehr malerisches Bild. Große Heerden Rindvieh, Schafe, Pferde und

Esel, auf letzteren die Effecten der Horde, gingen vorauf. Zelte und Teppiche, Töpfe und Kessel nebst Geräthschaften mancherlei Art waren in wunderlicher Verwirrung zusammengepackt. Auf diesem Gepäck saßen Kinder und trieben die Thiere zum Fortschreiten an, während die jungen Männer und Frauen umherliefen und mit Hülfe ihrer großen kräftigen Hunde die Heerde zusammenhielten. Auf stärkeren oder weniger beladenen Thieren saßen Frauen mit Säuglingen an der Brust, oder Greise, welche die Last der Jahre gekrümmt hatte, während mit Flinte, Messer und Schwert bewaffnet die Männer des Stammes ernsthaften Aussehens auf den Flügeln des Zuges einherschritten und die Nachhut bildeten. Ihre ursprünglich weiße Hautfarbe haben Sonne und Luft dunkel gebräunt, Gesundheit und Kühnheit spricht aus ihrem kräftigen Gliederbau, und wohl steht ihnen die Adlernase unter den feurigen schwarzen Augen und der schwarze buschige Bart. Ein grobes blaues Hemd und weite Beinkleider sind ihre einfachen Kleider, über die Schultern haben sie einen großen Mantel aus Thierfellen geworfen, eine kegelförmige Filzmütze mit Ohrklappen bedeckt den Kopf. Die Mädchen und jungen Weiber haben ganz das Aussehen von Zigeunerinnen und sind oft trotz der häßlichen und lumpenhaften Kleidung sehr hübsch, aber ihre Schönheit, welche sie nicht gleich den Städterinnen durch Schleier verdecken, vergeht bald; die schöne nußbraune Hautfarbe geht in ein tiefes Dunkelbraun, ein häßliches Roth oder blasses Braungelb über, und im hohen Alter gleichen keine lebenden Wesen mehr dem Bilde, das man sich von den Hexen macht, als die fleischlosen, krummnäsigen, runzligen alten Weiber der Ihls.

Wir verließen die Provinz Fars, das alte Persis zur Zeit des Astyages, ehe Cyrus den Namen auf das ganze Reich übertrug, bei der Stadt Yezdikhast. Diese Stadt liegt auf einer hohen Felsmasse, welche sich aus der Tiefe einer riesenmäßigen Schlucht, oder vielmehr eines engen und tiefen Thales erhebt. Die Annäherung zur Stadt ist unzugänglich, mit Ausnahme einer Zugbrücke, die über einen tiefen Graben geht. Der Felsen der Stadt ist von allen Seiten senkrecht, an seinem Fuße befindet sich eine große Anzahl unterirdischer Kammern. Als wir in's

Thal kamen, fanden wir einen reichen Anbau und alle Spuren von menschlichem Fleiße, und das wogende Getreide, vermischt mit den schönsten Obstbäumen gewährten im Contrast mit der Wildheit der Thalseiten einen sehr malerischen Anblick. Die ungeheure Schlucht, welche der Sage nach das Bett eines schiffbaren Stromes gewesen ist, welcher durch Salomo oder den Teufel sein Wasser verlor, erstreckt sich in mannigfachen Windungen die Grenze entlang zwischen Fars und der Provinz Irak Adschem, dem alten Medien. An ihrer Seite führt drei Tagereisen lang die Straße nach Yezd, dem Hauptwohnsitz der Nachkommen der alten Perser, der Parsen oder Ghebern. Diese alten Feueranbeter sind von ehrenwerthem Charakter, fleißig, thätig und verständig, zuverlässig und treu. Daher blüht Yezd durch Handel und Gewerbe trotz der schlechten persischen Regierung, und die nach Indien ausgewanderten Parsi bilden den ansehnlichsten und zuverlässigsten Theil der Handelsmänner von Bombay.

Als wir den gegenüberliegenden Rand des Abgrundes erstiegen hatten, gelangten wir auf eine weite Ebene, welche von der Doldenpflanze des Ammoniak-Gummi reich bewachsen ist. Ihren saftreichen Stengeln entquillt das geschätzte Gummi, von dessen Einsammlung sich ein großer Theil der Einwohner von Yezdikhast ernährt. Die Ebene erstreckt sich bis Komaischah und ist erfüllt von zahlreichen Ruinen großer Dörfer, welche an bessere Zeiten erinnern, auch bezeichnen eine Menge kleiner Mündungen den Lauf der Kannauts, die einst die Quelle der Fruchtbarkeit und des Reichthums waren, jetzt verstopft sind und trocken liegen. Noch Chardin spricht mit Entzücken von der Fruchtbarkeit und Schönheit dieser Ebene. Wiederholte Einfälle räuberischer Turkmannen und die Habsucht der eigenen Herrscher haben die Verödung so vieler Strecken im Reiche verursacht und entvölkern auch jetzt noch das unglückliche Land von Tage zu Tage. Vor der Unerschwinglichkeit der Abgaben, vorzüglich der unregelmäßigen, wandern noch jetzt häufig ganze Ortschaften aus und ziehen sich in Gegenden zurück, wohin der Arm des Despoten nicht reicht; andere, welche dem Uebermuth und der Habsucht der Steuereintreiber widerstehen, werden bei Gelegenheit später

gezüchtigt, ihre Habe wird ihnen genommen, ihre Wohnungen werden vernichtet und der Ort bleibt in Trümmer liegen, die Felder werden zur Wüste. Ein redendes Beispiel dieser heillosen Regierung ist die ehedem sehr bedeutende Stadt Komaischah, durch deren düstere Trümmerhaufen und endlose leere Bazars wir hinritten, ohne einem Menschen zu begegnen. Der Statthalter von Ispahan suchte vor einiger Zeit die Stadt wieder zu beleben und durch einige Vortheile, welche er den Ansiedlern sicherte, gelang es ihm, in kurzer Zeit dreitausend Menschen hinzuziehen. Schon fing reges Leben an in den öden Trümmern aufzublühen, schon gewannen die Felder ein fruchtbares Aeußere, da gefiel es dem Schah, seinen Schwiegersohn Kaussim Khan zum Gouverneur des Districtes einzusetzen. Dieser sog in wenigen Jahren die Stadt so gründlich aus, daß die 3000 Menschen wieder verschwanden, und Komaischah ward wieder ein Labyrinth von Ruinen.

Gleiche Spuren verödeten Lebens begleiteten unsern Weg, bis uns eines Morgens, als die Morgenröthe in wunderbarer Schattirung die perlenartige Färbung des Horizontes durchbrach und nach der Sprache des Orients „die Vorhänge des Paradieses aufzuziehen" schien, von den Höhen herab der Anblick von Ispahan ward. Eine lange, im Thale ausgedehnte schwarze Masse gewann, wie in den Nebelbildern der Kunst, allmälig Form und Farbe und zahllose Kuppeln und Minarets erglänzten zwischen Reihen herrlicher Bäume unter den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Schon in den frühesten Zeiten als wichtige Stadt genannt, in fruchtbarer Gegend und unter einem gesunden Himmelsstriche gelegen und bespült von den Wellen des herrlichen Flusses Zenderud, bedurfte Ispahan nur der Gunst der Herrscher zum mächtigen Emporblühen. Diese ward der Stadt, als nach den mongolischen Ueberfluthungen Persien sich zu selbstständiger und bald ruhmvoller Stellung emporraffte und hier in der Mitte des Reiches der Herrscherstamm der Sofi's seinen glänzenden Thron errichtete. Vor allen Königen dieses Stammes war es Schah Abbas der Große, welcher seine Residenz auf den Gipfel königlicher Pracht erhob und sie zum großen Emporium der asiatischen Welt machte. Während seiner Regierung

belebte über eine Million Einwohner die geschäftigen Straßen und eine blühende Umgegend mit mehr als 1400 Dörfern versorgte durch seine Arbeit die Märkte dieser zahlreichen Bevölkerung. Die Bazars der Stadt waren angefüllt mit der Waare aus allen Welttheilen und den Erzeugnissen des einheimischen Gewerbfleißes, die Karawanserais wimmelten von Kaufleuten aus Europa und Asien, während der Hof des großen Schah die Versammlung von Abgesandten aus den mächtigsten Reichen des Morgen- und des Abendlandes war. Gelehrte und Künstler aller Länder und Religionen fanden Aufnahme am glänzenden Hofe des prachtliebenden und freigebigen Herrschers, der Persien so mit dem Ruhme seiner Waffen, wie mit den friedlichen Werken glänzender Paläste und Moscheen erfüllte. Noch nennt man seinen Namen überall, wo ein dem allgemeinen Besten dienender Bau, eine Brücke oder Karawanserai dem Fremden entgegentritt, und tausend Erzählungen mit Charakterzügen seiner Milde und Gerechtigkeit leben noch im Andenken des Volkes.

Ispahans Blüthe dauerte fort unter den Nachfolgern Abbas des Großen, deren Verweichlichung jedoch den Verfall des Reiches verschuldete. Als der Edelsteinhändler Chardin in ihren Mauern sich befand (1673) zählte dieser noch 162 Moscheen, 1800 Karawanserais, 273 öffentliche Bäder und 600,000 Einwohner. Der Einfall der Afghanen 1722 vernichtete diese Blüthe und die Verlegung der Residenz der Schahs nach Teheran vollendete den Ruin Ispahans. Gegenwärtig zeigt der Schutt der weitzerstreuten Trümmer noch den ehemaligen Umfang der Stadt von fünf deutschen Meilen, aber die Einwohnerzahl ist bis auf 50,000 herabgekommen und von den 1400 Dörfern der Umgegend sind nur noch 200 vorhanden.

Eine unabsehbare Menschenmenge strömte aus der Stadt, als die Gesandtschaft ihren Einzug nahm. Wir kamen durch die armenische Vorstadt Julpha, überschritten dann den Zenderud auf einer der herrlichen Brücken, welche die Stadt dem Schah Abbas verdankt und traten dann durch das Thor einer großen Mauer in einen ausgedehnten Park, angefüllt mit Dickichten von Rosen und Jasmin, Obstbäumen und blühenden Sträuchern. Dazwischen führten lange Alleen von schlanken, dichtbelaubten Pla-

tanen, den berühmten Chinarbäumen, die nicht ihres Gleichen haben, begleitet von Kanälen, die in Marmorbecken mit glänzenden Springbrunnen auslaufen. Durch die Oeffnungen der grünen Laubgänge erblickten wir im Hintergrunde hie und da Paläste in zauberischem Glanze, und fühlten uns in einen Zauberort der 1001 Nacht versetzt. Wir waren im Bereiche der Lustgärten Abbas des Großen, dem Thaher Bagh oder den vier Gärten. Eine Mauer von bedeutendem Umfange umschließt diesen weiten Park, welcher in acht Gärten eingetheilt wird. Jeder hat einen besonderen Palast, welcher den Jahreszeiten oder den wechselnden Launen des königlichen Besitzers angemessen war, der sie die Hischt Bihist (die acht Paradiese) nannte. Inmitten dieser schönen Umgebung erhielt die Gesandtschaft ihre Wohnung in einem der acht Paläste und ward von dem Statthalter von Ispahan, dem Amihn a Doulah oder zweiten Minister des Königs, Hadschi Mahommed Hussein Khan, mit den üblichen Ehrenbezeigungen empfangen. Die Paläste der acht Paradiese zeigen eine ziemlich gleiche, etwas schwerfällige Bauart und sind mit äußeren Verzierungen, mit Vergoldungen, Bildhauerarbeiten, Malereien und vorzüglich Spiegeln überladen. Unter allen diesen Gebäuden tritt der Tschihil Situhn (vierzig Säulen) durch die unerschöpfliche Verschwendung seiner glänzenden Materialien bei weitem hervor, und als wir denselben am Ende des großen Ganges erblickten, schien uns die ganze Oberfläche aus polirtem Silber und Perlmutter, mit köstlichen Steinen besetzt, zu bestehen. Die Vorderseite des Palastes bildet eine vorn offene Halle, deren Dach von einer doppelten Reihe vierzig Fuß hoher Säulen getragen wird. Jede Säule steht auf den vereinigten Rücken von vier Löwen von weißem Marmor und die Säulenschäfte sind mit Arabesken und Laubwerk in Spiegeln, Vergoldung und Malerei bedeckt. Die Decke ist regenbogenfarbig, mit Blumen, Früchten, Vögeln, Schmetterlingen und ruhenden Tigern in Gold, Silber und Malereien bedeckt, dazwischen sind hunderte von glänzenden Spiegeln. Eine Bogenthür führt von der Halle in einen großen innern Saal, zu dessen Ausstattung aller Aufwand morgenländischer Pracht verschwendet ist. Der Fußboden vieler Zimmer ist mit den reichsten Teppichen bedeckt,

welche noch aus der Zeit der Erbauung durch Abbas den Großen stammen, und dessen Farben bei dem reinen Klima Persiens so vollkommen erhalten sind, als ob der Teppich so eben erst gefertigt wäre. Aus einer Ecke des innern Zimmers führen niedrige Doppelthüren in einen sehr geräumigen und hohen Saal, der ehedem zu den üppigen Gelagen des Sofi-Hauses gedient zu haben scheint. Die Wände desselben sind bedeckt mit sechs sehr großen Gemälden, von denen vier königliche Gastmähler, zwei aber Schlachtscenen darstellen. Alle Gegenstände sind mit fast flamländischer Genauigkeit gezeichnet und man erkennt sogar in den Gesichtszügen fast sämmtlicher Figuren ein Ansehen von Trunksucht, was nebst den zahlreich aufgestellten Bechern und den üppigen Stellungen der Tänzerinnen hinreichend andeutet, daß Wein und Ausschweifungen das Hauptverderben des Sofi-Geschlechtes waren. Die kriegrischen Gemälde zeigen die damalige Tracht in Persien, große Turbane, volle Knebelbärte und glatt geschorne Kinne, welche jetzt der hohen, schmalen und schwarzen Mütze von Schaffell und dem langen dicken Barte Platz gemacht haben.

In größerer Entfernung von dem Tschihil Situhn steht der Winterpalast, wo Aschreff, der zweite Tyran der Afghanen, seine kurze, aber grausame Herrschaft führte und wo er das Blut des gefangenen Schah Hussein vergoß. Er unterlag aber den Waffen des tapfern Kuli Khan, des spätern Schah Nadir, der zum Schein den Sohn des ermordeten Königs, den Schah Thamas auf den Thron setzte. Als der junge Monarch durch diese Höfe und Zimmer ging und die Gräuel der Verwüstung und die Spuren des Blutes von seinem gemordeten Vater erblickte, brach er in Thränen aus und begab sich in eines der innern Gemächer, um seinem Schmerze freien Lauf zu lassen. Hier sprang plötzlich eine Sklavin in dem elendesten Anzuge auf und schloß ihn in ihre Arme. Es war seine Mutter, welche in dieser Verhüllung sieben Jahre lang die niedrigsten Dienste verrichtet hatte, um sich ihrem Sohne zu erhalten. Dicht am Winterpalast steht ein neuerer Palast, welcher von dem jetzigen Statthalter zur Aufnahme des Königs erbaut ist, falls er jemals diese Hauptstadt besuchen sollte. Er ist von ähnlichem Baustyl

und mit Blumen, Gold und Spiegeln anmuthig verziert. Im Audienzsaale erblickt man eine Menge von Gemälden, von denen ein sehr großes den jetzigen Schah nebst den meisten seiner Söhne darstellt. Alle diese Gemälde sind jedoch ohne Rücksicht auf Licht und Schatten und gegen alle Gesetze der Perspective gemalt.

Eine Hauptzierde Ispahans ist der große Platz El Maidan Schah (Königsplatz). Er ist vielleicht der größte Platz in allen Städten der Welt, denn seine Länge beträgt 2600 und seine Breite 700 Fuß. Jede der vier Seiten ist durch ein großes Gebäude geziert, von denen sich die große Moschee, Meschid Schah, von Schah Abbas erbaut, und der Ali Kapi (Ali's Thor), ein großer Palast, vornehmlich auszeichnen. Die große Moschee übertrifft an Pracht und Schönheit aller Theile die weltberühmten Moscheen von Kairo, Damascus und Bagdad. Das Sofi- oder Ali Kapi-Thor ist ein Gebäude von beträchtlicher Höhe und wahrscheinlich das vollkommenste Werk von schöner Ziegelarbeit, das man in Persien findet. Mehrere Treppenflüchte von dem schönsten bunten Porzellan führen zu den höheren Stockwerken, die eine Menge reich verzierter Zimmer enthalten, welche zu fröhlichen Gelagen des Königs und seiner Hofleute bestimmt gewesen zu sein scheinen. Ein von 18 hohen achteckigen Säulen getragener Balkon tritt aus dem ersten Stockwerk auf den großen Platz hinaus, und hier pflegte Schah Abbas zu sitzen, wenn er Gesandte empfing, die mit ihrem Gefolge sich unten auf dem Platze befanden, oder wenn er den ritterlichen Spielen seines Adels, den Uebungen seiner Reiterei oder den Kämpfen wilder Thiere zusah. Noch steht eine hohe Stange auf dem Maidan, auf welcher zu jenen Zeiten ein Gegenstand als Ziel für die Schützen befestigt wurde.

Von dem Dache des Ali Kapi hatten wir eine weite Aussicht über die Stadt, diesen Stolz der Perser, welche sie „nisfah Dschehan" — die halbe Welt — benennen. Jetzt ist mit Ausnahme der Paläste des Tschaher Bagh ringsum Alles eine verfallende Masse zerstörter Häuser, Mauern und Moscheen, aber zwischen den Ruinen stehen eine Menge von Gruppen und Reihen

hoher Pappeln, Wallnußbäume, Chinars und Obstbäume, welche den Eindruck der Zerstörung für das Auge angenehm mildern.

Einiges reges Leben herrscht noch in den Bazars, welche bedeckt und zwei bis drei englische Meilen lang sind. Sie durchschneiden den Maidan auf der nördlichen Ecke. — Die schönen Brücken, welche Schah Abbas über den Zenderud baute, gleichen römischen Wasserleitungen und bestehen aus einer langen Reihe kleiner Bogen von Ziegelsteinen. Der gepflasterte Weg auf der Brücke hat zu beiden Seiten eine Reihe von Bogengängen, die den Fußgängern einen angenehmen Schutz gewähren. — Jenseit des Zenderud, dem durch die neuerliche Anlage von Reisfeldern rings um die Stadt viel Wasser entnommen ist, liegt die Vorstadt Julpha. Schah Abbas verpflanzte hieher die christlichen Einwohner der reichen Stadt Julpha am Arares in Armenien, welche von den Türken arg bedrückt wurden. Er gestand ihnen volle Glaubensfreiheit zu und erlaubte ihnen Kirchen nach ihren Vorschriften zu bauen. Der Fleiß und die Handelsgeschicklichkeit dieser Armenier war eine der Ursachen des raschen Aufblühens von Ispahan, und Julpha selbst zählte 10,000 begüterte Einwohner und 13 prächtige christliche Kirchen. Jetzt sind dort kaum noch 300 elende Familien, welche kümmerlich und meist auf gemeine Art ihr Leben fristen, und der armenische Name ist verachtet in Persien. Auch hat das Elend die persischen Armenier entsittlicht, sie sind argwöhnisch und betrügerisch, der Völlerei ergeben und die Mütter erziehen ihre Töchter zur Preisgebung an durchreisende Fremde.

Die Bewohner Ispahans gelten für ein lebendiges und verständiges Volk, sie sind meist gut gekleidet nnd ihr Aeußeres verräth, daß sie ein behagliches Leben führen. Jedermann, der über der geringsten Volksklasse steht, kann lesen und schreiben, und oft sind Handwerker und Krämer mit den Werken der beliebtesten Dichter so vertraut, als Vornehme. Auch giebt es hier viele Schulen uud mehrere höhere Lehranstalten. Ich besuchte die eine derselben, welche Medressy Jeddah heißt. Ihr Portal wird von zwei großen Thürflügeln von gediegenem Erze ausgefüllt, welche stark mit erhabener Arbeit versehen und reich mit reinem Silber verziert sind. Der geräumige innere Hof ist dicht mit

Blumen bepflanzt und von Reihen hoher Bäume beschattet; die Wohlgerüche zahlreicher Rosenbüsche in allen Schattirungen erfüllen diesen Platz der Ruhe und der Andacht. Säulengänge umgeben den Hof und zeigen auf bunten Ziegeln phantastische Malereien, untermischt mit zahlreichen Sprüchen aus dem Koran. Eine Moschee mit schönem Kuppeldach und wohlerhaltenen Verzierungen nimmt die eine Seite des Hofes ein. Gegen hundert Studirende — Talib ul Ilm — Wissenschaftssucher — machen gegenwärtig die Bewohner dieses Collegiums aus; sie erhalten durch einen vom Staate besoldeten Mullah freien Unterricht. Obgleich der Wissensdurst der Jünglinge mitunter in Krankheit ausartet und die Grübeleien über Philosophie und Glauben stets Einige zu jedem andern Lebenszwecke untauglich macht, so kann man doch im Allgemeinen die Bewohner Ispahans ein thätiges und betriebsames Volk nennen. Man hält sie für die besten Manufakturarbeiter und für die schlechtesten Soldaten in Persien. Ihre Waffen sind schneller Witz und die Gabe gewandter Erwiederung. So erzählte uns der berühmte Hadschi Ibrahim, Minister in Teheran, dessen Bruder vor einiger Zeit Statthalter in Ispahan war, folgenden Zug: Zu seinem Bruder kam einst ein Krämer und erklärte sein Unvermögen zur Bezahlung einer Auflage. „Du mußt bezahlen, wie jeder Andere", sprach der Statthalter, „oder auswandern." Wohin kann ich gehen? fragte der Mann. „Nach Schiras oder nach Kaschan." Dein Neffe gebietet in der einen Stadt, Dein Bruder in der andern. „Gehe zum Könige und beklage Dich, wenn Du Lust hast." Dein Bruder, der Hadschi, ist erster Minister. „Nun, so gehe zur Hölle!" sprach der wüthende Gebieter. Hadschi Merhum, der fromme Pilger, Dein Vater, ist todt, erwiederte der unerschrockene Krämer. „Freund", sprach der Gebieter, laut auflachend, „ich will die Auflage selber bezahlen, da Du sagst, daß meine Verwandte Dir in dieser und jener Welt alle Abhülfe verkümmern."

Die Kaufleute bilden in Ispahan wie in ganz Persien eine abgesonderte Classe des Volkes. So lange sie nicht mit Staatsangelegenheiten sich abgeben und keine Stellung von der Regierung annehmen, leben sie in leidlicher Sicherheit. Sie haben jedoch bei den Umwälzungen des Staates so gelitten, daß sie

sehr vorsichtig sind. Jeder Kaufmann hat seine besondere Geheimschrift, und wenige tragen ihren Reichthum zur Schau, die meisten leben mäßig, ja dürftig.

Ich übergehe die Gastmähler nebst deren beliebten Zugaben von Gaukelkünsten, Ringerübungen und Feuerwerken, welche der Statthalter der Gesandtschaft bereitete, so wie die Festlichkeiten in den Häusern anderer vornehmer Personen, und erwähne nur eines Frühstücks, welches uns ein alter Freund gab, welcher Ketkhoda oder Vorsteher eines Stadtbezirkes von Ispahan ist. Man setzte uns bei dieser Gelegenheit Milch vor, auf zwei und siebenzig verschiedene Arten zubereitet, in Uebereinstimmung mit den zwei und siebenzig Sekten des mohammedanischen Glaubens, wie mein Tischnachbar mir zuflüsterte. Uebrigens war die Mahlzeit vortrefflich.

Viele Geschichten vom großen Abbas begleiteten uns, als wir Ispahans Fluren verließen. Zwanzig Stunden davon kamen wir zu dem anmuthigen Städtchen Nethens in einem engen Thale zwischen hohen Bergen. Straßen und Gärten liegen hier bunt durch einander, und viele klare Bächlein erhöhen die Schönheit dieser bezaubernden Landschaft; jedes Fleckchen des Thales bis zu der Höhe der Berge ist angebaut und überall sahen wir Birnen und Pfirsiche, breitwipflige Nußbäume längs den Straßen und die Gärten eingehägt von Maulbeerhecken, deren Blätter unzählige Seidenraupen nähren. Ihr schönes Gespinnst wird in Kaschan und Ispahan gewebt. Von gleicher Berühmtheit sind die schönen Frauen von Nethens, die uns durch ihre dichten Schleier anschauten, während wir ihre Reize nur mit den Augen der Einbildung betrachten konnten. Auf meine Klage über dieses für die Männer so unbillige Herkommen, erwiederte mein Freund, Khan Sahib, mir lächelnd mit einer Geschichte. „Ich verliebte mich einst", erzählte er, „in eine dieser verschleierten Frauen und verlor meine Ruhe. Ich warf zuerst Liebeszeichen in der Gestalt von Blumensträußen in ihre Fenster und überredete dann ein altes Weib, die Entzückungen meiner Seele dem Gegenstande meiner Verehrung zu Füßen zu legen. Endlich erlangte ich eine Zusammenkunft mit meiner Schönen. Außer mir vor Freuden rühmte ich ihre Gestalt, den Wohllaut ihrer Stimme, vor allen

Dingen ihr schönes Gesicht. Lange widerstand sie meinen Bitten, ihren Schleier aufzuheben. Ich beklagte dies mit den Worten unsers Hafi's: „„Ach, ach und ach! Daß solchen Mond die Wolke muß verbergen!““ — „Mit Prosa, Poesie und Schmeichelei“, fuhr Khan Shan Sahib fort, „erlangte ich endlich die Erfüllung meines Wunsches. Doch was ich von meinem vermeinten Engel sah, hat mich auf mein ganzes Leben mit Schleiern und Wolken ausgesöhnt!“

Kaschan, wohin wir von Nethens gingen, liegt an der Grenze der Wüste und ist eine große volkreiche und gewerbsfleißige Stadt. Ihre Seidenbrokate und Shawls sind durch ganz Iran berühmt. Aber bekannt ist auch der Krämersinn der Einwohner, welche sich im Handel gern überlisten und betrügen. „Möge Dich der Skorpion von Kaschan stechen“ ist ein gewöhnlicher Fluch in Persien. Es ist nämlich allgemein angenommen, daß diese Stadt die größte und giftigste Art dieses Insects erzeugt, obgleich, wie man uns versicherte, auch der Skorpion von dem Geiste der Gastfreiheit, der das persische Volk auszeichne, beseelt sein und nie einen Fremden stechen soll. Mögen die persischen Naturforscher Recht haben, genug wir wurden nicht gebissen, als wir in den königlichen Gärten unser Quartier eingenommen hatten. Der kühle Schatten der dichten Reihen von Cypressen, die sich mit den breiten Zweigen der Ceder vermischten, lockten während des Tages die Bewohner der Stadt aus ihren öden Lehmmauern. Einige ruhten hier auf ihren bunten Teppichen, andere saßen auf dem Grase und nicht Wenige streckten sich zwischen dem hohen und feuchten Unkraut aus, das von Schildkröten und ungewöhnlich langen Eidechsen wimmelte. Die Gruppen von Menschen gewährten ein malerisches Bild, weil ihre Stellungen und Beschäftigungen eben so mannigfaltig waren, als ihre Gestalten und Anzüge. Einige schliefen, Andere sprachen, noch Andere sangen mit gen Himmel gehobenen Augen bald einzeln, bald zusammen, ohne Gehör und Melodie und mit großer Kraft ihrer Lungen. Dann und wann unterbrachen sie dieses Geschrei mit einem Stoßen durch die Kehle, das dem Botteln des Wassers in einer Flasche nicht unähnlich klang. Die Meisten rauchten behaglich ihre Kaliuns, Einige befreiten ihre

Personen von gewissen unangenehmen Insekten. — Die Bewohner Kaschâns sind, wie die Ispahaner, nicht besondere Krieger. Als Nadir Schah aus Indien zurückkehrte, erlaubte er seinen Soldaten, nach Hause zu gehen. Dreißig tausend Männer aus Kaschan und Ispahan baten, erzählt man, den König um eine Wache von hundert Mann, welche sie sicher zu ihren Weibern und Kindern geleiten sollte. „Memmen", rief er wüthend, „wäre ich doch wieder ein Räuber, daß ich euch aufpassen und ausplündern könnte! Ist mein Sieg nicht ein Wunder", sprach er zu den Umstehenden, „bei einer solchen Memmenbande in meinem Lager?"

Von Kaschan bis Kum geht die Straße das Taurusgebirge entlang, zur Rechten die Wüste. Wir passirten eine Menge verödeter Städte, die theils durch die Einfälle der Afghanen, theils durch Raubzüge der Turkomanen, theils durch Aussaugung von Seiten der königlichen Statthalter ruinirt waren. Doch waren meistens die Karawanserais gut, und sind diese größtentheils noch eine Hinterlassenschaft von Abbas dem Großen. Der Plan, nach welchem diese Herbergen durch das ganze Reich erbaut sind, ist folgender: Ein vollkommnes Quadrat von etwa 100 Ellen auf jeder Seite wird von einer Mauer eingeschlossen, deren Ecken mit Thürmen versehen sind. Ein großes Thor führt von außen hinein. Man erblickt dann zuerst eine Säulenhalle, welche ringsum an jeder Seite des Vierecks läuft und einen schönen freien Hof in der Mitte umschließt. Die Hallen sind in hohe gewölbte Zimmer abgetheilt, welche vorn offen und zierlich gepflastert sind. Zehn Fuß innerhalb eines jeden ist noch ein Zimmer für den Winter, 15 Fuß tief und an seinem Ende mit einem Herde und mehreren Speiseschränken in der Dicke der Mauer versehen. Hinter dieser doppelten Reihe von Gemächern läuft ein Gäßchen und an dieses stoßen die in zellenartige Gemächer eingetheilten Bogengänge, welche die innere Seite der Umschließungsmauer bekleiden. In dem Gäßchen zwischen den inneren Zimmern und den Bogengängen der Mauer lagert des Nachts das Vieh der Karawanen, in den letzteren an der Mauer ruhen die Treiber und Bedienten. Die Doppelreihe der Gemächer ist für die Herren bestimmt, welche gewöhnlich nur das offene Sommerzimmer

benutzen. Der Reisende breitet seinen Nummud auf dem gepflasterten Fußboden aus und lagert sich darauf, indem er für die warmen Nächte nur ein Kopfkissen unter den Kopf legt, für die kalten sich in eine Decke einhüllt. Der Schlaf unter freiem Himmel ist in diesem Himmelsstrich nicht bloß ein angenehmer Genuß, sondern wirkliches Bedürfniß wegen der Hitze in geschlossenen Zimmern und des großen und kleinen Ungeziefers in denselben. Unter der großen gewölbten Decke des Eingangsthors sind die Wohnungen des Aufsehers und der Wärter, so wie ein Kramladen für die Bedürfnisse der Reisenden. In den meisten, namentlich älteren Karawanserais sind über dem großen Portikus noch drei bis vier gewölbte Zimmer, welche gleich einem Tempel der Winde auf allen Seiten Oeffnungen und Thüren haben. Sie werden nur den vornehmeren Reisenden eingeräumt. In der That ist es auch ein herrlicher Genuß, wenn man in stiller Nacht hier oben auf seinem Teppich ausgestreckt, von kühlem Luftzuge umflossen, in den glänzenden, nur in Persien so zauberhaft funkelnden Himmel blickt.

Als wir in der Nähe von Kum waren, holten wir einen Trupp Maulesel ein, von denen einige mit einer sonderbaren Fracht beladen waren. Es waren Todte, welche von großer Ferne her zu der heiligen Stadt gebracht wurden, um in der Nähe der sterblichen Ueberreste der heiligen Fatima, der unbefleckten Schwester des Imam's Mehdi und Abkömmlingin des Propheten, so wie anderer heiligen Personen und einiger Sofi-Könige zu ruhen. Der Mauleseltreiber schien aber gegen die Erfüllung seines Auftrages so wenig Ehrfurcht zu zeigen, als ob seine Thiere die gemeinste Last trügen. Es war ein eben so lächerlicher als trauriger Anblick, wenn man diese eingepackten Ueberreste bloß der Sorgfalt eines gemeinen Eseltreibers anvertraut sah. Kum ist ein Haufen von Trümmern und der Ruf der Heiligkeit hat die Afghanen nicht abgehalten, der ehedem großen und blühenden Stadt diesen Schlag zu geben, von dem sie sich nicht wieder erholen kann. Man sieht noch die Trümmer der 200 Gebäude für die Imaum e Zadi's, d. i. Söhne der Heiligen (Kirchenväter), und die Ueberreste von 40 Moscheen mit unzähligen Grabmälern. Das einzig erhaltene Gebäude ist die

Moschee und Kapelle der Fatima, welche durch die Mutter des jetzigen Königs wieder hergestellt und durch eine reich vergoldete Kuppel geschmückt ist. Die ehedem stark betriebenen Pilgerfahrten nach Kum haben jetzt ziemlich aufgehört, doch streben noch viele Gläubige danach, ihre Gebeine dereinst in Kums heiliger Erde bestatten zu lassen, wenn sie nicht reich genug sind, an Hosseins Herrlichkeit zu Arbela Antheil zu nehmen oder unter dem Schutze des heiligen Ali zu Mesched das Paradies zu suchen.

Unser erster Rastort auf dem Wege nach Teheran war Pul i Dellak, oder die Barbierbrücke, die nach der Erzählung der Perser der Barbier Schah Abbas des Großen erbaute, um Andere gegen eine Gefahr zu schützen, der er selber kaum entgangen war, als er, über den Fluß gehend, beinahe ertrank. Ich äußerte mich gegen meinen Freund Mirza Aga im Gefolge des Gesandten etwas ungläubig über jene Erzählung. „Es ist mir unbekannt," sagte er, „ob die Barbiere der Sofi-Könige Brücken gebaut haben, aber ich weiß, daß der Kasterasch (Bartputzer) unseres regierenden Königs von dem Ueberflusse seines Reichthums sich einen Palast gebaut hat, der nahe bei dem königlichen Bade in Teheran liegt. Er hat auch Anspruch an Reichthum," fuhr der gute Mirza fort, „er ist ja höchst ausgezeichnet in seiner Kunst, und unter seiner besonderen Obhut steht in diesem Augenblicke, wie seit Jahren, unsers hohen Königs prächtiger Bart, der Stolz Persiens."

Man sieht, in Persien stehen die Barbiere in höherm Ansehen, als in Europa, und ihr Ruf gründet sich hauptsächlich auf die ausgezeichnete Geschicklichkeit, die sie im Reiben, Kneten, Gelenkeknacken und Reinigen des menschlichen Leibes im Bade besitzen. Ein so wichtiges Amt aber bei der Person des Königs der Könige zu bekleiden, gilt für eben so ehrenvoll, als im heiligen römischen Reiche je die Aemter der Erzkämmerer und andere waren.

Am folgenden Tage kamen wir durch die Salzwüste — Derja i Kibihr, die einst ein See war, wie Hadschi Hussein mir sagte, als er mir das lange Schlangenrohr der Pfeife reichte. Bei Mohammeds Geburt vertrocknete dieses Gewässer und ward eins der vielen Wunder, welche die Wichtigkeit jenes glücklichen

Ereignisses für die Welt bezeugten. Das Salz lag in langen Strecken auf der Erde, beinahe einen halben Zoll dick und war glatt und eben wie ein Spiegel. Als sich die hellschimmernden Flächen in eine steinigte Ebene verwandelten, sahen wir, daß wir über die Grenzen der Wüste hinaus waren. Wir kamen nun bald auf einen rauhen und unebenen Boden, längs den furchtbarsten Abgründen und Schluchten, die ich je gesehen hatte. Hadschi Hussein verrieth hier einige Unruhe, indem er erzählte: „Auch hier ward ein Wunder gewirkt. Diese furchtbare Gegend heißt das Thal des Todesengels — Melek ul Maut derrat. — Dieser schreckliche Diener des göttlichen Zornes rastet hier am liebsten und ist von furchtbaren Wesen, den Guhl umgeben, die sich von den Leichnamen nähren, denen jener das Leben hinweggenommen hat. Die natürliche Gestalt dieser Ungeheuer ist schrecklich, aber sie erscheinen dem unglücklichen Reisenden wie Kühe, Kameele oder liebe Freunde und Anverwandte und verlocken sie mit deren Stimme von ihrem Wege, um sie dem Verderben zu weihen. Sie haben aber keine Gewalt, diejenigen zu beschädigen, welche den Namen des Propheten mit aufrichtigem Glauben aussprechen. Aber was ist das?" — Mit diesem Ausrufe spornte er sein Pferd und ließ den Kopf der Pfeife, den er noch hielt, aus der Hand fallen, während er laut Mohammeds Namen ausrief, der nun durch die ganze Linie lief. Ich selber war nicht wenig betroffen, als ich am Rande eines Abgrunds ein Kameel erscheinen sah, eine der Gestalten, welche ein Guhl annimmt. Es zeigte sich jedoch bald, daß das Thier von unserm eigenen Zuge war, welches sich verlaufen hatte. Trotzdem blieb Hadschi Hussein dabei, daß nur seine Besonnenheit und sein frommer Ausruf den Guhl verscheucht habe, der in der Gestalt eines Kameels jenes Thier verlockt habe, um es in den Abgrund zu stürzen.

Am Fuße der hohen Elbruzkette, über die sich der riesige, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel des Demavend 12,000 Fuß hoch in die Wolken emporhebt, sahen wir die neue Königsstadt Persiens, Teheran, gelagert. Wir hatten den Demavend schon gegen vierzig Stunden von seinem Fuße gesehen, aber er zeigte sich immer prachtvoller, je näher wir kamen. „Dort sieht

man," erzählte ein Perser in unserer Gesellschaft, „die Höhle des Diw i Seffid, den Rustam erlegte, und wenn Ihr dorthin kommt und glücklich seid, könnt Ihr des Diw's Tochter flüchtig erblicken, die zuweilen am Rande eines unzugänglichen Felsens erscheint. Sie soll trotz ihres Alters, das nicht unter zweitausend vierhundert Jahren sein kann, noch so gut aussehen, als je. Höher auf dem Berge zwischen Felsen und Schnee wohnt Zohak, der böse König, umgeben von Zauberern, die seinen Hofstaat bilden; so wenigstens glauben die Feueranbeter. Von jenem weißen Gipfel des Berges schoß der Held Arisch seinen goldenen Pfeil ab und schickte ihn durch seine wunderbare Kraft bis an die Ufer des Oxus, wodurch alles Land dazwischen, beinahe zweihundert Stunden lang, dem Vertrage nach, an Persien abgetreten werden mußte. Zum Andenken an jene That wird von Zoroasters Anhängern noch immer das Pfeilfest am 13. des Monats Tir (Pfeilmonat, October) gefeiert."

Nicht weit von unserm Lager sahen wir mehrere Erdhügel und verfallene Mauern, die Ueberreste der alten berühmten Stadt Rhages oder Rhey, welche schon in der Bibel als einer der Orte erwähnt wird, wohin gefangene Juden geführt wurden, und welche auch Alexander erreichte, als er den Darius verfolgte. Der berühmte Khalif Harun al Raschid ist hier geboren. Die sehr umfangreiche Stadt, bis zu den Zeiten Dschinghiskhans mehrmals Residenz des Schahs, wurde von jenem Länderverwüster zerstört. Teheran soll aus den Ruinen von Rhages erbaut worden sein.

Die Festsetzung der Förmlichkeiten bei unserm Einzuge in Teheran erforderte viel Umstände. Briefe und Erklärungen wurden jede Minute abgesendet, Geheimschreiber und vertraute Boten gingen ohne Unterbrechung zwischen Teheran und unserm Lager hin und her. Nach persischer Sitte hatte ein berühmter Sterndeuter zu Ispahan schon früher Tag, Stunde und Minute bestimmt, zu welcher der Einzug des Gesandten in Teheran stattfinden müßte, um mit Erfolg gekrönt zu werden. Er hatte darüber eine eigenhändige Schrift abgegeben, welche natürlich gebührend honorirt worden war. Es galt demnach, genau diese Zeit einzuhalten, da die Mission in diesem Falle nach der Mei-

nung der Perser untrüglich glücklich ablaufen mußte. Einige Stunden vor Teheran kamen uns mehrere Edle vom Hofe des Königs mit sechshundert Reitern von der Leibwache entgegen, um den Gesandten einzuholen. Die Höflichkeiten, welche zwischen letzterm und dem Anführer des Zuges gewechselt wurden, waren auf dem Fuße der Gleichheit genau abgemessen. Keiner berührte den Erdboden früher als der andere, als sie zur gegenseitigen Begrüßung vom Pferde stiegen, in gleicher Linie ritten sie nebeneinander Teheran zu, und genau nach den Stufen der Würde ritten die Herren des Gefolges ihnen nach. Auf der Ebene vor der Stadt zeigten des Königs Leibwächter ihre Geschicklichkeit im Werfen des Dschirrid und im Spiel Doghela Basi; andere warfen im schnellsten Rennen eine Citrone in die Luft und feuerten danach, ganz auf die linke Seite sich werfend. Stets zielten sie gut, nicht selten trafen sie das Ziel.

Wir waren in den Vorstädten. Aga Mir, unser Begleiter, trug eine genau gehende Uhr, um der Weisung des Astrologen gemäß unsern Marsch einzurichten. Er flüsterte dem Gesandten zu: „Du hast noch zehn Minuten — ein wenig langsamer.“ Dann sprach er halblaut: „Schneller!“ Noch einmal hörte ich: „Langsamer!“ und dann: „Jetzt!“ Und das Roß des Gesandten setzte seinen Fuß über die Schwelle des Stadtthores. „Al hamd ul illah! Gott sei Dank!“ sprach Aga Mir mit frohem Gesichte. „Es ist der rechte Augenblick. Wie glücklich!“

Nach unserm Einzuge in Teheran wurden wir durch die Straßen zu dem Hause des ersten Ministers **Hadschi Ibrahim** geführt. Dieser berühmte Mann war es, dem Persien seine Ruhe verdankt, indem er, als das Reich zwischen Lutf Ali Khan vom Stamme Send und Aga Mohammed Khan vom Stamme Kadschir getheilt und in fortdauernder Fehde zerrüttet wurde, die Erhebung des Letzten auf den Thron durchsetzte. Er blieb, früher Minister Lutf Ali's, in gleicher Würde bei Aga Mohammed und nicht weniger geehrt von dessen Nachfolger Feth Ali Schah.

Bald nach unserer Ankunft in Hadschi Ibrahims Hause begrüßte uns dieser selbst. Er war von Ansehen ziemlich gewöhnlich und trug eine sehr schlichte Kleidung, doch beim Gespräche

zeigte sich so viel gesunder Verstand, so viel Aufrichtigkeit und Kraft, daß man den großen Mann nicht verkennen konnte.

In der ersten Nacht, welche ich im Hause Hadschi Ibrahims zubrachte, wurde ich durch ein stets murmelndes und verworrenes Geräusch im anstoßenden Gemach gestört, welches von der ungemeinen Frömmigkeit eines andern Gastes des Ministers, des Sahl Khan, Befehlshabers von Kischt in Fars, herrührte. Dieser, früher ein wichtiger Anhänger des Stammes Send, unterwarf sich dem Glücke des Aga Mohammed Khan, ward aber von diesem gefürchtet und seines Augenlichtes beraubt. Sahl Khan überhäufte den Wütherich mit Verwünschungen. „Schneidet ihm die Zunge aus!" war der zweite Befehl. Dieses Gebot wurde nur unvollkommen vollzogen und der Verlust der halben Zunge beraubte den Unglücklichen der Sprache. Feth Ali setzte ihn in seine Würden wieder ein und der Verstümmelte ließ sich überreden, die Zunge an der Wurzel sich ausschneiden zu lassen, wodurch seine Stimme einigermaßen verständlicher wurde.

Nach vielen Verhandlungen über alle Förmlichkeiten und Anreden in Bezug auf die Audienz beim Schah, wobei man selbst die Kleidung der Gesandtschaft nach vorhandenen Abbildungen aus der Zeit der Königin Elisabeth eingerichtet, — natürlich ohne Erfolg — verlangte, näherten wir uns endlich der „Schwelle der Weltherrlichkeit" im vollen Prunk der Uniformen und von einer großen Menge Volkes angegafft. Reihen von Kriegern und Pferden, mit asiatischem Luxus ausgestattet, hielten in Stille und Ordnung bis eine Viertelstunde vom Palast, die Vorhöfe waren mit kostbar gekleideten Reitern angefüllt. Aber erst, als wir durch die letzte Pforte des Palastes gekommen waren und in den Garten traten, der vor dem königlichen Empfangsaale lag, konnten wir uns einen Begriff von dem Glanze des persischen Hofes machen. Hier standen alle Prinzen, Edle und Hofleute, sowie die vornehmen Staatsbeamten in abgesonderten Reihen, jeder nach seinem Range, vom untersten Officier zunächst am Eingange bis zu dem Thronerben Abbas Mirza, der zur Rechten seiner Brüder wenige Schritte vom Throne stand. In allen Reihen war nicht Einer ohne Säbel mit goldenem Griffe, ohne einen Kaschmir-Shawl um die Mütze und

einen andern um den Leib. Unter allen strahlte aber gleich der Sonne die Person des Königs. Sein bleiches, schönes Gesicht war geziert mit einem dichten schwarzen und glänzenden, bis auf den Bauch herabwallenden Barte, sein Gewand war so bedeckt mit Edelsteinen von außerordentlicher Größe, daß es bei dem blendenden Zurückstrahlen des darauf fallenden Sonnenlichtes nicht möglich war, die einzelnen Theile zu unterscheiden.

Die beiden Ober-Ceremonienmeister verbeugten sich zweimal tief, als sie sich dem Throne näherten, der Gesandte nahm nur seinen Hut ab. Am Eingange des Empfangsaales hielt der Zug und der Bittschriften-Empfänger sprach: „Hauptmann Malcolm kommt als Gesandter des Statthalters von Indien zu Deiner Hoheit.“ Der König sah den Gesandten an und sprach mit kräftiger Stimme: „Khusch Amidih“ Du bist willkommen! — Wir erstiegen nun die in den Saal führenden Stufen und nahmen unsere Plätze, wie es vorher verabredet worden war. Des Statthalters Brief, den man bei dem Aufzuge in einer goldenen Mulde getragen hatte, wurde nun geöffnet und gelesen. Der Schah erkundigte sich nach dem Befinden des Königs von England und des Gebieters von Indien; auch fragte er angelegentlich, ob der Gesandte mit seiner Aufnahme in Persien zufrieden sei. Nachdem wir gegen zwanzig Minuten gesessen hatten, verließen wir den König.

In den folgenden Tagen hatte der Eltschi mehrmals Audienzen beim Könige, und ward immer sehr gnädig aufgenommen. Der König that viele Fragen über die Einrichtungen des englischen Staates und den Fürsten, der denselben beherrschte. Am wenigsten gefiel ihm, daß der König von England nur eine Frau habe und daß derselbe durch Gesetze gebunden sei. „Ein solcher Machtbesitz,“ sprach er lächelnd, „hat Dauer, aber keinen Genuß. Der meinige ist Genuß. Da siehst Du Soliman Khan Kadschir und mehrere andere der ersten Großen des Reiches. Ich kann allen die Köpfe abschlagen. — Kann ich nicht?“ fuhr er fort, sich zu ihnen wendend. — „Allerdings, Augenpunkt der anbetenden Welt, wenn's Dein Wille ist!“ —

Der König Fatteh Ali Schah ist nicht nur ein schöner Mann, er ist auch ein Schöngeist und hat viele Oden geschrieben, von

deren Vorzügen die persischen Kritiker mit wahrem Entzücken sprechen. Er erfüllt die Pflichten seines Berufes sehr pünktlich, und König von Persien zu sein, ist kein geschäftloses Amt. Er muß täglich zweimal Aufwartung annehmen, eine öffentliche und eine besondere. Dafür entschädigt er sich in seinen Mußestunden durch Jagdbelustigungen und ist im Kreise seiner Vertrauten oft knabenhaft lustig. Dann erlaubt sich irgend ein Begünstigter nicht selten den Scherz auszurufen: „Hadschi, Hadschi!" als ob der Minister Ibrahim sich näherte. Das Wort wirkt unfehlbar, Alle sind ernsthaft und augenblicklich auf ihren Plätzen, bis ein Gelächter des glücklichen Witzlings verkündet, daß er nur gescherzt habe.

Als die Staatsgeschäfte zu beiderseitiger Zufriedenheit abgemacht waren, wurden wir vom Könige sehr gnädig entlassen und mit schönen Kleidern beschenkt. Der Eltschi erhielt außerdem ein schönes Pferd und einen reich mit Edelsteinen besetzten Dolch. Unser Abschied von Hadschi Ibrahim war sehr rührend. Er war mit dem Gesandten sehr befreundet geworden und verhehlte diesem nicht, daß bei der Feindschaft der andern Minister Mirza Seffi und Mirza Riza Kuli gegen seine Person, sowie bei der zunehmenden Abneigung des Königs gegen ihn, seinen Lehrmeister und oft strengen Rathgeber, er seinen baldigen gewaltsamen Tod voraussehe. Als der Gesandte nun das Haus seines würdigen Wirthes verlassen wollte, lief ihm der fünfjährige bildschöne Sohn des Hadschi, mit dem jener oft gespielt hatte, nach und weinte bitterlich. Hadschi Ibrahim vergaß alle Formen, lief gleichfalls vor und schloß seinen Sohn in seine Arme mit den Worten: „Du hast ein Herz, mein Kind, Du hast ein Herz! — Aber Gott" — sprach er leiser zu dem Gesandten — „hat ihm gesagt, daß er bald seinen Vater verlieren soll, und ihm gezeigt, wo er einen Freund suchen muß." — Die Ahnungen des Ministers bestätigten sich. Zwei Jahre nach der Abreise des Gesandten ward Hadschi Ibrahim einem grausamen Tode geweiht, und nach dem barbarischen Gebrauche der Perser wurden seine Brüder und Söhne in die Verurtheilung eingeschlossen. Einige wurden getödtet, andere geblendet, alle verloren ihr Vermögen. Aber der König vermißte bei wichtigen Angelegenheiten

später oft den weisen Minister. „Wo ist Hadschi Ibrahim?“ rief er dann aus, „Er allein taugte dazu, einem Könige Rath zu geben!“ Unterrichtet von dem rührenden Auftritte bei der Abreise des Gesandten mit dem Sohne Ibrahims gab der König bei dem zweiten Besuche des Gesandten zehn Jahre später Befehl, den geblendeten Knaben uns entgegen zu führen, und der Unglückliche fand in der Aufmerksamkeit und Theilnahme seines alten Freundes all den Trost, den er in seiner traurigen Lage genießen konnte.

Die Stadt Teheran zeichnet sich vor andern Städten Persiens wenig aus. Sie ist durch einen Graben und eine Erdmauer befestigt, der königliche Palast bildet ein eigenes Kastell innerhalb der Stadt. Durch die engen Straßen drängen sich beladene Kameele, Maulesel und Esel, dazwischen irgend ein Khan mit seinem Gefolge von 30 bis 40 schlechtgekleideten Personen, unter denen nie der Träger eines schönen Teppichs und der Diener mit dem Kaliun seines Herrn fehlt; nicht selten vermehren das Gedränge auch ein paar königliche Elephanten. Wo ein Platz etwas mehr Raum gewährt und unter den bedeckten Gängen der Kaufläden findet man, von Volksgruppen umgeben, die beliebten Geschichten-Erzähler, welche bald Liebesgeschichten des Khosruh und der Scherin, bald die Thaten des Helden Rustam erzählen, oder eine Anzahl von Firdusi's Strophen recitiren, stets mit lebhaften Geberden und mannigfacher Veränderung der Stimme. Ein Platz in der Stadt ist angefüllt mit tiefen brunnenähnlichen Höhlen, welche zu unterirdischen Gemächern führen und obdachlosen armen Menschen, sowie Lastthieren zu einstweiliger Wohnung dienen. In diesen düstern Kammern findet man unstreitig das Dorf Teheran wieder, von dem aus dem vierzehnten Jahrhundert berichtet wird, daß seine Einwohner wegen der außerordentlichen Sommerhitze und wegen der feindlichen Einfälle der räuberischen Nachbarn vom Rudbargebirge ihre Wohnungen unter der Erde hatten. Erst Aga Mohammed Khan erhob Teheran zu seiner Residenz und verursachte dadurch ein schnelles Aufblühen der neuen Stadt. Im Frühling gewährt dieselbe allerdings einen sehr angenehmen Aufenthalt, aber der Sommer ist unerträglich heiß und der Winter sehr kalt. Daher ist die Stadt

vom Juni an verödet, der Hof begiebt sich dann nach den gemäßigteren Ebenen von Sultania oder Oujan und das Volk nimmt seine Zuflucht zu Zelten oder zu Dörfern zwischen den Bergen.

Der Frühling ist demnach die Jahreszeit, in welcher Teheran sich in der ganzen Fülle seiner Volksmenge zeigt. Diese wird dann vermehrt durch die vielen Fremden aus dem ganzen Reiche, welche zur Feier des Nuruzfestes herbeiströmen. Es soll Dschemschid, der sechste Nachkomme Noah's und der vierte Beherrscher Persiens von dem Stamme Kaiomurs, Noahs Enkels, gewesen sein, welcher nach Eintheilung der Zeit in zwei Arten von Jahren, ein bürgerliches und ein religiöses, dieses Fest zur Feier des Frühlings- und Jahresanfangs stiftete. Er bestimmte seine Hauptstadt Balkh als den Ort der Feierlichkeit und setzte die Dauer derselben auf sechs Tage fest. Am ersten Tage versammelte er das Volk, sprach es an und theilte ihm Beweise seiner Gnade aus, am zweiten belohnte er seine Räthe und Minister, am dritten die Gelehrten und Künstler; der vierte war zum Empfange seiner Anverwandten und des Adels bestimmt; die beiden letzten Tage waren der allgemeinen Freude, Schmausereien und Schaugeprängen gewidmet. So erzählt Firdusi, und Thatsache ist, daß dieses Frühlingsfest bis auf die urältesten Zeiten zurückführt. Gegenwärtig wird es fast ganz in der früheren Weise gefeiert mit der Ausnahme, daß für die Geschenke, mit welchen der König seine Unterthanen begnadigt, diese das Zehnfache als Erwiederung ihm überbringen müssen. Merkwürdig ist, daß unter andern Geschenken an diesem Feste gefärbte oder vergoldete Eier von der versammelten Menge wechselseitig ausgetheilt werden, eine Sitte, welche am Osterfeste unter den Mitgliedern der griechischen Kirche sowohl wie im übrigen christlichen Abendlande, namentlich in Deutschland und England besteht. Jenem sagenhaften König Dschemschid wird eine Regierungszeit von siebenhundert Jahren zugeschrieben, während welcher er Städte erbaute, nützliche Künste einführte, Weingärten pflanzte und in allen Unternehmungen so glücklich war, daß er zuletzt sich göttliches Ansehen beilegte und seinem Volke befahl, ihn anzubeten. Wegen dieser Gottlosigkeit verfolgt ihn die göttliche Rache,

er wird vom Throne vertrieben und stirbt zu den Füßen des bösen Eroberers Zohak von Arabien.

Von den Palästen des Königs finden sich bei Teheran zwei erwähnenswerthe. Der eine heißt Takt i Kadscher und liegt 3 englische Meilen auf einem Berge am Abhange des Elburz. Das Gebäude besteht aus mehreren übereinanderliegenden Terrassen und gewährt einen imposanten Anblick. Zu seinen Füßen breitet sich ein herrlicher Garten aus. Noch lieblicher ist der königliche Garten von Negauristan, nahe bei der Stadt, welcher mit den schönsten Baumgängen, begleitet von silberklaren Wasserkanälen, den herrlichsten Rosengebüschen und Blumen angefüllt ist. Zu diesen Reizen für das Auge und den Wohlgerüchen der Blüthen gesellt sich der Gesang einer Menge von Nachtigallen, welche diesen, vom König oft besuchten Garten erfüllen. Ein kleiner mit Kostbarkeiten, Gemälden und prachtvollen Teppichen ausgestatteter Palast am obern Ende des Gartens und ein Badehof mit marmornem Bassin, von Rosengebüsch umschattet, vervollständigt die Annehmlichkeit dieses königlichen Gartens.

Als die Gesandtschaft zum zweitenmale Persien besuchte, hatte der Schah sein Sommer-Hoflager in Sultanieh. Der Weg dahin von Teheran führt längs den südlichen Ausläufern des Elburzgebirges über Kasbin, eine alte Hauptstadt des Reiches, welche von Sapor II. zum Andenken an seine Siege über den Kaiser Julianus gegründet sein soll. Harun al Raschid verschönerte die Stadt durch zahlreiche Paläste, Moscheen und Gärten, Nadir Schah vermehrte die Zahl derselben durch einen großen Palast, aber wiederholte Erdbeben haben Alles in Trümmer gestürzt. Doch hat Kasbin noch immer seine schönen Weintrauben und eine gewerbfleißige Einwohnerschaft, welche lebhaften Handel nach Ghilan treibt.

Die ganze ausgedehnte Hochebene von Kasbin, welche sich über Teheran hinaus im Süden der Elburskette bis zu den caspischen Thoren (einem Engpaß bei Firuzkoh) erstreckt, ist durchschnitten von zahlreichen Kannauts, welche hunderte von Dörfern

mit Wasser versorgen. Letztere liegen innerhalb befestigter Lehmmauern und Thürme und sind durch Gärten verschönert. In der Nähe der Dörfer erheben sich hohe künstliche Erdwälle in Gestalt von abgestutzten Kegeln, deren Ursprung von den Persern den Feueranbetern zugeschrieben wird, welche ihre Altäre gern auf hohen Stellen errichteten. Aus den düstern Schluchten des Elbrus, welche sich auf dieser Ebene öffnen und welche die alten persischen Sagen mit Diws oder bösen Geistern bevölkern, verbreitete sich einst die furchtbare Sekte der Assassinen bis nach den Bergen Syriens. Imam Hassan Saheb (Hussein Suba) war um das Jahr 1090 der Gründer dieser Sekte. Schlau, muthig und beharrlich wußte er seinen Untergebenen einen blinden Glauben an seine göttliche Macht einzuflößen und verbreitete bald sein Reich bis über das Gebirge hinaus. Wer ihm entgegenstand oder gefährlich war, wurde in offenem Kampfe oder durch Meuchelmord vernichtet und die erschrockenen Nachbarn nannten den Geheimnißvollen Fürsten Scheik ul Jebal oder den Fürsten der Gebirge (Alten vom Berge). Eine Kolonie dieser Gebirgsbewohner ließ sich später zwischen den Höhen des Libanon nieder und man hat sie bald Ismaeliten, bald Assassinen genannt. Mannigfache Gräuel, an den Christen und Juden, wie an den Muhammedanern verübt, veranlaßten endlich ihre Ausrottung gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Die herrliche Moschee des Sultans Mahommed Khodabund, des ersten Oberherrn von Persien, welcher sich öffentlich zu Ali's Sekte bekannte, und in dem Heiligthum begraben liegt, welches er für die Gebeine Ali's und Husseins bestimmt hatte, ragte in ernster Würde aus dem Trümmerhaufen Sultania's, als wir uns dem Hoflager des Königs nahten. Der Schah empfing die Gesandtschaft sehr gnädig und verlieh dem Eltschi bei seiner Abreise den Orden vom Löwen und der Sonne, den alten Wappenbildern Persiens. Er hatte diesen Orden eigends für die englischen Gesandten gestiftet, indem diese den Orden der Sonne, welcher dem französischen Abgesandten Gardanne übergeben war, nicht annehmen wollten. Nebst den Orden erhielt der Gesandte noch den Titel Khan oder Herr, so wie den Rang eines Sipah Silars oder Generals. Der König heftete selbst

den Demantstern des Ordens an den Rock des Gesandten. Als ihm die ungewohnte Beschäftigung nicht von der Hand gehen wollte, sagte er: „Der König versteht dieses Geschäft nicht!“ und lachte herzlich.

Unsere Rückreise vom Hoflager ging über Hamadan und Kermanschah, auf der Karawanenstraße von Persien nach Bagdad, wo ehedem die alten Perserkönige mit ihrem Hoflager zogen, wenn sie ihre Sommerresidenz Ekbatana mit der Winterresidenz Babylon vertauschten. An dieser Straße, die jetzt durch kurdische Räuber vielfach beunruhigt wird, findet man viele Trümmer von Bauwerken und Felssculpturen aus alten Zeiten, welche die Einwohner Salomon und ihrem Helden Rustam zuschreiben. Hamadan, an der Stelle des alten Ekbatana erbaut, liegt in einem fruchtreichen Thale am Fuße des Elwend (des Orontes der Alten). Der ganze Berg ist bis an den Gipfel hinan mit reichem Grün und aromatischen Kräutern bedeckt, welche einen köstlichen Duft verbreiten. Von weit und breit, selbst von Indien her, kommen Leute, die heilsamen Arzneikräuter einzusammeln, denn der Elwend ist im ganzen Orient wegen seiner natürlichen und übernatürlichen Eigenschaften bekannt. Er soll Gold- und Silbererz enthalten, aber Niemand giebt sich die Mühe, es zu bearbeiten, da hierdurch nur der König oder der Befehlshaber von Hamadan bereichert würde. Gieriger strebt man nach Auffindung des kostbaren Grases, welches jedes Metall in Gold verwandelt, oder sucht die Inschrift (in altbabylonischen Characteren) auf einem Granitfelsen des Berges zu entziffern, wodurch man Herr eines verborgenen Schatzes wird. In Hamadan stattete uns ein jüdischer Rabbi einen Besuch ab und stieß bittere Klagen aus über die Verfolgungen der Muhammedaner gegen seine unglücklichen Glaubensgenossen. Vierhundert Familien derselben hoffen hier noch auf die Ankunft des Messias und ehren hoch die Gräber Mardochais und der Esther, welche nahe der Moschee Dschuma durch ein Denkmal und eine hebräische Inschrift aus späterer Zeit geschmückt sind. Das Land zwischen Hamadan und Kermanschah ist das gebirgigste und wildeste in ganz Iran. Die Einwohner nennen es Il Dschebal (das Gebirgige) und man hält es für das alte Matiene. — Jenseit des Berges

Elwend kamen wir zur Stadt Konkobar, dem Hauptquartier für eine der verzweifeltsten Räuberbanden, wo wir die Trümmer eines herrlichen Dianentempels von grauweißem geädertem Marmor bewunderten. Die Säulenkapitäle waren 8 Fuß und die Säulenschäfte bis 16 Fuß im Durchmesser. Ungeheure Stücke dieser Säulen lagen in jeder Richtung zerstreut. — Kermanschah, die Hauptstadt von persisch Kurdistan, liegt auf der Anhöhe in einer schönen Thalebene, welche sich südlich zu den Füßen des hohen Berges Bisutun ausdehnt. Die Stadt ist von den herrlichsten Obst- und Blumengärten umringt und mit vielen Kiosks geschmückt. Die vielen Spaziergänge, Kanäle und Wasserbehälter machen den Ort sehr malerisch, der neueren Ursprungs ist und seine Blüthe dem ältesten Sohne Feth Ali's, Mehemed Ali Mirza, verdankt. Dieser Prinz hat alle das Feuer und die Kriegslust des tartarischen Stammes, dem er von Seiten seiner Mutter angehört, und steht bei den wilden Kurdenstämmen seiner Provinz in höchstem Ansehen. Er ist der Gegner seines jüngern Bruders Abbas Mirza, der, als von einer vornehmern Mutter abstammend, bevorzugt wird und zur Thronfolge bestimmt ist. Er hat auch seinen Haß vor dem Throne seines Vaters ausgesprochen und versichert, nach dem Tode des Königs solle nur das Schwert zwischen ihm und seinem Bruder entscheiden. Zum Gedächtniß dieser Herausforderung hat er einen Orden für europäische Exerciermeister und Officiere in seinem Heere gestiftet, zu dessen Insignien ein Stern nebst dem sonderbaren Sinnbilde zweier Löwen gehört, die um die persische Krone kämpfen. Merkwürdigerweise hat der Schah selbst dieses Sinnbild der Widersetzlichkeit gegen seinen Willen sanktionirt. Leider ist dieses kräftigste Glied des Kadscharnhauses schon einige Jahre später verstorben, nachdem er einen rühmlichen Krieg gegen den Paschah von Bagdad geführt hatte.

Gärten und Pappelreihen jenseits des reißenden Karasu, der Kermanschah bespült, führen eine Stunde weit zu den berühmten Höhlen an einem Vorsprunge des Berges Bisutun, welche bei den Eingebornen Tak e Bostan, d. i. „Gewölbe des Gartens" heißen. Die größere ist 24 Fuß weit und 20 Fuß tief. Sie enthalten mannigfache Figuren in trefflicher grie-

chischer Bildhauerarbeit nach Art derjenigen in Schahpur und Nakschi Rustam. Ein schön gewölbter Eingang mit blumenverzierten Pfeilern und geflügelten weiblichen Figuren, eine kolossale gewaffnete Reiterfigur, königliche Gestalten, eine Eber- und eine Rehjagd mit Elephanten, Gefolge und Musikanten sind in der ersten, die Abbildung eines Friedensschlusses zwischen zwei Königen und eine altpersische Schrift, welche auf das 4te Jahrhundert n. Chr. deuten, sind in der zweiten Höhle. Jene soll unter dem großen Chosroes (Anuschirwan) von dessen Freunde, einem indischen Fürsten Furhaud, ausgehauen sein, der in leidenschaftlicher Liebe für die schöne Scherin, Frau des Chosroes, entbrannt, sie vom eigenen Gemahle begehrte und unter der Bedingung, dieses Kunstwerk zu errichten, wirklich erhielt.

Aus derselben Zeit der Sassaniden mögen die Bildhauereien herrühren, welche sich am Fuße des ungeheuren Felsens von Bisutun befinden und die verwischten Spuren einer griechischen Inschrift zeigen. Nach Besichtigung aller dieser Alterthümer setzten wir unsern Weg weiter fort. Wandernde Illyauten mit ihren Heerden von Schafen, Pferden und Kühen, einzelne Trupps räuberischer Kurden, die vor unserer wohlbewaffneten Schaar mit dem Friedensgruße „Salem Aleikum" vorüberzogen, Karawanenzüge mit Pilgern und Leichen, welche nach Kerbela oder Mesched Ali gebracht wurden, begegneten uns häufig in diesem wilden Gebirgslande, wo die Straße sich malerisch im Zickzacklaufe auf- und niederwendet. Wir sahen im Städtchen Harunabad, dessen Häuser terrassenförmig am Felsen, eine Reihe über der andern liegen, Mädchen beim Waschen am Flusse beschäftigt, und erkannten die Wahrheit des Rufes, dessen sie als die schönsten Weiber Irans genießen. Wir durchzogen die schönen Weingärten, welche die geschätzte Traube von Kirrind erzeugen, überschritten den außerordentlich steilen Paß Pa-i-takht, der in ein romantisches Thal mit bewaldeten, zweitausend Fuß hohen Seitenwänden führte, und nahmen bei den Ruinen des Palastes von Kisra Scherin, welchen Chosroes seiner geliebten Scherin erbaute, Abschied von Iran. Bei dem alten Städtchen Khanaki betraten wir das Paschalik Bagdad.

Zweites Kapitel.

Am 19. December brach ich in Begleitung eines wißbegierigen jungen Persers, Mirza Abdul Rezak, von Teheran auf, um Khorasan zu besuchen. Ich reiste in Landestracht, um keinen Verdacht zu erregen, führte Waaren und Arzneistoffe mit mir und unser wohlbewaffnetes Gefolge von fünf Leuten setzte mich in den Stand, dem kleineren Raubgesindel zu begegnen.

Wir ließen die Trümmer der Stadt Rhe zur Rechten und kamen vor einem Hügel vorüber, von welchem in den Tagen des Glanzes jener alten Stadt das Horn des Königs zu bestimmten Stunden erschallt haben soll. In Kebut Gumbuz hatten wir unser erstes Nachtquartier. Die Bewohner dieses Ortes sind großentheils Anhänger der schwärmerischen Sekte der Ali Ollahi's, welche den Propheten Ali, Schwiegersohn Muhammeds, für Gott selbst halten. Ali, so sagt die Legende, hieb einst im Zorn einem Manne den Kopf ab; bald aber bereute er seine That, hob den Kopf wieder auf die Schultern und belebte den Mann. Kaum war das Wunder vollbracht, als der Geköpfte auf die Knie fiel und den Ali als Gott anbetete. Zornig über diese Gotteslästerung, hieb Ali dem Manne zum zweitenmale den Kopf ab, gab ihm aber aus Barmherzigkeit zum zweitenmale das Leben wieder. Dieser begann die Anbetung auf's Neue und Ali, dessen Hitze sich abgekühlt hatte, nannte ihn nun einen Narren und ließ ihn laufen. Von diesem zweimal Geköpften stammt die Sekte der Ali Ollahi's. Sie werden von den rechtgläubigen Muselmännern für Ketzer gehalten und haben mehrere sonderbare Gebräuche.

Unsere Reise bis Schahrud ging am Fuße der Elbruskette und am Rande der Salzwüste, welche sich bis Yedz erstreckt, entlang. Im Allgemeinen war die Gegend öde und mehrere ehedem fruchtbare Landstriche, welche früher Teheran mit Lebensmitteln versorgt hatten, waren durch Mangel der Bebauung der Wüste anheim gefallen. Der Hauptgrund dieses Verfalls liegt in den häufigen Einfällen der Turkomannen. Zum Schutz

gegen diese sind nicht nur die noch bewohnten Dörfer von Mauern und Gräben umgeben, sondern auch in den Feldern zahlreiche, gegen 20 Fuß hohe Lehmthürmchen errichtet, wohin sich die Ackerbauer, die nur bewaffnet an die Feldarbeit gehen, bei den plötzlichen, stets nur flüchtigen Einfällen der Turkomannen zu retten pflegen. Auch die schlechte Regierung hat viel zum Verfall des Wohlstandes gethan. So war die Stadt Semum, welche recht freundlich zwischen ihren Obstgärten liegt, früher blühend, ist aber jetzt arm durch die Bedrückungen des Statthalters. Vor einiger Zeit zogen die Einwohner in Masse zum Schah nach Teheran und beklagten sich über den grausamen Statthalter; der Schah ließ sie aber zu demselben, der sein Günstling war, zurückbringen, und dieser nahm schreckliche Rache. Gegen tausend Menschen beiderlei Geschlechtes ließ er ermorden oder verstümmeln, den Männern wurden die Hände abgehauen und die Augen ausgestochen, den Frauen die Nasen, Ohren und Brüste abgeschnitten. — Noch verfallener, als Semum, ist die Stadt Damghan, der Geburtsort des jetzigen Schah Feth Ali. Ich mußte hier einen alten zänkischen Maulthiertreiber Namens Ismael Kussa (Ism. mit dem dünnen Bart) entlassen. Dieser nichtsnutzige Mensch fing überall Händel an, sah er aber, daß ihm trotz seines Alters Gefahr bestraft zu werden drohte, so zeigte er mit kläglichen Gebehrden einen Zahn und die Hälfte seines Bartes vor, welche er vor langen Jahren bei einem Streit, gewiß nicht unverdient, eingebüßt hatte, um dadurch das Mitleid für sich rege zu machen.

Wir erreichten Schahrud am letzten Tage des Jahres. Diese Stadt erfreut sich eines Wohlstandes, der in diesem Lande zu den Seltenheiten gehört. Grund dieser Erscheinung ist die günstige Lage der Stadt an der Heerstraße von Teheran nach Musched, so wie an dem Punkte, wo die Straßen von Yezd, Herat, Tubbus, Astrabad und Mazanderan zusammenstoßen. Hierdurch wird Schahrud zum Stapelplatz für große Länderstrecken und zum Schauplatz großer kaufmännischer Geschäfte, obgleich es wenig Handel mit eigenen Produkten treibt.

Von hieraus können einzelne Reisende die Straße nach Musched nicht sicher verfolgen, ohne sich an größere Karawanen an-

zuschließen, da diese Gegenden durch die Einfälle der Turkomannen beständig heimgesucht werden. Ganze Banden dieser kühnen Räuber, wohl hundert Mann stark, dringen auf ihren flüchtigen Rennern durch die Engpässe des Elbrusgebirges aus den Wüsten im Osten des kaspischen Meeres hervor und verbreiten Furcht und Schrecken oft bis zu den Thoren von Kaschan. Sie überfallen einzelne Reisende, Karawanen und ganze Dorfschaften, plündern die Habe und schleppen die Menschen in die Sklaverei. Wer den eiligen Rückzug nicht aushalten kann, wird ermordet. Zu Hause angelangt, lassen sie die Gefangenen (Asihr's) die Felder bebauen oder verkaufen dieselben nach Khiwa. Hier werden sie auf dem Sklavenmarkt verkauft und viele Kaufleute betreiben ein regelmäßiges Geschäft mit dem Kauf und Verkauf dieser „Asihr's." Sie bringen sie nach Persien zurück und lassen sie von den Verwandten loskaufen, mitunter auch ihr Lösegeld zusammenbetteln. Durch diese Art von Sklavenhandel wird mancher arme Gefangene frei, der sonst zeitlebens in Khiwa als Sklave der Usbeken schmachten müßte. Manche bleiben auch freiwillig in Khiwa. Wir sprachen einen solchen Kaufmann, welcher früher von den Turkomannen geraubt und in Khiwa verkauft worden war, dort durch einen kleinen Handel sein Lösegeld erschwungen und sich als Kaufmann etablirt hatte. Er war hier mit einer Ladung Kuhhäuten und zwei Asihr's, welche ganz als Waare betrachtet werden.

Viele Pilgrimme kamen von Rescht und andern Orten, alle waren voll von den Räubereien der Turkomannen und man versicherte, in ganz Khorasan sei keine Straße sicher zu bereisen und der König werde bald nichts mehr sein eigen nennen, als Musched, Nischapore und Subzawar, und diese Städte würden durch seine Beamten ausgesogen. Von hier bis Subzawar überschwemmen das Land die Turkomannen des Attok (so heißt das Saumland zwischen dem Elbrus und der nördlichen Wüste), von dort bis Musched und Herat verbreiten die Hazarehs, Firozekuihs und Dschomschidih's Furcht und Schrecken.

Wir besuchten auch die Trümmer der ehemals bedeutenden Stadt Bostam, wo in der Nähe einer mit Gypsfiguren reich geschmückten Moschee mit dem Minar des heiligen Suffi Bajazid

sich das Grab des Imamzadih (Imams Sohn) Kassim befindet. Man erzählt von dem Tode dieser Heiligen folgende Legende: Bajazid und Kassim hatten auf einer gemeinschaftlichen Reise ihr Lager zwischen Schahrud und Bostam aufgeschlagen. Während des Abendessens bemerkte Kassim auf dem Tischtuche eine Ameise, welche nach seiner Meinung aus dem letzten Nachtquartier mitgebracht war. Diese Versetzung des Thieres gegen dessen Willen hielt er für eine grausame und tyrannische Handlung, und vermochte seinen Gefährten, die Ameise wieder an den Ort ihres letzten Nachtquartiers zurückzutragen. Während Bajazids Entfernung brach die Nacht herein und die Einwohner von Schahrud und Bostam bemerkten ein helles Licht, das von dem Körper des Imamzadih ausstrahlte, als Zeichen des göttlichen Beifalls seiner Frömmigkeit. Aus beiden Städten strömten Menschen herbei und es erhob sich ein Krieg über den Besitz des Heiligen. Nachdem sieben Menschen gefallen waren, wurde einer der Kämpfer unwillig über das Blutvergießen und schlug den Heiligen mit einer Hacke todt. Jetzt hatte der Streit ein Ende und die Bostamer begruben den Imamzadih in ihrer Stadt. Während dem kam Bajazid zurück und machte den Bostamern so bittere Vorwürfe, daß diese endlich die Geduld verloren und schwuren, es sollte ihm nicht besser gehen wie Kassim, wenn er nicht Ruhe hielte. Als die Drohung nichts half, steinigten sie den unbequemen Schelter zu Tode. — Bajazid war übrigens ein Heiliger, welcher bei den Turkomannen sehr in Ansehen gestanden und viele Wunder verrichtet hatte. Eins dieser wird also erzählt: Der Heilige trank gern Wein und Chang und sprach in seinem begeisterten Rausch dann gern von sich als einer göttlichen Person. Nüchtern geworden, bat er seine Schüler, ihn zu bestrafen, ja zu tödten, wenn er noch einmal so vermessen sein sollte. Diese zauderten lange, doch auf vieles Bitten stachen sie, als ihr Herr und Meister einstens wieder einen solchen begeisterten Rausch hatte, diesen mit ihren Messern in die fleischigsten Theile seines Körpers, bis er bewußtlos zu Boden fiel. Aber wie sehr erstaunten sie, als der Heilige beim Erwachen ganz unverletzt war und jeder von ihnen die Stiche an seinem Körper hatte, die er dem Heiligen beigebracht.

Nach und nach hatten sich so viele Reisende gesammelt, daß die Karawane zahlreich genug war, um den Zug durch die unsichern Districte zu wagen. Aber die Angst vor den Turkomannen war so groß, daß, als die Karawane schon in Bewegung war, noch ein Fahl oder eine Losung angestellt wurde. Der Koran wurde aufgeschlagen, aber die Stelle, welche man fand, sprach nicht für die Abreise, worauf die Karawane wieder Kehrt machte, eilends wie ein Flug Tauben, wenn der Habicht naht. Gerüchte kamen dazu, die Turkomannen sollten sich, man wüßte nicht wohin, auf einen Raubzug begeben haben.

Endlich kamen Reisende von Musched mit der Nachricht, daß die Straße sicher sei. Nun brach am 11. Januar Abends 10 Uhr die Karawane auf. Der Mond war im schönsten Glanze aufgegangen und beleuchtete die braune Fläche, die von Kameelen, Maulthieren und Pferden ganz bedeckt war, und die verschiedenen Abtheilungen begaben sich in langen Zügen zu dem Sammelplatze. Es war ein malerisches Schauspiel. Von allen Seiten riefen sich die Bekannten und Landsleute zu: Ali Mohammed, Ali Mohammed, Cassim, Cassim, Ibrahim, Ibrahim, Hussein, Hussein! Das Klingen der Glocken, das Blöken der Kameele, das Wiehern der Pferde, das Yahen der Maulthiere und Esel, das Geschrei der Sarwans (Kameeltreiber) und Katerji's, das von allen Seiten und in allen Tonarten erscholl und vom Echo wiederholt wurde, bildete ein ganz eigenthümliches Concert, das mit dem wilden Aussehen der Menschen und Thiere gut harmonirte. Allmälig nahmen die verwirrten Haufen unter den Befehlen eines alten Hadschi, den man zum Kaffilah-Baschi (Anführer) gewählt hatte, eine leidliche Ordnung an. Vorn in Reihe und Glied standen die Toffuntschi's (Schutzsoldaten) zu Fuß, die Kameele bildeten eine so dichte Masse, als der Boden es erlaubte; die unbewaffneten Fußgänger begaben sich in die Mitte, wo sie am besten geschützt waren, die bewaffneten Reiter hielten an den Seiten, hinten und an der Spitze. Einzelne, wozu auch ich mit meinem wohlbewaffneten Diener gehörte, wurden vorausgeschickt, um alle verdächtigen Orte, namentlich die Ruinen verlassener Dörfer, zu untersuchen und die Karawane von allem zu benachrichtigen, was ihr Gefahr bringen könnte.

Als Alles in Ordnung war, setzte sich der ganze Zug mit einem lauten „Bismillah" in Bewegung.

Unser Marsch ging durch eine öde Wüste, Meiomid war unser Nachtquartier. Die Einwohner dieses Dorfes, welche nur vom Handel mit den Karawanen leben, sind sehr roh. Ein junger Bursche schlug mich mit einem Pfahl in die Seite, daß ich niederstürzte. Meine Bedienten hielten ihn fest und brachten ihn zum Khetkodah (Schulzen) des Dorfes, der ihm die Bastonade geben ließ. Bei Beleidigungen dieser Art wird der Sträfling so lange geprügelt, bis der Beleidigte Fürsprache einlegt. Am andern Morgen begegneten wir einer Karawane, aus 600 Kameelen und eben so viel Personen bestehend; es waren meist Pilger und Frauen, welche von Musched nach Kaschan zurückkehrten. Dieser Reisegesellschaft gemäß waren die meisten Kameele mit Kajahwah's beladen, einer Art hölzerner Wiegen, in welchen zu jeder Seite des Thieres eine Person mit untergeschlagenen Beinen bequem zwischen Betten und Polstern sitzt.

Von Meiomid bis Abbassabad war gleich ödes Land voll Kieshügel und tiefer Schluchten, welche mit braunem Strauchwerk bedeckt waren. Verfallene Karawanserai's, verlassene Kupfer- und Bleigruben, welche noch zu Nadir Schah's Zeiten betrieben wurden, bei dem Geize des jetzigen Königs aber keine Unternehmer finden, bezeichneten unsere Straße. Das Dorf Abbassabad ist durch Abbas I. gegründet, welcher in ächt orientalischer Manier hundert Familien vom fruchtbaren Boden Georgiens zum Schutz der Pilger nach Mesched in diese Einöde verpflanzte. Er sorgte übrigens für Sold und Lebensmittel. Gegenwärtig steht es aber traurig mit dieser armen Kolonie, welcher der jetzige König die Subsidien entzogen hat. Einer dieser bedauernswerthen Leute schilderte mir ihre Lage: „Hierhergebannt in die Mitte „einer Oede, die an der einen Seite von der endlosen Salz„wüste, von der andern von braunen Felsen und unfruchtbaren „Erdhügeln begrenzt wird, bleibt uns der Wechsel der Jahres„zeiten fast ganz fremd; ich weiß den Winter vom Frühling und „Sommer nur durch die Kälte zu unterscheiden, über die meine „Kinder dann klagen. Das elende Fruchtfeld außerhalb unserer „Mauern gelangt selten zur Reife; wenn es die Feinde nicht

„zerstören, so verwüsten es die Freunde. Wir haben einen einzigen Feigenbaum dort auf jenem Hügel, der in guten Jahren „viele Früchte trägt, aber die Turkomannen erndten sie öfter „als wir, und weiter giebt es keinen Obstbaum in der Nähe; „der junge Wuchs ist stets von unsern Feinden zerstört worden. „Wir wagen nicht, Schafe zu halten, an Pferde und Kameele „denkt Niemand, denn wir würden sie doch nur für die Turkomannen aufziehen. Keine Woche vergeht, wo nicht unsere „Familien den Verlust der Väter, Frauen, Söhne oder Töchter „zu betrauern haben, die verschwinden, ohne daß man jemals „von ihnen etwas erfährt. Ich selbst war dreimal in den Händen der Turkomannen; zweimal gelang es mir, zu entkommen, „das drittemal wurde ich um einen Preis losgekauft, der fast „mein ganzes Vermögen betrug, und so ist es den meisten meiner „Freunde ergangen. Aber was sollen wir thun? Entfliehen „können wir nicht, denn wenn wir eingeholt werden, so erwartet uns eine fürchterliche Strafe, und entkommen wir glücklich, „so muß die zurückgebliebene Familie für das Vergehen büßen."

Medzinun ist eine Stadt von endlosen Trümmerhaufen umgeben, den Spuren mehrerer großen Städte, welche nacheinander hier blühten und verfielen. Jetzt genießt der Ort gleich Meiomid einer gewissen Sicherheit vor den Raubzügen der Turkomannen, indem dieselben hierher den Erwerb ihrer Räubereien bringen und verkaufen. Ich sah hier mehrere Turkomannen, welche mancherlei Gegenstände zum Verkauf anboten. Ich trat wegen eines unbedeutenden Pferdes mit einem jungen Burschen in Handel und nannte nach längerem Handeln mein Gebot. Da sah mich der Bursche starr an und sagte im Wegreiten mit verächtlichen Geberden: „Wahrhaftig, ein schönes Gebot! Ich brauche mit diesem Pferde nur hinter die Hügel bei Tschuschmah e Zeider zu reiten, wo ich bald ein paar Gefangene erwischen will, die mir diese Summe dreifach einbringen."

Als die Gegend sicherer wurde, trennte sich unsere Karawane in verschiedene Abtheilungen. Wir passirten viele Dörfer, welche wie Inseln in der Wüste zerstreut lagen und von gut cultivirtem Lande umgeben waren. Die Baumwolle wurde hier stark gebaut, auch Weizen und Gerste, und die zahlreichen Maul=

beerbäume deuteten auf bedeutende Seidenzucht. In der alten Sassanidenstadt Subzawar, welche nach der Zerstörung durch die Afghanen erst vor kurzer Zeit wieder ein wenig bevölkert worden ist, blieb die Abtheilung, welcher ich mich angeschlossen hatte, und ich reiste mit meinen Begleitern nun allein weiter. Am Morgen des 18. erreichten wir das Robat oder Karawanserai Zafferuni, das größte, was Persien aufzuweisen hat, und als Aufenthalt für Diebe und Räuber noch bekannter als wegen seines Umfangs. Es enthielt in früheren Zeiten 1700 Zimmer, eine große Badeanstalt und eine Reihe Läden, und konnte viele Tausend Menschen und Thiere aufnehmen. Viele Zimmer zeigen noch die Spuren von Malereien, aber die Mauern dieses Gebäudes sind die stummen Zeugen vieler Mordthaten. Die umwohnenden Nomaden lauern von den benachbarten Felsenvorsprüngen auf die herannahenden, nicht hinreichend beschützten Reisenden, und man zieht es daher jetzt vor, im benachbarten, ziemlich befestigten Dorfe ein Unterkommen zu suchen.

Am andern Tage sahen wir von den Hügeln herab die Ebene von Nischapur vor uns ausgebreitet, die wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihres Reichthums einst so berühmt war. Wir sahen viele kleine Dörfer in der Ebene, sämmtlich wie viereckige Forts gestaltet und mit Thürmen versehen, aber die Mehrzahl lag in Trümmern. Die Stadt Nischapur schreibt ihren Ursprung dem Tahmuras Diwabund, einem der Peischdadians oder fabelhaften Könige des alten Persiens, welche die bösen Geister (Diws) bändigten, zu. Im Laufe der Zeiten erlitt sie furchtbare Zerstörungen durch Alexander den Großen, die Turkomannen, Dschingiskhan und die Afghanen. Ihre Blüthezeit war unter der Dynastie der Seldschucken, deren Gründer, Togrul Beg, hier gekrönt wurde. Dschingiskhan richtete in ihr ein Blutbad von 174,000 Leichen an. Unter Nadir Schah fielen auf sie, wie auf ganz Khorasan, die letzten Strahlen der Königsgunst. Jetzt hat sie kaum 5000 Einwohner. Der Ort kann sich keines Handelszweiges rühmen, mit Ausnahme des Handels mit Türkisen, aber noch immer ist die Fruchtbarkeit der Umgegend und das schöne Klima des Thales sprüchwörtlich in ganz Khorasan.

Ich erhielt meine Wohnung im Hause von Furruk Khan,

dem Kommandanten der Artillerie des Prinzen, welcher mit seinem Hofe eben abwesend war. Mein guter Wirth hatte unter Major Lindsay seine Studien gemacht und war sehr für die Engländer eingenommen. Ich konnte es ihm nicht ausreden, daß ich als englischer Spion ins Land gekommen sei, um die besten Wege zur Eroberung Khorasans auszukundschaften, und er bot mir unausgesetzt seine Hülfe an. „Er sei ein Diener Englands, nicht des Schahs von Persien," war der ewige Refrain seiner Reden. Uebrigens war er herzlich und zuvorkommend, wiewohl meistens berauscht. Die Perser, welche dem Genuß des Weintrinkens ergeben sind, und ihrer sind nicht Wenige, suchen den förmlichen Rausch, da nach ihrer Meinung die Sünde gleich groß ist, mögen sie ein Glas oder mehrere Flaschen voll trinken.

Ich besuchte auch die berühmten Türkisgruben, welche ausschließlich seit undenklichen Zeiten die ganze Welt mit einem der gesuchtesten Edelsteine versorgen. Sie liegen 9 Farsangs (Stunden) westlich von Nischapur bei zwei befestigten Dörfern, welche den gemeinsamen Namen Madan führen. Das ältere Dorf dieses Namens besteht aus einer Erdmasse, die auf die sonderbarste Weise zu kleinen Zellen von jeder Gestalt und Größe ausgehöhlt ist, und diese Gemächer stehen durch so dunkle und enge höhlenartige Gänge mit einander in Verbindung, daß das Ganze einem Fuchsbau oder Biberbau mehr gleicht, als Wohnungen menschlicher Wesen, aber doch gegen äußere Feinde großen Schutz gewährt. Das Gestein, in welchem die blauen Türkise eingesprengt erscheinen, hat durch Eisen eine rothbraune Farbe und ist mit gelben Ocherstreifen durchzogen. Der Bergbau geschieht ganz kunstlos nach altherkömmlichem Schlendrian, kein Privatmann wagt es, sein Vermögen zu besserer Ausbeute zu verwenden, da die Regierung ihn durch Erpressungen bald zu Grunde richten würde. Die Gruben werden meistbietend verpachtet und die Pächter sind fast immer die Bewohner der nächsten Dörfer, welche auch die Arbeiter liefern. Sie tragen die Pacht (in diesem Jahre 2000 Tomans) gemeinschaftlich und theilen den Gewinn gleichmäßig. Die Steine werden an die Kaufleute verkauft, welche zu diesem Zwecke hierher kommen, oder nach Musched versandt. Große Steine werden heimlich aus dem Dorfe gebracht, denn

wenn der Gouverneur davon Kunde erhält, werden dieselben für den Schatz des Königs ohne Entschädigung in Beschlag genommen. Ich wollte einige dieser im ganzen Orient als Amulete geschätzten Edelsteine kaufen, fand aber, daß der Preis am Fundorte selbst theurer war, als anderswo. Auf dem Rückwege von den Gruben besuchte ich eine Salzmine, deren Salz so schöne durchsichtige Krystalle bildet, daß man durch ein zwei Zoll dickes Stück so gut lesen kann, als durch eine Glasscheibe.

Die Thäler von Nischapur und Mesched werden durch eine hohe Gebirgskette getrennt. Aus der herrlichen Ebene aufwärts steigend, verfolgten wir in einem schönen, von Wallnuß-, Maulbeer-, Pappel- und Weidenbäumen bewachsenen Gebirgsthal einen Fluß aufwärts; an der Bergwand erhoben sich Obstgärten, immer einer über dem andern, bewässert von kleinen Bächen, die ganz oben aus dem Flusse abgeleitet waren und in kleinen Silberstreifen sich ihren Weg zu ihrem gemeinsamen Bette bahnten und das ganze Gelände mit ihren klaren blitzenden Wasserfällen belebten. Nachdem wir dieses liebliche Thal mehrere Meilen weit verfolgt hatten, verschwand der Fluß endlich unter Schnee und Eis und nun mußten wir einen sehr steilen Kothul übersteigen, auf dessen Eise Maulthiere und Menschen sich nur mit vieler Mühe halten konnten. Auf der Höhe froren wir heftig trotz unserer Pelze. Noch gefährlicher war das Hinabsteigen; der Mirza stürzte sechzig bis siebenzig Fuß hinunter und kam nur durch einen Zufall mit dem Leben davon; ich selbst kam nur durch Hülfe meines guten Schwertes hinab. Als wir wieder zu einem Bache gelangten, erblickten wir zuerst nur Rosen- und Dornengestrüppe, aber weiter abwärts fanden wir Bäume und eine mannigfaltige Landschaft. Die letzten Meilen führten uns durch ununterbrochene Reihen von Obstbaumpflanzungen, Gärten und Weinberge, alle reich an malerischer Schönheit, zur Ebene von Mesched hinab, dessen goldene Kuppel vom heiligen Grabe durch den Schneesturm matt hindurchglänzte.

Der erste Anblick von Mesched war nicht vielversprechend. Verfallene Häuser, leere wüste Plätze, erbärmliche Straßen, wie überall im Orient. Meine Wohnung erhielt ich im Gartenhause des Ministers des Prinzen Statthalters, doch war das Logis

schlecht und schützte nicht gegen die winterliche Witterung und von den Dienern des Khans bekümmerte sich Niemand um uns. Endlich erschien der Nazir, bewillkommnete mich und brachte die gewöhnlichen persischen Redensarten, daß das Haus und Alles, was es enthielte, mir gehöre u. s. w. Bald darauf kam ein Kahdum oder Diener der heiligen Kapelle und bot mir seine Dienste als Führer zum heiligen Grabe an, indem er mich für einen Glaubensgenossen hielt und durch vielerlei Fragen sehr in Verlegenheit setzte.

Mesched verdankt seine Größe und Heiligkeit, hinsichtlich welcher es fast in gleichem Range mit Kerbela und Mesched Ali bei den Schiiten steht, dem Grabe des Imam Reza, eines Abkömmlings von Ali und berühmten Heiligen. Nach der Legende soll hier schon Alexander der Große (Secunder Rumi bei den Persern genannt) sein Zelt aufgeschlagen und in der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt haben. Sein Vezier Aristoteles deutete ihm den Traum also, daß in Zukunft einst ein sehr heiliger Mann an dieser Stelle begraben werden würde, und Alexander ließ demzufolge um den Ort vier Mauern erbauen. Der Khalif Harun al Raschid las einst in einem Buche des Aristoteles von dieser Sache und befahl, man solle ihn nach seinem Tode an diesem Orte begraben. Während der Regierung seines Sohnes Mamum al Raschid, der zu Merv seinen Hof hielt, verbreitete sich der Ruhm des Imam Reza und die Zahl seiner Schüler wuchs so sehr, daß der Khalif eifersüchtig wurde und den Heiligen durch eine vergiftete Weintraube tödtete. Er ward Harun al Raschid gegenüber begraben. Dreihundert Jahre später, als der Sultan Sandscher zu Merv regierte, kam ein vornehmer, vom Aussatz befallener Hofmann auf der Jagd an diese Stätte und sah an dem Benehmen seines Pferdes, daß hier etwas sehr Heiliges sein müsse. Er warf sich auf den Boden und bat Gott, er möge das Ereigniß zu seinem Glücke lenken. Als er sich erhob, war sein Gebet erhört und die Krankheit verschwunden. Nun kam das Grab des Imam Reza in Ruf und die Fürsten vom Stamme Sofi fügten Gebäude zu Gebäude und Pracht zu Pracht und begünstigten die Wallfahrt nach diesem Ort, um das Gold, welches früher nach Mecca, Mesched

Ali und Kerbela ging, dem Lande zu erhalten. Trotzdem erlitt die Stadt manche Drangsale durch Usbeken und Afghanen, aber Nadir Schah hob sie wieder und hielt hier oft seinen Hof. Er erbaute hier sein eigenes Grabmal und das seines unglücklichen Sohnes, dem er in einem Anfall von Argwohn die Augen hatte ausstechen lassen. „Nicht meine, sondern Persiens Augen habt Ihr ausstechen lassen!“ sagte der Prinz nach dieser blutigen Handlung, und die Wahrheit dieser Worte machte auf Nadirs Gemüth einen tiefen Eindruck. In den Unruhen nach Nadirs Tode litt auch Mesched und Mohammed Aga entzog Khorasan seiner Gunst. Er ließ sogar in gemeiner Rache die Gebeine Nadir Schahs, des Feindes seines Stammes, ausgraben und unter der Schwelle seines Palastes in Teheran vergraben.

Mesched nimmt einen ausgedehnten Raum ein. Innerhalb der Stadtmauer liegen große Strecken, die mitunter zu Gärten und Feldern benutzt sind, doch im größten Theile des Raumes lagert über den Ruinen und Gräbern tiefes Schweigen. Nur die Hauptstraße und die Wohnungen, welche um das heilige Grab herumliegen, sind belebt. Die bewohnten Häuser liegen häufig zerstreut innerhalb der Ruinen. Ich kam oft durch unterirdische Gänge und dunkle verfallene Räume, bis mich plötzlich eine sich öffnende Thür an die freie Luft und an das Licht des Himmels brachte, wo ich mich, erstaunend wie Aladdin mit der Wunderlampe, in einem zierlichen Hofe oder kleinem Garten befand, der von Zimmern umgeben und mit Springbrunnen, Bäumen, Blumen und dem gewöhnlichen Zubehör eines persischen Divankaneh (Empfangzimmer) versehen war. Die Masse prächtiger Gebäude mit Kuppeln und Minarets, welche das Grabmal des Imam Reza einschließen, liegt im Mittelpunkt der Stadt, zu ihr führen alle Wege und sie zieht schon aus weiter Ferne den Blick der herannahenden Reisenden auf sich. Den Vorhof zum Heiligthum bildet ein großes Viereck, von schön gewölbten Galerien und Reihen von Zimmern im zweiten Stock umgeben. Gemalte und glasirte Ziegel in geschmackvollen Mustern und Figuren bekleiden alle Wände und der Boden des Hofes ist mit Leichensteinen von vornehmen Persern, welche unter dem Schutze des Heiligen hier das Paradies gesucht haben, in ununterbroche-

ner Reihe bedeckt. Von diesem, Sahn genannten Vorhofe führt ein Thorweg mit vergoldeten Ziegeln in die Gebäude des Grabmals, welche ein großes Achteck bilden. Durch ein silbernes Thor, welches Nadir Schah geschenkt hat, gelangen die Andächtigen zur mittleren Abtheilung, welche mit einer vergoldeten Kuppel bedeckt ist. Dieser Theil des Tempels ist in den prächtigsten Verhältnissen erbaut, bildet in bedeutender Höhe eine schöne domartige Kuppel und breitet sich kreuzförmig aus; das Ganze ist mit farbigen Ziegeln, an denen Azur und Gold verschwendet sind, verziert und die Wände sind höchst geschmackvoll mit Blumensträußen und Kränzen nebst dazwischenstehenden Sprüchen aus dem Koran, alle aus Mosaik zusammengesetzt, bedeckt. Von der Decke herab hängt ein großer Kronleuchter von massivem Silber. Von hier gelangt man zu einem achteckigen Tempel von gleich kostbarer Ausstattung und mit herrlichen Teppichen bedeckt, dessen eines Ende die Asche des Imams und des Khalifen Harun al Raschid hinter einem herrlich gearbeiteten Stahlgitter und einem unvollendeten Gitter von massivem Golde enthält. Thüren, mit Gold und Juwelen bedeckt, führen zu andern Abtheilungen, den Ruhestätten vornehmer Perser. Eine prächtige Moschee, von der Schwiegertochter des großen Timur erbaut und glänzend ausgestattet, ist mit dem Grabmal durch einen gewölbten Gang verbunden.

Ich besuchte diese Heiligthümer unter der Führung eines der Kahdums zu einer Zeit, als sie nicht sehr stark besucht waren, um kein Aufsehen zu erregen. Denn der Besuch eines Christen verunreinigt in der Meinung der Einwohner diese heiligen Oerter, und es entstanden mir allerdings später große Ungelegenheiten daraus. Obschon ich sorgsam alle Verbeugungen und sonstige Geberden nachahmte, wie ich sie von meinem Führer und den andern Pilgern sah, welche in dem Heiligthum ihre Andacht verrichteten, so richteten doch einige Umstehende mißtrauische Blicke auf mich, und ich war froh, als ich nach flüchtiger Besichtigung aller Merkwürdigkeiten endlich wieder durch das Silberthor auf den Sahn gelangte und eine Zelle der Medressa Mirza Dschaffier erreichte. Diese ist eine der größten von den 16 Medresse's oder Hochschulen, welche Mesched besitzt.

Die Bauart aller derselben ist gleich und derjenigen der Karawanserai's ähnlich. Ein Hof, als Garten benutzt, ringsum vier Reihen von Zimmern mit Balkons und verbunden durch einen hinter ihnen laufenden Gang, ein Eingangsthor auf der einen Seite des Vierecks, ein gewölbter Thorweg, der als Moschee zum Beten benutzt wird, auf der gegenüberstehenden Seite, des Gleichmaßes wegen zwei Schwibbogen auf den beiden andern Seiten, das sind die gleichen äußeren Einrichtungen. In den kleineren Zimmern wohnen die Studenten, in den größeren die Mullah's oder Lehrer. Letztere erhalten keinen bestimmten Gehalt, sie lehren meistens, um den Vorschriften ihrer Religion Genüge zu leisten und sich einen Namen zu erwerben, denn dadurch erhalten sie Einfluß und durch diesen Reichthümer — das Endziel aller Bestrebungen in Persien. Die Studenten sorgen für ihre Bedürfnisse selbst, die ärmeren vertreten die Stelle der Diener bei den Vermögenderen und bei den angeseheneren Mullah's. Morgens und Abends sind die Unterrichtsstunden, am Tage wiederholen die Studenten das, was sie gelernt haben, vor ihren Maalims oder Ober-Mullah's. Gegenstände des Unterrichts sind: Theologie, insofern sie das Studium des Korans und die Lehre der Schiah's betreffen, Metaphysik und Logik (enthaltend nur Disputationen über paradoxe und unnütze Sätze), Mathematik (den Persern ist Euklid nicht unbekannt), Astronomie (nach dem Ptolomäischen System), insofern sie als Dienerin der Astrologie gilt, der Lieblingswissenschaft der Perser, deren Werth und Wichtigkeit von Jedem anerkannt wird, endlich Medizin. Aemter und Versorgungen von Seiten des Staates haben die Studenten in Zukunft durch ihr Studium nicht zu beanspruchen, Alles ist Privatsache. Aber wer sich als Theolog oder Astrolog einen Namen erwirbt, kann in Persien immer seines Fortkommens sicher sein. Eine der reichsten Medresse's ist die Medresse Fazil Khan. Der Stifter hat durch eine eingemauerte Inschrift drei Völkerstämme von der Theilnahme an dieser Anstalt ausgeschlossen: „die Hindu's wegen ihrer Treulosigkeit, die Mazunderaner wegen ihrer Zanksucht und die Araber wegen ihrer großen Unreinlichkeit.“ Ein Araber, der diese Medresse besuchen wollte, sah die Inschrift, welche ihn von der Theilnahme an dieser An-

stalt ausschloß; er erhob die Hände zum Himmel und sprach: „Gott sei Deiner Seele gnädig, Fazil Khan, denn Du hast wahrlich die Wahrheit gesagt!"

Die Einwohner von Mesched, ungefähr 30,000 Seelen, treiben einen bedeutenden Zwischenhandel. Täglich treffen schwer beladene Karawanen ein von Bokhara, Khiwah, Herat, Kerman, Yezd, Kaschan, Ispahan u. s. w., und man trifft in den verschiedenen Karawanserai's und Bazars auf Araber, Türken, Afghanen, Turkomannen, Uzbeken, deren verschiedene Trachten und Gebräuche dem Beobachter ein sehr lebendiges und unterhaltendes Schauspiel gewähren. Aber verachtet, wie in der ganzen Welt, sind auch hier die Juden, welche sich nur von einem erbärmlichen Trödelhandel ernähren. Durch eigene Gewerbethätigkeit erzeugt Mesched herrliche Säbelklingen und schönen Sammt und giebt den Türkisen von Nischapur Form und Fassung.

Der Aufenthalt in dieser heiligen Stadt der Schiah's ward mir mit der Zeit aber sehr unangenehm. Ich lernte durch eigene Erfahrung, daß das Gerücht nicht log, nach welchem die Einwohner Mescheds des Stolzes, der Selbstsucht, des Fanatismus und der Ungastlichkeit beschuldigt werden; Eigenschaften, welche man der Menge der Geistlichkeit in dieser heiligen Stadt zuschreibt. Man verfolgte und verhöhnte mich als ungläubigen Feringhi und legte mir alle möglichen Hindernisse in den Weg. Ich gab es daher auf, weiter nach Bokhara vorzudringen, zumal sichere Nachrichten von räuberischen Ueberfällen der Karawanen in der Gegend von Merv nach Mesched gelangten, und beschloß, über die kurdischen Kolonien und Astrabad zurückzukehren.

Als ich am 11. März das Thor von Mesched hinter mir hatte, fühlte ich mich wie neu geboren. Der Frühling hatte so eben seine Herrschaft begonnen, das grüne Gras sproßte zwischen den verdorrten braunen Halmen empor, die Blüthen des wilden Safran erhoben sich über den Kiesboden und Tausende von Vögeln belebten die Luft. Alle Nomadenstämme waren in Bewegung, um neue Weiden aufzusuchen, und Schaaren von Heerden, Männer, Kinder und Frauen zu Fuß und auf Kameelen zu beiden Seiten zogen in langen Linien durch die Ebenen und Schluchten, während die braunen Zelte anderer Horden sich wie

Spinneweben über die Ruinen verfallener Dörfer ausbreiteten. Die Feldarbeiten waren überall fortgeschritten und ich bemerkte, daß die Pflüge nicht allein vom Rindvieh, sondern auch von Maulthieren, Eseln und selbst von Menschen gezogen wurden.

Das Thal von Meschhed erstreckt sich in weiter Ausdehnung von Nordwest nach Südost und ist ziemlich fruchtbar. Es ist in seinem oberen Theile der Wohnsitz von kurdischen Kolonien, welche Schah Abbas I. zum Schutz Khorasans gegen die Einfälle der Turkomannen hierher verpflanzte. Sie wurden aber mit der Zeit sehr unzuverlässige Beschützer, da sie nicht selten mit den Turkomannen gemeinschaftliche Sache machten und auch auf eigene Hand Räubereien unternahmen. Auch half es kaum, daß der mächtigste ihrer Anführer unter dem Titel Ilkhanih (Herr der Ils) zum Oberhaupt der übrigen Khans und für das Betragen der Untergebenen verantwortlich gemacht wurde. Es kam so weit, daß Nadir Schah, welcher diese Kurden lange begünstigt und selbst eine Tochter des Ilkhanih zur Frau genommen hatte, dem ganzen Stamm den Tod schwor und mit seinem Heere gegen Kabuschan, den Hauptsitz des Ilkhanih, aufbrach. Aber hier fand der große Krieger durch Meuchelmord sein Ende, sein Pfauenthron und sein Perlenzelt und alle Schätze, welche er aus dem reichen Indien erbeutet hatte, fielen in die räuberischen Hände der Kurden. Seit dieser Zeit soll sich der Charakter der einfachen, gastlichen und abgehärteten Gebirgsbewohner sehr geändert haben und die meisten sind jetzt fast eben so habgierig, betrügerisch und grausam, als die übrigen Bewohner Persiens, obschon sie noch immer äußerlich eine gewisse Einfachheit in ihren Sitten und Neigung zur Gastfreundschaft bewahrt haben. Die Hauptsitze der Kurdenkolonien sind Tschinnaran, Bujnurd, Schirwan und Deriguz, besonders aber Kotschun oder Kabuschan, wo der jetzige Ilkhanih Reza Kuli Khan residirt. Auf dem Wege nach diesem Orte fiel mir nichts so sehr auf, als der heftige Haß, der sich unter allen Klassen des Volkes gegen die herrschende Dynastie der Kadschars aussprach. Fast in jedem Dorfe fragten uns die Bauern: „Wißt Ihr nicht, ob die Kadschars in diesem Jahre uns wieder heimsuchen werden?“ In der That gleichen auch die gelegentlichen Besuche des Königs mit seinem Heere

oder Hofstaate in Khorasan ganz feindlichen Raubzügen; die Einwohner werden ausgeplündert und in ihren eigenen Wohnungen mißhandelt, ihre Häuser werden vor ihren Augen niedergerissen, und als Brennmaterial verbraucht, ihre Früchte werden abgehauen, niedergetreten und zerstört, ihr Vieh wird getödtet und ohne die geringste Entschädigung verzehrt, und Soldaten wie Hofgefolge erlauben sich die größten Schandthaten. Dafür rächen sich die khorasanischen Häuptlinge auch ihrerseits am Schah, trotz der Geißeln, die aus jeder hervorragenden Familie am persischen Hofe festgehalten werden. Kurz vor meiner Ankunft in Kotschun hatte ein Khan zu Kelaat Naderih, einem unzugänglichen Felsenthal, ein reich ausgestattetes Truppencorps des Schah gefangen genommen, welches mit den Truppen des Khan gemeinschaftlich gegen die Turkomannen zu Felde ziehen sollte. Der Schah ward wüthend und wollte die Geißeln aus der Familie des aufrührerischen Khans hinrichten lassen, ward jedoch von seinen Ministern eines bessern belehrt und verglich sich mit jenem dahin, daß derselbe gegen ein bedeutendes Lösegeld den Serdar (General) und die Officiere herausgab, die ganze bedeutende Beute, die Pferde und Waffen der Mannschaft jedoch für sich behielt.

Der Ilkhanih empfing mich sehr freundschaftlich in Kotschun. Er umarmte mich nach Sitte der Kurden, küßte mich auf beide Backen und sagte mir, ich solle es mir in seinem Hause wohl gefallen lassen. Er lud mich auch zu Tische, und ich fand in seinem besten Divan Khanih das schönste Zimmer, das ich seit meiner Abreise von Teheran gesehen hatte, reich verziert mit Gypsarbeiten und mit den herrlichsten Teppichen bedeckt. Er erkundigte sich über die Einrichtungen Europa's und ließ sich mein Skizzenbuch zeigen. Die Landschaften und Figuren von Thieren und Menschen machten ihm viel Vergnügen, er rief beständig: „Barik Illah, Barik Illah (Bravo)! was diese Europäer doch für närrisches Zeug erdacht haben!" Zuletzt verließ ihn seine Würde ganz, er schrie laut auf und schlug vor Freude wie ein Kind in die Hände.

Am 21. März war das Nuruzfest, das auch hier feierlich begangen wurde. Jeder Perser legt an diesem Tage seine

festlichsten Kleider an, die Freunde besuchen einander, um sich Id e mubarik (ein glückliches Neujahr) zu wünschen, und machen sich gegenseitig Geschenke von Zuckerwerk und Confituren. Dem Ilkhanih werden wie am persischen Hofe von Officieren und Beamten an diesem Tage Geschenke gebracht; doch hier waren die Gegengeschenke bedeutender, als jene. Auch zu mir kamen der Vezier des Khans, Mirza Reza und dessen Sohn, der junge Mirza Selim, ein Freund meines Reisegefährten, und viele Andere in ihren Festkleidern und mit heiteren Mienen.

Ich besuchte später am Tage das Haus des Ministers, wo ich überhaupt fast täglich aus und einging, und fand dort unter andern Belustigungen auch Musik, wobei ein junger Mensch sich durch eine sehr schöne Stimme auszeichnete. Während seines Gesanges sah ich zu meinem Erstaunen den jungen Mirza Selim bittere Thränen vergießen und in großen Schmerz versunken, ohne daß die Anwesenden darauf zu achten schienen. Auf mein Befragen erklärte mein Begleiter Abdul Rezak mir diese auffallende Erscheinung durch das einzige Wort: „Suffi.“ Mirza Selim war ein Suffi und nun ward sein Benehmen mir klar. Der Suffiismus ist eine merkwürdige Sache. Er entspringt aus einem Hange zu metaphysischen Forschungen bei feurigen, zur Schwärmerei geneigten Temperamenten, aus einer Sehnsucht des Geistes, das Wesen des tiefen göttlichen Geheimnisses zu ergründen, und aus dem Gefühl der Unwahrheit und Unzulänglichkeit der religiösen Lehren. Kräftige Geister überwinden zuletzt den Kampf ihres Gemüthes mit den Satzungen der Religion und werden Philosophen, schwächere gerathen in Träumereien und Verzückungen, welche den verschiedenen Graden des Wahnsinns nahe stehen, oder geben den Kampf auf. Uebrigens hat der Ruf und die Achtung, welche sich die wahrhaft forschenden Geister trotz des Geruches nach Ketzerei überall erwerben und die Sittenstrenge, welche ihnen nicht selten den Ruf der Heiligkeit verschaffen, veranlaßt, daß nicht wenig Nachahmer und Heuchler zu diesen Secten halten, um des Ansehens derselben theilhaftig zu werden. Bei den schwärmerischen Suffi's bricht die brünstige Liebe zum göttlichen Wesen oft in eine Leidenschaft für irgend ein menschliches Wesen aus, in welchem sich nach

ihrer Meinung das Bild des Göttlichen vorzüglich abspiegelt. Diese Leidenschaft beschränkt sich aber weder auf das Geschlecht, noch das Alter; der Gegenstand derselben kann so gut ein alter Weißbart, wie ein junges Mädchen sein. Durch sinnliche Liebe wird der Zauber gelöst, der sich bis zur Anbetung steigern kann. Mitunter liebt der Suffi ein bloßes Traumbild und wandelt dann als unglücklicher Träumer durch das Leben. Der Schwärmer sitzt oft stunden-, ja tagelang in seine Träumerei verloren, vergießt oft Ströme von Thränen und geräth eben so unerklärlich in die heiterste Stimmung; zuweilen giebt er Antworten im Styl und Ausdruck eines Monarchen, zu andern Zeiten spricht er im allerdemüthigsten Ton und erklärt sich für schlechter als den schlechtesten Menschen. Die Derwische dieser Secte sind im ganzen Orient sehr geachtet und genießen fürstlicher Verehrung.

Am Abend ging ich zum Ilkhanih, um ihm ein Id e mubarik zu wünschen. Er war bei seinem Marstall beschäftigt, wo er außer 1000 Pferden zum Gebrauch 7—800 Zuchtstuten besaß. Unter diesen Pferden waren außerordentlich schöne Thiere, arabische, turkomannische, kurdische und persische, alle ausgezeichnet durch ihr Vollblut, ihren Knochenbau oder andere gute Eigenschaften. Als die vorzüglichsten gelten in Asien die Turkomannenpferde, welche zwar viel weniger schön gebaut sind, als die arabischen, aber von ungemeiner Ausdauer sind. Sie sind sehr groß und lang und werden stets sehr mager gehalten, die Brust ist schmal, der Hals lang, der Kopf groß, dick, selten gut aufgesetzt. Sie tragen auf den Raubzügen der Turkomannen außer dem Gewicht ihres Reiters noch den für 8—10 Tage nöthigen Mundvorrath, legen täglich 20—30 Farsangs (14—20 deutsche Meilen) zurück und laufen an 8—10 deutsche Meilen im Galopp, ohne die geringste Ermüdung zu zeigen. Sie werden aber sehr hoch bezahlt; gute Thiere kosten 150—200 Pfund Sterling, und ausgezeichnete von vorzüglicher Abstammung sollen mit 400 Pfund bezahlt werden. Selbst die kleineren Pferde der Wüste, Jabuh's genannt, kosten 30—40 Pfund.

Den Rest des Abends brachte ich höchst angenehm im Hause des Veziers zu. Es gehört zu den Vorrechten der Suffi's, daß sie geistige Getränke zu sich nehmen dürfen, und dieses Privi-

legiums bediente sich Mirza Selim in ausgedehntem Maße. Sein Vater hielt strenger am Verbot des Propheten, hatte aber für sich und einige andere Männer von eben so zartem Gewissen ein Mittel aufgefunden, sich denselben Genuß zu verschaffen, ohne das Gesetz zu übertreten. Er nahm eine Flasche mit einem Destillat aus zuckerhaltigen Substanzen, Korn und Orangen, dem er den Namen Ma-ulhiat oder Wasser des Lebens gegeben hatte und das sehr stark war und wie Punsch schmeckte, in die Hand, wandte sich mit der Miene eines Puritaners zu mir und erklärte mir den Unterschied zwischen diesem köstlichen Lebenswasser und dem schändlichen, vom Gesetz verbotenen Unrath, den man Wein oder Branntwein nenne, und den er niemals auch nur gekostet hätte. „Dieses Getränk," fuhr er fort, indem er ein großes Glas voll austrank, „ist erlaubt und sehr, sehr gut; mir hat man es ganz besonders angerathen wegen einer Magenschwäche, an der ich oft leide." Mirza Selim und mein Begleiter Mirza Abdul Rezak, sowie einige andere der Gesellschaft erwiesen sich als verhärtete Suffi's und tranken selbst den guten alten Branntwein, von dem sie ein paar Flaschen bei mir aufgespürt hatten und für noch vorzüglicher erklärten, als das „Wasser des Lebens." Mitten in unserer Lustbarkeit erschien die Stunde des Gebetes und der Minister nebst seinem Bruder Mirza Kassim erhoben sich sogleich von dem Kamine, um den wir herum saßen, begaben sich ein wenig auf die Seite, knieten nieder und begannen ihre Gebetsformeln: Allah he Akbar, la illa he il Allah (Gott ist groß, es giebt keinen Gott, als Gott)! und im Augenblick darauf wendeten sie sich mit einem Scherz und lautem Gelächter zu uns; dann blieben sie auf den Knien liegen, kämmten sich den Bart und unterhielten sich mit uns, statt in der Stille und ernsthaft nachzudenken, wie das Gesetz es befiehlt.

Ehe ich fortging, sah mir Mirza Selim, der neben mir saß, ernsthaft ins Gesicht und machte mir unwillkührlich eine feierliche Erklärung, welchen herzlichen Antheil er an mir nehme und daß er mich mehr liebe, als seinen Freund Abdul Rezak, ja als seine eigene Familie. Und dabei strömten seine Thränen reichlich aus den Augen. Mochte dieses Aufwallen seinen Grund im Wasser des Lebens haben oder der Anfang einer seiner rein

philosophischen Zuneigungen sein, — uneigennützig war jedenfalls seine ungewöhnliche und herzliche Artigkeit, sowie die Freundschaft der ganzen Familie, denn Alle nahmen nur geringe Kleinigkeiten von mir als Andenken bei meinem Abschiede an und beschenkten mich obenein mit einer sehr schönen und reich besetzten Dschubba (Oberkleid aus feinen Kameelhaaren).

Die Stadt Kotschun hat gegen 20,000 Einwohner und ist ziemlich gut befestigt. Das einzige Erzeugniß des Ortes sind die „Pustins" genannten Schafpelze, welche allgemein für die besten in Persien gehalten werden. Man fabricirt dreierlei Arten; die beste Art ist verfertigt aus den Fellen noch saugender Lämmer und so fein, daß man sie zusammengelegt in ein kleines Schnupftuch packen kann.

Mein Abschied von Kotschun verspätete sich einen Tag über den bestimmten Termin, da der Khan mit seinem Hofe und allen Officieren dem beliebten Wasser des Lebens so sehr zugesprochen hatten, daß Niemand im Stande gewesen war, die mir versprochenen Empfehlungsbriefe an den Khan von Buinurd zu schreiben. Tags darauf empfing ich das Schreiben und zugleich ein kostbar ausgestattetes Pferd vom Khan als Zeichen seiner Achtung und Freundschaft. Mirza Selim und sein Oheim Kassim gaben mir eine Strecke lang das Geleit und ich verließ mit Trauer diese herzlichen und aufrichtigen Menschen*).

Wir gelangten an diesem Tage durch das fruchtbare Thal nach Schirwan, einer kleineren Stadt im Gebiete des Ilkhanih, wo ein Naib oder Stellvertreter desselben regiert. Mein Quartier im Hause desselben theilte ein Sejjed von Kaschmir, leider ein sehr frommer Mensch, der von Zeit zu Zeit in lauter andächtige Ausrufungen und Gebete ausbrach und im Verein mit einem andern Gaste, der im Schlafe nicht blos sprach, sondern laut brüllte, unsere Nachtruhe nicht wenig störte. Am andern Tage verließen wir das Thal von Schirwan und kamen über

---

*) Der Kronprinz Abbas Mirza unternahm 1831 und 32 Feldzüge gegen die aufrührerischen Khans in Khorasan. Alex. Burnes traf ihn auf der Rückreise von Bochara im eroberten Kotschun und den Ilkhanih Reza Kuli Khan als seinen Gefangenen.

die Berge nach dem in einem malerischen Gebirgskessel liegenden Orte Buinurd. Der Khan empfing mich mit gemessener Würde und bedachte mich etwas kärglich mit einem fehlerhaften Füllen für meine Geschenke, gab mir aber doch ein Empfehlungsschreiben an seinen Naib Beder Khan Beg zu Semulghan mit.

Der Frühling entfaltete sich in diesen schönen Thälern immer mehr; die Sträucher trieben Knospen und zahllose Blumen von dem Lilien- und Crocusgeschlechte blühten zu unsern Füßen. Näher an Semulghan fanden wir grüne Wiesen und zum erstenmale in Persien bedeutende Holzungen auf den Hügeln, welche dem nördlichen Abfall des Elbrus angehören. Beder Khan Beg ist ein Kurde von bedeutendem Ansehen und war hier zur Bewachung der Grenze und Gebirgspässe gegen die Turkomannen mit einer Anzahl Reiterei postirt. Wir fanden ihn von demselben Haß gegen die Königsfamilie beseelt, wie die übrigen Häuptlinge von Khorasan. Er hoffte, die Engländer würden das Land von diesem aussaugenden Stamm befreien, denn von den Nachbarn sei Niemand dazu geeignet. Die Afghanen hätten weder einen Beherrscher noch eine regelmäßige Regierung; Heider Schah von Bokhara sei ein Derwisch und Schwärmer, der lieber in den Moscheen predige, Juden bekehre und Schiah's hinrichten lasse, als kämpfe; Mahomed Rahim Khan von Khiwah sei ein unwürdiger Mensch, der kein Vertrauen verdiene, und der, wenn er nur gewöhnlichen Menschenverstand besäße, längst Beherrscher von Khorasan hätte sein müssen.

Von Semulghan aus begann der gefährliche Theil unserer Reise. Es liegt hier nämlich ein mehr als 90 (engl.) Meilen langer ganz unbewohnter Strich Landes, welchen die Turkomannen durchstreifen, wenn sie ihre Raubzüge nach den nördlichen Provinzen Persiens unternehmen. Wir nahmen daher ein Schutzgeleit vom Beg und brachen am 31. März unter Schnee und Hagel auf. Wir kamen durch malerische Engpässe und wildromantische Thäler, mit Brombeeren und Dornengestrüpp bewachsen, dann über menschenleere, nur von Ruinen und verwitterten Grabsteinen angefüllte Ebenen. Eine kleine Abwechselung gewährte uns die Jagd auf einen großen Eber, welchen wir von einem Rudel wilder Schweine abgeschnitten hatten. Jeder, welcher

ein unbeladenes Thier ritt, sprengte auf das Wild los und stach mit der Lanze und hieb mit dem Schwerte nach ihm. Alles dieses machte wenig Eindruck auf das dicke Fell des Vaters der Hauzähne, selbst eine Kugel aus meiner Pistole störte seinen Lauf nicht sonderlich, bis ein alter Mann mit seinem kräftigen turkomannischen Roß heransprengte, es rasch herumtummelte und ihm Gelegenheit gab, mit den Hufen nach dem Eber zu schlagen. Derselbe wurde auch an der Seite des Kopfes so gut getroffen, daß er todt niederfiel. Diese Abrichtung der Pferde, auf Feinde oder Wild zu schlagen, ist unter Kurden und Turkomannen allgemein. Die begleitenden Kurden schienen trotz des Verbotes des Propheten große Absichten auf das Fleisch des unreinen Thieres zu hegen, und selbst mein Freund, der Mirza, war Suffi genug, um nicht lebhaft zu bedauern, daß wir das Wild nicht zur Nachtmahlzeit mitnehmen konnten. — In der Nacht ritten wir bei strenger Kälte weiter aufwärts, bis wir auf die Höhe des Passes gelangt waren und von dort in einer wilden Schlucht steil bergab, wo der Gurganfluß unser rauschender Gefährte war. An einer grasigen Stelle machten wir halb todt vor Müdigkeit Rast. Als wir aber am Morgen weiter hinabstiegen, sahen wir zu unserm Erstaunen, daß eine Schaar von Gocklan-Turkomannen ganz in der Nähe von uns übernachtet hatten. Ihr eigenthümlich wildes Ansehen mit den vielen Kameelen, Pferden und Eseln entsprach ganz der Oertlichkeit, und wie sie in Gruppen um ein Feuer herumstanden, von dem ein dünner blauer Rauch in die Luft stieg, oder vortraten, um die Reisenden zu betrachten, gewährten sie ein wildes, aber nicht unintereſſantes Schauspiel. Hätten sie von unserer nächtlichen Nachbarschaft gewußt, so würden wir wohl nicht unberaubt geblieben sein, doch am Tage hatten wir nichts zu fürchten, da sie unsere Reiter kannten.

Dichtes Gestrüpp hinderte unser schnelles Fortkommen abwärts, die Felsen wurden majestätischer, die Abgründe steiler und die Bäume größer und schöner; an manchen Stellen bildeten die Felsen 6—700 Fuß hohe fast senkrechte Wände. Weiter abwärts erweiterte sich das Thal und es erschienen reiche Weideplätze und das prächtigste Gehölz von Eichen, Buchen, Ulmen

und Ellern, mit Gebüschen von Kirschen und Rothdorn durchsetzt und umrankt von den üppigen Reben des Weinstockes. Blühende Veilchen, Lilien, Hyacinthen, Schlüsselblumen und eine reiche Fülle anderer vermischten ihre Farben und ihren Duft mit dem sanften Grün des Grases und dem Wohlgeruch der Kräuter. Mit jedem Schritte vorwärts nahm die Landschaft an Reiz zu, und wir empfanden, daß wir die braunen dürren Ebenen Khorasans verlassen und die fruchtbaren grünen Gelände erreicht hatten, welche das kaspische Meer im Süden begränzen.

Von hier nach der Wüste zu wohnen die Gocklan-Turkomannen, welche mit ihren Nachbarn im Westen, den Yamuts, und den Tiukehs im Osten die drei gefürchteten nördlichen Grenznachbarn Khorasans bilden. Die größte Zahl von Familien, an 40,000, besitzt der Tiukeh-Stamm, welcher dem Namen nach Khiwah unterworfen ist; die Gocklans, 10,000 Familien, erkennen den Schah von Persien als Oberherrn an, und die Yamuts, von derselben Stärke, halten halb zu Khiwah, halb zu Persien. An Gesichtsbildung sind die drei Stämme sehr verschieden; die Tiukehs zeigen meist tartarische Züge, weniger die Gocklans, die Yamuts sind hell und gleichen den Russen.

Nachmittags erreichten wir das erste „Muhuleh" oder Lager der Gocklan-Turkomannen und sahen ihre zahlreichen Heerden auf allen umliegenden Wiesen und Hügeln grasen. Wir durchzogen die lange Straße ihrer Zelte, aus denen wilde Gestalten herbeiströmten und nackende Kinder uns schreiend nachliefen. Nur die Gegenwart unserer Schutzwache hielt sie ab, sich unserer Sachen und Personen zu bemächtigen. Ein Ritt von mehreren Stunden über die Ebene brachte uns zum Zelte des Khallih Khan, des Beherrschers dieser Horde. Er empfing uns mit sehr wenig Umständen, die bei den Turkomannen im Gegensatz zu den Persern überhaupt nicht gebräuchlich sind, und wies uns nach kurzer Unterhaltung ein geräumiges Zelt zur Wohnung an. Einige Frauen waren im Zelte mit Weben beschäftigt; sie waren unverschleiert und gingen ruhig hinaus, ja die Mutter des Khan, beiläufig eine vergilbte, überaus häßliche Matrone, legte die Hände auf mich und bewillkommnete mich im Namen ihres Sohnes. Ueber den Teppich des Fußbodens wurde ein frischer

gebreitet, darauf legten wir unsere Betten und auf diesen nahmen wir Platz. Dann brachte man das Essen, gekochten Reis mit etwas Fleisch, dazu als Getränk Buttermilch und Wasser, mit etwas Salz gewürzt. Nach der Mahlzeit füllte sich das Zelt mit neugierigen Turkomannen. Jeder kam ungenirt herein, bot mit dem gleichen Friedensgruß einem Jeden die Hand und setzte sich, wo er Platz fand, ohne die ängstliche Rücksicht der Perser auf Rang und Stand. Selbst der Khan wurde nicht im mindesten, nicht einmal von seinem Sohne bevorzugt. Musik beschloß den Abend. Unser nächtliches Lager theilte ein Yamut-Turkomann, welchen man bei einem Versuch, die Horde zu bestehlen, gefangen hatte. Er blieb hier gebunden und in Haft, bis von seinem Stamme das geforderte Lösegeld eingetroffen sein würde; sollte dasselbe verweigert werden, so war sein Tod beschlossen. Uebrigens war er unbesorgt und hatte sich häufig in das Gespräch gemischt, denn der Raub ist in den Augen dieser Nomaden kein Verbrechen, sondern ehrenvoll. Auch ist es eine Seltenheit, daß ein von einem andern Stamme gefangener Turkomann von den seinigen nicht wieder eingelöst würde. Das Heulen der Hunde und Blöken und Brüllen der Heerden in den benachbarten Umzäunungen hinderte mich die ganze Nacht am Schlaf, und aus dem Zelte zu gehen verboten die sicheren Wächter der Turkomannen, die großen Hunde, welche vor jedem Zelte Schildwache stehen und keinen Fremden heraus oder hinein lassen. Das Lager selbst bildete ein großes Viereck, in dessen Mitte die Pferde und die Heerden sich befanden. Als der Morgen graute, ward es im Lager lebendig, denn man hatte fünf Tage hier zugebracht und wollte nach einem andern Weideplatz aufbrechen. Die Männer in ihren Dschubba's und ihren wollenen Beinkleidern gingen geschäftig hin und her und brachen schon hier und dort die Zelte ab. Sie nahmen die Filzdecken, den äußeren Ueberzug derselben, herab und rollten sie zusammen, desgleichen die mit Fransen und Quasten gezierten Wollteppiche, welche die innere Ausstattung bilden. Dann entfernten sie das runde, aus gebogenen Holzrippen bestehende, in Form einer Kuppel gebildete und mit einer ringförmigen Oeffnung versehene Dach und legten die Hölzer zusammen, endlich klappten sie die Holzgatter der Seiten-

wände wie das bekannte Soldatenspielzeug der Kinder zusammen und packten Alles auf die Lastthiere. Ein solches Zelt der Turkomannen ist oft sehr kostbar und wird häufig mit 400 bis 500 Tomans bezahlt. Während dessen standen vor den noch nicht abgebrochenen Zelten die Frauen in ihrem malerischen Kopfputz, einer hohen Mütze mit breitem Deckel, fast wie ein Tschako gestaltet, mit Tüchern, welche schleierähnlich herabfallen und mit allerlei Schmucksachen und Ketten, fast wie ein Pferdekopfputz, geziert sind. Ihr Haar hing in langen Zöpfen, mit Gold und Edelsteinen überladen, herab, ihre übrige Kleidung bestand in einem weiten langen Hemde aus bunter Seide und Baumwolle mit Aermeln. Sie trugen keinen Schleier, sondern nur ein Tuch um Mund und Kinn. Die Turkomannen lieben es sehr, ihre Frauen und Pferde mit kostbaren Sachen zu putzen, und alle Beute wird nur auf Pferde, Zuchtstuten, Waffen und Putz verwandt. Baares Geld findet man daher selten bei ihnen.

Nach einem Frühstück von Brod und Meß (saurer Milch) machten wir uns, von einem Sohn des Khan begleitet, auf den Weg. Malerische und reichbewaldete Berge, aus denen hin und wieder Felsen, Schluchten und Thäler sichtbar wurden, lagen zu unserer Linken, während zur Rechten endlose Ebenen nach Norden sich ausdehnten, lauter herrliche Weiden, von turkomannischen Lagern bedeckt. Aber im Fortschreiten trafen wir auf viele Ruinen zerstörter Dörfer und auf verwüstete Gärten, in welchen der Weinstock und die Orange vergebens gegen das Unkraut ankämpften.

Pisseruc war das erste Dorf diesseits des Gebirges, in welchem wir übernachteten. Hier fanden wir statt der persischen Lehmmauern und flachen Lehmdächer Häuser aus Holzverbindungen von grünen Gewächsen umkleidet und Dächer von Sparren mit Schilf und Stroh gedeckt. Die Häuser standen nicht in langen engen Gassen, sondern jedes lag inmitten des eigenen Feldes und war von schönen Bäumen umgeben und durch einen tiefen Graben und eine Dornenhecke gesichert. Alle Geräthschaften bestanden aus Holz, der Fußboden war gedielt, die Wände hatten eine hölzerne Verschälung, auf dem Herde brannten große Klötze, alles bewies den Wald- und Wasserreichthum

dieser Gegend. In der Nähe von Pisseruc liegen die Trümmer der großen, ehedem blühenden Stadt Dschordschan (ehemals Hurkaun, Hyrkanien der Landstrich), von der nur ein runder, 150 Fuß hoher hohler Thurm übrig ist. Auch zeigte man mir eine Art Wall, welcher als der Rest einer Mauer angesehen wird, die gleich der chinesischen das Land vom Gebirge bis zum See gegen die tartarischen Stämme der Wüste geschützt haben und von den alten fabelhaften Königen erbaut sein soll.

Am 4. April wanderten wir weiter durch die parkähnliche Gegend und kamen nach einiger Zeit in dichte Wälder, wo wir in dem sumpfigen Boden mit unsern Lastthieren kaum fortkonnten, und oft bis an den Gürtel im Wasser waten mußten. Spät Abends gelangten wir müde und hungrig in Astrabad an. Diese Stadt und ihre fruchtbare Umgebung ist der Hauptsitz des türkischen Stammes der Kadscharen, der gegenwärtigen Herrscherdynastie. Sie hat auch den Namen Dar al Munerie (Thor der Gläubigen) wegen der vielen hier wohnenden Sejjids oder Abkömmlinge Ali's. Der nicht bedeutende Handel der Stadt ist größtentheils in russischen Händen.

Mazanderan und Ghilan bilden den schmalen Streifen vom Abfall des Elbrus zum caspischen Meere. Es ist ein überaus fruchtbares, von der Natur reich geschmücktes Land. Die prachtvollen Hochwaldungen, aus Eichen, Ulmen, Platanen, Ahorn und Acacien, Cypressen, Cedern und Burbäumen bestehend, umkleiden das Berggelände und sind belebt durch zahlreiche Schaaren von Vögeln. Die Reben, von der Dicke eines Mannesschenkels, ranken bis in die Wipfel der Bäume hinauf und senken ihre Festons von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum, die dichten Kronen mit Weinlauben und Traubenguirlanden überdeckend. Dazwischen verflechten sich Hopfen, Epheu, Brombeerbüsche, Loniceren und Jasmin. Von Obstbäumen gedeihen in üppigster Fülle Feigen-, Granaten-, Maulbeer-, Wallnuß-, Aepfel-, Birnen- und Pfirsichbäume, auch kommen Oliven- und Orangenhaine vor. Aber die gehemmte Circulation in diesen Dickichten erzeugt bei dem Uebermaß von Feuchtigkeit eine dunstreiche, ungesunde

Luft. „Willst du sterben, so gehe nach Ghilan!" ist ein altes Sprichwort. Die Vermögenden entfliehen vor diesen Miasmen des Sommers in ihre „Yeilaks" oder Sommerwohnungen in den Bergen, die kurdischen und turkomannischen Nomaden suchen höhere Weiden, aber der arme Städtebewohner wird dann von bösen Fiebern heimgesucht. Er erbaut sich im Sommer auf hohen Pfählen eine Reisstrohhütte, und schützt in der Regenzeit, die im September beginnt, die Lehmmauern seines Hauses durch Rohrgeflechte, worauf er Erde bringt und Lilien pflanzt. Zu dieser Jahreszeit erhebt sich zuweilen mitten aus der Reihe der caspischen Berge ein heißer Wind (Badigherm) und unterbricht die Regenzeit. Dann löscht man im Lande alle Feuer aus und bleibt des Abends ohne Licht, denn dieser Wind weht mit so austrocknender Gluth, daß in 24 Stunden alle Sümpfe ausgetrocknet sind und das Reisstroh der Dächer sich zuweilen entzündet.

In alten Zeiten bewohnte die Niederungen zwischen dem Caspi-See und dem Elbrus ein rauhes und kriegerisches Volk, die Ghelen, auch Kadusier nach einem ihrer Stämme genannt. Sie blieben unbezwungen von den alten Perserkönigen, wie von Alexander M. und den Arsaciden, stellten mitunter aber den mächtigen Nachbaren in deren Kriegen Hülfstruppen, welche sich als ausgezeichnete Fußsoldaten bewährten. Zur Zeit des Kaisers Justinian verschwindet der Name der Kadusier und es treten als herrschendes Volk die Dilemiten, ein anderer Zweig der Ghelen, auf. Auch unter den Khalifen blieben die Bewohner des Sumpflandes unabhängig und die von den Abbassiden wie wilde Thiere verfolgten Nachkommen des Ali und der Fatime (Tochter Mohammeds) fanden bei ihnen gastliche Aufnahme. Die Mausoleen dieser Heiligen finden sich meistens an der Stelle der ehemaligen Feuertempel. Im Jahre 927 bemächtigten sich die Dilemiten Georgiens und eines großen Theiles von Persien. Dem ersten Ansturm der Mongolen widerstanden sie, aber Hulagu Khan brach ihren Trotz und nach und nach verschmolzen die Ghilaner in Sprache und Sitte mit dem übrigen Persien. Aber noch war die alte Feuerreligion weit unter ihnen ausgebreitet, erst der „Alte vom Berge", der zu Alamut im Gebirgs-

lande geboren war, verjagte alle Feuerpriester und zwang die Einwohner, Ismaeliten zu werden. Das Herrscherhaus der Sofi's vereinigte Ghilan vollkommen mit Persien, und Abbas I., dem das fruchtbare Land besonders gefiel, entwickelte dessen Hülfsquellen. Er ließ die Wälder aushauen, legte eine Kunststraße durch die ganze Länge des Landes an und versah dieselbe mit schönen Bogenbrücken über die Küstenströme. Viele Strecken der einst schönen Straße sind jetzt nicht mehr zu passiren. Abbas I. machte auch aus dem kleinen Dorfe Rescht eine blühende Handelsstadt und führte die Cultur der Seidenraupe ein, die Hauptquelle des Reichthums in Ghilan bis auf unsere Zeit. Gegenwärtig sind die Bewohner dieses Küstenstriches gewerbfleißig und gelten für das mindest kriegerische Volk in Persien. Außer der bedeutenden Seidenzucht (jährlich werden allein in Rescht 9000 Centner Seide verkauft) wird Reis, Zucker und Baumwolle erzielt. Reis ist die Hauptnahrung der Einwohner, welche damit auch ihre Pferde füttern. Dem Ghilek von reinem Blute ist das Brod zuwider, so daß man bei Streitigkeiten die seltsame Verwünschung hört: „Friß Brod und stirb!" Seine Landsleute im Gebirge nennt er spöttisch „Gerstenbrodesser." Dagegen haben die Perser jenseits der Berge einen Abscheu vor Oliven, Oel, gesalzenen Fischen und Rindfleisch, der Lieblingsnahrung des Ghilaners. Die Landestracht besteht in einer groben wollenen Hose, die an einer Weste von demselben Zeuge nur schlecht befestigt ist. Gewöhnlich gehen sie barfuß oder binden ein Stück Leder unter die Füße. Ihr Kopf ist kahl geschoren und mit einem kleinen Käppchen bedeckt. Auch tragen sie cylindrische Mützen von Wolle. In Mazanderan herrscht die kegelförmige persische hohe Mütze von Lämmerfell vor.

In Mazanderan finden sich einzelne verfallene Reste von Prachtgebäuden aus der Zeit Abbas I., der seinen Lieblingsaufenthalt in Aschraff hatte. Die alte Hauptstadt des Landes, Sari, ist jetzt sehr herabgekommen. Einen erfreulicheren Anblick bietet die neuere Handelsstadt Balfrusch, wo man fast nur Kaufleute sieht und eine Wohlhabenheit und ein Gedeihen bemerkt, wie Persien an wenig Orten aufzuweisen hat. Ein gleich reges Leben herrscht in Rescht, der Hauptstadt Ghilans,

obschon die Lage derselben der Gesundheit nachtheilig ist und der Mangel an gutem Trinkwasser die Unannehmlichkeiten des Ortes vermehrt. In den Jahren 1831 und 32 verlor Rescht durch die Pest zwei Drittheile seiner Bevölkerung; trotzdem zählt es gegenwärtig noch 60,000 Einwohner. Von hier führt die Haupthandelsstraße nach Rußland (Tiflis) das Ufer des Meeres entlang und im Süden nach Casbin hinauf durch das Thal des Sefid Rud oder Kisil Ozen; auch hat Rescht in Enzeli einen guten Hafenort im Caspisee. In den Nogantagen, (d. h. in der Zeit der Seidenernte) bieten seine Bazars einen sehr belebten Anblick dar. Die Landeigenthümer kommen dahin, ihre Steuern zu zahlen, ihre Kinder zu verheirathen und ihre Seide zu verkaufen, deren Einkauf persische, russische, armenische und griechische Kaufleute von allen Seiten trotz der erstickenden Hitze bei Tage und der Nebel und Muskito's bei Nacht herbeilockt. Auch bei Lahidschan, einer Stadt mit besserem Klima als Rescht, wird starker Seidenbau getrieben.

Mazanderan und Ghilan bildeten schon einmal unter Peter dem Großen russische Provinzen, und auch jetzt wieder hat Rußland sich die moralische Eroberung dieser Länder gesichert. Der ganze Seehandel des caspischen Meeres ist in Rußlands Hand. Durch einen besondern Vertrag (1846) darf Persien auf diesem Meere keine Kriegsschiffe halten und überläßt an Rußland die Häfen von Rescht und Astrabad als Stationshäfen für seine Kriegsschiffe. Neuerlich (1851) hat Rußland nach Astrabad 5000 Mann geworfen, um die räuberischen Turkomannen zu demüthigen. Von Astrabad geht eine Straße, für schwere Artillerie fahrbar, nach Bostam, eine andere geht den Attrek hinauf nach Mesched; beide Wege stehen einem russischen Corps offen, wenn ein ernstlicher Schlag gegen Indien beabsichtigt wird.

Drittes Kapitel.

Die Handelsstraße, welche gegenwärtig den Verkehr Persiens mit dem türkischen Reiche und Europa vermittelt, geht vom Hafen von Trapezunt über Erzerum und Bajasid nach Tabris.

Diese Straße schlug ich ein, als ich im Jahre 1843 eine Reise nach Persien unternahm. Bis Erzerum reiste ich mit türkischen Postpferden, hier aber ward es nöthig, daß ich mich einer Karawane anschloß. Denn in der Nähe fast aller armenischen Alpenpässe spähen die Luchsaugen der Kurden, welche mit ihren Heerden auf den höchsten Kämmen, Plateau's und Thalwänden lagern. Halb nomadisirende Hirten, halb Räuber, sind sie immer bereit, ihr Wolfsgeheul zu erheben, die zehn Fuß lange Bambusstange einzulegen und über Reisende und Karawanen herzufallen, so oft bei Schätzung des Widerstandes und der Beute das Verhältniß sich stark zu Gunsten der letzteren neigt. Zwar sind die Kurden zahmer geworden, seitdem die Pascha's mittelst des regulären Nizam Ordnung und Polizei im Lande kräftiger handbaben, aber die rauhen Gebirge an den Grenzen von Persien und Rußland, sowie die Gewohnheit der Nomaden, während der besseren Jahreszeit mit ihren Heerden die Grenzen zu überschreiten, erleichtern ihnen das Räuberhandwerk. Rücken die Pascha's von Erzerum, Wan, Kars oder Bajasid mit ihren Nizamsoldaten aus, um den Kurden ihren Raub abzujagen oder sie zu züchtigen, so fliehen letztere auf persisches Gebiet und schicken dem Serdar von Tabris einige Geschenke, bis ihre Räubereien auch auf persischem Gebiete die Verfolgung wecken. Dann flieht die Horde über die wilden Abhänge des Agri-Dagh auf russischen Boden und erlangt vom Grenzcommandanten des Kosakenpostens gegen das gewöhnliche Geschenk einiger schönen Pferde die Erlaubniß, auf den Weideplätzen des Ararat ihre Zelte aufzuschlagen. Wird sie auch dort durch zufällige Ausübung ihres Handwerks verklagt, so kann die Horde noch immer eine letzte Zufluchtsstätte im Hochgebirge des freien Kurdistan suchen unter dem erkauften Schutz irgend eines dortigen Häuptlings, welchen Entfernung und Unzugänglichkeit der Gebirgswege vor türkischen Nizambesuchen bewahren.

Schon seit den ältesten Zeiten hat sich das Volk der Kurden in den Grenzgebirgen Persiens und Armeniens in ungebundener Freiheit behauptet und zwischen Römern und Parthern, Griechen und Sassaniden, wie jetzt zwischen Persern und Türken ein gefürchtetes Räubervolk gebildet. Xenophons Karduchen sind

die Ahnen der jetzigen Kurden, die Baktiaren und Luren im südwestlichen Persien sind ihre Brüder. Ihre Sprache ist dem alten Pehlwi sehr nahe verwandt und mit vielen Wörtern vermischt, welche versprengte Völkertheile der Nachbarschaft, die in ihren Bergen ein Asyl fanden, ihnen überbrachten. Ihre Physiognomie ist eine wahre Räuberphysiognomie, eine wie ein Habichtsschnabel gekrümmte Nase und nahe bei einander stehende, stechende Augen. Ihre Hauptsitze sind im Türkenlande die Paschaliks Bajasid, Wan und Mosul, in Persien die westlichen Grenzgebirge. Die Karawanen von Erzerum nach Tabris können nur, wenn sie stark und wohl bewaffnet sind, sicher reisen, und sind auch dann noch nicht vor nächtlichem Diebstahl gesichert.

Wir zogen über das Pasinplateau und die Hochebene von Topra Kaleh, traten dann in das Thal des Murad Tschai oder oberen Euphrat und berührten das Kurdennest Diadin und die Grenzfestung Bajasid, wo der Kurde Behlil Pascha unter seinen räuberischen Landsleuten Hof hält. Wir besuchten häufig die schwarzen Zelte der Kurden, und fanden hier die häßlichen, schlecht gekleideten, mit armseligem Blech an Ohren, Armen und Hals geputzten Frauen, während die Männer auf den Bergen die Heerden weideten. Noch armseliger war der Vorrath ihrer Lebensmittel, der nur in saurer Milch (Jauert) besteht, worin rohe Gerste gekocht wird. Oft erhielten wir auch Besuch von Häuptlingen, mit Gewehr, Pistolen und Säbel bewaffnet, die sich herabließen, von unserm demüthigen Kariwan Baschi (Anführer der Karawane) Geschenke anzunehmen. Einige der Kurden waren ganz feuerroth gekleidet, die meisten trugen bunte Shawls um ihre Filzmützen gewunden.

Als wir hinter Bajasid den 7240 Fuß hohen Paß von Khasi Göl überschritten hatten, betraten wir persisches Gebiet. Die Tracht wechselte plötzlich, statt des türkischen Kleiderschnittes erschienen spitze Lammfellmützen und persische Kaftans mit Hängeärmeln. Noch mehr sahen wir an der fleißigen Bebauung des Bodens, daß wir in Persien waren. Auf türkischer Seite sind die meisten Grenzbezirke entvölkerte Wildnisse, in welchen nur räuberische Nomaden mit Pferden und Heerden sich tummeln, hier ist jedes Dörfchen umgeben von wohl gepflegten Obstgärten,

in welchen Aepfel, Birnen, Aprikosen, Nüsse, insonders die in Aserbeidschan sehr beliebten Maulbeeren von ausgezeichneter Größe und Lieblichkeit auf's schönste gedeihen, daneben stehen zuckerreiche Gemüse, die Rose und der Weinstock. Auf den Feldern wogen reiche Saaten des Weizens und der Gerste und jedes Wässerchen wird für die zahlreichen Wasserleitungen benutzt, wodurch der an sich ziemlich dürre Boden zu großer Fruchtbarkeit gebracht wird. Ueberhaupt ist dem persischen Bauer in Bezug auf Agricultur und Gartenbau kein Volk Europa's, mit Ausnahme der Engländer, überlegen. Ohne die Wasserbauten wären die Hochebenen Wüsteneien.

Von solchen frischgrünen Gärten und Boskets ist auch die Hochebene von Choi bedeckt, und die Stadt gleichen Namens ganz vergraben unter ihrem grünen Mantel. Unsere Karawane lagerte in einiger Entfernung, die meisten Kadirtschi's aber kamen mit uns in die Stadt. Der Pöbel empfing uns hier nicht eben auf die ehrenvollste Weise, aber vor einer bloßen drohenden Bewegung mit der Reitpeitsche wich er scheu zurück. Denn nach dem letzten siegreichen Feldzuge der Russen wird der Europäer hier fast mehr respectirt als der gläubige Asiate. Mitunter kommt wohl noch ein Zug fanatischer Abneigung gegen den Giaur zu Tage. So weigerte sich ein Garkoch auf dem Bazar, wo der einladende Geruch von Lammsbraten und frisch bereitetem Pilav meinen Appetit erweckte, als ächter Schiite mir Geschirr zu leihen, denn es sollte nicht von den Lippen eines Ungläubigen verunreinigt werden; aber einige Vorwürfe, die ich ihm in den stärksten türkischen Sprachausdrücken machte, bewirkten bei ihm einen solchen Schrecken, daß er mir ganz demüthig den verlangten Teller reichte.

Auf das Gerücht hin, daß ein fränkischer Hekhim angekommen, wurde sogleich der Eingang meiner Stube von Kranken belagert. Furchtbar groß ist die Zahl der Augenkranken in Choi, wie in den meisten Städten Aserbeidschans; man kann durchschnittlich annehmen, daß der zehnte Mensch an entzündeten Augen leidet. Im Bazar haben auch verschiedene, mitunter nicht ungeschickte Aerzte ihre Buden, genießen aber im Vergleich mit den Fremden so wenig Vertrauen, wie Propheten im eigenen

Lande, während der Perser jedem reisenden Europäer ärztliche Kenntnisse zutraut. Man wird daher sehr belästigt durch die Zudringlichkeit der wirklichen und eingebildeten Kranken, hat aber ein Mittel, sich bald Freiheit zu verschaffen. Man braucht für die Pillen und Mixturen nur Geld zu verlangen, und die erst so zudringliche Menge zieht sich in stiller Resignation zurück. Denn kein Volk ist in solchem Grade geldgierig, als das persische, und mag in Aserbeidschan auch das türkische Element physisch überwiegen, so dominirt doch psychisch der persische Geist. Statt des Phlegma's und der würdevollen Grandezza des Türken findet man hier ein äußerst bewegliches, lebhaftes, zudringlich höfliches und wißbegieriges Volk. Zwar wird in ganz Aserbeidschan türkisch im Volke geredet, doch ist das Persische die Schriftsprache der Gebildeten und nur Persisch wird in den Schulen gelehrt.

Tags darauf wurde die ziemlich hohe und steile Bergkette überschritten, welche uns vom Urmiasee trennte. Dieses große Salzwasserbecken, das todte Meer Persiens, streckt sich 18 Meilen lang und 7 Meilen breit in einer rings von Bergen umgürteten Hochebene aus, welche ehedem vielleicht ganz von seinen Wogen erfüllt war. Denn der Salzgehalt des Bodens läßt sich noch über den Fuß der Berge hinauf verfolgen. Den vollen Anblick der dunkelblauen Fläche verhinderte größtentheils die malerische Felseninsel Schahi, welche nahe dem nördlichen Ufer 4—500 Fuß über den Wasserspiegel sich erhebt und auf ihrem größtentheils nackten Felsboden in fünf Ortschaften eine arme Bevölkerung trägt. Bei niedrigem Wasserstande im Sommer wird die Insel zur Halbinsel, und auch zu den übrigen Jahreszeiten vermag der Bewohner von Schahi stets den seichten Raum mit seinem Pferde zu durchreiten. Neben der Insel nach Süden hatten wir einen Blick über die ganze Länge der Wassermasse, deren blaue Fläche nur vom Himmel begrenzt erschien. Weiter rechts tauchte am fernen Horizont ein schönes Alpengebirge mit schneeglänzenden Häuptern über die Ebene hervor. Vom Fuße der umgürtenden Berge neigt sich das Land sanft bis zum flachen Ufer des Sees hinab und bildet am Norduser eine große bogenförmige Ebene, eine Stunde breit und 12—14 Stunden lang,

von kahlen Bergketten umsäumt. Viele Dörfer, mit großen Gärten und Boskets umgeben, schmücken als lieblich grüne Oasen die Plaine. In einiger Entfernung von den Gärten war die Ebene mit Baumwollen-, Reis- und Getreidefeldern, hauptsächlich Weizen, bedeckt, dessen schwere körnerreiche Aehren sich tief an den gelben Stengeln herabbeugten. Dazwischen sind viele wüste Stellen, wo eine Salzkruste von der Dicke eines halben Zolles keine Culturpflanzen mehr gedeihen läßt. Wald- und Schwimmvögel, worunter wir unsere Landsleute, die Kibitze und Strandreiter, begrüßten, belebten das von Salzpflanzen bedeckte Ufer. Das Wasser des Sees ist in der Nähe des Ufers fast schwarz, breiartig dick und durch halb und ganz aufgelöste organische Stoffe bei dem bedeutenden Salzgehalt, der dem des todten Meeres nicht nachsteht, so schwer, daß fette Thierkörper, wie Schweine und Mastochsen, nicht untersinken und ein Mensch nicht leicht in Gefahr kommen kann, in den schlammigen Wogen zu ertrinken. Diese schwarze Masse von widrigem Geruch bedeckt im Sommer, bei der durch Verdunstung abnehmenden Wassermenge des Sees, einen großen Theil des Ufers und füllt die nordwestliche Bucht des Sees also, daß hier die Brandung auf weite Strecken unterbrochen wird und nur bei heftigem Sturme sich Wellen bilden. Im Sommer ist der Spiegel des Sees so ruhig wie ein Teich in einem Park, mehr bewegt ist er im Winter, und während der Frühlings- und Herbststürme tobt er fast so stark, wie das schwarze Meer, und schleudert einen Kranz von Rollsteinen rings über das Ufer empor. In seiner stinkenden salzsooligen Fluth lebt kein Fisch, nur eine Art ganz kleiner und fein geschwänzter Krustenthiere von eigenthümlicher Form bietet den vielen Wasservögeln, welche sich um den See sammeln, die einzige Nahrung.

Wir zogen am Ufer des Sees entlang und verließen ihn im Osten, wo die schmale Ebene sich weithin bis nach Tabris ausdehnt. Am 14. Juni erreichten wir diese, der Größe nach zweite, der Bevölkerungszahl nach aber erste Stadt des ganzen persischen Reiches. Sie liegt in einer nackten traurigen Fläche am Fuße eben so nackter, hoher, phantastisch gestalteter Felsberge, welche den nordöstlichen Stadttheil halb einkeilend, sich

schroff über die Stadt erheben. Aber persische Gartenkunst im Verein mit den Quellen des entfernteren Sachantgebirges, welche hierher geleitet werden, hat zu den Füßen der öden Felsen ein kleines grünes Paradies geschaffen, wo Hunderte von Gärten dem Luxus der Großen duftige Blumen und Schatten, den Küchen der Reichen und Armen Gemüse und köstliche Früchte liefern.

Tabris oder Tauris, das Kandsag (Königsstadt) der Armenier und Ganzaka der Byzantiner, soll im 3. Jahrhundert n. Chr. vom armenischen Könige Khosrev gegründet sein. Später zerstört, ward die Stadt von der Gemahlin Harun al Raschids, der aus der 1001 Nacht bekannten Zobeide, auf's Neue erbaut (791). Zwar ward sie in den vielen asiatischen Stürmen gleich den andern Städten mehrmals die Beute der Eroberer und der Schauplatz großer Verwüstung, doch war ihr größter Feind das unterirdische Feuer des alten Feuerlandes, welches mehrmals in schrecklichen Erdbeben sich Luft machte. So ward sie noch im vorigen Jahrhundert in den Jahren 1727 und 1780 vollständig zerstört, wobei 100,000 Menschen ihren Tod fanden. In neuester Zeit ward Tabris vorzüglich durch den Kronprinzen Abbas Mirza gehoben und der Mittelpunkt von dessen reformatorischer Thätigkeit, und gegenwärtig bildet es mit seinen 150,000 Einwohnern die wichtigste und blühendste Stadt von Persien. Vom Schutt der zerstörten Häuser, Paläste und Moscheen, deren man noch zu Chardins Zeiten 250 zählte, umgeben, nimmt die gegenwärtige Stadt einen Raum ein, wie etwa die Städte Berlin oder Wien. Straßen und Häuser sind im Ganzen so gleichförmig, daß es einige Zeit erfordert, um sich hier zurecht zu finden. Ich half mir dadurch, daß ich immer jenen Gassen folgte, wo das Gewühl und Geschrei der Menschen und Lastthiere am stärksten war und die Richtung nach dem großen Bazar Kaiserieh ankündigte, welcher im Verhältniß zur Größe der Stadt hier eine noch viel bedeutendere Rolle spielt, als der Bazar in Konstantinopel, und innerhalb dessen das eigentliche persische Volksleben concentrirt ist. In den weiten Hallen und Höfen des ausgedehnten, aus mehreren Abtheilungen bestehenden Bazar findet man Gewerbe, Kunst, Wissen-

schaften, sinnliche Genüsse, Luxus und Misere in wunderlichster Weise vermengt. Hier sah ich ungeheure Massen europäischer Waaren, Baumwollenzeuge, Tücher, Stahlwaaren aller Art aus England, Glaswaaren aus Oestreich, worunter viele Nargilehgläser nach orientalischem Geschmack mit bunter Farbenpracht überladen, Tschibukspitzen aus preußischem Bernstein, in Konstantinopel verarbeitet, Nürnberger Spielwaaren und Lithographieen, Lederzeug und grobe Tücher nebst roh gearbeiteten Dosen mit dem Bildniß des Kaisers Nicolaus von Rußland u. s. w. Unter den asiatischen Waaren stammt das Schönste und Geschmackvollste aus Hindostan, besonders Shawls, Teppiche, Decken. Aus dem südlichen Persien kommen minder feingewebte Shawls, deren geschmackvolle Färbung den Sinn der Perser für hübsches Colorit und zierliche Zeichnung bewährt, von Schiras die ausgezeichneten Säbelklingen, aus einzelnen Stahlstriemen kalt zusammengeschmiedet und zuweilen mit Arabesken von Gold und Inschriften des Korans zwischen den Stahlwellen, bis zum Preise von 200 Tomans oder Ducaten. — Andere Theile des Bazar sind mit den Werkstätten der Handwerker besetzt. Die verwandten Professionen sind gewöhnlich in nächster Nähe beisammen. Geräuschlos sind die Buden der Schönschreiber, welche außer gelegentlichen Aufsätzen auch Talismane und Amulete mit Koransprüchen auf Pergament verfertigen und deren kalligraphische Meisterschaft von den besten Schönschreibmeistern in Europa nicht übertroffen wird. Auch öffentliche Schulen sieht man mitten zwischen Magazinen und Buden. Der Lehrer-Mollah docirt gewöhnlich bei offener Thür. Ich trat ohne Umstände in ein solches Schulzimmer ein und grüßte den Mollah, der statt des schwarzen zottigen Kalpaks einen weißen Turban trug und mich freundlich einlud, neben ihm Platz zu nehmen. Etwa 60 Knaben von 10 bis 12 Jahren, darunter einige olivenfarbige ältere Lümmel vom Lande, die schon stattliche Schnurrbärte trugen, saßen im Halbkreise auf den Teppichen des Bodens um den Lehrer und übten sich halblaut jeder für sich im Lesen, plauderten auch mit einander ganz ungenirt und liefen hin und her. Hin und wieder rief der Mollah einen Schüler zu sich, der ihm von einem vorgelegten Manuscript unter beständigem Kopfwiegen

laut vorlesen mußte. Die sehr sauber geschriebenen Blätter enthielten Verse von Hafis und Firdusi. Das gewöhnliche Schulgeld beträgt einen Sahebgeran (30 Kreuzer) monatlich für den reicheren, einen Abbas (15 Kreuzer) für den ärmeren Schüler. Außerdem werden Extrageschenke gegeben. Als ich das Bienenkorb-Gesumme der Schule verlassen hatte, gesellte ich mich zu einer Gruppe Sänger und Musiker. Zwei derselben legten ihre Instrumente weg, machten mir eine tiefe Reverenz und führten unaufgefordert, aber sicher in der Hoffnung eines guten Bakschisch (Trinkgeld), groteske und obscöne Tänze aus. Andere Gruppen hatten sich um Taschenspieler und Gaukler versammelt, deren Kunststücke doch denen Bosco's sehr nachstanden. Die aufmerksamsten Zuhörer fanden die Märchenerzähler in Derwischkleidern. Ihr Vortrag war lebhaft und feurig, durch Stimme und Mimik suchten sie den Eindruck ihrer Wundergeschichten zu erhöhen.

Meine Wohnung erhielt ich im gastfreien Hause des Dr. Cossolani aus Malta, des einzigen europäischen Arztes, welcher damals in Tabris lebte. Er hatte sich durch einige gelungene Operationen einen ausgezeichneten Ruf in Persien erworben und siedelte später auf den Wunsch des gichtbrüchigen Mohammed Schah nach Teheran über. Das Haus dieses weisen Hekim war von früh bis Abend förmlich belagert. Das Vertrauen der Reichen und Großen berief ihn selbst in die Gemächer des Harems, die mit Ausnahme des Hausherrn sonst jedem andern männlichen Sterblichen verschlossen sind. Denn alles Schöne haben die egoistischen Perser der Augenlust des Straßenpublikums und der Spaziergänger entzogen, und hinter den öden Lehmmauern der Straßenseite der Häuser sucht man nicht die schönen Zimmer mit den reich ornamentirten Gipswänden, die zierlichen Höfe mit den plätschernden Springbrunnen und dem Duft der Rosen und andern Blumen. Hier im Schatten schön belaubter Bäume feiert der Hausherr nach der Mahlzeit, umgeben von den schlanken Frauen und Sklavinnen in ihrer verführerischen Haustracht von Flittergold und bunter Seide den Kef, dieses beschauliche Nichtsthun, das die eigentliche Wonne des Orientalen ist, oder schauet Nargileh dampfend und Scherbet schlürfend den üppigen Bewegungen seiner tanzenden Schönen zu.

Auf der Straße erscheinen diese Schönen eben so zahlreich, als die Männer, um die Bäder, oder ihre Verwandten und Freundinnen zu besuchen, aber sie sind hier vom Kopf bis zu den Füßen in einfarbige Leinen-, Mousselin- oder grobe Baumwollenzeuge förmlich eingewickelt, und das Auge blickt nur durch die winzigen Oeffnungen einer gitterförmig gewebten Kopfhülle. Sie gleichen also vermummten Gespenstern oder wandernden Säcken, welchen irgend ein persischer Zauberer ein paar Füße angehert hat.

Die europäische Gesellschaft in Tabris ist fast ausschließlich durch die Mitglieder der Consulate Rußlands und Englands und durch die Geschäftsführer von vier griechischen Häusern Konstantinopels repräsentirt, welche letztere alle Concurrenz im europäisch-persischen Handel zu verdrängen gewußt haben. Das erste Haus machte Herr Morfopulo, der Geschäftsführer der Herren Ralli und Comp., des reichsten jener vier griechischen Häuser. Gleich am ersten Abend meiner Anwesenheit in Tabris ward ich durch den Dr. Cossolani in sein Haus eingeführt und fand dort die gesammte europäische Gesellschaft der Stadt beisammen. Herr Morfopulo machte einen sehr liebenswürdigen Wirth und beim Gastmahl wechselten die morgenländischen Delicatessen mit den feinsten Erfindungen abendländischer Kochkunst. Fische vom caspischen Meer, Wildpret aus den Wäldern von Ghilan, Trauben und Maulbeeren aus Aserbeidschan, die feinsten Pasteten, farbige Gelée's und Champagner-Cliquot von bester Qualität in Eis gekühlt. Die Unterhaltung war sehr belebt, die Conversation rollte vom Orient zum Occident ab und zu. Die griechischen Herren machten enormen Gewinn in Tabris, doch dachte keiner von ihnen daran, hier für immer zu bleiben, keiner war vom Character der Bevölkerung erbaut, jeder aber schimpfte wacker auf das häßliche Klima eines Landes, wo man im Winter am geheizten Kamine friert, wo die Karawanen manchmal im Schnee versinken, während man im Sommer vor Staub und Hitze fast verschmachtet.

Eine sonderbare Sitte der Europäer in Persien ist die Eingehung einer zeitweiligen Ehe mit einer Nestorianerin. Die christliche Secte der Nestorianer, welche in Aserbeidschan fast

noch zahlreicher vertreten ist, als die armenisch-gregorianische, hat für Europäer eine besondere Vorliebe und findet kein Hinderniß in nationalen, religiösen oder sittlichen Rücksichten, ihre Töchter vertragsmäßig für eine bestimmte Zahl Jahre oder Monate und gegen eine festgesetzte Summe an Europäer zu verheirathen. Das Geschäft wird mit aller Regelmäßigkeit und Förmlichkeit, stets in Gegenwart der Eltern, öfters auch im Beisein eines nestorianischen Priesters, abgemacht, und nach geschehener Einigung wird das Mädchen dem Europäer von den Verwandten in aller Förmlichkeit zugeführt. In den meisten Fällen zieht sogar die ganze elterliche Familie der Braut mit in das Haus des temporären Gemahls, der sie natürlich auf seine Kosten ernähren muß. Die Frauen erhalten ihre besondern Gemächer als Harem und behalten die Lebensweise und Tracht der Eingeborenen bei. Sie sind treu und zärtlich gegen die Kinder, meist schön, aber bei dem gänzlichen Mangel an Bildung des Geistes und Gemüthes für den gebildeten Europäer höchst langweilig. Nach Ablauf der festgesetzten Zeit wird ein neuer Vertrag geschlossen oder ein ähnliches Verhältniß mit einer andern geknüpft. Die entlassene Frau findet um so schneller einen neuen Freier unter ihren Landsleuten und Glaubensgenossen, als sie demselben eine hübsche Baarschaft mitbringt, während sonst der heirathslustige Nestorianer seine Frau ihren Eltern abkaufen muß. Die Kinder bleiben fast immer im Besitz der Mutter und werden von derselben mit besonderer Liebe betrachtet, auch von dem nestorianischen Stiefvater durchaus nicht zurückgesetzt.

Im Juli wird Hitze und Staub in den Gassen von Tabris so unausstehlich, daß ein Jeder, welcher nicht durch seine Verhältnisse an die Stadt gebunden ist, nach den kühlern Terrassen des Sachantgebirges flieht und in einem der grünen Thäler oder Schluchten dieser malerischen Gebirgsgruppe am Ufer einer der rauschenden Bäche seine Sommerzelte bezieht. Auch die Consuln flüchten mit ihren Harems in diese kühleren Höhen und verweilen dort gewöhnlich bis zum September. Auch ich ritt in Begleitung des Dr. Cossolani an einem heißen Julimorgen, wo das Thermometer bald nach Sonnenaufgang 23° R. zeigte, nach dem Gebirge, welches sich nahe an 4000 Fuß über den Spiegel

des Urmiasees und 8400 Fuß über das schwarze Meer erhebt und dessen quellenreiche Abhänge nach dem See die meisten Wässer entsenden. Nur der Karanzufluß strömt in östlicher Richtung nach dem caspischen See. Keines dieser Sachantflüßchen hat bedeutenden Wasserreichthum, aber alle sind ein Segen für das Flachland, das durch ihre Ableitung in Canäle behufs künstlicher Bewässerung zum blühenden Garten umgewandelt wird. Die Schluchten des Sachant sind sehr reich an Mineralquellen. Der Stahlbrunnen bei dem großen blühenden Dorfe Liwan von 31° C. zieht zu seinem kleinen Badehaus mit gewölbtem Dache von nah und fern zahlreiche Gäste herbei. Andere Eisen- und Schwefelquellen finden sich in einiger Entfernung, und bei dem Dorfe Wosmitsch befindet sich die Grotte Iskanderia, welche, ähnlich der Hundsgrotte bei Neapel, in einer gewissen Tiefe emphitische Dünste entwickelt. Nach der herrschenden Sage soll in dem todtbringenden Pfuhl dieser Höhle ein Schatz Iskanders oder seines Veziers Aristoteles verborgen sein. Am südlichen Abhang des Sachantgebirges liegt Maragha, eine Stadt von 15,000 Einwohnern, in einem lieblichen grünen Thal. Sie ist berühmt als der Ort, wo Hulaku Khan, Dschingiskhans Enkel, nachdem er den morschen Thron der Khalifen in Bagdad niedergeworfen hatte und Persien und Kleinasien zu den Füßen seiner mongolischen Reiterschwärme gestreckt sah, von seiner kriegerischen Arbeit ausruhte und die geistreichsten Männer seiner Zeit um sich versammelte. An der Spitze dieser Akademie stand der Astronom und Philosoph Nasir ud Din (Nassyr Eddin), der hier seine berühmten astronomischen Tafeln entwarf. Er hatte dem Hulaku Khan seine Siegeslaufbahn aus den Sternen prophezeit und ward von diesem dafür mit allen Ehren geschmückt. Noch sieht man die Grundlagen der berühmten Sternwarte, welche Hulaku seinem gelehrten Günstling gebaut hatte. Auch findet sich in Maragha noch das Grabmal jenes Eroberers und das seiner christlichen, sehr gelehrten Gemahlin Daghus Khatun, der selbst mohammedanische Schriftsteller einige der großmüthigsten Handlungen ihres Gemahls zuschreiben. Aber das Grab des Herrn von halb Asien dient jetzt als Stall und der Thurm darüber als Taubenhaus.

Zu einem weiteren Ausfluge nach dem Kurdenlande hatte mir der englische Consul, Herr Bonham, einen Ferman von Behmen Mirza, dem Serdar von Aserbeidschan und Bruder Mohammed Schahs, verschafft, letzterer mir auch einen Kawassen seines Hofgefolges zur Verfügung gestellt. Mit diesem, genannt Mirza Ali, meinem polnischen Diener Saremba und sechs Packpferden zog ich an einem schwülen Augustmorgen durch das Thor von Tabris. Bis zum Städtchen Duchalchan war das Land eine dürre Ebene, von Sand und Salzpflanzen bedeckt. Der Pöbel verfolgte uns hier mit Steinwürfen, doch als ein Stein den Polen verwundete, sprengte dieser in den Haufen und nahm einen jungen Menschen heraus, den wir zum Kadi führten. Als dieser einen Blick in den Ferman geworfen und unsere Klage gehört hatte, warf er einen fürchterlichen Blick auf den Jüngling und sprach zu einem bereitstehenden Tschausch ein paar Worte, worauf sich dieser mit einem Messer nahte, um dem Delinquenten die Ohren abzuschneiden. Unsere Fürbitten bewirkten jedoch die Aufschiebung der Execution, und die Spende von einigen Tomans wird dem Jüngling wohl sein Ohrenpaar gerettet haben.

Von der Höhe des Nedili Dagh, eines Ausläufers des Sachantgebirges nach dem Urmiasee, hat man über letzteren eine freie Aussicht. Der glänzende blaugrüne Spiegel des Sees, über welchen sich die malerischen Felsen und zackigen Kronen der Insel Schahi hoch erheben, die seltsam gestalteten Ufer des Salzwasserbeckens und die hohen schneereichen Gebirge, welche die salzgeschwängerte Hochebene des alten Feuerlandes mit ihren zahlreichen Dörfern und Städten, mit ihren üppig blühenden Gartenlandschaften und traurigen Wüsteneien in prachtvoller Majestät umgürten, bildeten ein schönes Panorama.

Nahe am Seeufer liegt das Dorf Daschgesan, nicht weit von den berühmten Marmorbrüchen, welche den schönsten alten und neueren Bauwerken Persiens und ganz Vorderasiens das prächtigste Material liefern. Der halb durchsichtige, alabasterartige Marmor ist durch Niederschlag kalkhaltiger Quellen entstanden, welche ihr Wasser in ein muldenförmiges Thal ergossen und durch Verdunstung die verschiedenen Schichten vom groben

Kalktuff bis zum feinsten milchweißen, citrongelben oder rosenrothen Marmor ablagerten. Noch jetzt zeigen die Quellen, deren ich 37 zählte, die Neigung zur Kalkablagerung, doch kommt die Bildung jenes feinen Marmors nicht mehr zu Stande. Ganz ähnliche Erscheinungen finden sich bei den berühmten Thermalquellen von Hamman Meskutine im Atlasgebirge*). Die Häuser der umliegenden Dörfer bestehen aus den Bruchstücken des herrlichen Marmors, welche mit Koth zusammengekittet sind. Elendere Wohnsitze aus prächtigerem Baumaterial kann man sich nicht denken.

Von Daschgesan bis zum Städtchen Binab ist die Ebene reich bebaut, und kein Bach, welcher vom Sachantgebirge herabfließt, erreicht das Ufer des Sees, da alles Wasser durch Kanäle für den Feldbau aufgefangen wird. In Binab fanden wir freundliche Aufnahme nebst schmackhaftem Lammbraten, vortrefflichem Pilav und genießbaren Früchten. Aber unser persischer Wirth, der uns am Kochfeuer Gesellschaft leistete, warnte uns vor den wilden, fast unabhängigen Kurdenstämmen, welche jenseits des Dschagatuflusses hausen und eben dazumal durch die Ereignisse im christlichen Alpenlande Dschulamerk auf's äußerste aufgeregt waren. Sie hatten alle Steuern an Persien verweigert und drohten dem Serdar, sich an die Hakkari anzuschließen, mit welchen sie bisher in häufiger Fehde gelebt hatten.

Bei diesen bedrohlichen Zuständen brachen wir am 19. August mit großer Vorsicht auf, indem wir allein auf unsere guten Feuergewehre, die in großem Respect bei den Kurden stehen, und auf den geringen Werth unseres Gepäcks vertrauten. Wir überschritten nach einigen Stunden den Dschagatufluß, welcher die Grenze zwischen den kurdisch redenden Nomadenstämmen, welche meist Sunniten sind, und den türkisch sprechenden schiitischen Persern Aserbeidschans bildet. Selten findet man Anhänger beider Secten in einem Dorfe vereinigt, während chaldäische Christen und selbst jesidische Teufelsanbeter nicht selten unter den seßhaften Kurden wohnen. Nachdem wir an drei Stunden durch eine öde sumpfige Gegend geritten waren, erblickten wir in der

*) Vergl. im zehnten Bande dieses Reisewerkes p. 62 und 63.

Ferne schwarze Zelte, welche ein ruinenhaftes Gebäude umgaben, und einen Trupp kurdischer Reiter, welche eben mit der Heerde von der Weide kamen. Die schwarzen Lammfellmützen waren verschwunden und wir hatten es wieder mit hellfarbigen kurdischen Filzmützen und feuerfarbigen Turbans zu thun. Ein prächtiger Häuptling von edlem Gesichtsprofil, mit dichtem rabenschwarzem Barte und einem ungeheuern Wulste von buntfarbigen Shawls um den Rand der Filzmütze gewunden, kam mit einigen Reitern dem Kawassen entgegen. Dieser verhandelte in demüthiger Stellung mit ihm, den Ferman vorzeigend, dessen Siegel und Unterschrift der Kurde sorgfältig musterte. Nach einer Viertelstunde kam Mirza Ali zu uns und versicherte uns, daß Kamir Aga, der Neffe des Häuptlings, uns in dessen Namen willkommen heiße. Wir durften uns jetzt der kurdischen Gastfreundschaft ohne Besorgniß anvertrauen, denn diese räuberischen Nomaden ehren die Gesetze derselben und verrichten ihre Ueberfälle und Mordthaten nie in ihren Dörfern oder Lagern, sondern nur in der Wildniß oder an Wegen und Straßen. Der greise, fast taube Häuptling der Mukri-Kurden, Schader Aga, empfing uns in der Mitte seiner Klanmänner mit würdevollem Anstand und bedeutete mich, die Stiefeln auszuziehen und auf den Polstern und Teppichen Platz zu nehmen, welche zu unserem Empfange auf den Boden ausgebreitet waren. Da ich als Hekhim reiste, so mußte ich bald das Kästchen meiner Reiseapotheke öffnen, und es kamen Patienten in Menge. Auch der achtzigjährige Schader Aga selbst bat mich dringend um Medizin gegen seine Taubheit. Er versprach mir täglich Kaimak zu bereiten und jeden Freitag ein Lamm zu braten; meinen Dienern solle es keinen Tag an Pilav und Jauert und meinen Pferden nicht an gutem Futter fehlen, falls ich zu seiner Cur hier bleiben wolle. Der alte Mann ward so dringend, daß ich ihm etwas Oel auf Baumwolle in das Ohr stopfte und ein paar Löffel Mageneßenz einflößte, wodurch der gläubige Patient sogleich besseres Gehör zu verspüren versicherte. Ich mußte den versammelten Männern noch Proben meiner Schießfertigkeit ablegen, worüber sie sehr erstaunten, denn ihre alten Luntenschloßflinten sind nicht besonders sicher. Am Abend bestieg Schader Aga den Thurm des

kleinen Hauses und mahnte an Stelle eines Muezzin oder Mollahs seine Gemeinde mit der stärksten Anstrengung seiner brüllenden Baßstimme zur Andacht, stieg dann vom Thurm herab und verrichtete, mit entblößten Füßen auf dem Teppich stehend, den Blick nach Süden gewendet, das Gebet. Seinem Beispiel folgte die ganze männliche Bevölkerung des Lagers. Als am folgenden Morgen die Sonne aufging, weckte uns der Gebetruf von Schader Aga's Stimme, deren heulender Baßton dem Dromedargeschrei ziemlich ähnlich war. Nach dem Gebet herrschte große Rührigkeit im Lager, die Frauen besorgten das Melkgeschäft und die jungen Kurden trieben die Heerden zur Weide. Nun nahm ich Abschied vom Häuptling und drückte ihm etwas Münze in die Hand. Erst sträubte sich der Kurde, die Gastfreundschaft bezahlen zu lassen, doch die Habsucht überwog und mit behaglichem Schmunzeln schob er das Geld in den weiten Kaftan. Kamir Aga gab uns mit einigen berittenen Kurden das Geleit bis zu einer Mineralquelle. Wir kamen durch eine sumpfige öde Gegend und ritten lange durch einen Weiher, wo die Pferde bis an die Brust im Wasser wadeten und Schilf und Binsen über des Reiters Höhe hinausragten. Wir bemerkten mit Unruhe, daß Kamir Aga, im unverständlichen Idiom mit seinen Leuten sich unterhaltend, oft seine hablüsternen Raubvogelaugen auf unsere Packpferde warf, und waren auf unserer Hut. Als unsere Pferde sich aus dem Schilfwalde herausgearbeitet hatten und fester Boden unter ihren Füßen war, tummelten die Kurden sie unter wildem Geschrei in immer engeren Kreisen um unser Gepäck und plötzlich sprengte Kamir Aga in vollem Galopp mit eingelegter Bambuslanze auf den Polen zu. Schnell schlug dieser sein Doppelgewehr auf den Kurden an, und als ob der Spaß ihm gefiel, warf dieser laut lachend sein Pferd herum und sprengte gegen mich. Ich streckte ihm eben so schnell meine beiden Pistolen entgegen. Mochte die Sache nun Scherz oder Ernst gewesen sein, unsere entschlossene Haltung bewahrte uns vor der Raublust unserer Begleiter und diese gingen in eine Art Reiterspiel über, welches die Beduinen Fantasia nennen. Der Häuptling machte sich übrigens sehr stattlich und stand den imposantesten Kriegergestalten, die ich in den Thälern des

Atlas und des Kaukasus gesehen, nicht nach. Als wir den Eisensäuerling erreicht hatten, dessen Quelle eine ungeheure Menge von Reihern, Ibisen, Wasserhühnern, schwarzen Störchen und Flamingo's umschwärmte, trank Kamir Aga von dem Wasser in starken Zügen, um sich zu stärken, und nahm dann von uns Abschied.

Die morastige Ebene ging allmälig in ein trockenes Hügelland über, als wir uns Sauk-Bulak, der Capitale von persisch Kurdistan, näherten. In dem ärmlichen Städtchen wohnen etwa 2000 Seelen, worunter 50 Familien Nestorianer. Im Hause einer dieser Familien einquartiert, erfuhr ich, daß eine Reise in das Land der Hakkari-Kurden nicht thunlich sei. „Die Hakkari," sagten mir selbst die Kurden, „plündern und morden selbst ihre eigenen Glaubensgenossen, einen Feringhi werden sie noch weniger schonen." Ich begnügte mich daher mit einem Ritt nach Serdascht, einem verfallenen Grenzfort, dessen Commandant Abbas Khan, ein Kurde, gewöhnlich die Escorten für die Karawanen nach Suleimanieh liefert. Von ihm erfuhr ich gleiche Nachrichten über die Aufregung der wilden Stämme. Ich beschloß daher, nach dem Urmiasee zurückzukehren und dessen westliche Landschaften zu besuchen.

Die Bergketten bei Serdascht sind kahl, nur an den Rändern der Bäche zeigt sich üppiges Grün. Kleine kurdische Nomadenlager hatten hier und dort ihre Zelte aufgeschlagen. Es waren arme Leute, die uns außer Jauert nichts anzubieten hatten. Ihre Physiognomien waren wild und häßlich, ihr Anzug sehr zerlumpt. Meine Eskorte kurdischer Reiter von Sauk-Bulak sicherte mich vor ihren Räubereien, auch gewöhnte ich mich allmälig an den Anblick wilder Räubergestalten.

Wir kehrten also zum Urmiasee zurück, dessen südwestliches Ende von Kalkfelsen begrenzt wird, und setzten unsere Reise am westlichen Ufer des Sees fort. Je näher man der Stadt Urmia rückt, desto mehr schwindet die kurdische Bevölkerung und wird durch Perser und Nestorianer ersetzt. Die Weide wird dürftiger, die Bodenkultur in der Ebene nimmt zu. Jenseits des Flusses Burranduß verschwindet die Physiognomie und die Tracht der Kurden ganz. Dieser Fluß bildet im Westen des Sees, wie

der Dschagatu im Südosten die Grenze von persisch Kurdistan. Die Kurdenstämme dieses Landstriches, welche die Oberhoheit des Schahs von Persien anerkennen, sind hier in geographischem Zusammenhange mit den Kurden des osmanischen Reiches, welche das weite Territorium zwischen dem Tigris, den Seen Wan und Urmia und den Südebenen Mesopotamiens bewohnen. In diesem großen Berggebiet ist die kurdische Nationalität beinahe ausschließlich vorherrschend, aber inselartig findet man einzelne Familien und Stämme in den östlichen Gebirgslandschaften Aserbeidschans und bis Khorasan, nördlich im russischen Armenien und zwischen Erzerum und Baiburt, westlich bis in die Paschaliks von Damascus und Aleppo, südlich in Loristan bis zum persischen Golf. In der Nähe der persischen Grenzgebirge und in den oberen Zabthälern wohnen die wildesten Stämme, die Rewandi's und Hakkari, welche bis auf die neueste Zeit ihre Unabhängigkeit behauptet haben, am Tigris die Bahdinan- und Buhdankurden, gleich gefährliche Nachbarn der Pascha's zu Moschul und Diarbekir. Die Gegenden und Stämme südlich vom Wansee aber sind von europäischen Reisenden noch fast gar nicht erforscht. Die Rewandiskurden hörte der Reisende Rich in Suleimanieh als sehr wild, stupid und fanatisch schildern. Sie morden ohne Unterschied den ersten besten Menschen, würden aber nie ein Gebet zur bestimmten Stunde aussetzen. Sie sind in viele Stämme zerspalten. Oft besitzen zwei feindliche Stämme eine Moschee, wo sie sich Freitags versammeln, nach dem Gebet aber sich zurückziehen und auf einander feuern. Die dumme Wuth eines Rewandi zu bezeichnen erzählt man, es sei einer ihrer Häuptlinge über eine Fliege, die sich ihm immer wieder auf die Nase gesetzt, so in Wuth gerathen, daß er sich selbst mit dem Dolch die Nase zerfetzt und das Auge ausgestoßen habe.

Die große fruchtbare Ebene von Urmia kündigte sich jenseits des Burrandusz-tschai in ihrer blühendsten Gestalt an. Alle Dörfer waren durch einen breiten grünen Kranz von Bäumen und Feldern umwunden. Zwischen der kurdischen Alpenkette und dem See gelagert, wird die Ebene nördlich und südlich durch Querjoche, welche bis an die Ufer des Sees laufen, ziemlich scharf abgegrenzt. Sie ist 12 Stunden lang und 4½ Stunden

breit. Von den Alpen herab strömen ihr zahlreiche Flüßchen zu und bewirken hier im Verein mit dem fleißigen Anbau des Bodens und der zweckmäßigen Benutzung des Wassers durch künstliche Kanäle eine Fruchtbarkeit und eine dichte Bevölkerung, wie ich sie nirgends in der Welt, nicht einmal in den gesegneten Ebenen der Lombardei, größer gesehen habe. Aber in diesem paradiesischen Lande, wo man Dorf an Dorf, Garten an Garten, Feld an Feld erblickt, so weit das Auge reicht, herrscht Armuth, Elend und Hunger. Bei den scheußlichen Erpressungen der persischen Beamten und Adligen, an welche die Gunst des Schahs die Dörfer verschenkt, bleibt von dem Mehl des Getreides, welches der Schweiß des Bauern gedüngt hat, diesem kaum so viel übrig, um die Seinigen vor dem Hungertode zu bewahren, und er wagt das Ei nicht zu essen, das ihm die eigene Henne gelegt hat.

Bei der also gedrückten Stimmung der Bevölkerung geschah es mir hier zum erstenmale, daß ich ungastlich empfangen wurde, als ich in dem nestorianischen Dorfe Babari im Schatten eines Obstgartens ausruhen wollte. Aber mein Kawaß Mirza Ali machte kurzen Proceß. Stets artig gegen die Perser am östlichen Seeufer, demüthig gegen die halbfreien Kurden im Süden, ließ er gegen den Christen seiner Brutalität freien Lauf und prügelte mit der Peitsche den ungastlichen Nestorianer derb durch, ehe er ihm den Ferman des Sardars zeigte. Natürlich ward der arme Mensch jetzt kriechend demüthig.

Im persischen Flecken Turkman lagerte ich, in meine Burka eingehüllt, Nachts in dem Garten eines wohlhabenden Persers, als schluchzend der Sohn meines Wirthes zu mir kam, und mich bat, seine sterbende Frau zu retten. Ich folgte ihm nach dem inneren Hofraum eines Hauses, wo unter der offenen Gallerie eine Gruppe weiblicher Gestalten verschiedenen Alters in hübscher persischer Haustracht um eine ohnmächtige Frau stand, die auf den Teppichen des Bodens ausgestreckt lag. Es war ein recht hübsches junges Weib von höchstens zwanzig Jahren; um das in zierlichen Flechten lang herabwallende Haar war ein Tuch von bunter Seide geschlungen, das nur die Stirn verhüllte. Eiswasser, das selten in einem persischen Hause fehlt, und etwas Salmiakgeist

brachte schnell die Ohnmächtige zum Bewußtsein. Als sie ihre schwarzen Gazellenaugen aufschlug und den fränkischen Hekhim erblickte, sprang sie erschrocken in die Höhe und bedeckte mit lautem Geschrei ihr Gesicht. Eine alte Frau aber zog ihr die Hände weg und redete ihr eifrig zu: sie dürfe sich schon vor dem Fremden sehen lassen, der ja ein Hekhim sei. Die andern Weiber schlugen mit der Hand auf die Brust und riefen: Diesen Hekhim hat Allah zur Rettung gesandt! Ich schied unter den Segenswünschen des Harems und meine Reisegefährten füllten als Honorar für die glückliche Cur ihre Reisesäcke mit den köstlichen Aepfeln des Gartens.

Am folgenden Tage langten wir in Urmia an und erhielten im Hause einer Nestorianerin, deren Mann auf einer Reise nach Tabris abwesend war, Quartier. Urmia ist eine hübschgelegene ansehnliche Stadt von nahebei 30,000 Einwohnern, größtentheils Persern. Sie ist von Mauern und schönen Obstgärten umgeben und hat einen belebten Bazar. Von ihrem hohen Alterthum zeugt die Sage, daß hier der große Magier Zerduscht (Zoroaster) geboren sein soll. Das merkwürdigste Alterthum ist eine ungeheure Moschee, die einzige mit einer Kuppel versehene in der Stadt, welche ursprünglich eine christliche Kirche war. In neuester Zeit ist Urmia bekannt geworden durch die Niederlassung amerikanischer Missionäre, deren Zweck ist, durch Lehre und Beispiel auf die in der Stadt und Umgegend lebenden Nestorianer zu wirken. Dieser kleine Ueberrest einer einst großen und einflußreichen christlichen Kirche, welche vordem das Evangelium von Syrien bis nach China hinein trug und von Dschingiskhan begünstigt, von Timur der Vernichtung preisgegeben wurde, hat sich trotz aller Bedrückung und Verfolgung in diesem abgelegenen Winkel Asiens erhalten. In der Stadt Urmia sind nur 600 Familien derselben, in der Ebene von Urmia sind sie jedoch zahlreicher und haben ganze Dörfer inne; noch zahlreicher waren sie bis auf die jüngste Zeit im rauhesten Theil des Kurdenlandes, südlich vom Wansee, und dort in ihrer Alpenrepublik Dschulamerk, wo auch ihr Patriarch residirte, mitten im Lande der räuberischen Hakkari-Kurden von allen Eroberern Asiens unbezwungen geblieben. Sie selbst nennen sich Nassrani,

oft mit dem Beisatze Suriani, d. h. syrische Nazarener. Ihre Sprache ist ein entartetes Syrisch. Ihre Herkunft als Volk ist ungewiß; die Vermuthung, daß sie die Abkömmlinge der verloren gegangenen zehn Stämme Israels seien, entbehrt gar sehr der Begründung. Ihre Bekehrung zum Christenthume schreiben sie dem Apostel Thomas zu, und diesem zu Ehren heißen viele ihrer Kirchen Mar Thoma (St. Thomas). Sie nahmen frühzeitig die Lehre des Bischofs Nestorius von Konstantinopel an, welcher 431 wegen ketzerischer Lehren seines Amtes entsetzt und nach Afrika in die Verbannung geschickt wurde. Ihre Glaubenssätze sind in einem Briefe enthalten, welchen der Priester Dunka an die syrischen Christen in Ostindien schrieb:

„... Wisset aus diesem Brief, daß wir Nestorianer sind, die an Christum in zwei Naturen aber einer Person glauben. Wir nennen Maria die Mutter Christi (nicht die Mutter Gottes), ja und Amen ... Ferner wisset, daß unsere Religionsgebräuche diese sind: erstens die Fasten und Feste, welche wir halten. (Nun kommen die zahlreichen Fasten und die acht Feste: 1) das Fest nach den 50 Fasttagen des Heilandes; 2) Himmelfahrt; 3) Pfingsten; 4) Fest der Apostel; 5) Verklärung Christi; 6) Fest des Kreuzes; 7) Geburt Christi; 8) Taufe Christi). Diese acht Feste unseres Herrn beobachten wir und wir haben viele heilige Tage und den Sabbathtag, an denen wir nicht arbeiten. Und am Mittwoch und Freitag essen wir kein Fleisch. Den Sabbathtag halten wir weit, weit über den andern. Das Sacrament des Leibes und Blutes Christi feiern wir mit dem Sauerteig, dem Olivenöl und reinem Mehl, und mit Wein ... Ferner wisset, daß wir keine Bilder und Gemälde gebrauchen und nie gebraucht haben, und es werden keine unter uns gehalten, nicht eins. Amen. u. s. w." Die Bibel halten sie sehr in Ehren, die Beichte und die Lehre vom Fegfeuer verdammen sie. Ihre Priester dürfen sich verheirathen, die Bischöfe nicht. Letztere sollen sich von Kindheit an aller thierischen Nahrung (außer Fischen, Eiern und Milchspeisen) enthalten, welches Verbot auch auf die Mutter während des Stillens und bei der des zukünftigen Patriarchen auch auf die Zeit der Schwangerschaft ausgedehnt wird. Die Nestorianer

wissen sehr gut mit den Worten: Buße, den rechten Glauben haben, Liebe Christi, Himmelreich, umzugehen, aber es sind nur Redensarten bei ihnen. Zu allen Fehlern der umwohnenden Perser und Kurden kommt noch ihre Unmäßigkeit, so daß man unter den Mohammedanern von einem Betrunkenen sagt: „Er hat Mohammed verlassen und ist zu Jesu gegangen.“ Im vorigen Jahrhundert richtete der römische Stuhl seine Augen auf diese ältesten Abtrünnigen, und den Bemühungen der Missionäre, vorzüglich des Pater Garzoni, gelang manche Bekehrung. Diese unirten Nestorianer, welchen jedoch, ebenso wie den Maroniten, die Priesterehe erlaubt blieb, erhielten von Rom den Namen der chaldäischen Christen, obgleich derselbe als Volksname von allen Nestorianern angesprochen wird. In neuester Zeit hat die Basler evangelische Mission Versuche zur Bekehrung von Nestorianern und Mohammedanern gemacht, seit der Abreise ihrer Sendboten Haas, Hörnle und Schneider von Tabris (1837) dieselben jedoch nicht wieder erneuert. Beharrlicher waren die Nordamerikaner, welche seit 1831 sich hier aufhalten und über große Geldmittel zu verfügen haben. Während sie jedoch Schulen anlegten und durch Besoldung der Bischöfe, Priester und der Schüler, sowie durch ihren christlichen Eifer sich Anhänger verschafften, bereitete sich für die sogenannten Berg-Nestorianer, d. h. diejenigen, welche in den Kurdengebirgen wohnten, eine traurige Katastrophe vor. Verschiedene Streitigkeiten der Hakkari-Kurden mit den Berg-Nestorianern und deren Patriarchen Mar Schimon, sowie gegenseitige Raubzüge — denn die Christen waren keinesweges besser als die Kurden — gaben die Veranlassung zu einem Bunde der Kurden gegen die freien christlichen Alpenbewohner. Nurullah Beg (Nur Ali), der wilde Häuptling der Hakkari-Kurden und Nachfolger des einäugigen Mustapha Khan von Rewandoz, welchen Reschid Pascha gefangen nahm, auch wahrscheinlicher Mörder des Professor Schulz aus Gießen, vereinigte sich zu diesem Raubzuge mit dem mächtigeren Häuptling der Buhdan-Kurden, Beder Khan, der von seiner Burg bei Dschesireh alle Gebirgsstämme zwischen Diarbekir und Mossul beherrschte und von den türkischen Pascha's gefürchtet wurde. Als dritter im Bunde war Mohammed Khan vom

Wansee. In unbegreiflicher Verblendung sahen die Nestorianer den Sturm heraufkommen und wehrten ihm nicht. Sie ließen sich überfallen und leisteten geringen Widerstand, der Patriarch dachte nur an seine eigene Rettung und entfloh mit einigen Getreuen nach Mossul. Nun wirbelte der Rauch der brennenden Dörfer über die Schneehäupter des Dawur Dagh, das Todesröcheln der Männer und der Schrei mißhandelter Weiber mischte sich mit dem Triumphgeheul der Kurden. Kein Alter und Geschlecht fand Gnade. Fast die Hälfte des nestorianischen Stammes der Tiari soll dem Würgestahl der Kurden erlegen sein. Ein kleiner Theil flüchtete nach Persien, ein anderer blieb zurück als Sklaven der kurdischen Häuptlinge. Beder Khan schleppte eine große Menge Knaben und Mädchen mit sich fort. Die Knaben ließ er beschneiden und machte sie mit Gewalt zu Islamiten. Als das Blutbad in Konstantinopel bekannt wurde, erließ Stratford Canning donnernde Noten über das verdächtige Benehmen des Pascha von Mossul, und letzterer ward gezwungen, die Kurdenhäuptlinge zur Freigebung des Nestorianergebietes zu bewegen. Aber die Kraft blieb gebrochen, das Ansehen war hin, der Wohlstand zerrüttet und die gefangenen Knaben blieben Mohammedaner. — Die Reste der Berg-Nestorianer waren eben wieder in ihre verwüstete Heimath zurückgekehrt, als ich zu ihren friedlicheren Brüdern am Urmiasee kam. Die amerikanischen Missionäre hatten kaum von meiner Ankunft gehört, als sie mir ein prachtvoll gesatteltes Reitpferd mit der Einladung sandten, sie in ihrem Sommersitze zu besuchen. Seir, so heißt letzterer, ist ein befestigtes Gebäude, eine kleine Stunde von der Stadt Urmia entfernt. Es liegt auf einem Hügel, von dem herab man einen wunderbaren Ueberblick der großen blühenden Ebene von Urmia mit ihren 360 Ortschaften, ihren Flüssen, Gärten und Pflanzungen, sowie des großen Salzsees, der hier nach Norden und Süden sich über einen vollen Breitegrad ausdehnt, und der verschiedenen Bergketten genießt, welche die Seeufer in einem bald engeren, bald weiter gezogenen Kranze umgürten. Hier wohnen und wirken vier Missionäre, von denen der bedeutendste Mr. Perkins ist. Drei andere und der Arzt der Mission bewohnen die Stadt Urmia. Früher wirkten unter den Nestorianern

einige andere Männer, die schon gestorben sind. Unter ihnen war der bedeutendste der Arzt Dr. Grant, der als der einzige Europäer von Mossul aus über Amadie durch die Zabthäler und das Hakkarigebiet bis zur Alpenrepublik Dschulamerk vordrang und den Patriarchen Mar Schimon besuchte. Er war zum zweitenmale in diesen wilden Gebirgen bei Nurullah Beg, und zog mit diesem zum Beder Khan, als beide sich rüsteten zum Vernichtungskampf. Vergebens bot er seine Ueberredungskunst auf, sie von ihren Mordgedanken abzubringen. Den wilden Buhdan-Kurden Beder Khan hat später die Nemesis ereilt. Der tapfere Renegat Omer Pascha, der jetzt die Blicke Europa's in seinem Kampfe gegen das gewaltige Rußland fesselt, schlug den Verwüster des nestorianischen Hakkarilandes aus seinen Bergen und nahm ihn am Ende selbst gefangen. Die Kurdenmacht im Süden des Wansees wurde damit stark erschüttert. Selbst die wilden Hakkari-Kurden flehten demüthig die Gnade des Siegers an. — Mit Herzlichkeit von den Missionären und ihren liebenswürdigen Frauen empfangen, verlebte ich zu Seir einige sehr angenehme Tage. Am zweiten Tage machte ich mit meinen Wirthen einen Ausflug nach der Gebirgskette, welche bis zur Höhe von 11,000 Fuß die Grenzscheide Persiens und der Türkei bildet und uns die hinter ihr liegenden Gipfel der höchsten Berge Kurdistans am Dschudda- und Dschawan-Dagh (bis 15,000 Fuß) mit ihren ewigen Firnen und Gletschern verbarg. Aus dem flachen Boden der Plaine ragen künstliche Hügel von regelmäßiger Form mit ebenem Gipfel hervor, mit Dammerde, Feldern oder Wiesen bedeckt. Unter der Decke findet man sehr viele Holzasche, menschliche Skelette und Thierknochen, zertrümmertes Thongeschirr, Kupfer- und Silbermützen. Die Eingebornen gaben diesen künstlichen Erhöhungen nur die Benennung Tepe (Hügel) und schrieben ihre Entstehung den alten Feueranbetern zu. — Die Kurden der hohen Alpengegenden sind auf beiden Seiten der Grenze frei, weder den Persern noch den Türken unterthan. In den tieferen Theilen der Berghalden jedoch liegen ärmliche Dörfer, deren Bewohner meist afcharischen Ursprungs sind. Aus diesem zahlreichen, aber jetzt sehr gesunkenen Stamme war Nadir Schah entsprossen. Ein Besuch im

großen nestorianischen Dorfe Gödipe lehrte mich die Nestorianer näher kennen. Wir kehrten im Hause eines Priesters ein, der uns sehr artig empfing und auf's festlichste bewirthete. Die Frau Priesterin war eine treffliche Köchin, und die junge hübsche Frau des Missionsdieners Johannes, deren feinen Teint, halb griechische Nase und prächtige Augen nebst ihren reichen schwarzen Zöpfen wir ungehindert bewundern konnten, da nur das Kinn bis zum Rande der Unterlippe durch ein weißes Tuch verhüllt war, machte eine anmuthige Dienerin bei Tische. Nach der Mahlzeit besuchte uns der ehrwürdige Bischof Mar Ilia (Elias), der ungeachtet seines weißen Bartes noch ein Mann in den besten Lebensjahren, dabei wohl genährt und von frischer Röthe der runden Wangen war. Sein Anstand war sehr würdevoll, sein Benehmen frei und gegen den Missionär von ausnehmender Rücksicht und Artigkeit. Er trug eine feuerrothe, nach hinten kapuzenartig herabfallende Bischofsmütze, um welche ein buntes Tuch turbanartig geschlungen war. Seit der Flucht des Patriarchen von Dschulamerk nach Mossul übte Mar Ilia die oberste geistliche Autorität über die Nestorianer auf persischem Gebiete. Er empfing aus den Händen der Mission einen ansehnlichen Monatsgehalt. Die gleiche Bewandtniß hatte es mit den übrigen Bischöfen und Priestern um Urmia, deren kriechende Artigkeit gegen die Missionäre sich durch ihre Armuth, ihre Geldsucht und den Monatsold hinreichend erklärten. Jeder Bischof erhält monatlich 300 türkische Piaster, der gewöhnliche Geistliche 150—200 Piaster. Für dieses Opfer dürfen die Missionäre in den Dörfern predigen und in den Schulen der Jugend die Grundsätze der christlichen Tugend verdolmetschen, welche von der eingebornen Priesterschaft nicht gelehrt und noch weniger geübt werden. Daß die Missionäre in ihren Schulen auch Schüler haben, bewirken sie nur durch die Besoldung eines jeden Schülers, welche wöchentlich zwar nur einen Sahefgeran beträgt. Die Anstalt in Urmia kostet den Missionsgesellschaften Nord-Amerika's jährlich über 50,000 Dollars, die Früchte derselben sind, wie mir Herr Perkins selbst gestanden hat, noch sehr gering, alle Hoffnungen sind der kommenden Generation zugewandt. Bei den Berg-Nestorianern namentlich bestätigt sich das arme-

nische Sprichwort: „Man predigte vor einem Wolfe das Evangelium; da sprach er: Halt, ich sehe eine Schafheerde vorüberziehen!“ Uebrigens sind die Missionäre bei der Bevölkerung, auch bei den Mohammedanern, sehr angesehen, trotzdem man sie für tugendhafte Narren hält, welche etwas besseres thun könnten, als hier ihr Geld fortzuwerfen, ohne Nutzen davon zu haben. Sie leben nicht nur sehr comfortabel, sondern selbst mit einigem Luxus, wovon besonders ihr Marstall, der mit ausgezeichneten Pferden von fast allen orientalischen Racen gefüllt ist, gültiges Zeugniß giebt.

Der Achtung, in welcher jeder reisende Europäer in diesem Lande steht, da man ihn entweder für einen fremden Hekhim oder doch für einen Missionär hält, hatte ich es auch wahrscheinlich zuzuschreiben, daß man mir eine Neugier verzieh, welche im Oriente sonst streng bestraft wird. Ich hatte nämlich häufig bemerkt, daß ich in meiner Wohnung zu Urmia von einigen weiblichen Wesen beobachtet wurde, deren schwarze Augen mich von den Zweigen eines Platanenbaumes im benachbarten Garten begafften. Ich fragte eines Tages scherzend, ob sie auch mir gestatten würden, zu ihnen auf den Baum zu steigen. Sie bejahten es lachend und ich bestieg die Mauer. Dort sah ich im Garten mehrere junge und hübsch gekleidete Mädchen und Frauen. Sie waren sämmtlich unverschleiert, aber unbefangen, und brachten eine Leiter, damit ich zu ihnen hinab kommen könne. Ich sah mich zu meiner großen Verwunderung bald in der Mitte von einem Dutzend weiblicher jugendlicher Wesen. Zwei der Frauen hatten kleine Kinder auf dem Arme, die sie mir freundlich darreichten. Sie richteten verschiedene Fragen an mich und wollten vor allem wissen, ob ich ein Geistlicher oder ein Arzt sei. „Ist denn kein Mann hier im Hause?“ fragte ich in steigender Verwunderung. „Ja doch. Der Herr ist dort im Hofe bei unserer Herrin,“ sagten die Mädchen. Ich folgte ihrer Anweisung und trat in ein offenes Portal, welches in einen mit Platanen bepflanzten Hof führte. Ein schöner Perser mit langem schwarzem Schnurrbarte saß hier rauchend auf dem Divankissen, und ein schönes junges Weib in reichem buntfarbigem Putze mit roth gefärbten Wangen kauerte neben ihm in orientalischer Ma-

nier auf dem Polster, halb sitzend, halb liegend. Sie schienen mich nicht zu bemerken, aber neben dem Thor lehnte ein anderer Perser, der einen Tschibuk in der Hand und sein schwarzes Auge fest auf mich gerichtet hielt, doch ohne ein Zeichen von Zorn oder Ueberraschung merken zu lassen. Er fragte mich im ruhigsten Tone, ob es mir hier gefalle. Als ich es bejahte, sagte er: „Komm morgen wieder und sehe das Haus. Mirza Mehemed hält seinen Kef und läßt sich da nicht gern stören.“ Ich begrüßte den Perser und ging zurück. Die Mädchen erwiederten recht lustig meinen Händedruck wie mein Kußhandwerfen, und luden mich ein, morgen wieder zu kommen. Ich kam glücklich über die Mauer, wo mein Pole auf mein Geheiß mit gespannten Pistolen Wache gestanden hatte. Dieses kleine Abentheuer stand so sehr im Widerspruch mit persischen Sitten, daß ich mir dasselbe noch nicht habe genügend erklären können, obschon der gewisse Grad von Freiheit, dessen die nestorianischen Frauen genießen, auch auf die moslemischen Sitten mildernd eingewirkt haben mag.

Ich blieb ein paar Wochen in Urmia und kehrte dann über Bajasid, wo ich mit knapper Noth dem Mordstahl kurdischer Räuber entging, nach Erzerum zurück.

Viertes Kapitel.

An die gewaltigen Bergzüge gelagert, welche den Norden Asiens vom Süden, den Westen vom Osten trennen, bildet Ostpersien den Verknüpfungspunkt jener geschiedenen Glieder, die Brücke für Völker und Sprachen, Handel und Sitten, das Land der Päße für Heere und Eroberer, welche hier seit Dschemschids goldener Mythenzeit bis auf unsere Tage ein ewiges Auf- und Abwogen der streitenden Völker bewirkt haben. Hier auch begegnen sich auf kleinem Raume nordische Winter und die Gluthsommer des Südens, Irans Trockenklima und die Dunstatmosphäre Indiens; auf die nordische Ceder, die Platane, die Obstbäume und den Weinstock folgt in raschem Wechsel die

Baumwollenstaude, das Zuckerrohr und die Dattelpalme, während Bär, Wolf und Fuchs nahe Nachbarn sind vom Löwen und Tiger.

Das herrschende Volk der Afghanen treibt Viehzucht und Ackerbau, der Städtebewohner Handel. Es ist ein tapferes und freiheitliebendes Volk und erinnert auffallend an unsere deutschen Ahnen zur Zeit der Römer. Sie wollen lieber die Zwietracht haben, gern die Unruhe und das Blutvergießen, aber sie wollen keinen Herrn. „Niemals einig, aber immer frei" zu sein ist nach ihrer Erzählung der Segen und der Fluch, den ihnen ein sterbender Heiliger hinterlassen hat. Das ganze Volk zerfällt in mehrere Stämme, unter welchen die Ghildschi's die zahlreichsten, die Durani's die mächtigsten sind. Die Suddosi und die Kakers haben ihre alten Sitten am reinsten bewahrt. Jeder Stamm zerfällt in Horden (Khail), diese in Gaugenossenschaften und Gemeinden. Alle freigebornen Männer (zu diesen werden die Tadschiks oder Bauern nicht gerechnet) der Gemeinde bilden die Dschirgeh oder Rathsversammlung, welche Streitigkeiten schlichtet und Abgeordnete zur Dschirgeh der Khail erwählt. Aus letzterer werden dann Abgeordnete zur Dschirgeh der Uluß oder des Stammes gewählt, in deren Versammlung die Souveränetät des Stammes ruht. Die Häupter der Gemeinden (Spihnseras oder Weißbärte), sowie der Khails (Khans) werden durch Stimmenmehrheit erwählt, immer aber aus Familien von besonders reiner Abstammung. Eben so muß der Khan des Stammes auch einer besonders geehrten Familie angehören, wie z. B. den Suddosi bei den Durani, den Beri bei den Suffoffi. Talentvolle und im Kriege glückliche Khans haben zwar monarchische Titel zu erlangen gewußt, doch war selbst in der Blüthe des Afghanenreiches ihre Macht sehr beschränkt und beeinträchtigte die Freiheit der Einzelnen wenig. Daher kommt es, daß das kriegerische Volk ewig im eigenen Hader und in inneren blutigen Fehden lebt. Uebrigens ist es gastfrei, gesellig, zur Fröhlichkeit geneigt, duldsam in religiöser Hinsicht, aber rachsüchtig und — was bei der Lage zwischen dem Perser und Indier, den lügnerischsten Nationen der Welt, nicht zu verwundern ist — nicht übermäßig ehrlich. Voran gehen dem Volke

aber die Fürsten, bei denen falsche Eide zu schwören eins der beliebtesten politischen Mittel ist. —

Afghanistan wird in seiner ganzen Ausdehnung durchschnitten von der großen Karawanenstraße, welche von Persien nach Indien führt. Sie ist schon seit den ältesten Zeiten betreten und wird bleiben, so lange die Naturverhältnisse dieselben sind. Sie heißt vorzugsweise die Königsstraße und berührt die Hauptstädte des Landes: Kabul, Ghazna, Kandahar und Herat. Kabul ist das Thor Indiens nach Turan, Kandahar nach Iran.

Wir waren mit Fraser in Mesched. Folgen wir von dort der großen Karawanenstraße nach Osten, so gelangen wir in die Thäler des gebirgigen Kohestan, dessen Hauptkette zur Linken nördlich streicht. Der Weg ist wenig belebt durch Dörfer und Städte, erst nach der siebenten Tagereise sieht man bei der Stadt Ghorian viele Dörfer und bebaute Felder, welche der Fluß von Herat bewässert. Noch zwei Tagereisen, und wir sind in Herat, der Königstadt von „Khorasan", dem „Segensorte". Alle orientalischen Schriftsteller wetteifern im Ruhme ihrer Pracht und Herrlichkeit. „Khorasan ist die Muschel der Welt und Herat die Perle". Diese gepriesene Schönheit besteht aber nicht in den Gebäuden und Straßen der Stadt, sondern wie bei Damascus, Brussa und Samarkand in der fruchtgesegneten Landschaft, die mit dem üppigsten Kranze einer überreichen, künstlichen Vegetation die „Stadt der hunderttausend Gärten" umzieht. Das weite Thal, vom Herirud durchströmt, der sich im Sande der Turkomanenwüste verliert, ist bedeckt mit Gärten, Feldern und Dörfern, und die grüne Fläche berieselt von einer Menge von Quellen und sprudelnden Fontainen, deren Wasser nach der Meinung der Morgenländer an Frische, Kühle und stärkender Labung alle Wasser Asiens, mit Ausnahme der Quellen von Kaschmir, übertrifft. Das Klima ist frühlingsartig, alle Obstarten der kühleren Zonen nebst Weizen und Gerste gedeihen hier im Ueberfluß. Der bedeutende Handel im Umsatz zwischen den Waaren Ost- und Westasiens, die Ausfuhr von Seide, Safran, Asafoetida, schönen seidenen und wollenen Teppichen (zu 10 bis 1000 Rupien das Stück) und Schwertklingen sichern der Bevölkerung (100,000 Seelen) einen blühen-

den Wohlstand. Die herrlichen Bauwerke, welche diese alte Königsstadt einst geschmückt haben sollen, sind in den grausigen Verheerungen durch Dschingis Khan, Hulaku Khan und Timur verschwunden oder liegen in Ruinen, wie der Königsgarten „Bagh-Schahi", einst ein Wunder der Welt, und „Mussalah" der „Ort der Andacht", ein großartiger, mosaikreicher Bau mit hohem Domgewölbe, mit vielen Bögen, Säulen und Colonnaden und von zwanzig hohen Minarets umgeben, der für die Religion des Imam Reza bestimmt, unvollendet geblieben ist.

Von Herat nach Kabul führt die Königsstraße in weitem Bogen nach Süden, denn zwischen beiden Städten streckt sich der Paropamisus mit seinen nackten steilen Klippenzügen und scharf eingeschnittenen Thälern, stets umgangen von Karawanen wegen der schwierigen Passage und der kriegerischen Völker, die dort hausen. Dies sind die Eimaks im Westen und die Hazarehs im Osten, beide mongolisch-tatarischer Abkunft, aber jene Sunnis, diese Schiahs und deshalb Todfeinde. Das Land der Eimaks ist minder hoch und kalt, doch klippenreich bis Herat, wo viele Bergvesten auf steilen Felsen Wache stehen. Nach Süden und Südwesten dehnen sich weite Grasungen aus und wohl bewässerte Culturthäler, wo Weizen, Gerste, Hirse und Mandeln gedeihen. Die Eimaks essen Pferdefleisch, trinken das Blut ihrer Feinde und bemalen sich damit, leben in Lagern, die sie Ordu (Horde) nennen. Ihre Khane residiren in prunkenden Hoflagern und sind unterwürfig gegen die Khane von Kabul und Herat mit Worten, in der That aber unabhängig in ihrem freien Bergrevier. Das Land der Hazarehs im Osten ist rauher und kälter, zur Kornzucht nicht geeignet. Daher sind die Bewohner Viehzüchter, die bedeutendsten Pferdehändler zu Herat. Sie sind stämmig und plump und haben ein breites Mongolengesicht. Ihre Dörfer sind durch hohe Thürme geschützt, worauf Kessel zum Lärmschlagen sich befinden. Stets gerüstet gegen Eimaks und Usbeken, so wie gegen die Tributeinzieher von Kabul, sind die Hazarehs berühmte Jäger, Reiter und Bogenschützen, dabei gastfrei, fröhlich und ausschweifend. Ihre Lieblingsunterhaltung sind Lautenspiel und Wechselgesänge.

Die Königsstraße windet sich im Westen der weidenreichen

Gründe des Paropamisus nach Süden, durch die fruchtbare Ebene der alten verfallenen Stadt Subzawar nach dem bedeutenderen Orte Furrah im gleich fruchtbaren Thale des Furrahrud, der, wie der Hilmend, in den Zareh-See sich ergießt. Hier wendet die Straße sich im Flußgebiet des Hilmend östlich durch die Wohnplätze der Durani's, übersetzt mehrere Zuflüsse und den Hauptstrom selbst und gelangt endlich nach Kandahar. Der Hilmend ist der größte Fluß Irans. Er entspringt am östlichen Paropamisus vom Kohi Baba, nur 5 Meilen von Kabul. Seine Ufer sind oben mit Platanen-, wilden Mandel-, Feigen- und Wallnußbäumen bewachsen, unten mit Obstbäumen, Weizen und Reis bestellt, einzelne Fruchtoasen, wie Zemi-Dauer und Gurmsir breiten sich weiter über seine Ufer aus, übrigens fließt er durch Wüste bis in den schilfreichen Zareh-Sumpf. Sein Thal — Sedjestan — ist eins der ältesten Kulturländer und wird von persischen Geographen für das Centrum der bewohnten Erde gehalten. Hier baute König Gustasp die Stadt Zeringh (Zaranga, Drangiana) und errichtete in der Nähe des Zareh-See's einen Damm gegen die eindringenden Flugsandwellen der Wüste; hier war die Heimath Rustams, des persischen Herkules, der sein Vaterland von den Ueberfällen der Feinde aus Turan befreite. Später werden die Zaranger als das gebildetste Volk unter Cyrus genannt. Von diesem Glanze ist nichts mehr übrig, die vielen Völker-Stürme, welche über das Land gezogen sind, haben die Werke der Menschen zerstört, die wandernde Wüste hat ihre Stelle wieder eingenommen und Flüsse ausgetrocknet (wie den Lora, der ehedem nach Mekran floß) oder vom alten Laufe verdrängt (wie vielleicht den Hilmend) und Städte verschüttet. Capitän Christie, der einzige Europäer, welcher in neuerer Zeit die Wüste von Kelat bis Herat durchreiste, gelangte nach beschwerlichen Märschen über die Flugsandberge der Wüste von Beludschistan, wo die Kameele oft hinabrutschen mußten, bei Palaluk zum Hilmend. Von hier nordwestwärts bis zur Stadt Duschak traf er auf ausgedehnte Ruinen vieler zerstörter Städte, deren Ueberreste auf fortgeschrittene und solide Baukunst schließen ließen. Auch Duschak steht auf den Ruinen der einst großen Stadt Jellalabad. Einige dieser Städte wurden zu Timurs

Zeiten zerstört, von andern ist keine Kunde mehr. Zwischen diesen Zeugen früherer Zeiten weidet der Schäfer sein Wollvieh und baut seine Obstgärten, wird auch, wenn die Gelegenheit sich bietet, zum gefürchteten Räuber. Mit ihm hausen in der Wüste Schakale, Hyänen, Wölfe und Leoparden, Füchse, Hasen, Antilopen und wilde Esel.

Kandahar, die Takht oder Hauptstadt der Durani's, ist von Achmed Schah, dem Stifter der Durani-Monarchie 1747 erbaut und zur Residenz erhoben. Seit dem Verfall des Reiches residiren hier einige Brüder des Dost Mohammed, von denen Kohan Dil der bedeutendste ist. Die nächste Umgegend Kandahars ist sehr fruchtbar, der Bazar ist wohlversehen mit guten und wohlfeilen Lebensmitteln und den herrlichsten Früchten; Masson kaufte mehrere Pfund Trauben für die kleinste Kupfermünze und hält die hiesigen Granatäpfel für die schönsten der Welt. Wie Kabul durch die Menge des Obstes, ist Kandahar durch die Güte desselben berühmt. Die Häuser sind von Backsteinen erbaut und mit Kuppeln versehen, da das Holz hier theuer ist. Das Grab Achmed Schahs ist von weißem Marmor, mit reichen Teppichen bedeckt und mit Gold und Lapislazuli geziert. An der Decke hängt eine messingene vergoldete Kugel, worin die Seele des Herrschers eingeschlossen sein soll. Eine große Annehmlichkeit der Stadt ist, daß ein jedes Haus mit fließendem Wasser versehen ist.

Zwischen Kandahar und Ghizni hausen die Ghildschi's, ein ausgezeichnet schöner Menschenschlag, tapfer aber rauh und wild und wenig aufmerksam gegen Fremde. Die vornehmste Familie des Stammes ist die der Ohtaks. Sie sind Ackerbauer und Hirten, wohnen in Dörfern, Schlössern und Zelten und sind reich an Heerden. Ghizni (Ghazna) liegt sehr hoch und ist im Winter oft ganz verschneit. Zweimal soll sie durch Schnee untergegangen sein. Vom alten Glanze der Ghasnavidenstadt und ihrer vielen Paläste ist keine Spur zurückgeblieben, selbst das Grab Mahmuds (um 1000), des gewaltigen Islamverbreiters und Zerstörers der Braminentempel zu Guzurat, Agimena, Lahore und am Ganges, unter dem Abul Kassin-Mansur, genannt Firdusi (der Paradiesische), lebte und sang, ist in Trümmer zer-

fallen und die Sandelholzthore des Tempels von Somnauth, welche am Grabe des Eroberers von Indien angebracht waren, sind neulich (1842) von den Engländern als einzige Trophäe ihrer blutigen Feldzüge in Afghanistan nach Indien zurückgebracht worden. — Ghizni hat wie Kandahar seine Burg (Balla Hissar) auf dem höchsten Punkte der Stadt und ist von Getreidefeldern und Weideland umgeben. Seine Aepfel und Pflaumen sind sehr berühmt im Lande.

Die Straße führt uns nun weiter nördlich hinab nach Kabul, der wichtigsten Stadt des Landes. Sie ist zwischen zwei Bergreihen eingezwängt, hat enge Straßen und überhaupt als Stadt nichts Empfehlenswerthes, aber eine schöne Atmosphäre, treffliches Wasser und eine entzückende Umgebung. Kabuls Lage ist einzig in der Welt. Im Norden und Westen geschützt vom Hindukuh und Paropamisus, die seinem herrlichen Strome reichliche Wässer zusenden, streckt sich das Thal rasch abwärts zum heißen Indien und zeigt im kürzesten Raume und in der kürzesten Zeit die größten Gegensätze des Klimas. Auf Kabuls Hochebene herrscht Alpenluft und europäischer Winter mit Schnee und Eis, auch erscheint dort der Frühling, der in Indien unbekannt ist, mit jungem Laub und Blumenteppichen, getränkt von erquickenden Mairegen, aber dicht daneben, in die tieferen Fluren des lieblichen Kabulflusses, sinkt kein Schnee hinab. Sultan Baber (um 1500), der Begründer des Reiches des Großmogul in Delhi, kam auf seinem Zuge von Samarkand nach Kabul und war entzückt von der schönen Landschaft. Er sagt in seinem selbstgeschriebenen Werke (Babur Nameh): „Nur Ein Kabul ist in der Welt; kalt und heiß grenzt hier nahe an einander. Eine Tagereise von Kabul findet man eine Gegend, wo nie Schnee fällt und in zwei Stunden eine andere, wo er fast nie schmilzt. Die Luft ist erquickend; Samarkand und Tauris, berühmt als Paradiese der Erde, sind diesem nicht zu vergleichen, wo alle Früchte, wie Trauben, Granaten, Aprikosen, Aepfel, Quitten, Pfirsiche, Birnen, Pflaumen, Mandeln, Wallnüsse in Fülle wachsen. Ich pflanzte einen Kirschbaum in Kabul; er war im besten Gedeihen, als ich die Stadt verließ. Orangen und Citronen kommen in Menge von Lagman.“ Gleich eigen-

thümlich ist die Lage von Kabul in Bezug auf den Völkerverkehr, indem sein Thal die große Spalte zwischen dem Hindukuh und dem rechtwinklicht daran nach Süden streichenden Soliman-Gebirge, die einzige Straße von Indien nach dem nördlichen Afghanistan bildet, und Kabul durch die Engpässe, welche durch den Hindukuh nach der freien Tartarei führen, den Verkehr Indiens mit Nord-Asien, durch die Königsstraße über Kandahar und Herat mit Iran vermittelt. Durch diese günstige Lage wird in Kabul ein Zusammenströmen von Kaufleuten fast aller Nationen Asiens bewirkt und in den Bazars herrscht gewaltiges Leben. Folge dieser Mischung der verschiedenen Nationen und Religionen ist die Duldsamkeit der Einwohner gegen Andersgläubige. Sie essen ohne Bedenken mit Christen, die sie Kitabi oder „Leute vom Buche" nennen und dulden es, daß die armenischen Kaufleute zuweilen Mohammedanerinnen heirathen und bekehren. Kabul ist das Eldorado des Fremden, alle Klassen der Bevölkerung beeifern sich, ihn zufrieden zu stellen und mit allen Vergnügungen zu unterhalten, deren sie selbst in reichem Maße sich erfreuen. Denn sie sind ein äußerst feiertägliches Volk und besuchen täglich in kleinen Gesellschaften die vielen Gärten und Ziarats (Altäre) der Umgebung, wo sie Schatten und frisches Wasser allezeit finden. Das besuchteste Ziarat ist das des Kaisers Baber. Es liegt außerhalb der Stadt und ist mit Marmor eingefaßt; neben der Ruhestätte des Kaisers schlummern einige seiner Verwandten. Ein hübsches marmornes Masdschid (Moschee) steht daneben. Hinter dem Masdschid erstreckt sich der große ehrwürdige Hain B a b e r B a d s c h a h, der Glanz dieses Ortes. Er streckt sich terrassenförmig in die Höhe, jeder Absatz ist mit Platanen eingefaßt, eine Treppe verbindet alle Terrassen. Auf der Höhe befindet sich im Schatten hochwipfliger Platanen ein Wasserbassin, von dem zwei krystallene Bäche zu beiden Seiten der Treppe kaskadenartig hinabrauschen. Reihen von hohen spitzzulaufenden dunkeln Cypressen, Maulbeerbäume und Wildnisse von weißen und gelben Rosenbüschen, Jasmin und andern duftenden Sträuchern schmücken den Hain, den Gesellschaften aus der Stadt häufig besuchen, um sich des kühlenden Schattens und der herrlichen Aussicht zu erfreuen. Am Dschuma (Freitag,

Sabbath) wird hier ein Mola oder Markt gehalten, dann strömen Schaaren aus der Stadt herbei. Am Schamba (Sonnabend) wandern die Frauen aus den Harems hieher, um sich für sechs Tage des Einsitzens schadlos zu halten, und belustigen sich den Tag über am Tanz bei den sanften Tönen der Leier und dem Schalle der Tamburins, so wie am Schaukeln unter den schattenreichen Bäumen. In der Nähe des Hains steht ein Karawanserai und über den Fluß nahebei ist eine steinerne Brücke geschlagen, Alles zu Ehren dem Andenken des verehrten Sultan Baber, der sein Kabul so sehr liebte.

Die Bewohner Kabuls schwelgen im Genusse von allen Arten Obst, das hier beispiellos billig ist. Für die Entrichtung eines Pais ($\frac{1}{60}$ Rupie) hat man in einem öffentlichen Obstgarten die volle Freiheit, den Tag über die Bäume zu schütteln und sich gütlich zu thun, ohne beim Eintritt und beim Austritt gewogen zu werden, wie in Herat. Außer den in Europa beliebten Obstsorten werden hier zu Lande besonders viele Maulbeeren gegessen, die allerdings sich von den in Deutschland bekannten so sehr unterscheiden, wie die saftreichste Butterbirne von der Holzbirne. Sie werden gewöhnlich mit Rosenwasser und feinen Eisstückchen oder Schnee genossen. Eis ist außerordentlich wohlfeil und gehört zum Lebensbedürfniß auch beim ärmsten Bürger; keine Schale Buttermilch, kein Glas Wasser oder Sorbet wird vorgesetzt, ohne daß Eisstückchen darin schwimmen. Außer Obst sind Lieblingsspeisen im Frühjahr der Rhabarber und im Herbst die Wassermelonen. Vom Rhabarber benutzt man die geschälten Stengel, die unter dem Namen R a w a s ch die beliebteste Frühjahrsspeise, wie bei uns der Spargel, abgeben. Man ißt den Rawasch häufig roh, nur mit Salz, meistens aber gekocht mit Fleisch. Den Winter verleben die Einwohner von Kabul in ihren Häusern. Die Familie sitzt dann im Kreise um eine Tafel, welche ein durch Kohlen erwärmtes Loch im Erdboden bedeckt. Die Füße in diesem Schmoorloche und durch eine gemeinschaftliche Decke (Sandali) bis an's Knie eingehüllt, verbringen sie die Zeit im Nichtsthun und verschmausen die Früchte, welche sie im Herbste eingewonnen haben. — Die Stadt Kabul ist in Mallas oder Quartiere getheilt, welche nach den in ihnen wohnen-

den verschiedenen Nationen benannt werden, z. B. Malla Araba, Malla Habeschi (von den vielen Abessiniern, die ursprünglich als Sklaven hieher gekommen sind und zum Theil die Leibwache des Fürsten bilden), Malla Armeni ꝛc. Die Quartiere sind wieder in Kutscha's oder Sectionen eingetheilt. Die Kutscha's haben ihre besondern Eingangsthore, welche bei Kriegsfällen oder Aufständen, die nicht selten vorkommen, zugebaut werden. Man nennt dieses Verfahren die Kutscha Bandi, d. i. Verschließen der Kutscha's. Die Bazars der Stadt waren früher sehr schön, die Engländer haben sie aber bei ihrem letzten Rückzug aus Kabul (1843) gänzlich zerstört. Gleiche Verwüstung haben sie in den Palastgebäuden angerichtet, welche in der untern Burg „Balla Hissar Pahin" sich befanden. Die obere Burg „Balla Hissa Balla" lag schon vorher in Ruinen. — Herrscher von Kabul ist Dost Mohammed Khan, ein Mann von mannigfaltigen Talenten, gut oder schlecht, je nachdem es sein Vortheil verlangt, verrätherisch, meineidig und grausam, wenn er Feinde seiner Herrschaft vernichten kann, als Privatmann ohne Vorurtheil, unpartheiisch, liebenswürdig im Umgange und allen zugänglich. Von unbezweifelter Tapferkeit ist er nicht minder stark in Kriegslisten und Politik und greift nur im äußersten Falle zum Schwert. Ausschweifend in der Jugend schwur er den Wein und andere ungesetzliche Genüsse ab, als er zur Herrschaft kam und lernte, da er in der Jugend vernachlässigt war, erst jetzt lesen und schreiben. Unter seiner Verwaltung hat sich Kabul sehr erholt und der Handel hat bei der größern Sicherheit der Landstraßen einen großen Aufschwung genommen. Daher ist Dost Mohammed in allen Klassen der Bevölkerung sehr beliebt, vorzüglich bei den Kesselbaschen (Rothmützen) oder schiitischen Persern, deren eine große Menge in Kabul ansässig ist. In seinem Aeußeren zeigt er sich sehr einfach, und während seine Umgebung in den kostbarsten Anzügen prunkt, trägt er ein einfaches Gewand von weißer Leinwand. Unbeschränkte Herrschaft übt er nur auf die Bezirke von Kabul und Ghizni aus; doch besitzt er die meisten Hülfsquellen und gilt für das Haupt von Afghanistan. Seit Peschawer und Kaschmir seiner Familie entrissen wurden, sucht er seine Macht nach Norden, jenseits des Hindukuh auszudehnen. Ghizni

verwaltet unter ihm sein Bruder Amir Mahommed Khan, der ungeheuer fett und in seinen Kriegszügen gewöhnlich unglücklich ist. Seine Brüder in Kandahar sind ihm feindselig gestimmt, und befinden sich häufig mit Kabul im Kriege.

Von Kabul aus führt eine Straße nach West das schön angebaute Thal des Kabul hinauf. Man steigt über das Defilee des Unnapasses (11,000 Fuß) und überschreitet den Abhang des Kohi Baba, der mit ewigem Schnee bedeckt ist und nach Süden die Quelle des Hilmend entsendet. Im hochgelegenen Thale säet man die Gerste im Juni aus und erntet im September. Weiter hinauf führt der Kalu-Paß, dann geht es abwärts in ein Thal, das ein Zufluß des Oxus bewässert. So nahe grenzen hier die Quellen des Kabul, der in den Indus fließt, des Hilmend und des Oxus, der nach Norden zum Aralsee sich durch die Wüste wendet, an einander. Am nördlichen Ende des Thales liegt Bamian mit den kolossalen Felsensculpturen von unbekanntem Ursprunge. Es sind zwei an der Felswand ausgehauene Figuren von roher Arbeit; die eine, 120 Fuß hoch, stellt einen Mann vor, die um die Hälfte kleinere eine Frau. Der Mantel, mit dem sie bekleidet sind, besteht aus einer besondern Mörtelmasse. An der Seite des Felsens befindet sich eine Menge viereckiger Höhlen, welche den Einwohnern von Bamian als Getreideböden dienen. Von hieraus schlängelt sich die Straße durch mehrere Pässe norwärts nach Balkh und Bokhara und bildet hier die Hauptverbindung Indiens mit Turan.

Die Königsstraße geht von Kabul nach Dschellalabad durch sieben Engpässe hinab, die jedoch nicht sehr beschwerlich sind. Zu beiden Seiten der Straße sieht man viele Schlösser der Ghildschi's. Hier war im Anfang des Jahres 1842 der Schauplatz der blutigen Niederlage des englischen Heeres, als dasselbe unter Elphinstone und Shelton den Rückzug aus Kabul angetreten hatte. Es herrschte eine furchtbare Kälte, die Gefilde waren Fuß hoch mit Schnee bedeckt. Ghildschi's und Durani's stürmten von allen Seiten auf die Truppen, deren Reihen sich lösten. Die Generale verloren den Muth und überlieferten sich an Abbar Khan; von den 5000 Mann der Besatzung von Kabul entrannen nur 10 Mann dem Blutbade und der Gefangenschaft. Bei

Dschellalabad erreicht die Straße wieder den Kabulfluß. Die Stadt steht auf den Ruinen zweier früherer Städte und ist nicht groß, aber wenige Länder der Welt können so reizende Gegenden besitzen oder schönere und großartigere landschaftliche Züge aufzuweisen haben, als das reich kultivirte, fruchtbare und von Dörfern und Gärten angefüllte Gebiet von Dschellalabad, das von den klaren Wogen des rauschenden Kabulflusses durchströmt wird. Vom Schneegebirge des Safed-Koh, der das Thal im Süden begrenzt, fließen zahlreiche Bäche durch das Gelände herab, gegen Norden scheidet ein Gebirgszug von gleicher Höhe, der von den Strömen Lughman und Kameh Khonar durchbrochen wird, die Landschaft von Kafiristan. Der Winter in diesem reichgeschmückten Lande ist mild, obgleich mitunter heftige Stürme tosen, der Sommer ist sehr heiß, aber wer nicht ganz dürftig ist, hat in den Abhängen des Safed-Koh eine Sommerwohnung, wohin er sich während der heißen Monate zurückzieht. In Kafiristan wohnen die Siaposch-Kafirs, der Rest eines unbekannten Volkes, welches sich vor den Verfolgungen der Islambekenner in diese unzugänglichen Schluchten des Hindukuh gerettet hat. Sie sind selbst in der nächsten Nähe wenig bekannt, da ihr Begegnen mit den umwohnenden Völkern stets feindlich ist. Sie sind nach den Erzählungen der Nachbaren fröhlich und gastfrei und lieben es, auf den Giebeln ihrer Häuser von fünf bis sechs Stock zu sitzen, dort zu singen und Wein zu trinken. Auf dem Wirbel des geschorenen Kopfes tragen sie ein Büschel langer Haare; sie bekleiden sich mit den Fellen ihrer Ziegen, die Haare nach außen gekehrt (daher der Name „Siaposch" d. i. Schwarzgekleidete). Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile. Ihr Götzenhaus, worin ein Götzenbild aus schwarzem Stein sich befindet, ist angefüllt mit den abgenommenen Kleidungsstücken und Waffen der Mohammedaner, und daher von üblen Gerüchen erfüllt. Ihre Leichname werden in tannenen Kisten ausgestellt und darüber so viel Stäbe kreuzweis gelegt, als der Verstorbene im Leben Mohammedaner erschlagen hat.

Wir nähern uns dem Ende der großen Königsstraße, so weit sie Afghanistan berührt. Drei Wege führen vom Thale Dschellalabads nach Peschawer; zwei sind rauh und gehen im

Zickzack durch die Felsenberge, der dritte ist eben, für Artillerie fahrbar, aber beunruhigt durch die räuberischen Khaibar-Stämme, von denen der Paß seinen Namen hat. Früher bekamen diese Gebirgsbewohner vom König von Kabul eine Besoldung (12,000 Rupien), um die Karawanen ruhig ziehen zu lassen, jetzt hat die Zahlung aufgehört und keine Karawane passirt ungestraft den Paß. Diese ziehen deshalb die unbequemern Straßen vor und überlassen den Khaibar-Paß den großen Truppen-Corps und den Fakirs (Bettler). Will ein einzelner Eupäer die verrufene Gegend durchwandern, so hat er wenig für sein Leben zu fürchten, denn ein Feringhi wird stets für einen Hekim (Arzt) gehalten und darum hoch geehrt. Man nimmt ihm zwar sein Geld ab, entlastet ihn auch wohl von einigen Kleidungsstücken, aber bewirthet ihn gastlich mit Milch, Weizenkuchen und Roghan (Butter), reicht ihm den Tschillan (Pfeife), überläßt ihm bereitwillig oft das einzige Khat (Bett) und unterhält ihn aufmerksam, bis er einschläft. Beim Erwachen findet er seine gefälligen Wirthe schon vor seinem Bette, seine Buttermilch und seinen Tschillan. Dafür muß er denn auch seinen ärztlichen Rath und wo möglich Medizin gegen alle erdenklichen wahren und eingebildeten Leiden austheilen.

Am Ausgang der Khaibar-Pässe endet die Königsstraße für Afghanistan, denn Peschawer ist seit 1849 mit dem ostindisch-britischen Reiche vereinigt.

Südlich von Afghanistan bildet das größtentheils wüste Bergland Beludschistan Irans südöstliche Warte gegen die Länder des untern Indus. Eine gewaltige kalte Hochebene im Osten, wo es sich an die schroff aufstarrende Kette des Brahugebirges lehnt, dürr und öde in seinen nach Persien zu abfallenden Bergzügen, arm und unzugänglich überall, war es kein Anziehungspunkt für fremde Eroberer, und nur der macedonische Alexander durchzog mit seinem Heere, von Indien heimkehrend, diese unwirthliche Wüste (Gedrosia) unter vielen Drangsalen,

während seine Flotte unter Nearch die benachbarte Küste entlang steuerte. Beludschen und Brahoes bewohnen das Land. Beide sind Hirtenvölker, von einfachen, patriarchalischen Sitten, abgehärtet, tapfer und gastfrei, aber jene schweifen ins Weite und suchen ihren Ruhm in ritterlichen Raubzügen (Tschupaos), die sie auf ihren raschen Kameelen mit größter Kühnheit, Schnelligkeit und List bis tief ins Herz von Persien hinein ausdehnen, während die Brahoes, von milderen Sitten, sich begnügen, in ihren einsamen Thälern die Ziegen und Schafe zu hüten und ihre Heerden gegen Hyänen und Wölfe zu vertheidigen. Die Beludschen sind schön gebaut, schlank, von kaukasischer Gesichtsbildung und sprechen persisch, die Brahoes dagegen zeigen in ihrer kurzen Gestalt, ihrem platten Gesicht und den dicken Gliedern mongolische Abstammung und sprechen eine eigene Sprache, welche mit der im Pendschab gesprochenen einige Aehnlichkeit hat. Beide Völker haben bei all ihrer Rohheit viel Mutterwitz, Lebhaftigkeit des Geistes und Großartigkeit der Gesinnung, sie lieben die Poesie und begleiten ihren Gesang mit heftigen Gesticulationen und den Tönen der Zither (Setar) mit drei Saiten.

Nomadisirende Hirtenvölker sind wenig geneigt, die Einheit eines mächtigen Staates zu bilden. So sind auch diese Völker in unzählige Khails gespalten, welche von ihren Häuptern patriarchalisch regiert werden und größtentheils kein gemeinsames Oberhaupt anerkennen. Nur der starken Hand Nussir Khans von Kelat, der von Nadir Schah als Begler Beg 1739 eingesetzt wurde, gelang es, den größten Theil der östlichen Stämme, namentlich der Brahoes, zusammen zu halten, und ein verhälthältnißmäßig blühendes Reich, dessen Name Beludschistan erst jetzt gebräuchlich wurde, zu gründen. Sein Sohn Mahmud Khan gerieth schon in Abhängigkeit von dem Afghanenreiche, und dessen Sohn und Nachfolger Mehrab Khan sah sich nur auf die Kelat nächstgelegenen Districte beschränkt. Er verlor zuletzt alles Vertrauen der Stämme durch Einsetzung des Ministers Daoud Mohammed vom Ghildschistamme, und begnügte sich, die Stämme in Unfrieden und beständigen Fehden zu erhalten, um sich selbst zu behaupten. Mit dem Falle des Königthums in

Afghanistan betrachtete er sich als unabhängig, hatte jedoch mit den Serdars zu Kandahar, den Brüdern Dost Mohammeds, vielerlei Streitigkeiten und Kämpfe. Im Jahre 1839 gerieth er auch mit den Engländern in Streit, und diese eroberten Kelat. Mehrab Khan fiel im Kampfe und sein Sohn Nussir Khan behauptet seitdem die Herrschaft. Der Handel in Beludschistan ist fast ganz in den Händen indischer Kaufleute zu Schikarpur am Indus. Von hier aus führt die Hauptstraße durch die niedere Provinz Kutsch Gundawa, den Winteraufenthalt des Khans von Kelat und der Brahu-Nomaden, die im Herbste die kalten Höhen von Dschalawan und Sarawan verlassen. Hier ist indisches Klima und indische Vegetation, Indigo- und Zuckerrohrbau. Bei Dadar beginnt das Aufsteigen durch den Bolanpaß, der in seiner ganzen Ausdehnung bis zur Hochebene von Kandahar durchaus eben und nur durch unbedeutende Kothuls unterbrochen ist. Die Engländer zogen diese Straße, als sie ihren ersten Kriegszug gegen die Afghanen unternahmen (April 1839). Von Kutsch nach Kelat führt ein anderer, gleich ebener Paß, der Mullahpaß. Alles Land, was unter diesem Paß liegt, ist „Hind," alles über demselben ist „Khorasan," sagen die Einwohner. Vom Mullahpaß bis zum Cap Monze am indischen Meere erstreckt sich die Kette der Brahoeberge als ununterbrochene Mauer fort und ist ohne Pässe. Aber an der Küste bildet die Sonmeanibai (Nearchs Portus Alexandri) einen andern Eingang in das Land, der von Kaufleuten vielfach benutzt wird. Vom kleinen Hafenstädtchen Sonmeani geht man den Fluß Purali, dessen Thal mit Reis- und Tabacksfeldern bedeckt ist, hinauf nach der Stadt Bela, die anmuthig an den Abhang eines Berges gelehnt ist. Hier beginnt der Aufstieg zum Hochlande, das man durch den von räuberischen Bezunjahs umlagerten Engpaß von Koharn Wat erreicht. Das Land ist nun eine rauhe öde Bergsteppe, mit Tamarisken, Mimosengebüsch und Grasungen spärlich bewachsen. Hin und wieder erblickt man die schwarzen Bunghi's (Zelte) der Nomaden, zu Tomans (Dörfern) gruppirt, und erhält von den treuherzigen Schäfern leicht Milch, Brennholz und Wasser und ein Schaf, das niemand besser zu braten versteht, als der Beludsche. Doch verschmäht

der Europäer das Lieblingsgericht der Einwohner, die in Butter gebratenen Blätter und Stengel der Asafoetida-Pflanze, deren eingedickter Saft das übelriechende Arzneimittel „Teufelsdreck“ abgiebt, ein Hauptausfuhr-Erzeugniß des Landes. In der öden Hochfläche finden sich einzelne Oasen mit Obst und Weizen bewachsen. In solchen Culturstellen liegen die Städte Khozdar, Wudd und Sohrab, welche größtentheils von handeltreibenden Hindu's bewohnt sind. Weiter hinauf gelangt man nach Kelat, der Hauptstadt des Landes, das in seiner grünen Ebene mit den Gärten ringsum und seinem hohen Miri oder befestigten Palast einen überraschenden Anblick gewährt. Die Einwohner sind meistens Tadschicks und reden persisch, wie die Beludschen. Außerdem leben hier viele Hindu-Kaufleute, die aber ihre Familien in Schikarpur haben, und zwei Vorstädte sind von Afghanen bewohnt. Von Kelat führen außer der Straße zum Meere und der Straße nach Kutsch Gundawa durch den Mullahpaß noch andere Handelswege nach Kandahar, Herat und Kerman. Auf allen diesen Straßen wird ein lebhafter Tauschhandel betrieben. Der Weg nach Kandahar geht nach Norden vor dem hohen Berg Tschehel Tan vorüber, der wie eine gewaltige Warte emporragt und von seinem Gipfel eine weite und prachtvolle Aussicht mit einem Gesichtskreis von hundert Meilen im Umfang gewährt. Die benachbarten Kakers besuchen ihn oft, um Vögel zu fangen und sich durch Raub an den Brahoes zu rächen. Die Brahoes kommen in zahlreichen Gesellschaften, um sich der Schönheiten der Natur zu erfreuen, mit denen der Berg reich geschmückt ist, und um ihre Andacht auf der Spitze des Berges zu verrichten, wo ein weit berühmtes Ziarat (Altar) sich befindet. Eine kinderlose Ehefrau, so erzählt die Sage des Ortes, bat den heiligen Hazrat Ghous um seinen Segen, damit sie fruchtbar würde. Der Heilige murmelte ein Gebet und warf 40 Steine in ihren Schooß. Im Laufe der Zeit ward die Frau von 40 Kindern entbunden. Dieser zu reichlich überströmende Segen veranlaßte den Mann, sämmtliche Kinder, mit Ausnahme des letzten, auf den Höhen des Tschehel Tan auszusetzen. Von Gewissensbissen gepeinigt, eilte er später auf den Berg, um die Gebeine der Kinder zu sammeln und zu begraben. Zu seiner

Verwunderung aber sah er sie alle lebendig und zwischen den Bäumen und Felsen herumhüpfen. Nun beschlossen die Eltern, ihr jüngstes Kind auf den Berg zu führen, damit die Brüder es sehen und mit ihm herabkommen möchten. Sie kamen, aber sie nahmen es mit sich hinauf in die unzugänglichen Höhen, und noch bis auf diesen Tag schweifen alle 40 Kinder in ihrem Kindheitszustand um den geheimnißvollen Berg. Der heilige Hazrat Ghous wird an vielen Orten in Beludschistan und Sind als Schutzpatron der Kinder verehrt. Der Berg ist unten mit den rothen und gelben Blüthen der wilden Tulpe, mit Nelken, Oleander, der duftigen Tarkpflanze, und vielen Arten der Ferula (Asa foetida) bedeckt und zeigt Gebüsche des Mannastrauches, des Mastir und der Wachholderceder; die wilde Rose wächst reichlich bis zum Gipfel; das wilde Schaf und die Peschkoze schweifen in den Klüften und auf den Abhängen umher, und Bülbül (die Nachtigall) singt in den Büschen. Der Gipfel ist schwer zu besteigen, man muß auf Händen und Füßen hinaufkriechen. Auf der kleinen Tafelform bezeichnet ein roher Kreis von Steinen das Ziarat. Einige Stangen, mit Fetzen von Kleidern bedeckt, nehmen die Opfer der Pilger auf. An der größten Stange ist eine Glocke befestigt, welche vom Winde bewegt ihr einförmiges Klingeln ertönen läßt.

Nördlich vom Tschehel Tan streicht die Kette des Khwodscha Amran-Gebirges, in dessen Thälern reichlich Ferula's und Rhabarberpflanzen wachsen. Weiterhin kommt man über den Lorafluß, der die Felder der Ebenen Pesching und Schorawek befruchtet und durch zahlreiche Kanäle über die Fluren vertheilt wird, bis er im Sande der Beludschenwüste versiegt. Dann durchschneidet man mehrere Betten versiegender Flüsse, die nur in der Regenzeit Wasser enthalten, passirt auch sumpfige Ebenen mit Salzboden, auf denen die schönen weißen und gelben hyacinthenförmigen Blüthen des Fisch, aus dessen knolliger Wurzel Stärkemehl gewonnen wird, wie bunte Teppiche ausgebreitet sind, bis man jenseits des Ternek, eines Zuflusses des Hilmend, die weizenreichen Fluren Kandahars erreicht.

Nordwestlich von Kelat geht eine Straße nach dem Städtchen Nuschky schroff von der Hochebene herab. Hier theilt sie

sich in zwei Straßen. Die eine verfolgt dieselbe Richtung durch die Sandwüste bis Sistan am Hilmend, die andere umzieht den südlichen Rand der Wüste und durchschneidet das Land der raublustigen Beludschen bis zur Stadt Basman im Westen, wo sie auf persischem Gebiet nach Kerman sich zieht. Das Land ist im Ganzen arm, das Volk gastlich, aber die ewigen Räubereien der Beludschen auf persischem Gebiet und die Rachezüge der Perser haben den Handel auf diesem Wege fast ganz zerstört.

Indem wir Iran verlassen, um jenseits des Indus eine neue Welt zu betreten, wo asiatische Ruhe belebt wird durch europäischen Geist, können wir nur mit Trauer zurückblicken auf ein Land, welches bei allen Segnungen der Natur zur fortschreitenden Wüste wird, und müssen ein Volk beklagen, das bei herrlichen Anlagen und verhältnißmäßig hoher Bildung mehr und mehr in Armuth und Elend versinkt. Auf Persien lastet gleich dem Riesenvampyr auf der verblutenden Antilope das aussaugende Regiment des Kadscharenhauses, das in unersättlicher Habsucht die Quellen des Wohlstandes erschöpft und die Wurzeln der eigenen Macht zerstört. Persien ist ein morscher Staat durch und durch. Einst Schauplatz großer Weltreiche zeigt es jetzt überall nur Trümmer und Ohnmacht, und der „König der Könige" lauscht in seiner Hofburg zu Teheran ängstlich auf den Windstoß, der von der Newa aus über die caspischen Berge zu ihm herüberweht und begnügt sich, mit seiner halbdressirten Heeresmacht wohlfeile Lorbeeren gegen die armseligen Khans von Herat oder Merv zu erringen. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo „die Spinne die Schleier webt in dem Palast der Kaiser und Eulen Wache stehen am Wachtthurm Afrasiabs." Wie ein Märchen verschollen ist auch der kurze Machtglanz des Afghanenreiches aus dem vorigen Jahrhundert, das stolze Kabul kennt das Rachegericht der indobritischen Macht und die Eifersucht feindlicher Brüder wüthet im eigenen Fleische. Selbst Turan hat seine Schrecken verloren und die Stammerben eines Dschengis, Hulaku und Tamerlan sind auf das elende Handwerk von Wegelagerern und Menschendieben herabgekommen. Ueberall in diesem Theile

Asiens treffen wir auf kleinliches Streiten und Kämpfen kleiner Herren.

Aber in dieser Ohnmacht liegt die gegenwärtige Bedeutung dieser Staaten, die mit eigener Kraft den Fluthen nicht wehren können, welche von jenseits des Araxes und des Indus auf einander loszustürmen drohen, deren Freundschaft aber die Brücke zu bauen vermag, auf welcher der Mächtigere oder Kühnere einherschreiten wird. Glück dann für Iran, wenn im Zusammenstoß der Gewaltigen sein ganzes Staatenwesen zertrümmert wird, um aus Moder und Auflösung zur besseren Wiedergeburt zu gelangen. Dann wird es bei den Schätzen, die ihm nie genommen werden können, bei seinem unvergleichlich schönen Himmel, dem herrlichen Clima und dem fruchtbaren Boden, der den Fleiß mit reichem Segen lohnt, vielleicht mehr wie je wieder das Land der Paradiese, der Rosen und der Nachtigallen.

II.

Vorderindische Reisen

in

Ceylon, Dekan, Bengalen und Hindostan, Butan und Tübet, dem Pendschab und Kaschmir.

Einleitung.

Vor uns liegt Indien: eine in sich abgeschlossene eigenthümliche Welt voll greller Gegensätze. Dies gilt namentlich von der uns bekannteren Halbinsel diesseits des Ganges oder Vorder-Indien. Im Norden die langgezogenen Ketten eines vielgestaltigen Hochgebirges, im Süden daran grenzend ein unübersehbares einförmiges Flachland; im Osten am Ganges die reichste Fruchtbarkeit, im Westen am Indus traurige Einöden; im Tiefland tropische Sonnengluth, im Hochgebirge ein ewiger Winter, der eisige Kälte verbreitet, und während im Tafellande Dekan zuweilen allgemeine Dürre herrscht, erleiden die benachbarten Küstenstriche zu Zeiten durch wolkenbruchartig niederstürzenden Regen momentane Ueberschwemmungen. Und wie die Natur, so der Mensch mit seinen Werken. Sanfte Weichheit des Charakters, und doch wieder die eiserne Strenge einer schwärmerischen Selbstverläugnung; neben der üppigsten Fülle oft grenzenloses Elend; neben der Cultur und ihren Prachtbauten die Barbarei und ihre Ruinen.

Vorder-Indien umfaßt den Himalaya, das Tiefland von Hindostan, das Hochland von Dekan nebst Ceylon. Der Himalaya, das höchste Gebirge der Erde, die Vormauer und der massenhafte Träger des asiatischen Hochlandes, hat eine durchschnittliche Breite von 40 bis 50 deutschen Meilen. Inner-

halb dieses Raumes erstrecken sich die Parallellinien seiner Kämme in einer Länge von 370 Meilen. Die dicht hintereinander folgenden Ketten steigen vom Tieflande, wo waldbedecktes Hügelland den Uebergang bildet, in drei Hauptstufen zu immer bedeutenderer Erhebung empor; doch tritt der Abfall gegen die schon sehr hochliegenden Tafelländer Tübets weniger ins Auge. Die erste Hauptstufe steht 3200 Fuß über dem Meere, die zweite steigt bis 8400 Fuß, in einem ihrer Gipfel, dem Tschur-Berg, selbst bis 11,400 Fuß. Die mittlere Kammhöhe der dritten und höchsten Stufe beträgt 14 bis 15,000 Fuß. Unter ihren Gipfeln erreicht der Dhawala-Giri (Dholagir) oder der weiße Berg die von keinem andern Berge der Erde übertroffene Höhe von 26,340 Par. Fuß. Fast eben so hoch soll der Tschamalari (26,266 Fuß) sein. Mehrere andere Gipfel messen sich mit ihren gigantischen Brüdern in Südamerika; so der Nanda-Dewi und Dschawahir mit mehr als 24,000 Fuß, der Sweta-Giri oder der weiße Thurm mit mehr als 23,000 Fuß, der Pravata und der Chanda-Giri oder Mondberg mit mehr als 21,000 Fuß Höhe. Auf den höchsten Kuppen steht meistentheils Urgestein, an den Seiten Schiefer- und Kalkstein, tiefer unten Sandstein und das verkittete Allerlei der Nagelfluh. Man baut auf Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Zink. An dem ganzen Gebirgszug entlang sprudeln heiße Quellen; auch kommen Erdbeben vor. Die unter den Gletschern der Schneeregion entspringenden Flüsse fließen zuerst in Längenthälern und durchbrechen dann die Ketten in engen felsigen Querthälern; so der Brahmaputra, der Ganges mit dem Dschumna, der Indus mit dem Sutledsch. Die Längenthäler sind die hauptsächlichsten Sitze der Cultur, und darin liegen auch die Hauptstädte der verschiedenen Staatsbezirke oder Gauen des Himalaya. Den Fuß des Gebirges umgiebt Dschungel (Jungle) oder engverwachsenes Unterholzdickicht, der Aufenthalt der Tiger, Elephanten, Löwen und anderer Bestien; darnach folgt Hochwald. Diese Waldregion geht auf der Südseite bis 11 oder 12,000 Fuß, auf der Nordseite bis zu 13,000 Fuß, wo auf den Matten die Alpenflora beginnt, bis die Schneelinie in einer Höhe von 15 bis 16,000 Fuß eintritt. Hier in der Nähe der Schneepiks, wo die heiligen Ströme ihre Wiege haben,

sind auch die Wallfahrtsörter und Tempel, zu denen alljährlich viele Tausende von Pilgern hinziehen, um daselbst zu baden und zu opfern; so bei Gangorti und Dschumnorti. An den äußersten Horizont dieser Gegenden versetzt die indische Sage den mächtigen Götterberg Meru, leuchtend wie Sonnenaufgang, und daher auch der goldene Berg genannt, im Mittelpunkt der Erde, wo die Wolken sich bilden und der Regen entsteht, der Vater aller größeren und kleineren Gewässer zu Hunderten und Tausenden. Ihre Quellen entspringen am Throne Indra's, dessen mit (Stern-) Augen besäetes Gewand das reine Aetherblau, dessen Stütze der Regenbogen ist und der als Weltordner die Pfade des Blitzes lenkt. Die Quellen selbst erscheinen als göttliche Macht, in deren klarem Wasser zu baden Errettung vom Uebel bringt, und Seligkeit wird dem zu Theil, der darin untergeht. — Das indische Alpenland enthält auf einem Flächenraum von ungefähr 15,000 Quadratmeilen verschiedene Landschaften, als: Klein-Tübet an den Quellen des Indus, südlich davon das berühmte Thal Kaschmir, an den Quellen des Ganges und Dschumna Serinagur, Nepal oder Nepaul ostsüdöstlich davon, Butan oder Bhotan noch weiter nach Ostsüdost, Groß-Tübet nördlich von Nepaul und Butan, Assam südlich von Butan.

Hindostan zerfällt in das Tiefland des Ganges und Indus. Der Ganges nimmt nicht weniger als eilf wasserreiche Ströme auf. Sein oberer Lauf ist kurz, aber reißend. Durch die sumpfige Waldregion des Tarai tritt er aus dem Gebirge in sein mittleres Stufenland, eine weite Ebene von angeschwemmtem fruchtbaren Erdreich überdeckt und von flachen Hügelreihen durchzogen. Da überall in geringer Tiefe Wasser quillt, so erweis't sich der Boden dem Anbau äußerst dankbar. Am Einfluß des Dschumna bei Allahabad liegt der Spiegel des Ganges nur noch 324 Fuß über dem Meer und bei Radschamal überwindet er seine letzten Stromschnellen, verursacht durch die niedrigen Vorberge des Plateau's von Malwa. Darauf tritt er in sein unteres Stufenland Bengalen, wo er sich bei Dakka mit dem Brahmaputra vereinigt. Beide Ströme bilden mit ihren unzähligen Wasseradern ein mächtiges Delta, sicher doppelt so groß, als das des Nil, und von äußerster Fruchtbarkeit. Durch die

Ueberschwemmungen des Ganges wird das Land alljährlich in einen Süßwassersee verwandelt, der gegen Ende des Juni seinen höchsten Stand erreicht, so daß dann, wie in Aegypten, die durch Dämme geschützten Dörfer und Städte als eben so viel bebaute Eilande erscheinen. Im October ziehen sich die Wasser zurück, und bald labt sich der Blick nun an dem frischen Sammetgrün der Reisfelder. Den Charakter des Sumpflandes behält aber auch dann noch der 10 bis 15 Meilen breite und 50 Meilen lange Küstensaum Bengalens, Sunderbunds, d. i. Tausend-Mündungen genannt, bedeckt mit Wald- und Schilfdickichten, wo wilde Thiere hausen. Das untere Stufenland des Ganges heißt auch die Hind-Ebene. Das mittlere Stufenland, welches unter Anderm die Landschaften Delhi, Agra, Aude (Oude) enthält, ist die eigentliche Heimath der Hindu's, wo der Boden für geweiht und der Ganges für heilig gilt. — Der Indus vereinigt bereits im Süden von Pischauer die sämmtlichen Gewässer seiner, das Pendschab, d. i. Fünfstromland, einschließenden Zuflüsse, namentlich des Dschunab (Jenab) und des Sutledsch oder Satudra, d. i. Hundertquell (der Hyphasis der Alten). Der Strom, welcher fortan, gleich dem Nil in Nubien und Aegypten, auf seine eigene Wassermenge ohne weitere Zuflüsse angewiesen ist, wird nun bald trägen Laufes. Schon sechzig Meilen oberhalb seiner Mündungen beginnen die Stromspaltungen, und sein Delta umfaßt meistens sandige oder sumpfige Landschaften, nur hie und da Reisfelder zeigend. Die östlichste der eilf Mündungen bildet am Ausfluß einen bedeutenden See und hängt zusammen mit dem Run, einer unbewohnten Niederung von 325 Q. M., welche zur Regenzeit ein Schlammsee ist, im Sommer aber eine ganz kahle und mit einer dicken Salzkruste überzogene Einöde, in welcher häufige Luftspiegelungen vorkommen. Im Norden des Run dehnt sich die Landschaft Sind aus, und wohl 100 Meilen am Indus entlang eine 20 bis 40 Meilen breite salzige Sandwüste, das Thurr genannt, wo nur in den sparsamen kleinen Oasen Heerden weiden und Menschenhände lachende Gärten geschaffen haben. Südlich vom Run liegt die Insel Kutsch, mit vulkanischen Kegelbergen besetzt; dann folgt die Halbinsel Guzerate (Gudscherate) oder Kattiwar, in ihrem

südlichen Theil voll zerrissener Berge; der nördliche Theil ist trocken gelegter Meeresboden. — Eine Wasserscheide zwischen der Sind- und Hind-Ebene läßt sich nicht bestimmen; man findet daselbst hauptsächlich Steinsalz und Salpeter. Die Fruchtbarkeit des Industhales wird durch die oft 20 bis 30 Fuß hoch steigenden Ueberschwemmungen bedingt, welche gewöhnlich im August die Gegenden des linken Ufers überfluthen; das rechte Ufer wird von den vorgeschobenen Höhen des indisch-persischen Grenzgebirges umsäumt. — Man rechnet auf Hindostan 40,000 Q. M.

Das Hochland von Dekan, ein Dreieck, dessen Nordseite 200, die Westseite 220, die Ostseite 300 Meilen lang ist, wird mannigfach von Tafelbergen und isolirten Kuppen durchsetzt. Den Nordrand bildet das Bergland der Vindhyan-Ketten, den Ostrand die Ost-Ghats, den Westrand die West-Ghats. Das Bergland der Vindhyan-Ketten wird vom Nerbudda durchflossen, der in den rauhen, bis zu 6000 Fuß aufsteigenden Hochland Omercuntuk entspringt und in den Golf von Cambay mündet; südlich davon mündet der Tapti. Am linken Ufer des Nerbudda ziehen sich die Gondwara- und die Satpura-Ketten hin. Am rechten Ufer erstreckt sich das Tafelland von Malwa, 1500 bis 2000 Fuß hoch, gegen Süden begrenzt durch das steil abfallende wilde Vindhya-, d. i. Sonnenwand-Gebirge. Gegen Norden geht das Tafelland von Malwa sanft nieder und setzt sich weiter nördlich fort in dem waldigen schluchtenvollen Bergland Haravati (Harowti). Daran schließt sich östlich die Berglandschaft Bundelkhund, nordwestlich der hohe Rajasthan, kahle öde Flächen, begrenzt von der Chittore- und Arawalli-Kette. Von dieser letztern liegt getrennt der isolirte Abu oder Abudu, d. i. Berg des Buda, 5000 Fuß hoch. — Die Ost-Ghats streichen an der Küste Koromandel hin als unzusammenhängende, meistens nackte Parallel-Ketten, vielfach durchbrochen von den Hauptströmen des Dekan, dem Godavery, Kistna oder Krischna und Cavery. Sie erreichen in den Nella Mella oder blauen Bergen 3000 Fuß, in den Scherwahary-Bergen 5000 Fuß Höhe. Die dicht bewaldeten West-Ghats ziehen sich an der Küste Malabar entlang bis zum Kap Komorin. Sie fallen überall in steilen Wänden zur See ab, und dahin führen, als die einzigen

sparsamen Durchgänge, Engpässe oder Ghats: daher der Name des ganzen Gebirgszuges. Die gegen Süden zunehmende Kammhöhe desselben beträgt 2000 bis 3000 Fuß. Die Gipfel erreichen im Alpenlande Curg eine Höhe von 6000 Fuß; in den Neila-Giri (Neilgherri) oder den blauen Bergen steigt der Dodabetta bis zu 7950 Fuß empor. Südlich von der merkwürdigen, als Querthal von einer Küste bis zur anderen hinziehenden Einsenkung des Gap erhebt sich die Ali-Gherri-Kette im Permal bis zu 7360 Fuß und läuft im Kap Komorin aus. Jenseits der durch die sogenannte Adamsbrücke, eine Reihe von Sandbänken, überbauten Palks-Straße liegt die Insel Ceylon (1161 Q. M.), deren nördlicher Theil Tiefland, der mittlere Hügelland von 1000 bis 2000 Fuß, der südliche Gebirgsland von 3 bis 5000 Fuß Höhe ist, wo der Adamspik 5770 Fuß hoch aufragt. — Auf der Ostseite des Dekan, namentlich im Gebiet von Heiderabad oder Golkonda, findet man die ergiebigsten Diamanten-Gruben, auch die Halbinsel Guzerate und mehr noch die Insel Ceylon sind reich an Edelsteinen aller Art. Eisen ist durch ganz Dekan verbreitet, außerdem giebt es Silber, Kupfer, Blei und Zinn. Als besondere Landschaften erwähnen wir vornehmlich Meissur, (Mysore), Heiderabad (Hyderabad) Bider, Arungabad. — Man rechnet auf Dekan nebst Ceylon etwa 27,000 Q. M.

Die Halbinsel jenseit des Ganges oder Hinter-Indien hat eine von Vorder-Indien ganz verschiedene Oberflächen-Gestalt. Hier laufen von dem hochasiatischen Südrand, Sive-Schan genannt, mehrere Ketten aus, welche die Halbinsel in der Richtung von Norden nach Süden durchziehen. Sie umschließen große Längenthäler, worin mächtige Ströme fließen, als der Irawaddy, der Thalayn oder Salüen, der Menam, der Maykaun (Maekhaun). — Das Gebirgsland, welches wohl nicht zur Schneeregion aufsteigt, zerfällt in folgende Haupttheile: das Küstengebirge von Arakan, die westlichste Kette, welche in dem Tafelberg (21° N. Br. und 111° O. L.) eine Höhe von 8300 Fuß erreicht. Das birmanische Gebirge oder das Scheidegebirge von Ava, zwischen dem Irawaddi und dem Thalayn; das westsiamesische Scheidegebirge, zwischen dem letztgenannten Strom und dem Menam, oder zwischen Ava im W. und

Siam im O.; das Gebirgsland der Halbinsel Malakka, an dessen Südende die Insel Singapur (Singapore) liegt; das ostsiamesische Scheidegebirge zwischen Siam im W. und Laos-Kambodscha im O.; das cochin-chinesische Küstengebirge, zwischen Kambodscha und Cochin-China; das Grenzgebirge von Tongking. — Die zwischen dem Unterlauf der Ströme ausgebreiteten Tiefebenen sind: Die Landschaft von Pegu am Irawaddi, die Landschaft von Ava oder Birma nördlich von Pegu, die Landschaft von Siam am Menam, die Landschaft von Kambodscha am Maykaun, die Landschaft von Tongking am Sengka. Die genauere Kenntniß des Landes blieb bis dahin dem Blicke des Europäers noch größtentheils dicht verschleiert. — Man rechnet auf Hinter-Indien etwa 33,000 Q. M.

Von dem durch die verschiedene Breite und Bodengestalt sehr abweichend sich ausweisenden Klima und den Jahreszeiten wird bei Gelegenheit der nachfolgenden Reisen gehandelt werden. Hierorts nur ein Wort über die merkwürdige Erscheinung der Moussons oder Monsuns. Diese Passatwinde wehen regelmäßig während unserer Sommerzeit vom April bis zum October aus S. W. und während unserer Winterzeit vom October bis zum April aus N. O. Diese Wechsel finden sich unter mancherlei Modificationen auf beiden Seiten des Aequators von 10° S. Br. bis hinauf zum 30° und 40° N. Br. Ihre Entstehung wird erklärt aus der Lage der vom indischen Ocean umspülten Länder. Wenn nämlich die Sonne scheinbar nach N. hin vom Aequator abweicht oder senkrecht über den nördlich vom indischen Ocean gelegenen Ländern steht, so erfolgt daselbst ein starkes Aufsteigen der Dünste und die Strömung der wärmeren oberen Luftschichten geht dann südwärts gegen die über dem Meere schwebenden kälteren Schichten; in den unteren Regionen aber geht die Strömung der kälteren Seeluft nordwärts nach dem wärmern Lande zu und erhält nun durch den Lauf der betreffenden Küstenstriche eine südwestliche Richtung. Dies ist der Südwest-Mousson, welcher über die Küste Malabar tropische Regengüsse ausschüttet. Die Westghats bilden jedoch eine Wetterscheide, indem sie den Wolkenzügen einen Damm entgegensetzen, und so geschieht es, daß man auf der Küste Malabar in denselben Monaten heitere

Witterung hat, wo auf Malabar die Regenzeit herrscht. Wendet dagegen die Sonne ihren scheinbaren Lauf nach der südlichen Halbkugel, so finden beim Wehen des Nordost-Moussons die umgekehrten Verhältnisse statt und man hat daher auf der Küste Koromandel die Regenzeit, während auf der entgegengesetzten Küste Trockenheit herrscht. Das Hochland von Dekan, das keine bestimmte Regenzeit hat, wird dazwischen nur von einzelnen nassen Schauern heimgesucht. In Hinter-Indien giebt es ganz entsprechende Witterungs-Erscheinungen auf den West- und Ost-Küsten. — Die Pflanzen- und Thierwelt ist ausgezeichnet durch Kraft und von ungemein reicher Fülle. Im Himalaya findet der Europäer neben mancherlei Südfrüchten die Bäume seiner Heimath wildwachsend; in Dekan und in vielen Gegenden Hindostans findet er neben dem Zuckerrohr, dem Indigo, der Kaffee- und Baumwollenstaude seine heimischen Gemüse und Getreidearten cultivirt; doch wird Reis als vorherrschendes Nahrungsmittel am meisten gebaut. In den fruchtbaren Niederungen und an den Gebirgshängen der Küstenstriche erzeugt die mit der Feuchtigkeit der Seeluft verbundene tropische Sonnengluth die großartigsten Vegetationsformen. Da wächs't riesig das Bambusrohr, unentbehrlich zum Bauen der Häuser, der Kähne und zur Anfertigung von unzähligen Geräthschaften; da steht der Sandelholz-, Ebenholz-, Drachen- und Thekbaum, der das vorzüglichste Schiffbauholz liefert; da gedeihen verschiedene Palmenarten, die neben der Banane, dem Brotbaum und andern Fruchtbäumen zur Nahrung dienen. Hervorstechend ist die Menge und Mannigfaltigkeit der Gewürzpflanzen. — Unter den Thieren behauptet der Elephant, der hier seine vollkommenste Ausbildung erlangt, den ersten Rang. Er vornehmlich ist der Regent der Wälder in Ceylon und Hinter-Indien; gezähmt leistet er dem Menschen die trefflichsten Dienste. Außerdem hausen in den Wildnissen Tiger, Löwen, Panther und andere Raubthiere. Der Büffel lebt zahlreicher wild als zahm; man gebraucht ihn und den indischen Buckelochs zum Reiten. Das Pferd steht zurück; nur im Hochgebirg ist es mehr heimisch und schätzenswerth. Zum Lasttragen bedient man sich am Indus der Kameele, im Himalaya der Schafe und Ziegen, letztere erzeugt das Pendschab von un-

geheurer Größe. Der Ochs, das Schaf oder die Ziege und der Hund des Himalaya haben an den Haarwurzeln eine sehr feine Dunenwolle. Enten, Gänse, Schwäne, Fasanen, Truthühner, Pfauen und andere Vögel giebt es in Menge; doch hält der Hindu kein Federvieh. Ueberhaupt kann die Viehzucht zu keiner großen Bedeutung in einem Lande kommen, wo man sich hauptsächlich nur von Pflanzen nährt und wo das Tödten der Thiere für Sünde gilt, da sie nach der Seelenwanderungslehre von abgeschiedenen Geistern bewohnt sein können, weshalb man denn für verschiedene Thiere, namentlich für Stiere und Affen, ja selbst für Ratten und Getreidewürmer, Tempel hat, in denen dieselben gefüttert werden; nur aus Noth erwehrt man sich des überhand nehmenden Wildes, so wie der Schlangen, der Scorpione, der Molche und andern bösen Ungeziefers, wovon das Land wimmelt. — In den größern indischen Flüssen leben Krokodile, im Meere der Riesenhai, verschiedene Rochen, fliegende Fische, der Thun-, Einhorn-, Klipp-Fisch und viele andere Arten; man sieht die schönsten Perlen, besonders bei Ceylon.

Die Urzeit der Geschichte Indiens ist in das Dunkel der Mythe gehüllt. Schon sehr früh scheinen Völker der kaukasischen Abstammung die Ureinwohner unterjocht und ihnen höhere Kultur gebracht zu haben; aus der Vermischung mit ihnen entstanden die Hindu's. Allmählig bildete sich, namentlich in Hindostan, als dem eigentlichen Kernland der Hindu's, eine Menge einzelner Staaten, an deren Spitze Radscha's (Raja's), die Fürsten oder Könige, standen, welche oft wiederum einem Maharadscha, oder Großkönig, gehorchten. Daneben genossen des größten Ansehens die Brahmanen oder Priester des Brahma, dem in der Dreiheit seiner Offenbarung unter Anderm die alten in Felsen gehauenen Tempel geweiht sind. Im sechsten Jahrhundert vor Chr. breitete sich dagegen der Buddhismus aus und veranlaßte große Bewegungen. Die Phönizier knüpften Handelsverbindungen mit Ceylon und Vorder-Indien an. Alexander der Große kam mit dem Schwert und drang wahrscheinlich bis zum Sutledsch im Pendschab vor. Er besiegte die indischen Könige Taxiles und Poros; den letztern machte er nachher zum Herrscher über alle von ihm unterworfenen indischen Ländergebiete. Diese

Besitzungen fielen nach Alexanders Tode dem Könige von Persien Seleukus Nikanor zu, der bis an den Ganges vordrang, das Land jedoch einem einheimischen kriegerischen Fürsten Namens Sandrokottus gegen ein Geschenk von 500 Elephanten abtrat. Später eroberte der baktrisch-griechische König Eukratides einen Theil des nördlichen Vorder-Indiens, der indeß nicht lange behauptet werden konnte. Im Anfang des achten Jahrhunderts setzten sich die weltstürmenden Araber zuerst in Multan fest, und seit dem elften Jahrhundert begründeten sie mehrere mohammedanische Dynastien in Hindostan. So die Dynastie der Ghasnewiden, benannnt nach der Stadt Ghasna, wo der Stifter derselben Alp-Teken († 975) seine Residenz aufschlug. Der berühmteste dieser Herrscher war Mahmud III. († 1030), welcher nicht weniger als zwölf Eroberungszüge gegen Indien unternahm. Er nahm nach einander Kabul, Multan, Kaschmir ein, dann den nördlichen Theil von Delhi und Gudscherate, indem er seine Fußstapfen überall durch Plünderung, Verwüstung und Gräuel aller Art bezeichnete. Aus einem Tempel in Gudscherate raubte er 56 mit Edelsteinen besetzte goldene Säulen und eine Kette von 1800 Pfund Goldes. Bei diesem Tempel ließ er 50,000 Hindu's als Götzendiener niederhauen. Von seinem achten Zuge brachte er 53,000 Sklaven und 350 Elephanten heim. Den Handelsverkehr wußte er indeß dadurch zu fördern, daß er die Karawanen schützte und die Straßen von Räubern säuberte. Die Ghasnewiden wurden 1179 von dem Ghorida (Fürsten von Ghor) Moaz Ul Dien gestürzt. Dieser eroberte Benares, den Hauptsitz der indischen Gelehrsamkeit, und verlegte seine Residenz nach Lahur (Lahore). Nach seiner Ermordung schwang sich der Afghane Cuttub Ul Dien auf den Thron, und sein Geschlecht hat drei Jahrhunderte hindurch einen großen Theil Indiens beherrscht. Er selbst lebte in verschwenderischem Prunk und machte Delhi zur Hauptstadt seines Reiches. Sein Nachfolger Malleck eroberte Bengalen und zerstörte daselbst einen prachtvollen Tempel, dessen Mauern 200 Fuß hoch waren. Vom Jahr 1290 an führten die afghanischen Beherrscher von Delhi viele blutige Kriege gegen das Dekan und erbeuteten große Reichthümer. So wurden dem Radscha von Doladabad (Desghir) 15,000 Pfund Gold,

175 Pfund Perlen und 50 Pfund Edelsteine abgenommen. Der Afghane Ul Dien unterwarf Telinga (Golkonda), zerstörte alle Pagoden, zerschlug ihre Götzenbilder und bereicherte (1306) seinen Schatz aus dem Dekan blos an Gold durch eine Summe von etwa 600 Millionen Thaler. Im Jahre 1397 brach über Hindostan ein neuer Sturm der Verheerung los. Timur überschritt mit seinen mongolischen Horden den Indus, schlug den Beherrscher von Delhi und rückte in die Hauptstadt ein. Da er unerschwingliche Schätze forderte, so zündeten die Bewohner ihre Stadt selbst an und richteten wüthend ihr Schwert gegen die Feinde, wobei mehr als 100,000 Hindu's ihr Leben und eine noch größere Anzahl ihre Freiheit einbüßten. Timur ging zurück nach seinem Sitze Samarkand. Es entstanden darauf Streitigkeiten über das Reich unter den afghanischen Fürsten, und sie riefen endlich einen Nachkommen Timur's Babur zu Hülfe. Dieser nicht blos Kriegsheld, sondern auch ausgezeichnet in der Poesie, Musik und Geschichtschreibung, nahm Delhi ein und begründete das Reich des Großmoguls. Dies befestigte aber erst sein Enkel Akbar, der 1555 als dreizehnjähriger Knabe den Thron bestieg und seine Herrschaft nicht blos über ganz Hindostan, sondern auch über das Dekan ausdehnte. Er liebte ebenfalls Künste und Wissenschaften, machte auch viele weise Einrichtungen. Er ließ die Hindu's ruhig bei dem Glauben ihrer Väter, förderte den Ackerbau und theilte das ganze Land in zwölf Vicekönigreiche. Es gab unmittelbare Districte, an deren Spitze sogenannte Nabobs standen, und mittelbare Districte, die unter erblichen Stammfürsten oder Radscha's nach eigenen Gesetzen regiert wurden und dem Großmogul nur Tribut zahlen mußten. Akbar starb 1605 nach einer neunundvierzigjährigen glücklichen Regierung und erhielt ein prächtiges Grabmal zu Agra, das er zu seiner Residenz erhoben hatte. Ihm folgte sein Sohn Selim, bekannt unter dem Ehrennamen Jehangir (Dschehangir), welcher vorzüglich für die Sicherheit des inneren Verkehrs, so wie für die Anlegung von guten Wegen und Gasthäusern sorgte, auch Manches zur besseren Handhabung der Rechtspflege anordnete. — Während der Begründung des Mongolenreiches hatten sich die Europäer an den indischen Küsten durch Anlegung von

Forts und Factoreien angesiedelt. Zuerst kamen die Portugiesen, nachdem Vasco de Gama das Kap umschifft und den Seeweg nach Ostindien entdeckt hatte (1498). Goa auf der Küste Malabar wurde der Mittelpunkt ihres ostindischen Handels, den sie fast hundert Jahre lang ausschließlich betrieben. Auf sie folgten gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Holländer, welche ihnen die meisten ihrer Besitzungen um so leichter entrissen, als die Portugiesen durch religiöse Intoleranz die Eingeborenen gegen sich erbittert hatten. Die Holländer hatten seit 1640 ihre Hauptniederlassung in Negapatam an der Mündung des Cavery und suchten die Dänen zu verdrängen, welche schon früher (1618) Tranquebar erkauft hatten. Die Franzosen befestigten sich dagegen 1687 in Pondichery. Alle diese europäischen Nationen überflügelten aber allmählig die Engländer, nachdem sie bereits im Jahre 1600 die englisch-ostindische Compagnie unter bedeutenden Privilegien seitens der Regierung gestiftet. Dieselbe erhielt unter Anderm die Erlaubniß zur Wahl eines eigenen Gouverneurs nebst den Directoren; auch durfte sie ihre besonderen Corporationsgesetze geben. Später wurde ihr noch die Civilgerichtsbarkeit, die Militärgewalt, so wie das Recht, Münzen zu schlagen, Festungen zu bauen, Truppen auszuheben, Kriegsgerichte zu halten, mit den Ungläubigen in Indien Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Neuerlich beruht die oberste Gewalt auf dem Oberstatthalter nebst seinen vier Räthen, in England aber besteht unter dem Titel „Oberaufsichtsbehörde" ein indisches Ministerium. Im Jahre 1640 legte sie den Grund zu zwei der wichtigsten ihrer späteren Besitzungen, zu Madras und Hughly (Calcutta), und seit 1686 wurde der Sitz ihrer Behörden von Surate (am Tapti) nach Bombay verlegt. Schah Jehan († 1666) war der erste Großmogul, der die Europäer und zwar die Portugiesen bekriegte, indem er eine ihrer Hauptniederlassungen in Bengalen eroberte und die Colonisten als Gefangene nach Agra wandern ließ. Im Uebrigen aber begünstigten fast alle indischen Machthaber den europäischen Handel hauptsächlich aus Gewinnsucht, und um durch Vermittelung der Fremdlinge das beste Kriegsmaterial zu erhalten, als wodurch sie ihren Einfluß und ihr Ansehn vor Allem vermehren konnten.

Diese Grundsätze leiteten Jehan's Sohn Aurengzeb († 1707). Er schwang sich durch Schandthaten auf den Thron, indem er seinem Vater die Krone raubte und alle seine Brüder sammt deren Angehörigen tödten ließ. Nichts desto weniger erwies er sich als einen eifrigen Bekenner Mohammeds, schlief als strenger Muselmann auf Hürden, kasteiete sich durch Nachtwachen, Beten, Fasten und trachtete darnach, seine sämmtlichen Unterthanen mit Gewalt zum Islam zu bekehren. Zu dem Ende verwandelte er alle Pagoden in Moscheen, zertrümmerte die Götzen, schlachtete die heiligen Stiere und ließ die widerspenstigen Hindu's niederhauen. Nur die mächtigeren indischen Völkerschaften wagten es, sich diesen Zwangsbekehrungen zu widersetzen; sie wurden indeß besiegt. Am tapfersten kämpften gegen ihn die kriegerischen Mahratten (im mittleren Theile der Halbinsel, die Gebirge von Gwalior bis Goa bewohnend), so daß er mit ihnen einen günstigen Frieden schloß. Uebrigens hielt er mit Kraft die Ruhe aufrecht, regierte auch mit Weisheit und Gerechtigkeit. Seine jährlichen Einkünfte vermehrte er auf 224 Millionen Thaler; dabei konnte er einen fabelhaften Reichthum aufhäufen und einen nie gesehenen Aufwand machen. Dies um so mehr, als schon sein Vater in einem großen mit Goldblech gedecktem Thurme zu Agra folgende Gegenstände aufbewahrte: 40 Millionen Thaler an Edelsteinen und Perlen; 19 Mill. an gearbeitetem Golde in Form von Elephanten, Pferden und andern Thiergestalten; 11½ Mill. an goldenen Gefäßen; 5½ Mill. an kostbaren, mit Gold und Silber durchwirkten Zeugen; 5 Mill. an prächtigen Elephanten- und Pferdedecken; 6½ Mill. an Geschütz; 7½ Mill. an andern Waffen; 2½ Mill. an Pferdegeschirren; 6½ Mill. an geschriebenen Büchern (80,000 Stück); 2½ Mill. an porzellanen und andern schönen Gefäßen. Diese Schätze, unter denen sich auch noch der auf 2½ Mill. Thaler angeschlagene größte Diamant der Welt befand, vermehrte Aurengzeb besonders durch allerlei köstliche Thronsessel; dem reichsten derselben, dem Pfauenthron, legte man allein einen Werth von 75 Mill. Thaler bei. Eine Reise, welche der Großmogul im Jahre 1663 zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit nach Kaschmir unternahm, zeugt am sprechendsten von seiner Prachtliebe. Aurengzeb führte nämlich

mit sich einen Artilleriepark von 70 schweren und 60 leichten Kanonen. Ihn begleiteten 100,000 Reiter, und 150,000 Lastthiere trugen das Gepäck nebst den Vorräthen. Zwei Zeltstädte, mehr als eine deutsche Meile im Umfang haltend, wurden mitgeführt. Der Mogul selbst bewohnte drei mit allem möglichen Luxus ausgestattete Zelte; auf dem Marsche wurde er entweder in einer Prachtsänfte getragen oder er saß auf dem Rücken eines Elephanten in einem vergoldeten Thurme; bisweilen bestieg er auch eins seiner edelen Rosse. Er starb nach 48jähriger Regierung in einem Alter von 90 Jahren. In den nächsten funfzig Jahren folgten ihm unter den gräulichsten Wirren des Reiches nicht weniger als zwölf Herrscher; eine Empörung verdrängte die andere, und viele Statthalter und tributpflichtige Radscha's machten sich unabhängig, so der Nabob von Aude, die Subah's von Dekan, Guzerate und Malwa. Im Jahre 1739 fiel Nadir, Schah von Persien, in das Land ein, schlug das indische Heer von 200,000 Mann, richtete in Delhi, wo die Bewohner in ihrer Wuth mehrere Perser getödtet hatten, ein allgemeines Blutbad an, worin 120,000 Menschen umkamen, erpreßte viele Millionen von den Großen des Reiches und schleppte außer den erbeuteten Kronschätzen gegen 600 Millionen Thaler aus Indien nach Persien. Dann schloß er Frieden mit dem Großmogul, der ihm alles Land auf dem linken Ufer des Indus nebst Lahur abtreten mußte. Dazu kamen die Eroberungen der Afghanen, das Umsichgreifen der Mahratten und der Sikhs, die Kriegszüge des Schah Achmed Abdallah seit 1747 und des Herrschers von Kandahar, der 1761 Hindostan zum zweiten Male heimsuchte, ein Mahrattenheer von 200,000 Mann schlug, 200 Kanonen eroberte und 56,000 Mann nebst 500 Elephanten fortführte. Die fortwährende Zerspleißung des Mongolenreiches theilte sich auch mehr und mehr den einzelnen Gliedern mit. Das unabhängig gewordene Dekan zerfiel, indem sich das Karnatik (zwischen 8 bis 16° N. Br.) davon losriß. Nun rückten die Zwistigkeiten und Kämpfe den europäischen Niederlassungen immer näher; da diese aber selbst sich unter einander anfeindeten, namentlich die französischen und englischen, so gab es einen allgemeinen Kriegsstand. Europäische und indische Händel wurden wundersam mit

einander verflochten, indem jede Partei sich hier und dort Anhaltepunkte zu verschaffen suchte, um dem Gegner Abbruch zu thun. Die Engländer errangen unter solchen Umständen zuerst in Bengalen eine bedeutendere Stellung. Ein reicher Bengale flüchtete sich vor der Rachgier des bengalischen Radscha Dola zu den Engländern nach Calcutta. Diese Stadt wurde darauf von dem Radscha angegriffen und erobert. Da er die gehoffte Beute nicht fand, so steckte er 146 Engländer in ein Kerkerloch von eilf Fuß Breite und achtzehn Fuß Länge, dabei nur mit zwei ganz kleinen Oeffnungen versehen. Die Qualen, welche die darin eingeschlossenen Menschen ausstehen mußten, waren unsäglich, und als man nach vier und zwanzig Stunden den Kerker öffnete, hatten 123 ihren Geist aufgegeben. Gegen den Urheber einer solchen Grausamkeit erhob sich später sein eigener Verwandter Mir Jaffier. Die Engländer unterstützten ihn und vernichteten unter Lord Clive's Anführung die Macht des Nabobs von Bengalen; späterhin wurde auch der mächtige Nabob von Aude gedemüthigt, und von dem Großmogul zu Delhi, der sich den Engländern in die Arme geworfen, erhielten diese das Steuerrecht über große Länderstrecken, was ihnen alljährlich einen reinen Gewinn von 9 bis 10 Millionen Thaler einbrachte. Auf solche Weise wurde der Grundstein ihrer Macht am Ganges gelegt. Nicht so glücklich kämpften sie anfangs auf der Küste von Koromandel, wo Madras der Mittelpunkt ihrer Niederlassungen wurde. Hier trat ihnen Heider Ali, der kluge und kriegerische Sultan von Meissur, auf's kräftigste entgegen. Schon in den Jahren 1765 bis 1767 hatte er sich mit ihnen nicht ohne Glück gemessen, als sie die Mahratten und den Nizam von Heiderabad wider ihn aufgehetzt, letzteren auch selbst mit Truppen unterstützt und von demselben das Karnatik zum Lohne dafür erhalten hatten. Im Jahr 1780 kam nun durch französischen Einfluß eine mächtige Verbindung ostindischer Fürsten gegen die Engländer zu Stande. Heider Ali war die Seele derselben und schlug anfangs ein feindliches Heer. Die englische Compagnie schwebte in großer Gefahr, sie wurde indeß durch die Umsicht und Energie ihres General-Gouverneurs Warren Hastings gerettet. Er wußte die Verbündeten zu trennen, eroberte

die Hauptstadt von Guzerate, schlug die Mahratten und schloß mit ihnen einen Separatfrieden. Zuletzt besiegte er auch Heider Ali und nach dem Tode desselben (1782) zwang er seinen Sohn und Nachfolger Tippo Saib zum Frieden (1784). Dieser, eben so kriegerisch als sein Vater, aber zugleich nicht weniger wild und rachgierig, konnte seine Waffen nicht ruhen lassen. Ein von 1789 bis 1792 gegen die Engländer geführter Krieg kostete ihm die Hälfte seiner Besitzungen. In Folge der französischen Revolution wußten die Franzosen einen neuen Sturm gegen ihre Nebenbuhler in Bewegung zu setzen. Die meisten indischen Fürsten wurden aufgestachelt und ihre Truppen von zahlreichen französischen Officieren disciplinirt. Schon stand Alles schlagfertig, aber der neue englische General-Gouverneur Marquis Wellesley (Wellington, von 1798 bis 1805 in Indien) durchschaute den Plan und kam der Ausführung desselben zuvor. Durch eine feine Unterhandlung gewann er den mächtigen Nizam von Heiderabad, und als darauf Tippo Saib zu früh losbrach, kam derselbe bei der Erstürmung von Seringapatam (1799) um. Darauf begannen die langwierigen Kämpfe mit den Mahratten, welche erst 1818 endigten, und wodurch die Macht derselben gebrochen wurde. Fast sämmtliche selbstständige indische Fürsten der Halbinsel diesseits des Ganges hatten in diesem Kriege die Waffen gegen die Engländer ergriffen und mußten nun dafür außer der Abtretung großer Länderstrecken auch mit dem Verlust ihrer Unabhängigkeit büßen. So namentlich der unter dem Titel eines Großmoguls in Delhi residirende Schattenkönig; er wurde, gleich den übrigen Radscha's unter die Aufsicht eines am Hofe lebenden brittischen Bevollmächtigten (Residenten) gestellt. Nur der Radscha von Nepaul, die Maharadscha's von Lahur und des Mahratten-Staates Scindiah, so wie die Fürsten von Sind behielten den Engländern gegenüber eine Achtung gebietende Stellung. Der von 1824 bis 1826 mit den Birmanen geführte Krieg bewirkte die Abtretung von Assam. Im Jahre 1839 wurde ein Kriegszug gegen Afghanistan begonnen, und Kabul (Kabal) eingenommen, so daß sich der Sultan dieser Residenz Dost Mohammed gefangen gab; aber eine unvermuthete Schilderhebung der Afghanen im Winter 1841 hatte

den verderblichsten Rückzug der Britten zur Folge. Um diese Niederlage zu rächen wurde 1842 ein neuer Zug gegen Kabul unternommen und diese Stadt sammt anderen zerstört. Während dem erhob der Mahradscha von Scindia auf's neue das Schwert gegen die Britten, auch die Beludschen und die Fürsten von Sind standen auf. Alle diese Feinde wurden im Jahre 1843 gedemüthigt, indem man den Staat Scindia völlig unterwarf, die Beludschen bändigte, die Streitkräfte der Sind-Fürsten in der vom tapferen General Napier bei Miani gewonnenen Schlacht vernichtete und ihr Reich zur englischen Provinz machte. Ein neuer harter Kampf erwuchs den Britten aus dem Reiche der äußerst kriegerischen Sikhs, welches seit dem Anfang des Jahrhunderts unter dem eben so klugen, als tapfern Maharadscha von Lahur Rundschit Sing anfänglich aus Räuberhorden im Pendschab gebildet war; auch Kaschmir, Multan und Peschauer gehörten dazu. Das Ganze hatte einen Umfang von 8000 Q.M. mit einer Bevölkerung von 5 Millionen, und die Kriegsmacht war durch französische Generale disciplinirt, namentlich zeichnete sich die Artillerie und Reiterei aus. Rundschit Sing regierte vierzig Jahre lang (1799 bis 1839) in unangetasteter Selbstständigkeit. Nach seinem Tode entstanden Reibungen mit den Britten, und im December 1845 wurden diese unvermuthet am Sutledsch von den Sikhs angegriffen, anfangs auch zurückgetrieben, jedoch im Jahre 1846 trugen sie zwei entscheidende Siege davon, so daß die Sikhs um Frieden baten. Sie mußten das Land zwischen Beas und Sutledsch abtreten, sich auch eine Theilung ihres Staates in ein südliches und nördliches Reich unter zwei Maharadscha's gefallen lassen; durch die übrigen Bedingungen wurde die Anerkennung der brittischen Oberhoheit ausgesprochen. Im Jahre 1848 und 1849 loderte die Kriegsflamme indeß auf's neue hell empor. Die Sikhs hatten sich mit den Moslems, ihren althergebrachten Widersachern, gegen die gemeinschaftlichen Unterdrücker verschworen, und es gab wiederum mehrere heiße, doch nicht entscheidende Kämpfe, bis endlich die Britten in der blutigen Schlacht bei Gudscherat (zehn englische Meilen östlich vom Dschenab) am 21. Febr. 1849 triumphirten. Darauf wurde am 29. März 1849 das Reich der Sikhs mit den brittischen Besitzungen vereinigt. Im

Jahre 1852 gab es, aus Veranlassung von Klagen englischer Kauffahrer über erlittene Kränkungen einen neuen Kriegszug gegen das innerlich sehr zerrüttete Reich von Ava oder Birma. Der Widerstand war unbedeutend; mehrere Städte wurden schnell nacheinander eingenommen, und den Birmanen wurde die Abtretung von Pegu auferlegt. Somit ist denn gegenwärtig die Herrschaft der Britten in Indien fest begründet, und sie werden nicht eher ruhen, als bis sie die beiden Halbinseln ganz und gar von sich abhängig gemacht haben.

Vorder-Indien besteht gegenwärtig aus dem eigentlichen englisch-indischen Reiche und aus den mittelbar dazu gehörigen Schutz- oder Lehnstaaten, welche die schützende Oberhoheit der ostindischen Compagnie anerkennen und demgemäß verschiedene Verpflichtungen haben, als die Entrichtung eines Tributes und die Zulassung brittischer Truppen in bestimmten Cantonnirungen. Solche Staaten sind: Nepaul, Aude, Nagpore oder Berar, Scindiah oder Gwalior, Heiderabad, Meißur, Holkar, Bopal, Bhawalpur, die Lehnsfürstenthümer der Sikhs und der Radschputen, endlich eine Menge kleinerer Fürstenthümer in Bundelkund, am Nerbudda, Dschumna ꝛc. Die unmittelbaren Besitzungen der Engländer selbst haben vier Regierungen oder Präsidentschaften, nämlich 1. Bengalen mit der Haupstadt Calcutta, 2. die hindostanischen Provinzen mit der Hauptstadt Agra, 3. Madras, 4. Bombay mit den gleichnamigen Hauptstädten. Das Pendschab und die Niederlassungen in den östlichen Gewässern, Pinang, die Provinz Wellesley, Singapur und Malakka, stehen unmittelbar unter dem Oberstatthalter. Der Flächeninhalt dieser Präsidentschaften beträgt über 31,000 Q. M. mit einer Bevölkerung von etwa 100 Millionen Seelen. Die Besitzungen in Hinter-Indien haben außerdem noch eine Bevölkerung von mehr als drittehalb Millionen. Unmittelbare Besitzung der englischen Krone ist Ceylon mit 1161 Q. M. und anderthalb Millionen Seelen. Die Bevölkerung von ganz Vorder-Indien überhaupt kann auf mindestens 152 Millionen angenommen werden. Den vorherrschenden Kern derselben bilden die Hindu's, welche namentlich die Gangesebene und die Küstenstriche, dann auch das Pendschab, Kaschmir und Ceylon bewohnen. Früh zeichnete sich dies Urvolk

aus durch Bodencultur und Gewerbsthätigkeit, besonders in feinen Webereien und Bearbeitung des Eisens, durch Erzeugnisse der Malerei und Bildhauerkunst, der Poesie und Philosophie. Die Schätze der altindischen Literatur, geschrieben in Sanskrit, als der Ursprache, setzen durch ihren Reichthum und durch den hohen Grad ihrer Ausbildung in Verwunderung. Alle Kunst und Wissenschaft aber ist eng verwachsen mit der Religion, deren Lehren in zahlreichen heiligen Büchern aufbewahrt werden, und deren mannigfaltige Culten sich auf zwei Grundformen, den Brahamismus und Buddhismus zurückführen lassen. Der Brahamismus ging nach der alten Lehre der Vedas oder heiligen Bücher aus von der Verehrung der als Gottheiten gedachten Naturkräfte, namentlich in ihren erhabensten Erscheinungen: Sonne, Mond und Indra, d. h. Sternen- und Wolkenhimmel. Daraus entwickelte sich dann weiter der Glaube an einen einzigen unendlichen allmächtigen Urheber und Beherrscher der Welt, Brahma oder Parabrahma genannt, abgebildet mit vierfachem, nach den vier Weltgegenden schauendem Antlitz und auf einem Schwane ruhend. Ihm, dessen Wesensfülle keine irdischen Begriffe erschöpfen können, sind keine Tempel geweiht. Die Menschenseele nähert sich ihm durch Tugend und Andacht; sie wandert nach dem Tode nach Maßgabe der Würdigkeit in einen anderen Körper, bis sie, völlig geläutert, in den Schooß des Urwesens zurückkehrt. Diese einfache Lehre bildete sich nachher weiter aus in der Offenbarung des Parabrahma als Dreiheit (Trimurti), nämlich als Brahma im engeren Sinne oder als besondere schaffende Naturkraft, vornehmlich sich darstellend in der Sonne und ihrem Licht, ferner als Siwa und Wischnu. Siwa oder die zerstörende, aber auch zugleich erneuernde Naturkraft, wird dargestellt unter dem Sinnbild des Feuers und des Lingam (Phallus) oder der Zeugungstheile. Die Gattin dieses Gottes wird bezeichnet als Kali, d. i. schreckliche Zerstörerin des Weltalls, als Bhavani, d. i. Natur, und mit verschiedenen anderen Namen. Wischnu, d. i. der Durchdringer, oder die Alles beseelende, erhaltende Naturkraft, sich darstellend in der Luft und im Wasser, weshalb denn die Farbe dieses Gottes bald das Dunkelblau des Aethers, bald das Grün des Meeres ist. Seine Gattin heißt

Sri, d. i. Glückseligkeit, oder Lakschmi, d. i. Schönheit. Geweiht ist ihm als Sinnbild die im Ocean schwimmende allernährende Erde, die Lotosblume oder Wasserrose, in specie die blaue und ägyptische Seerose (Nymphaea caerulea, N. Lotus), vorzugsweise aber die prächtige Nil-Lilie (Nelumbium speciosum), welche im Nil sowohl, als im Ganges wächst, und deren große Blume in mannigfaltiger Farbenherrlichkeit spielt, in Weiß, Gelb, Blau, Rosenroth; die rothblühende Art gilt für die heiligste. Die Früchte dieser Pflanze, schwarze, haselnußgroße Bohnen, werden für besonders nahrhaft gehalten. Die Verehrung des Wischnu scheint am meisten verbreitet, und man nimmt eine Menge Verkörperungen dieses Gottes behufs Ueberwältigung des Bösen an. So erschien er als Fisch bei der Sündfluth, als Schildkröte zur Auffindung des Unsterblichkeitstrankes, als Rama, um den Tyrannen Ravana auf Ceylon zu tödten, als Gott Kirschna, um den schlimmen Drachen Kalija zu tödten, als Buddha, um den Buddhismus zu stiften; noch zukünftig bleibt die Verkörperung Kalki, wo er auf einem weißen Rosse erscheinen wird, um die Welt zu zerstören und alle Seelen von der Sünde zu läutern. Außer der Dreiheit dieser Hauptgottheiten verehrt man eine Menge anderer Naturkräfte, z. B. die Erde, den Mond, den Wind, den Gott der Klugheit, der Liebe ꝛc. Darnach folgt die Reihe der Halbgötter und Dämonen, der Heiligen und Helden, so wie die himmlischen Sänger und Nymphen, die Kobolde und die Waldmenschen. Der Cultus selbst besteht in Opfern, Gebeten, Waschungen, Wallfahrten, Büßungen. Die Eintheilung des Volkes in die Hauptkasten der Priester, Krieger, Gewerbleute und Diener sammt den zahlreichen Unterabtheilungen hängt mit den religiösen Ueberlieferungen aufs innigste zusammen. — Der Buddhismus ist die Religion des Buddha, d. i. der Weise. Diesen Ehrentitel legte man dem Einsiedler Gautama oder Sakjamuni bei, welcher im nördlichen Hindostan lebte, und wahrscheinlich um 543 v. Chr. starb. Seine Hauptlehren sind folgende. Schöpfer und Regierer der Welt ist ein höchstes, unsichtbares, rein geistiges, und daher durch kein Bild darzustellendes Wesen, allmächtig, weise, gerecht, gütig und barmherzig. Der Mensch erkennt und verehrt am besten die Gottheit durch schweigende

Betrachtung. Durch Züchtigkeit, Mäßigkeit und Tugendübung gelangt er zur Seligkeit. Die vollkommene Erfüllung aller seiner Pflichten giebt ihm schon auf Erden die Würde eines Buddha oder eines Weisen, nach dem Tode aber das selige Ruhen in Gott. Verderbte Menschenseelen werden in Thierleibern wiedergeboren. Die Buddhisten haben den Glauben an die Verkörperungen des Wischnu und an die vielen indischen Untergötter nebst vielen Gebräuchen der Brahmanen beibehalten, auch essen sie kein Fleisch. Sie beten zu ihren Heiligen, und opfern ihnen sowohl, als ihren Untergöttern Blumen und Früchte. Die Kasten verwerfen sie. Ihre Priester scheeren das Haupt, wohnen häufig in Klöstern beisammen und leben im Gegensatz zu den Brahmanen ehelos. Sie sind besonders in Ceylon, Siam, Birma, Tongking, Japan, China und der Mongolei und Tübet verbreitet. Tübet wurde der Sitz ihres Religionshauptes, statt Gautama, Dalai-Lama, d. i. Meer-Priester genannt. Eine Abzweigung des Buddhismus scheint die im 5. Jahrhundert n. Chr. entstandene Religion der Dschainas, oder der Anhänger des Dschina zu sein, welche sich besonders im südlichen Indien finden, wo der Sitz ihres Oberpriesters jetzt zu Balligota, unweit Seringapatam, ist. Außer indischen Göttern verehren sie hauptsächlich ihre 24 ältesten Lehrer, führen ein sehr streng ascetisches Leben, tödten auch nicht das geringste lebende Wesen, und halten Hospitäler für Thiere aller Art. Viel Eigenthümliches hat auch die religiöse Sekte der kriegerischen Sikhs, welche allen Kastenunterschied verbannen und außer dem einfachen Gebet zu einem höchsten Wesen, allein ihr heiliges Buch, den Granth, verehren. Dasselbe enthält ihre Gebote und befindet sich beinah in jedem Dorf auf dem Tische eines geräumigen Gemachs, wo Jedermann darin lesen darf. Das in den Gebirgen und Hochebenen des nördlichen Mahrattenlandes hausende Alpenvolk der Chonds oder Gonds, von negerartiger Bildung und mit patriarchalischer Verfassung, huldigt, gleich andern indischen Bergbewohnern, einer grobsinnlichen Naturreligion. Sie beten Sonne und Mond an, verehren die Geister ihrer Verstorbenen und bringen den von ihnen gefürchteten bösen Dämonen Menschenopfer, deren Abschaffung sie neuerlich den Engländern geloben mußten; damit hängt

zusammen die Ermordung ihrer weiblichen Kinder, sofern sie das Weib als Urheberin alles Unheils betrachten. Andere, an Rohheit ihnen ähnliche Völkerschaften, sind die ganz negerartigen Julindas an den Quellen des Nerbudda, die Puharris in den Wildnissen des nördlichen Dekan an der Grenze von Bengalen, als Jäger und Ackerbauer lebend, die räuberischen Bhils und Pindaries, in den Gebirgen von Malwa und des Vindhya, welche letztere den Islam angenommen haben; auf der tiefsten Stufe der Menschheit stehen die Weddas in den Urwäldern von Ceylon. — Außer den durch Eroberung eingedrungenen Bekennern des Islam, den Mongolen, Arabern und Afghanen, im Osten, Rohillas genannt, sind Parzen und Juden eingewandert; letztere, besonders auf der Küste Malabar lebend, wollen aus der Zeit des babylonischen Exils herstammen und führen den Namen der weißen Juden, zur Unterscheidung von den zu ihnen bekehrten Eingeborenen, welche schwarze Juden heißen und überall hin verbreitet sind. Zu den Christen, deren Zahl nicht viel über eine Million betragen mag, gehören auch die sogenannten Thomaschristen auf Malabar, der Sage nach Jünger des nach Indien gekommenen Apostels Thomas. Sie halten sich zur syrischen Kirche und stehen unter dem nestorianischen Patriarchen von Mosul. Gleich den ältesten Christen feiern sie noch die Liebesmahle, und haben außer der Priesterweihe nur zwei Sacramente; bei der Taufe salben sie ihre Kinder mit Oel, und beim Abendmahl gebrauchen sie Brot nebst Salz und Oel. In jüngster Zeit haben besonders evangelische Glaubensboten mit regem Eifer in diesen reich gesegneten Ländern das Kreuz gepredigt und viele kleine Gemeinden begründet: Senfkörnlein auf einem unermeßlichen Arbeitsfelde. Aber die wachsende Macht der Britten und die der Ausbreitung des Evangeliums so günstigen Bewegungen in China können unter der Leitung des Allmächtigen nicht ohne Rückwirkung auf Indien bleiben, so daß christlicher Geist und Gesittung immer mehr zum siegreichen Durchbruch kommt. Damit eröffnet sich uns eine erfreuliche, wenn gleich dermalen noch im Nebel zukünftiger Jahrhunderte verschwimmende Fernsicht auf eine heilsame Umwandlung aller orientalischen Verhältnisse.

Schließlich führen wir die hauptsächlich von uns im Folgenden benutzten Reisewerke an. Diese sind:

1) Briefe aus Indien, von Dr. W. Hoffmeister, Arzt im Gefolge Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Waldemar von Preußen. Braunschweig, bei George Westermann. 1847. 2) Reise im Innern der Insel Ceylon. Nach dem Englischen des Dr. John Davy. Im funfzehnten Bande des ethnographischen Archivs von Dr. Bran. Jena, Bran'sche Buchhandlung 1821. 3) Das englische Indien im Jahr 1843. Von Ed. von Warren, ehemaligem Officier in englischen Diensten. Aus dem Englischen von E. A. Schmitt. Stuttgart, Frankh'sche Buchhandlung 1851. 4) Reise durch die oberen (nördlichen) Provinzen von Vorder-Indien in den Jahren 1824 und 1825. Von Dr. Reginald Heber. 1. Band. Im achtundfundfzigsten Bande der neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen von Bertuch. Weimar. Industrie-Comptoir 1831. 5) Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich. 2 Bde. Leipzig, Gustav Mayer. 1844. 6) Des Hauptmanns Samuel Turner (ältere) Reise in Butan und Tübet. Bei Harnisch, Reisen Bd. VI. 7) Kaschmir und das Reich der Siek. Von Carl Freiherrn von Hügel. 4 Bde. Stuttgart, Hallbergersche Verlagshandlung 1840 bis 1848. 8) Des brittischen Gesandten Michael Symes (ältere) Reise ins Reich Burmhan (Birma). Bei Harnisch, Reisen Bd. VI. 9) Die Gesandtschaftsreise nach Siam und Fué, der Hauptstadt von Cochinchina, in den Jahren 1821 bis 1822. Aus dem Tagebuche des George Finlayson, Wundarzt und Naturforscher der Gesandtschaft; herausgegeben von Thomas Stamford Raffles. Aus dem Englischen. Weimar, Industrie-Comptoir 1827.

Kloster Neuendorf, im Herbst 1854.

Der Herausgeber.

Erstes Kapitel.

Nachdem wir uns am 26. October in Suez eingeschifft hatten, und bereits am 1. November aus dem rothen Meere in den indischen Ocean eingelaufen waren, erblickten wir am 13. November vom Bord des großen Dampfschiffes Hindostan aus die Küsten von Ceylon. Je mehr wir uns näherten, um so deutlicher sonderte sich das dichte Grün der Kokoswälder am Ufer von dem dunklen Blau der Bergwälder des Inneren ab. Die Sonne schien glühend, und schon weit in die See hinaus konnten wir die von der Gewürzinsel herwehenden Blumendüfte verspüren, wenn es auch nicht grade Zimmetgerüche sind, von denen so viele Reisende fabeln, indem sie sich durch die Schiffschirurgen täuschen ließen, die beim Vorübersegeln vor Ceylon einige Tropfen Zimmetöl auf dem Verdeck umherzuspritzen pflegen. Bald gingen wir in dem durch schwarze Klippen eingeschlossenen Hafen von Ponte Galle an der Südspitze des Landes vor Anker. Wir sahen uns hier von zahlreichen zusammengebundenen Booten aus Baumstämmen umkreis't. Die größeren Fahrzeuge, auch nur aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamm bestehend, waren an der Seite mittelst eines Stückes Holzes von der halben Länge derselben verbunden, welches ebenfalls auf dem Wasser liegt und jedes Umwerfen verhindert. Damit wagen sich die Cinghalesen weit auf die hohe See. Magere kupferbraune Kerle mit lebhaften schwarzen Augen, fein geschnit-

tenem Gesicht und rabenschwarzen, hinten in einen Knoten geschlungenen Haaren, saßen auf diesen gebrechlichen Kähnen, statt aller Bekleidung nur mit einem dürftigen Schurz umgürtet. Wir stiegen in das Boot des Gouverneurs ein, das, von zehn rothhosigen Ruderern beflügelt, unter abscheulichem Gesange durch die weiß aufschäumende Brandung rasch dem Ufer zuflog.

Das Ufer wimmelte von Eingeborenen in allen möglichen Trachten. Die Hauptleute trugen große Musselin-Tellerhüte, und ein breiter Goldgürtel faßte ihre weiten weißen Gewänder über dem Bauche zusammen. Die höheren Kasten zeichneten sich durch ein kurzes holländisches Jäckchen und durch ein großes, um die Beine geschlagenes ostindisches Taschentuch aus, welches fast einem Unterrock ähnelte; ein großer Schildpattkamm hielt die über dem Kopf sauber zurückgekämmten und nach Weiberart in einen Zopf geflochtenen Haare. Von den zierlich gebauten eigentlichen Cinghalesen mit zarten Gesichtszügen, großen schwarzen Augen und kaffeebrauner glänzender Hautfarbe, unterscheiden sich wesentlich die Malabaren durch eine mehr graubraune Hautfarbe, stärkeren Knochenbau, platte Nase und ihr kurzes, oft zottiges Haar, welches geschoren und nie in einen Zopf geflochten wird; auch sind sie meistens sehr häßlich. Einige Gentlemen von uralter portugiesischer und holländischer Abkunft, nahmen sich unter der bunten Menge höchst sonderbar in ihrem alterthümlichen Kostüm aus. Dies bestand nämlich aus einer barettähnlichen Kopfbedeckung, aus goldbesetzten, bis zum Ellenbogen aufgeschlagenen Jacken mit ungeheuren Knöpfen, so wie aus den erwähnten, die Beinkleider ersetzenden, ostindischen Taschentüchern; an Ohren und Fingern sah man große Ringe. Der größte Theil des Volkes, so nackt auch namentlich die nur mit einem Leibbindfaden bekleideten Jüngeren einhergingen, war mit chinesischen Sonnenschirmen von lackirtem Papier und Bambus versehen. Wir drängten uns mühsam hindurch, kamen dann durch das alte holländische moosbegrünte Thor, und diesem gegenüber in ein offenes einstöckiges, von einer luftigen Veranda umgebenes Gebäude alterthümlichen Aussehens. Es war das Regierungsgebäude, im Inneren nur mit großen gepflasterten Räumen ausgestattet. Drei derselben hatte man für uns eingerichtet. Sie

enthielten nichts, als mächtige, mit Musselinvorhängen umgebene Bettstellen von acht Fuß im Quadrat; die sowohl nach der inneren, als nach der äußeren Gallerie hingehenden Thüren vertraten zugleich die Stelle der Fenster.

Ein Blick in den Hof lockte uns bald aus unserem Quartier hinaus. Welches dichte Sammetgrün des Rasens! Welche Pracht der Rosenflitten (Hibiscus rosa sinensis)! Ihre Blumen, vielleicht die schönsten des Landes, vertreten hier die Stelle unserer Rosen, sind aber viel größer, glänzend, scharlachroth, auch gelb, weiß oder roth geschäckt, jedoch geruchlos und dauern nur einen Tag; indeß hängt der baumartige Strauch immer voll davon. Die Eingeborenen lieben diese Blume sehr, stecken sie in die Haare, verherrlichen damit ihre Gastmähler und Festlichkeiten, selbst die Begräbnisse. Man gebraucht sie auch, um die Schuhe mit einer glänzenden Schwärze zu überziehen. Dabei werden die Finger blau; man wäscht sie mit Limoniensaft, wodurch die Farbe in Roth übergeht, was aber leicht durch Wasser abgespült wird. — Riesige Bäume ragten über die Mauer des Baumgartens, einer von unzähligen Thieren belebten, etwa zwanzig Fuß tiefer liegenden Wildniß. Eine von ewig warmer Feuchtigkeit grüne Treppe führte uns hinab. Da standen Brotfruchtbäume (Artocarpus incisa) mit ihren fußbreiten, ausgezackten, glänzenden Blättern, mit ihrem weißen Stamm und den centnerschweren, grüngelben, rauhen, kugelrunden Früchten. Da wuchs der zierliche Melonenbaum (Carica Papaya) mit seiner Blätterkrone oben am Wipfel, jedes Blatt breit wie ein Sonnenschirm, und darüber an dem kohlstrunkartigen Stamm dicke Fruchttrauben. Auch fanden sich Pisangbäume oder Paradies-Feigen (Musa paradisiaca), in Indien überall Bananen genannt: fußdicke Bäume von zwanzig Fuß Höhe mit acht Fuß langen aufrecht in die Höhe gerichteten Blättern, und doch nur eine einjährige Pflanze. Die Trauben stehen an den Blattachseln, und ihre reihenweis geordneten, schön gelben und grünen Früchte, sehen zwischen dem frischen Laube äußerst reizend aus, sie haben unter weicher Haut ein sehr mildes, fast schleimig süßes Fleisch. Der Brotfruchtbaum trägt grobe harte Früchte, die unreif allenfalls von dem Volk gekocht und gegessen werden, bei völliger Reife aber eine

sehr scharfe Milch enthalten. Die Frucht des Melonenbaumes gleicht der Melone, hat auch ein ähnliches gelbes, bei voller Reife röthliches Fleisch. Es giebt zuweilen Früchte von funfzehn Pfund; die halbreifen schneidet man in Scheiben und kocht sie mit Zucker, wie bei uns die Rüben, deren Geschmack sie auch haben. — Einen süßen, fast betäubenden Wohlgeruch strömte eine Jasminsunge (Plumieria) aus: ein grobwalzig, ästiger, zwölf Fuß hoher Baum mit langen schmalen Blättern und weißen großen Oleanderblüthen; als heiliger Baum wird er im Freien mit Steinen eingefaßt. Daneben stand, nicht ganz so hoch, ein Blimbing (Averrhoa Bilimbi) mit braunen Blüthentrauben und grünen, kleinen Gurken ähnelnden, herben Früchten; man kocht damit Fische, Geflügel und anderes Fleisch, das dadurch einen angenehm säuerlichen Geschmack bekommt. — Zwischen dem hohen Grase schimmerten in Menge roth blühende Balsaminen, so wie kletternde Schmalte-Kräuter (Clitoria) mit blauen Blumen von wunderbarer Schönheit. Man kocht die letztern als Gemüse, vorzüglich um den Reis blau zu färben; denn in Indien hält man es für eine Zierde, bei Gastmählern den Reis in drei bis vier verschiedenen Farben aufzutragen. In dem Grase wimmelten langgeschwänzte, grüne Eidechsen, und die unter den dichtschattigen Blättermassen der Bäume herrschende Dampfathmosphäre muß die rechte Heimath für Skorpionen und Schlangen sein. Eine große Art Holzwespe erfüllte die heiße Luft mit brausendem Summen. Krähen, viel häßlicher schreiend als die unsrigen, saßen auf den Zweigen umher und blickten neugierig die Fremdlinge an.

Nach dem Frühstück ging's in's Freie. Unser Logis lag innerhalb der alten Citadelle. Am Thor sah ich Haufen grüner Kokosnüsse. Die weichlichen Cinghalesen lagen an der Erde und spielten mit bunten Steinen. Verkäufer von Betelblättern und Areka-Nüssen, vornehme Cinghalesen, in Palankinen getragen, Büffelheerden und Zebu-Ochsen, am Joch den aus Kokosblättern geflochtenen Korbwagen ziehend, begegneten uns. Eine Allee von gelb blühenden Eibischbäumen führte uns in die Stadt, die durch einen weiten Platz von der Citadelle getrennt wird. Sie besteht nur aus zwei langen Reihen einstöckiger Hütten. Auf einem

zwei Fuß hohen gemauerten Fundamente ruht, von zierlichen Pfeilern getragen, ein weit überhängendes Kokoslaubdach; hinter der breiten Veranda kommt man in das einzige Zimmer. An den Dächern sehen wir vielfach Korbkäfige mit sprechenden Mainavögeln und Papageien. Die Eßwaaren sind in wohlgeordneten Haufen auf frischen Bananenblättern zur Schau gestellt. Wir kauften in dem Bazar chinesische Sonnenschirme zum Schutz gegegen die sinnbetäubende Sonnengluth, die mindestens 35° R. erreicht. Unter den nackten Kindern, die uns nebst anderm blanken Volk nachlaufen, tragen viele dicke Silberringe an den Fußgelenken. Alles deutet hier auf Zufriedenheit und Wohlstand; auch denkt Keiner an strenge Arbeit, da man ohne große Mühe von Kokosnüssen und Reis das ganze Jahr hindurch leben kann. — Unmittelbar an die Bazarstadt schließt sich ein dichter Hain von Bananen, Kokos- und Areka-Palmen, der die ganze Meeresküste einfaßt, wo die Brandung an den schwarzen Felsen hoch emporspritzt. Welche Ueppigkeit der Vegetation unter diesem tiefblauen tropischen Himmel, in dieser warmen, feuchten, von Gewürz und Kokosöl geschwängerten Luft! Welche feenartige Beleuchtung, streifig, aber hell diese buschigen Kronen der zart gebogenen schlanken Palmen durchdringend! Dichtes Gebüsch von gelb, roth und blau blühenden Glockenblumen umgiebt die reinlichen, nach holländischer Art mit einer kleinen Verranda gebauten Wohnungen, welche die ganze Straße bis Colombo einfassen. Ueberall finden sich alte holländische Inschriften an halb verwitterten, bemoosten Backsteinmauern. Alles macht den Eindruck des Träumens und der Ruhe. Unter dem Gesträuch lebt und webt es von grünen Schlänglein; köstlich gezeichnete Krabben laufen über die Steine hin und verkriechen sich eilig springend unter den Ranken der rothblühenden Geißfußwinde. Die Ananas und der Pandang gedeihen hier wild auf dürren Klippen, wie es scheint, nur von der ewigen Feuchtigkeit der Luft genährt. — Nach dem zweiten Frühstück machte ich einen neuen Ausflug, wo ich einen kleinen Bach verfolgte und hier zu meiner Freude Bekanntschaft machte mit mehreren der sogenannten trojanischen Ritter. Namentlich bemerkte ich den größten und schönsten dieser Schmetterlinge, den Priamus, dessen Flugweite sieben Zoll be-

trägt und dessen Flügel in dem herrlichsten grünen Sammet schillern.

Mit reicher Beute an gefangenen Insecten, Eidechsen und Blumen kehrte ich gegen Sonnenuntergang heim. Es wetterleuchtete stark, und kaum war ich unter Obdach, so brach ein furchtbarer Platzregen mit dröhnenden Donnerschlägen und unaufhörlichen Blitzen los. Die augenblickliche Ueberschwemmung rund um das Haus machte mir den Nutzen des fünf Fuß hohen Fundamentes anschaulich. Nachdem dieser Tropenguß vorüberging und die Dunkelheit der Nacht einbrach, so entzündeten sich alle Bäume von unzähligen Leuchtkäfern, wie von Weihnachtslichtern, und das Abendconcert der Tropen begann mit verdoppeltem Eifer. Das ist ein wahrhaft mährchenhaftes Zischen und Zirpen, Quäken und Quieken, Pfeifen und Prusten, Klippern und Klappern dieser verschiedentlich musicirenden Grillen, Cicaden, Laubfrösche, molchartigen Garkonen, kleinen Eulen rc. Die Hauptrolle der Ruhestörer spielen mehrere große Cicaden; dagegen gewöhnt man sich bald an das Mühlengeklapper der Laubfrösche, welche ihren Verfolger meistens ganz keck aus einem großen Blumenkelche anquäken. Gegen die Stiche der Mücken schützen im Schlaf die großen Bettvorhänge.

Des anderen Tages lasen wir an einem ziemlich einsam zwischen Palmen gelegenen Hause die Inschrift: Comfort place. Wir traten ein. Es wurden uns sogleich frische Kokosnüsse gebracht. Man nimmt nur unreife Früchte, deren Inneres noch klares Wasser enthält. Dieser sehr erquickende kühlende Trank schmeckt ein wenig süß-säuerlich. Wird die Nuß ganz aufgeschlagen, so kann man mit einem Löffel auch noch das erste angesetzte Fleisch von der Schale herunteressen, es gleicht weichgekochtem Eiweiß und schmeckt wie süßer Gallert, erinnert jedoch etwas an Nüsse. Auch den Palmenzucker lernten wir hier kennen; er sieht braun aus wie grobe Bonbons, schmeckt sehr angenehm und wird aus dem Safte der Palmen durch Einschnitte und Einbinden der Blüthenkolben gewonnen, bevor derselbe in Gährung übergegangen ist. Erst beim Abschied erfuhren wir, daß man uns gastfreundlich bewirthet habe; selbst die Bedienung nahm nichts. — Ich machte dann noch eine botanische Excursion in

eine wenig betretene Gegend, wo ich auf Bergen und Klippen umherkletterte. Doch als Folge der ersten tropischen Sonnengluth trug ich eine heftige Gesichtsgeschwulst davon. Außerdem ward mir noch eine traurige Ueberraschung, als ich zu Hause kam und meine Garderobe ansehnlich bestohlen fand. Ein Theil der Wäsche, seidne Tücher, alle meine Messer sammt meinem Besteck waren fort. Ich machte Lärm; denn nur einer der Diener, deren immer ein halbes Dutzend mich umschwärmte und deren leises Eintreten man nie bemerkt, konnte den Diebstahl begangen haben, während sich die Thüren nicht verschließen lassen. Durch Verwendung beim ersten Hausofficier wurde wenigstens das Besteck wieder herbeigeschafft. Dergleichen böse Erfahrungen sollten wir noch genug machen.

Früh um vier Uhr reis'ten wir in einer sogenannten Diligence oder Mail coach weiter. Diese bestand eigentlich nur aus einem bretternem Kasten mit linnenem Verdeck, mit schmalen Sitzen, wo wir uns zu je Zweien sehr zusammenpressen mußten. Wir fuhren nahe an der Küste entlang. Bald wurde die Gegend hügelig. Breite freie Wege nahmen uns auf, zu beiden Seiten mit alten holländischen Gebäuden besetzt, die reizend zwischen Blumengesträuch lagen; hohe Areka- und Kokospalmen gaben fortwährend einen lieblichen Halbschatten; Fuhrwerke, gezogen von kräftigen braunen und weißen Ochsen mit langem mondförmigen Gehörn, das einfache Joch auf dem Buckel tragend, begegneten uns. Fischer zogen unter melancholischem Gesange ihre Netze, und am Ufer sahen wir mehrere Sorten Makrelen, so wie viele bunte Papageifische (Scarus) und Klippfische aufgehäuft; unter den letzteren befand sich auch der über einen Schuh lange prächtige Kaiserfisch (Heniochus imperator), hochgelb mit dunkelblauen Streifen, einer der schönsten im indischen Meere, fetter als der Lachs, und von allen hiesigen eßbaren Fischen der schmackhafteste. Gegen vier Uhr Nachmittags wurde es Zeit zum Gewitter, welches sich mit fast pünktlicher Genauigkeit in dieser Jahreszeit täglich einstellt. Richtig fielen zuerst einige schwere Tropfen, und hinterdrein kam plötzlich ein so ungeheurer Guß, daß wir wie in einem See fuhren und bald gänzlich durchnäßt waren. Erst nach einer vollen Stunde hörte das Sturzbad auf.

Alles Wasser verlief sich schnell. Wie duftig war es darauf unter den Bäumen, wie glänzten die Blätter, wie sangen die Vögel! — Nachdem wir manchen Fluß auf zierlichen Brücken oder Fähren passirt, gelangten wir an den Kalu Ganga, fast von der Breite des Rheins. Auf der uns hinüberführenden Fähre gewahrten wir mehrere Männer aus dem Volk, welche mit aussatzartigen Hautausschlägen und mit der überall häufigen Elephantiasis behaftet waren. Diese entstellt die Leute fürchterlich; zum Glück haben sie indeß gewöhnlich ein gesundes Bein, gegen welches das geschwollene wie ein Butterfaß erscheint. Jenseits des Flusses lag die Stadt Caltura. Daselbst empfing uns die Equipage des Gouverneurs von Colombo. Im Galopp ging's nun vorwärts mit alle halbe Stunde gewechselten Pferden, voran zwei hübsch gekleidete Läufer mit weißen und rothen Turbanen, die kurzen Hosen und Aermel mit rothen Bändern besetzt. Die Gegend gewann immer mehr das Ansehn eines blühenden Gartens, verschönert durch malerische Landhäuser, reizende Flüßchen, rothe Abendbeleuchtung. Eine lange Strecke fuhren wir durch die berühmtesten Zimmetgärten Ceylons; die blanken Bäume waren so ziemlich gleichmäßig 12 bis 14 Fuß hoch. — Bei Sonnenuntergang näherten wir uns der Hauptstadt Colombo. Das bunte Gedränge des Volkes gewährte ein sehr heiteres Bild. Militairische Musik und Kanonendonner begrüßte uns bei dem Einzuge in das Thor der Citadelle und eben so, als wir vor dem prächtigen Gouvernementspalast still hielten. Der Gouverneur, ein ehrwürdiges Weißhaupt, empfing uns sehr wohlwollend, und einem Jeden von uns wurde in einem vom Garten umgebenen Seitengebäude ein großes Zimmer angewiesen. Wiederum folgte allen unsern Schritten, dem Schatten gleich, ein Schwarm brauner Bedienten, großer und kleiner, nackter und bejackter.

Der nächste Morgen brachte mir viel Schmetterlinge; auch eine Menge Vögel wurden geschossen. Nachdem ich diese abgebalgt und zum Trocknen in die Sonne gelegt, trat der Sclave ein: „Master, die Krähe gekommen, gelbe Vögel geholt." Ich sehe nach; richtig, die Hälfte der Vögel ist fort. Schnell nehme ich den Rest in's Zimmer, bemerke aber nach einer halben Stunde,

daß Millionen mikroskopischer Ameisen die Häute trotz des Arseniks von den Federn rein abgenagt haben. Ein Blick in meine Insektenschachteln zeigt mir statt des ganzen Schatzes nichts, als Staub und Mulm. Ich hätte vor Aerger aus der Haut fahren mögen. Inzwischen saß die Krähe ganz ruhig, mich gleichsam verhöhnend, auf der offenen Thür; die Ameisen aber zogen in einem langen schwarzen Strich nach meinem Glase Zuckerwasser, das sie mit Leichen ausfüllten. — Während des zweiten Frühstückes kamen Arbeiter, welche vor unseren Augen den Zimmet präpariren mußten. Die jährigen Schüsse werden, sobald sie daumenstark sind, abgeschnitten und die Blätter abgeputzt. Darauf schneidet man mit einem langen krummen Messer der Länge nach einen Kerb, und lös't sehr geschickt mit der krummen Spitze die ganze Rinde vom Holze ab; diese ist weiß, wird jedoch schnell gelb und braun. Die graue Oberhaut und die grüne Bastschicht wird mit Vorsicht heruntergeschabt; die Rinde rollt sich zusammen, und der Zimmet ist fertig. Ceylon liefert jährlich wohl 40,000 Centner. Die frische Rinde brennt ungemein auf der Zunge; sehr angenehm schmecken dagegen die vielfach gekauten Blattstiele. Die Blätter haben keinen Geschmack, doch geben sie, gleich der Wurzelrinde, ein gelbliches ätherisches Oel, und man braucht sie auch zu Bädern. Die Beeren, bläulich braun, mit fettigem Fleisch und purpurrothem Kern, geben durch Kochen das sogenannte Zimmetwachs, welches zu kostbaren wohlriechenden Kerzen dient; auch gebraucht man es zu Salben. Die inwendig gelblichen Blüthen verbreiten stundenweit ihre Wohlgerüche und kommen in Conserven. Der Zimmetbaum (Laurus Cinnamonum) wird auf ganz dürren Kiesboden gepflanzt und bedarf nur viel Regen und starke Hitze, um zu gedeihen. Die Masern alter Stämme werden zu Möbeln verarbeitet, welche wie Rosenholz riechen. — In unserm Garten sahen wir Muskatbäume (Myristica moschata) voller dunkelgelber Früchte, die unreif eingemacht, vortrefflich schmecken. Es sind beerenartige Pflaumen von der Größe einer Aprikose. Zur Reife gediehen, klaffen sie auf und lassen eine schwarze, wegen ihrer Fettigkeit bald verfaulende Nuß fallen. Diese ist mit einer rothen Haut bedeckt, welche Muskatblüthe heißt. Der innere Kern oder die Muskatnuß besteht fast

ganz aus krausem Eiweiß, und man preßt daraus ein ätherisches Oel, so wie einen blutrothen, köstlichen Balsam, der nur selten nach Europa kommt; die zu versendenden Nüsse thut man in Körbchen und taucht sie ein paarmal in Kalkwasser, weil sie sonst schimmeln. Die getrocknete Muskatblüthe wird behufs der Versendung mit Seewasser besprengt und dann in Säcke mit Stroh gestampft. Aehnlich verfährt man mit der Blüthe des ebenfalls hier wachsenden Nelkenbaumes (Eugenia caryophyllata), der gewöhnlich 20 bis 30 Fuß hoch ist. Am Ende der viereckigen Zweige kommen 15 bis 20 röthlich weiße, äußerst stark riechende Blüthen an dreizinkigen Afterdolden. Diese erhalten nach vier Monaten die Gestalt der Gewürz-Nägelein. Nachdem die Blume abgefallen, nimmt man sie halbreif ab, taucht sie in siedendes Wasser und dörrt sie auf Ziegeln an einem rauchenden Feuer, wodurch sie braunroth werden. In Ostindien raucht man sie gewöhnlich mit Tabak vermischt. Man unterscheidet drei Arten: eine mit blaßrothen, eine mit blutrothen und eine mit weißen Früchten, welche viel ätherisches Oel liefern. — Von anderen Bäumen unseres Gartens erwähne ich den Betelpfefferstrauch, den Mandelbaum, den Mangobaum, Zuckerrohr und spanisches Rohr.

Abends gab es ein glänzendes Gastmahl in einem der Prachtsäle des Palastes. Bei dergleichen Gelegenheiten wird die Tafel der Vornehmen von Silberzeug erdrückt; hinter jedem Gaste steht ein Bedienter, deren noch ein Dutzend ab und zu laufen; denn derjenige, welcher den Wein einschenkt, wird nie einen Teller anrühren, der, welcher die Lichter und Kokosöl-Lampen putzt, wird nie einen Stuhl herbringen. Jedes verschiedene Geschäft erfordert seinen eigenen Ausrichter. Wegen des kleinsten Dienstes muß man oft vier oder fünf Leute vergeblich ansprechen und wird immer wieder an einen anderen gewiesen. Ueber der Tafel schwebt ein eben so langes, großes, schweres, zierlich bemaltes Brett, welches mittelst einiger durch die Wand geleiteter Schnüre von einem dazu angestellten Mann in beständiger Schwingung erhalten wird. Dies ist die Kühlung verbreitende Punkah, deren regelmäßige Bewegungen aber für die nicht daran Gewöhnten etwas höchst Einschläferndes haben. Nach der ringsum laufenden

Veranda zu stehen die fensterlosen Gemächer offen. Mit der Erleuchtung wird großer Luxus getrieben. Jedes unserer Zimmer hatte einen Kronleuter, zwei Lichter und zwei Lampen; letztere getränkt durch das hier in der heißen Temperatur flüssige Kokosöl.

Ein eben so enges, schmales Fuhrwerk, wie die Diligence von Ponte Galle, beförderte uns weiter, um Kandy, die berühmte Hauptstadt der bis zum Jahr 1815 daselbst residirenden alten Singhali-Könige, kennen zu lernen. Beim Hinausfahren durchmusterten wir die ungemein weit ausgedehnte Stadt Colombo. Sie ist meist aus Backsteinen gebaut und enthält viele hübsche einstöckige Häuschen. Auch bei einigen der seltsamen Tempel, voll von Schnörkeln, Löwen und Drachen, kamen wir vorüber. Ein großer Theil der Einwohner (gegen 40,000) sind eisengrau angelaufene Malabaren, Brahmanen und kenntlich durch das Zeichen ihrer Kaste: gelbe, weiße und rothe Leimfarbenstriche in verschiedenen Verbindungen auf der Stirn. Die Kastenunterscheidungen der Singhalesen bestehen, wie bei den Hindu's, in größerer oder geringerer Ausdehnung des Anzuges. So dürfen nicht alle Jacken tragen. Es giebt auch Ausgestoßene, die vogelfrei sind und wie Hunde behandelt werden.

Eine vortreffliche Bergstraße brachte uns aus dem wohlbevölkerten niedrigen Küstenlande in die mit schwarzem Gneuß-Gestein beginnende Bergregion. Allmählig verloren sich die frisch grünenden Reisfelder und die anmuthig beschattenden Haine der Kokospalmen, welche einen Gürtel um den südwestlichen Theil der Insel bilden. Auch die Kette der nahe aneinander grenzenden Dörfer hörte auf, und je höher wir kamen, desto einsammer wurde die Gegend. In der oberen Waldregion angelangt, blickten wir von der Höhe auf die Ebene zurück. Aus dem farbenreichen Meer der üppig prangenden Vegetation ragten hin und wieder in der Ferne große grüne Kämme hervor. An einer Stelle schoß aus dieser Kammkrone ein weiß glänzender Blüthenschaft von gewaltiger Höhe hervor. Dies war die merkwürdige S c h i r m- oder T a l i p o t-P a l m e (Corypha umbraculifera). Nachdem nämlich dieser Baum binnen 36 Jahren 60 bis 70 Fuß hoch geworden, ohne geblüht zu haben, treibt er aus der Mitte seines Gipfels einen neuen Schuß hervor, der binnen drei bis vier Monaten 30 Fuß hoch

wird, während gleichzeitig die meisten Blätter abfallen, so daß man einen riesenmäßigen leeren Mast vor sich zu sehen glaubt. Nachher entwickeln sich an dem neuen Aufsatz oder Kolben lange glatte Aeste, von denen die untersten 20 Fuß Länge haben. Aus diesen Aesten sprießen Zweige, welche mit einer Menge weißer büschelförmiger Blumen besetzt sind. Daraus kommen kleine Beeren, im Ganzen wohl an 20,000. Mit deren Reife verwelkt der Kolben und der Stamm stirbt ab. Anfangs stellt der Baum einen strauchartig an der Erde wachsenden Strunk vor, von einem Dutzend Blätter umgeben. Jedes der fächerförmigen Blätter hat einen so mächtigen Durchmesser, daß wohl zwölf Menschen darunter stehen können; man bedient sich derselben, nachdem der fast zwei Mann hohe Blattstiel abgeschnitten ist, überall im Hochlande von Ceylon als Regenschirme; auch deckt man Häuser damit. In Streifen geschnitten dienen sie als Papier, indem man darauf mit einem eisernen Griffel schreibt. Aus den Früchten werden Kugeln zu Arm- und Halsbändern gefertigt, welche polirt und gefärbt das Ansehn rother Korallen gewinnen. — In unserer Nähe sahen wir viele grüne Papageien mit großem rothen Schnabel, und eine Heerde Affen verursachte ein fern hin tönendes Geprassel. Bei der letzten Station vor Kandy zeigten sich die Felsen mit rothen und weißen Balsaminen ganz überkleidet, dazu kam die prächtige Aussicht in einen Hochwald von indischen Feigen, Sumach, Myrthen und Lorbeerbäumen. Bald ließen wir den Wald hinter uns und fuhren in eine weite Ebene hinab. Rechts und links prangten nun wieder Reisfelder im saftigsten Grün. An einander gereihete Hütten und verschiedene Palmenarten gaben die Einfassung der Wege. Diese sind gewöhnlich an den Gräben hinunter mit einer schönen Art Kassia von fünf bis sechs Fuß Höhe bewachsen, deren Blüthenschaft das brennendste Goldgelb trägt.

Bei unserer Ankunft in Kandy ertönte Musik von Pfeifen, Trommeln und rasselnden Tambourins. Bunt bejackte Leute tanzten mit den lebhaftesten Sprüngen; auch erschienen drei riesenmäßige Elephanten, um ihre schleifenden Schritte ebenfalls nach dem Takte zu bewegen. Dann begann ein Gesang, der die Ziegel von den Dächern gelockt hätte, wenn solche da gewesen

wären, und wir waren herzlich froh, als der ohrzerreißende Lärm ein Ende nahm.

Die Stadt liegt etwa 1400 Fuß über der Meeresfläche, höchst romantisch am Ausgang eines ziemlich breiten Thales und an dem Ufer eines künstlich angelegten See's*), so wie in der Umgebung von reich bewachsenen Hügeln und Bergen, deren Höhe von 200 bis 2000 Fuß wechselt. Das Gouvernementsgebäude übertrifft bei weitem noch das von Colombo. Auf einer Ebene, die mit einem grünsammetnen Teppich glattgeschorenen Grases überzogen, so wie mit Gruppen blühender Magnolien und mit Rocu- oder Orleanbäumen (deren Wuchs den Limonien ähnelt und die röthlich weißen Blüthen so groß wie eine Rose) besetzt ist, steht luftig und zierlich der marmorweiße, von Arkaden umgebene Bau. Ein großer Park voller Blumen, Schmetterlinge und Blutegel umgiebt auf einer Hügelkette das Ganze, und auf jedem Punkte bewundert man eine himmlische Gebirgslandschaft. Merkwürdiger ist jedoch der Palast der alten Kandy-Könige: ein einstöckiges, wohl mehrere hundert Schritt langes, schmales Gebäude. Die plumpe Thür des Haupteinganges, deren Stützen von Drachen getragen werden, geht durch fünf Fuß dicke Mauern in das Innere. Dies ist ein einziger langer, jetzt in verschiedene Zimmer getheilter Saal nebst mehreren Nebengemächern. Die jetzt dick überkalkten Wände lassen noch hie und da Kampfscenen mit Leoparden, auch eine große weibliche und männliche Figur, bis zu der niedrigen Decke hinaufreichend, erkennen. An der Stelle, wo einst der gleich einem Gott verehrte Kandy-König auf goldenem Throne saß, steht jetzt der Nipptisch einer englischen Dame, woran einer der kunstreichen Tischler von Ponte-Galle alle köstlichen Holzarten Ceylons verschwendet hat.**) Der Palast steht in der

---

*) Es giebt im Bezirk von Kandy viele solcher alten künstlichen Seen oder großen Teiche, deren Bassin sehr dauerhaft aus großen Quadersteinen gebaut ist. Sie werden durch Schleusen getränkt, und man trifft in ihnen oftmals Krokodile. Es ist das sogenannte indische Krokodil (Crocodilus biporcatus), gräulich grün mit dunkelbraunen Flecken. Man fing auf Ceylon ein großes Thier von 17 Fuß Länge, welches einen Mann im Wasser gepackt und getödtet hatte, was sonst nicht leicht vorkommt.

**) Dr. John Davy berichtet auch, daß der Palast sich auf der einen

Vertiefung eines kleinen Thales und wird an jedem Ende von einem alten Tempel berührt, wie denn die Singhalesen wegen der vormals so festen Verbindung zwischen Staat und Kirche einen Tempel für einen nothwendigen Anhang eines Palastes zu halten pflegten. Der Haupttempel, einst die königliche Kapelle, enthält die heiligste Reliquie der Buddhaisten, dies ist die weit berühmte Dalada, ein aus Elfenbein gefertigter angeblicher Zahn vom wahren Buddha, von dessen Besitz nach dem Volksglauben die Königsherrschaft abhing; auch erregten die Priester so lange beständige Empörungen, bis dies Heiligthum den Engländern in die Hände gefallen war. Der zweistöckige Tempel selbst ist nur klein und im Stil der sinesischen Architektur aus Holz erbaut. Zu beiden Seiten des Haupteinganges steigt man auf Treppen nach oben hinauf. Die eine Treppe führt durch vergoldete Bronzethüren in das Allerheiligste, ein Gemach von zwölf Quadratfuß ohne Fenster, wohin also nie ein Sonnenstrahl dringt. Im Innern hat Alles ein höchst prachtvolles Ansehn. Mauern und Decke sind mit Goldstoffen oder feinen indischen Shawls überkleidet, und man sieht fast nichts anderes als Gold, Juwelen und süßduftende Pulmeria-Blumen. Letztere schmücken den Boden und liegen in großer Menge geschmackvoll geordnet vor den Gegenständen der Anbetung, nämlich einigen kleinen Statuen des Buddha von Krystall oder vergoldetem Silber, so wie vor mehreren glockenförmig gestalteteten Reliquienbehältern, Karandua's genannt. Diese sind in Musselin-Ueberzüge gehüllt und sämmtlich klein, höchstens einen Fuß hoch; nur eine Karandua hat Mannshöhe und einen Umfang von fast zehn Fuß. Es ist eine auswärts vergoldete silberne Glocke und besteht eigentlich aus verschiedenen Behältern, die schachtelartig in einander stecken und von denen jeder auf's reichste mit allen möglichen Kostbarkeiten verziert ist; der letzte Behälter schließt dann das Haupttheiligthum

---

Seite in ein sechseckiges zweistöckiges Gebäude endige, Pateripua genannt, wo der König sich bei besonderen Feierlichkeiten dem Volke zeigte, am andern Ende aber befand sich der Harem, auf dessen Fronte Sonne, Mond und Sterne (Zeichen der Königswürde) in Stein gehauen waren und wo der König nebst seinen Frauen den öffentlichen Aufzügen zusah.

ein. Die Dalada selbst hat die Gestalt eines mächtigen Zahnes, dessen Elfenbein vor Alter gelblich geworden zu sein scheint. Zunächst wird diese Reliquie mit Goldplatten überdeckt in eine kleine goldene Büchse gethan, die von außen mit Diamanten, Smaragden und Rubinen besetzt ist. Sodann kommt die Büchse in eine kleine eben so mit Edelsteinen besetzte Glocke, diese wieder in eine größere, bis die vierte endlich in der großen Karandua ihren Platz findet. Dahinter stehen große goldene Tafeln mit allerlei Zeichen beschrieben. Zwei Tische, mit Gold- und Silberstickereien überladen, tragen vergoldete Lampen, in denen das wohlriechende Kokosöl brennt. Während unseres Besuchs erscholl aus einem Nebengemach eine betäubende Musik, begleitet von Trommeln und von einem halb heulenden, halb näselnden Gesange, den drei junge Kerle im Umfange einer Terz herschrieen, indem sie dabei die Köpfe unter erbärmlichen Gesichtsverzerrungen hin und her schwenkten. — Die andere erwähnte Treppe brachte uns in ein ähnliches geheimes Kabinet, wo der Buddha in Lebensgröße liegt, mit starren, weit geöffneten Augen, zarter Nase und sehr gelber Hautfarbe, die Hand unter dem Haupte, bis auf das Gesicht nebst den Händen ganz vergoldet. Eine der neben ihm befindlichen Figuren stellt seine Frau vor; die anderen, dem Brahma-Cultus entnommen, dienen mehr zur Ausschmückung als zur Verehrung. Auch hier fehlt es nicht an Goldplatten, kostbaren Fahnen und Kleinodien, unter denen besonders einige Sapphire und Rubine von seltener Größe hervorstrahlen. — In einem andern Tempel, dessen Dach von sechzehn steinernen Pfeilern getragen wird, sieht man eine kolossale Statue des Buddha von dreißig Fuß Länge in liegender Stellung und hellgelb angemalt. Noch andere Tempel bewahren dergleichen Bilder bald in stehender, bald in sitzender Stellung mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen. In der Nähe des See's bewohnen die Priester auch eine Art Kloster, wo sie ihre Zeit den strengsten Andachtsübungen und dem Studium ihrer Religionslehren widmen. Die meisten Tempel sind von Hainen der Kokospalmen und von einer einsam stehenden riesigen Palmenart, Bo-Bäume genannt, umschattet, wodurch die übrigens sehr in Verfall gerathene Stadt auf vielen Punkten ein malerisches Ansehen bekommt.

Eine Stunde von der Stadt entfernt liegt am Ufer des Mahawalli-Ganga der botanische Garten. Man findet in demselben eine Fülle der merkwürdigsten Pflanzen, der seltensten Bäume und alle möglichen Gewürzarten. Wir lernten da unter Anderm eine wunderbare Art Bananen kennen, einen Baum aus Madagaskar, der alle Blätter nur auf den zwei entgegengesetzten Seiten trägt und deshalb wie eine gepreßte Pflanze aussieht. Werden die stengelumfassenden Blattstiele angestochen, so läuft eine Menge süßen Saftes hinaus, und die Engländer nennen ihn deshalb „Wanderers Freund" (Travellers friend). Wir eilten von dort zur Besichtigung einiger großen Zuckerplantagen. Es war grade Erntezeit und Alles in voller Arbeit. Die Cultur des aus Mauritius eingeführten Zuckerrohrs (Saccharum officinarum) ist noch jung und kann noch sehr zunehmen. Das einheimische sogenannte blaue Rohr giebt nur halb so viel Zucker als das angepflanzte. — Außerdem erwähne ich noch als Naturmerkwürdigkeit eine Salpeterhöhle, welche sich einige Stunden östlich von Kandy bei dem Dorfe Memura in einem überhangenden Felsen von 300 Fuß Höhe befindet. Sie geht 200 Fuß in die Tiefe und ist an dem halbcirkelrunden Eingang 80 Fuß hoch, 100 Fuß breit; am Ende verengert sie sich nach Art eines Trichters. — Des Abends verführte mich der Anblick zahlloser Leuchtkäfer, welche über dem Rasen hin und her flogen, denselben zu betreten und einige Dutzend in ein Glas zu sammeln. Beim Essen bemerkte ich in dem hell erleuchteten Zimmer an meinen weißen Beinkleidern Blutstreifen von oben bis unten, und ich entdeckte nun an meinen Beinen mehrere Hunderte von Blutegeln, welche durch die Beinkleider eingedrungen waren. Citronensaft befreite mich von diesen ungebetenen Plagegeistern, die hier ihren Anfang nehmen und uns nachher oft noch schrecklich peinigten.

In der Morgenfrühe verließen wir die schmutzigen Gassen der Stadt und ritten auf sehr geebneten Wegen fort. Gegen Mittag entlud sich ein Gewitter, wie ich nie ein ähnliches erlebt habe. Augenblicklich waren wir bis auf die Haut durchnäßt, und so mußten wir zwei Stunden lang in dem Sturzbad aushalten. Allmählig kamen wir höher in das Gebirg hinauf; die

Kühle der Luft erinnerte uns daran; es mochte wohl 2000 Fuß über dem Meere sein. Der Regen hatte einige der fünf bis sechs Fuß langen Regenwürmer hervorgelockt. Schnell sprang ich vom Pferde, um einige davon zu erhaschen; doch gelang es nicht ohne Schwierigkeit, die kräftigen Thiere zu bändigen. Auch Tausendfüße von enormer Größe und spinnenförmige Rollasseln, so stark wie Wallnüsse, kamen zum Vorschein. Gegen Abend nahm mich eine dürftige Herberge, hier Rasthaus genannt, auf, wo wir uns nicht einmal an einem Feuer wärmen und die Kleider trocknen konnten. Höchst willkommen war uns daher die Einladung eines deutschen Pflanzers, der mit seinem Bruder bedeutende Kaffeeplantagen auf dem Boden des niedergebrannten Urwaldes cultivirt. Wir wurden unter seinem Strohdache gut bewirthet und waren sehr heiter. Weniger behagte uns die kalte nebelige Nacht, die wir, von Ratten umwimmelt, fast auf dem nackten Fußboden schlafend verbrachten.

Von da wand sich der Weg durch schattige Wälder und an der Seite hochragender Granitklippen immer höher zu der eigentlichen Hochebene des Gebirges hinauf. Hin und wieder sah man zwischen den dichten Bäumen lichte, in der trockenen Jahreszeit ausgebrannte Stellen, noch schwarz von Asche und Kohlen, wo Kaffeeplantagen angelegt werden sollten. Durch die Einschnitte der höheren Bergkuppen stürzten weiß aufschäumend mächtige Wasserfälle in die Tiefe und zuweilen hörten wir das Rauschen derselben aus der Ferne. Einen derselben passirten wir ganz nah am Sturz; die Pferde scheuten zurück und mußten mit Mühe durch die Furth geleitet werden. Das meinige riß sich los; als ich versuchte, es wieder zu fangen, schlug es aus; beide Hufen fuhren mir mitten auf die Brust; ich stürzte zu Boden und schnappte einige Minuten lang vergebens nach Athem. Indessen merkte ich, daß ich keine Rippe gebrochen hatte und konnte meinen Weg, wenn gleich nicht ohne Beschwerde, fortsetzen. Bald erreichten wir die Frühstücksstation Rambodde, in einer Höhe von 2000 Fuß und rings von prächtigen Wasserfällen umgeben, deren Ursprung sich oft in den höchsten Bergspitzen entdecken ließ. — Die Pfade wurden nun steiler, die Bäume des Waldes riesiger und erschienen fast schwarz von Laub. Als sich

darauf ein dicker Nebel herabsenkte, umschauerte uns eine unendliche Düsterheit. Mit Anbruch der Nacht erreichten wir die Höhe des Gebirgspasses. Einige schmutzige Hütten zeigten sich, vor deren Eingang unsere nackten, vor Kälte zitternden Kulies oder Träger saßen, welche unser Gepäck an Stangen auf den Schultern bis dahin fortgeschafft hatten. Es hieß, man könne ohne Fackeln und Feuerbrände nicht weiter gehen wegen der Menge wilder Elephanten, die hier zu ihrer größeren Bequemlichkeit gern auf einem gebahnten Gange einer hinter dem andern herziehen; die Straße sei schon oft so gestopft gefunden, daß die Reisenden unter Lebensgefahr hätten umkehren müssen. Nichts desto weniger wagten wir es, die gefährliche Schlucht ohne Fackeln entlang zu ziehen. Wir waren noch nicht weit vorgedrungen, als frische Dunghaufen uns gleich ausgesetzten Warnungszeichen die Nähe der gefürchteten Thiere zu verkündigen schienen. Indeß ließ sich weiter nichts blicken, und wir hatten alle Ursache, darüber herzlich froh zu sein; denn der Elephant der Wildniß nimmt es kühn mit jedem Angreifer auf. Am gefährlichsten sind die von den Heerden ausgestoßenen, einzeln lebenden Männchen, die oft ungereizt den Menschen an den Straßen auflauern und sie mit großer Bedachtsamkeit langsam todt machen. — Noch anderthalb Stunden ging's in völliger Dunkelheit fort, bis uns endlich mit seinen Lichtern die Gesundheitsstation der englischen Truppen, das 6400 Fuß über dem Meere gelegene Nowara Ellia, entgegenschimmerte. Ein freundliches, wiewohl niedriges Haus empfing uns, wo im großen Kamin des Hauptzimmers mächtige brennende Holzklötze eine behagliche Wärme verbreiteten, ein gar nicht überflüssiger Genuß; denn über Nacht reifte es draußen.

Der Ort Nowara Ellia, d. i. neues Haus, liegt mit seinen einzelnen, zwischen Gebüschen zerstreuten Gebäuden auf einer freien Ebene in einem Moorgrunde. Rund umher ragen hohe steile Kuppen, darunter der höchste Berggipfel der Insel, der Pedra tallegalla, 8400 Fuß über dem Meere. In dem ellenhohen Grase des Moorgrundes, wächst manche schöne Glockenblume und wuchert eine äußerst wohlschmeckende Art Judenkirsche. In dieser Höhe gedeihen alle möglichen europäischen Gemüse-

arten, Kohlarten und Rüben, vornehmlich aber giebt es treffliche Kartoffeln, außerdem Pfirsiche, Aepfel- und Birnbäume. Unter den wenigen Waldbäumen bemerkte ich mehrere Akazien, den Spindelbaum (Euonymus) und die brennend purpurrothe, baumartige Alpenrose (Rhododendron). Nadelholz wächst in dieser Gebirgsregion und überhaupt in ganz Ceylon. — In der benachbarten Waldung steckt es voller Elken, das ist eine Art großer graubrauner langhaariger Hirsche (Cervus Hippelaphus s. unicolor, Russahirsch). Es wurde eine Jagd auf diese Thiere veranstaltet und zu dem Ende sammelte sich vor dem Rasthause eine Meute Bluthunde nebst spürnasigen Eingeborenen, um das dichte, für gewöhnlich undurchdringliche Unterholz zu durchsuchen. Ich machte mich unterdessen auf, einige hohe Bergspitzen zu erklimmen. Leider konnte ich nicht weit kommen; denn das dornige Gebüsch verwehrt jeglichen Durchgang. Ich wandte mich daher nach dem von uns Abends vorher erstiegenen Paß. Für meine Mühe lohnte mich die wundervollste Scenerie: tiefe Abgründe, ausgefüllt mit zusammengestürzten Bäumen, unter denen Bäche ihre Gewässer hindurchdrängten, und ein lachender Blumenflor. Bald hörte ich im Dickicht unter mir das Bellen der Meute; das Krachen und Brechen der Zweige kam immer näher; ein großes Thier setzte mit einem mächtigen Sprunge aus dem Dickicht über den Weg, um auf der andern Seite augenblicklich wieder zu verschwinden. Vermuthlich war es ein Elk. Gleich darauf traf ich im Thale wieder mit den Jägern zusammen. Ihnen sowohl, als den Hunden war das Wild zu flüchtig gewesen. Erst nach dem Frühstück gelang es, einen schönen starken Elk zu erlegen.

Als wir am andern Morgen aufbrechen wollten, bedeckte Nebel die ganze Gegend so dicht, daß wir das Zertheilen desselben abwarten mußten. Dann ging's im Galopp eine gute Strecke bergunter, ein Nebenthal des Gebirges entlang und weiter auf den Rücken kahler Hügel fort, auf denen eine Menge Büffel weideten; nur die höchsten Bergrücken zeigten Waldung. Das Gestein wird hier plötzlich Kalk, Braunspath und Verwitterungsschalen des Eisensteines; der gelbe Erdboden ist von Glimmer durchmengt. — Bei der Station Wilson Bangalo, eine einzelne Hütte mit rundumlaufender Ve-

randa, gleich den übrigen Rasthäusern, fangen die Paddy= oder Reis=Felder an, terrassirt zu werden, wie im ganzen Innern von Ceylon. An einer abschüssigen Ebene theilt man nämlich wagerechte Stückchen von einem kleinen Erdwall umgeben, ab, so daß die nächste Abtheilung immer einen bis anderthalb Fuß tiefer liegt. An Wasser fehlt es bei dem unendlichen Regen nirgends. Hinter dem Rasthause sahen wir uns am Abgrund eines tiefen schroffen Flußbettes. Der Bergstrom schoß brausend in Katarakten zu unsern Füßen hin. Wir ritten ihm zur Seite bald steil, bald bequemer hinab. Auf einem nackten Fels im Wasser belustigte sich scherzend und springend eine große Rotte Affen. Bei unserm Anblick setzten sie sehr behende mittelst eines überhangenden Baumes auf das entgegenstehende Ufer über. Es war der kurzschwänzige Silen (Inuus Silenus). Des Nachmittags stiegen wir stark bergab, bis sich die Palmenregion sammt den Bananen wieder geltend machte.

Badulla, in einem reizenden offenen Thale gelegen, und von majestätischen Kokospalmen umgeben, nahm uns auf. Die einstöckigen, von Bambus erbauten, mit Kokosblättern gedeckten Häuser der kleinen niedlichen Stadt haben nur drei Wände; die vierte offen stehende Seite dient als Laden, Thür und Fenster zugleich. Da sitzen die gebräunten, beturbanten Muselmänner, die den größten Theil der Kaufleute ausmachen, und verkaufen englisches Steinsalz oder Broncesachen; neben ihnen die singhalesischen Verkäufer von Früchten und Getreide mit weißem Leibschurz, den breiten Schildpattkamm im schwarzen Haarzopf, sonst ohne alle Bekleidung. Frauen reicher Singhali, die weite dunkelrothe Toga um die Schultern geworfen und mit silbernem Gürtel befestigt, Ringe um Hände und Füße, gehen einher, indem sie einige nackte Kinder mit vielen Arm= und Beinringen nach sich schleppen; dann zeigen sich kahl geschorene Priester ernst und schweigsam, mit stolz umgeworfener brandgelber Toga. Die niedrigern Kasten dürfen nichts als den einfachen Schurz tragen, aber auch die höher stehenden begnügen sich gewöhnlich mit einem um die Hüften geschlagenen Stück Kattun, das bis zu den Füßen hinabhängt. Dadurch, so wie durch den geflochtenen Zopf und Kamm bekommen die ohnehin zarten schmäch=

tigen Gestalten einen sehr weibischen Anstrich. Aber hübsch sehen diese oliven-braunen, blanken, freundlichen Leute und vorzüglich ihre allerliebsten Kinder aus mit den schwarzen Augen; nur der so schädliche Betel entstellt sie, der ihnen die Lippen gelbroth, die Zähne braun beizt und ihren Mund beständig zum Grinsen verzerrt. Schade auch, daß die Frauen, die schon in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren verheirathet werden, so schnell verwelken. Eine zwanzigjährige Schönheit erscheint mit verschrumpfter Pergamenthaut, als ob sie schon eine sechzigjährige Großmutter wäre. — Die Stadt besteht aus zwei breiten sich durchschneidenden Straßen. Geht man eine derselben entlang, so erblickt man im Hintergrunde hohe Gebirge und gleich am Ausgang kommt der prächtigste Wald von Kokos-, Areka- und Palmyra-Palmen, unterbüscht von himmlisch duftenden, meistens weißblühenden Gewächsen, dazwischen alle Arten Orangen- und zierliche Melonenbäume (Carica Papaya) mit ihren dunkelblauen und weißen Glockenblumen, die auf allen Zweigen in die Höhe ranken.

Am Abend machten wir nach dieser Richtung hin einen Spaziergang. Tausende von Fröschen ließen ihre Stimmen in allen verschiedenen Tonarten hören. Die Palmen saßen voll Maina's: schwarze drosselartige Vögel mit hohen gelben Beinen und langen rothgelben Lappen unter den Augen. Sie verursachten sammt den Krähen ein unerträgliches Geschrei, während ein Heer von Insecten aus der Familie der Cicaden und Heuschrekken ihnen im Diskant accompagnirte. — Am Ende des Palmenhaines lag rechts ein seltsames, auf hohem Steinfundament aus feinem Holze zierlich gebautes Haus mit geschnitztem Dache, gleich einem Schweizerhäuschen. Es war eine Priesterwohnung. Ihr gegenüber befand sich der Eingang zur Dagoba oder dem buddhistischen Heiligthum. Eine Steintreppe brachte uns in das Innere einer weiten Ummauerung. Palmen beschatteten hier das wunderlichste Gebäude. Ein großes rundes glockenförmiges Mauerwerk, schlicht wie eine Lampenkuppel und 40 bis 50 Fuß hoch, erhob sich aus einer doppelten, sehr künstlich aus Backsteinen zusammengesetzten, aber zerfallenen Einfassung. Alles war vor Alter grau, wiewohl der Stucküberzug noch Spuren von

Schnörkeln und Figuren erkennen ließ. Die Spitze der Kuppel schien früher vergoldet gewesen zu sein, und die Grundlage war sehr fein ausgekehlt. Doch konnte man kein Fenster, keine Thür, noch sonst eine Oeffnung an dem räthselhaften Gebäude entdecken, welches nichts weiter enthält als eine Reliquie des Buddha, einen Zahn oder einen Knochen; dahin gelangen die Priester auf einem unterirdischen Wege. Neben diesem Koloß stand ein ganz bescheidenes Wihara oder Götzenhaus, weiß angestrichen mit umlaufender Veranda, das Dach von zierlichen Holzsäulen gestützt. Im Innern desselben hatte man vor einem abscheulichen Bilde des ruhenden Buddha einen Tisch voll duftender Blumen und Broncegeräth nebst mehreren Kokosöllampen aufgestellt, die Wände waren mit allerlei Fratzen bemalt, und in der Veranda hingen vor dem Heiligthum eine Menge kupferner Lärmtrommeln nebst Tamburins. Rund umher standen viele kleine stallähnliche Lehmhütten, über deren Nutzen wir nichts in Erfahrung bringen konnten. Das Schönste in der ganzen Umgebung des heiligen Raumes war ein uralter Bo-Baum (Ficus religiosa) mit weit ausgebreiteten Aesten und knorrigen Wurzeln. Es ist eine Art Feigenbaum mit pappelähnlichen Blättern; er wird für heilig gehalten, und im Urwalde findet man ihn von ungemeiner Stärke, oft 100 Fuß hoch.

Von Badulla aus unternahmen wir einen Streifzug in das Innere des drei Tagereisen weit entfernten Urwaldes, um daselbst Elephanten zu jagen. Uns begleitete der Richter des Ortes, ein junger Engländer, und Major Rogers, ein renommirter Elephantenjäger. Beide erschienen in groben Leinwandjacken, korbgeflochtenen Hüten und über die Knie reichenden Blutegelstrümpfen, über denen sie eine Art Alpenschuhe trugen. So geht man, um sich gegen die Landplage der Blutegel zu schützen. Der Weg zog sich in einem steilen Berge zickzackartig in die Höhe, und der Blick schweifte von oben mit Lust über die Reisfelder, Bananengärten, Palmenhaine in der Tiefe. Dann fing der Wald an. Der Weg war erst frisch hindurchgehauen; aber stellenweis hatte ihn der Sturzregen schon wieder verwischt; schon schlug die Fülle der Vegetation wieder über demselben zusammen, schon erhoben sich auf der Mitte des Weges frisch gebaute

Termitenkegel. Jetzt wurde der Wald höher, und mit Erstaunen mußten wir hören, daß all dies Unterholz, wohl 12 bis 15 Fuß hoch, das Erzeugniß von anderthalb Jahren sei, vor welcher Zeit ein großer Theil des Waldes der Cultur wegen niedergebrannt wurde. So übermächtig wirkt hier die Triebkraft der rastlos sich verjüngenden Natur. Bei uns erfordert ein erträglich grünes Gebüsch jahrelanger Pflege; hier verdrängt die überwuchernde Vegetation bisweilen die Menschen, begräbt Dörfer und Felder in dichtem Buschwerk. Dies Buschwerk, Dschungel (Jungle) genannt, wächst so dicht, so eng Stämmchen an Stämmchen, tüchtig mit Schlingpflanzen und dornigen Schmarotzern zusammengefilzt, daß der Durchgang an vielen Stellen schier unmöglich wird. Nur der Elephant, der Herr dieser Wildniß, geht mit den kolossalen Säulen seines Körpers hindurch, wie Kinder durch ein Kornfeld, und stampft den krachenden Wald zusammen.

Mitten unter gigantischen Bäumen liegt am Rande eines hellen Rieselbaches Taldenia, ein einsames Bangalo, wie man hier die zur Aufnahme von Reisenden eingerichteten Häuser nennt. Dort hatte der Koch des Majors Rogers ein köstliches Frühstück zubereitet, bestehend aus Eiern, gebratenen Hühnern und Kurrie nebst Reis. Der Kurrie ist ein Nationalessen; er fehlt bei keinem Mittagsessen oder Frühstück weder hier, noch in Indien. Jede Sorte Fleisch, Geflügel, Fische oder Krebse, Alles läßt sich in Kurrie verwandeln, mit Hülfe einer Masse von Cayenne-Pfeffer, Cardamomen, dem Saft der jungen Kokosnüsse, welcher den Haupttheil der Sauce bildet, und dem aus der Curcuma-Wurzel bereiteten Stärkemehl, wodurch die Sauce schwefelgelb gefärbt wird. Der dabei unerläßliche Reis dient dazu, die beißende Schärfe des Gerichtes etwas zu mildern.

Bald hinter Taldenia endigte der gebahnte Weg, und unsere Pferde kamen nun durch das beständige Klettern und Springen tüchtig in Schweiß. Beim Uebersetzen über drei bis vier stark angeschwollene Flüsse mit sehr steilen Ufern wurden wir bis an die Brust durchnäßt; indeß trug Sonnenschein und Bewegung dazu bei, daß Alles schnell wieder trocknete. Nachmittags zeigte sich auf einer Anhöhe frischer Elephantenmist. Sogleich machte sich die Menge der Treiber auf, um die Elephan-

tenheerde in dem Jungle aufzujagen. Ich blieb am Halteplatz, um bei irgend einem Unfall zur Hülfe bereit zu sein. Nicht lange nachher hörte ich ganz in der Ferne die krachenden Schritte eines Elephanten, und musterte prüfend die mich umgebenden Bäume, ob sie auch stark genug wären, mir im Nothfall einen Zufluchtsort zu gewähren, wenn etwa ein Elephant mir eine Visite abstatten sollte. Nach drei Stunden kehrten die meisten Herren unverrichteter Sache mit sehr zerrissenen Kleidern aus dem Dickicht zurück. Plötzlich fielen zwei Schüsse dicht hintereinander, denen ein Trompetenton, der Angstruf des Elephanten, folgte. Man hatte eins dieser gewaltigen Thiere angeschossen, aber nicht getödtet; denn dazu gehört schon viel. Die Jagdregeln sind nämlich diese. Man eilt dem Elephanten, dessen Spur die Eingeborenen unfehlbar auffinden, durch Dick und Dünn in dem oft förmlich dunkelen Jungle so lange nach, bis man ihm auf vier oder fünf Schritte nahe gekommen ist; dann feuert man in dem Momente, wo er sich anschickt, den Angreifer zu erwischen. Es giebt aber nur zwei Stellen, wo ein aus dieser Entfernung gefeuerter Schuß augenblicklich tödtet, nämlich dicht vor dem Ohr neben dem Auge, oder dicht über der Wurzel des Rüssels; alle anderen Wunden dienen nur dazu, das Thier wüthender zu machen. Daher bleibt die Elephantenjagd immer ein höchst gefährliches Vergnügen.

Nachdem wir in dem kleinen Orte Palevalla übernachtet, brachen wir mit dem Grauen des Tages auf, setzten über einen tiefen Fluß und gelangten dann in das Dorf Bobola, wo gefrühstückt wurde. Wir saßen hier unter einem Palmendach auf großen niedrigen, aber sehr breiten Bänken, auf denen man auch schläft. Sie werden aus Kokospalmblättern geflochten und haben statt des Lacks immer einen Ueberzug von Kuhdreck; auch übertüncht man so alle Bambushäuser und die geflochtenen Wände an der Außenseite. Nichts sieht häßlicher aus, aber es soll dies das einzige Mittel sein, um die so verderblichen Termiten und Holzwespen abzuhalten. — Wir betraten nun den Urwald. Das Dunkel seiner grünen Nacht erweckte Schauer. Die mächtigen Baumstämme standen dicht an einander; baumartige Schlingpflanzen wickelten oft drei oder vier der stärksten zusammen, die

zum Theil schon abgestorben oder im Absterben begriffen waren. Oft sah man blos den schenkeldicken spiralförmig gewundenen Stamm der Schlingpflanze, indem der durch dieselbe erdrückte Kern oder Baumstamm verfault und sie allein ohne Stütze übrig geblieben war. Diese riesenhaften Korkzieher setzten mich anfangs in nicht geringes Erstaunen, bis ich ihre Entstehungsart erkannte. Schäumende Waldbäche, die das Wurzelwerk vier bis fünf Fuß tief abgewaschen hatten, so wie unverwüstliche Stämme oder Blöcke gestürzter Bäume machten unseren Pferden viel zu schaffen. Zuweilen kamen wir an offene üppig begras'te Plätze, bedeckt mit Blüthen und Schmetterlingen; dann ging es wieder in eine grausige Tiefe, voll schroffer Abhänge und rauschender dunkeler Gewässer. Wir mußten uns immrr dicht hinter einander halten, um uns nicht zu verlieren, und nach sechs Stunden eines angestrengten Rittes erreichten wir die Mitte des Waldes, wo drei Hütten für uns erbaut waren. Man nennt den Platz Galbocka. Die Wände der Hütten waren von dürren Blättern und Baumzweigen, die Dächer von Palmblättern und Gras, die Dachrinnen von Baumrinde hergestellt. Vier in die Erde gerammte Pfähle mit quer darüber befestigten Stöcken bildeten die Tische. Stühle gab es nicht; dagegen hatte man Wände und Thür mit weißem Baumwollenzeug behängt. Der etwas vertiefte Fußboden füllte sich bei fortdauerndem Regen leicht mit Wasser. Das waren die Bequemlichkeiten unseres achttägigen Aufenthaltes zu Galbocka.

Alle Morgen, ehe die Nacht der Dämmerung gewichen war, brachen wir auf, um den Elephanten nachzugehen, die hier in großen Heerden anzutreffen sind, und schon vor Sonnenaufgang waren wir gewöhnlich naß bis auf die Haut. Sobald die Eingeborenen die Nähe eines Elephanten witterten, was sie durch besondere Zeichen andeuteten, wurde abgesessen, und die Jäger arbeiteten sich durch das Dickicht, indeß ich sammt den Bedienten auf dem Halteplatz blieb. Das Krachen eines fortlaufenden Elephanten hört man auf eine halbe Meile weit; eine ganze Heerde macht einen Lärm, als ob eine Lawine über einen Wald hinstürzte. Das verhängnißvolle Geschrei, einem furchtbar verstärkten Ton aus einer zersprungenen Trompete nicht ungleich,

läßt der Elephant in dem Augenblick ertönen, wo er sich wendet, um seinen Feind zu zermalmen oder selbst die tödtliche Kugel zu empfangen. Ich wußte daher auch immer in der Ferne, wenn der gefahrvolle Zeitpunkt der Entscheidung gekommen war. — Eines Tages standen wir auf einem glatten, nur wenig über dem Boden erhabenen Felsen, als es plötzlich rechts und links und hinter uns krachte. Schon wühlte vor uns der Kopf eines mächtigen Thieres durch das Gebüsch, andere folgten nach. Zum Glück befand sich Major Rogers bei uns. Er sprang wie der Blitz mitten zwischen die Elephanten, knallte dem nächsten rechts, bis auf Rüssellänge herantretend, in's Ohr, eben so schnell mit dem andern Lauf den zur Linken in die Schläfe. Beide stürzten wie umgeblasen mit dumpfem Gestöhn und durch ihren Fall ein Getöse verursachend, gleich zwei fernen Kanonenschüssen. Die Uebrigen eilten erschreckt von dannen. Am nächsten Tage tödtete Major Rogers ein Elephantenweibchen, welches im Fallen ein neben ihm herlaufendes Junges erdrückte. Unter andern wurde noch am Tage vor unserer Abreise ein großes Thier erlegt. Seine Stoßzähne waren nur ganz kurz und gerade. An seinem Rüssel und dem Maule, den einzigen antastbaren Theilen, bemerkte man die Spuren von den Klauen und Zähnen der blutdürstigen Leoparden. Obwohl dieser Elephant für einen ganz ansehnlichen gehalten wurde, so maß er doch vom Scheitel bis zur Sohle nicht mehr als acht Fuß. Ueberhaupt habe ich keinen gesehn, der über acht Fuß hoch gewesen wäre; die zahmen in Indien sollen jedoch größer werden. Was die Stoßzähne betrifft, so findet man dieselben unter hundert Elephanten nur etwa bei vier oder fünf vollkommen ausgebildet. Dies sagte mir Major Rogers, welcher 1400 Elephanten mit eigener Hand getödtet hat. Sein ganzes Haus ist voll Elfenbein, und in seinem Speisesaale sind alle Ecken mit hochaufgebauten Zahntrophäen ausgeschmückt. Schreckliche Abenteuer hat er erlebt. Einstmals hat ihn ein wüthender Elephant mit den Füßen und dem Rüssel so bearbeitet, daß nur die Tiefe des Loches, in welches derselbe ihn getragen, sein Leben rettete. Durch das Stampfen mit den Füßen, die gewöhnliche Art, wie der Elephant seinen Feind tödtet, waren ihm sämmtliche Rippen der rechten Seite und der rechte Arm

an drei Stellen zerbrochen, außerdem auch noch die Schulter ausgesetzt. Zwei seiner Jagdgefährten sah er auf ähnliche Weise jämmerlich umkommen; er selbst, eine eisenfeste Natur, wurde wieder hergestellt und hat seine Niederlage nachher fürchterlich gerächt. — Die Elephanten thun hier viel Schaden an den Pflanzungen. Trotz der häufigen Jagden sollen sie sich doch jährlich um 600 bis 800 Stück vermehren. Aus den nördlichen Gebirgen haben sie die Bevölkerung ganz verdrängt; an den da hindurch führenden Wegen sind die dicksten Bäume mit Leitern versehen, um als Zuflucht der Wanderer zu dienen. Die Art, diese Thiere zu zähmen, ist sehr einfach. Man treibt sie an den engen Theil eines Thales, fängt sie mittelst Schlingen und bindet sie an einen Baum mit Seilen so fest, daß sie sich nicht rühren können, gestattet ihnen auch nicht, sich niederzulegen. Viele sterben während dieser Gefangenschaft eines freiwilligen Hungertodes; hat man sie aber erst dahin gebracht, Speise zu sich zu nehmen, so ist das Schwerste überwunden, und man zähmt sie dann bald ohne große Mühe.

Während unseres Aufenthalts im Urwald fanden wir Gelegenheit, die halb wilden Eingeborenen dieser Gegend aus dem Stamme der Weddahs kennen zu lernen. Sie wohnen hier unter Palmenblättern in Erdlöchern, gehen, den Schurz abgerechnet, völlig nackt, und tragen Bogen nebst Wurfspießen. Die ersten dieser Kerle, die ich sah, machten auf mich einen höchst schauerlichen Eindruck. Es regnete grade sehr stark, als man ihre Ankunft meldete mit dem Erbieten, vor uns einen Tanz aufzuführen. Es erschienen sechs kleine magere dunkel-broncebraune Gestalten, das rabenschwarze Haar weit über den Rücken herabhängend; der Größte maß nicht über fünf Fuß. Ihre Augen rollten unstät, ihre Sprache war ein heiseres, sehr hochtönendes Geschrei. Alle zitterten vor Nässe und Kälte, zeigten sich aber dennoch sehr aufgeregt und ungeduldig, ihren Tanz zu beginnen. Dieser bestand in einem erst langsameren, dann immer schnelleren Hin- und Herhüpfen auf abwechselnden Füßen, wobei sie die Augen gräßlich verdrehten und den Kopf tief niedergebückt hielten. Ein alter Mann sagte ihnen einige Worte vor, die sie immer mit großer Heftigkeit beantworteten. Bald wurde das

Tempo sehr rasch; sie hüpften jetzt mit beiden Füßen zugleich auf den Hacken, bald rückwärts, bald vorwärts, und arbeiteten zugleich furchtbar mit den Händen. Plötzlich warf sich Einer der Länge nach in den von vielen Sprüngen aufgewühlten Koth und zappelte mit Händen und Füßen. Daran hatten wir zur Genüge. Geld kannten sie nicht. Dem Einen wurde also ein Taschentuch geschenkt, das er sich sogleich um die Hüften band und wie toll damit tanzte, worauf er sich ebenfalls in den Koth wälzte. Die Anderen bekamen einige Fetzen von einem zerrissenen Stück Baumwollenzeug, welche sie um den Kopf befestigten. Nun fingen sie ihren scheußlichen Zappeltanz auf's neue an. Wir ließen ihnen dann noch Branntwein geben; sie sollen nämlich einen natürlichen Abscheu davor haben. Der Alte trank zuerst davon und pries den Uebrigen das Getränk an. Dadurch aufgemuntert, versuchte es auch ein Zweiter. Er sperrte den Mund weit auf und goß sich etwa ein halbes Bierglas auf einmal in den Hals. Aber welches Entsetzen, welches Geschrei! Sich erbärmlich krümmend, deutete er auf seinen Magen und gab den andern jammernd zu verstehen, er habe Feuer im Leibe. Diese stimmten in das Geheul mit ein, sahen sich ängstlich um, und dann liefen Alle schleunigst davon. Nachher habe ich diese langhaarigen Kerle noch einmal gesehen. Sie trugen schöne Bogen von rothem Holz und schossen ganz vortrefflich damit. Ein Hut wurde in einer Entfernung von sechzig Schritt auf einen Stock gehängt, und trotz der Abenddämmerung fiel der Hut vom Pfeil durchbohrt auf den ersten Schuß.

Von Galbocka ritten wir nach Badulla zurück, wo wir unseren Pferden drei Tage Erholung von den ausgestandenen Strapazen gönnten. Unser gänzlich verstocktes Gepäck wurde hier revidirt und in der Sonne getrocknet. Es war kein Stiefel heil, kein Kleidungsstück ganz geblieben; die Linnenwäsche war nicht wieder weiß zu waschen, und die Koffer waren ganz aufgelös't, so daß sie mit Stricken zusammengebunden werden mußten. Von Badulla aus erreichten wir nach einem dreitägigen Ritt durch das Gebirge die Stadt Ratnapura. Diese liegt sehr anmuthig auf einer Hügelreihe am Ufer des schönen Kalu-Ganga. Einen Hauptzweig des Handels bilden hier die berühm-

ten ceylonischen Edelsteine. Man fischt dieselben wie Perlen. Wir besuchten eine solche Fischerei. Ein kleiner Nebenarm des Flusses war die Fundgrube. Dort arbeiteten sechs braunrothe Kerle mit langen Karsten im Wasser. Sie standen sämmtlich in einer Linie quer durch den ihnen bis an die Brust reichenden Fluß und schaufelten den edelsteinhaltigen Schlamm vom Grunde auf, dem Laufe des Flusses entgegengewandt. Die Tiefe des in dem Flußbett aufgewühlten Loches mochte 12 bis 14 Fuß betragen. Allen Schlamm häuften sie vor ihren Füßen auf; die Strömung spielte die feinen Schlammtheile fort, und nur der grobe Grand nebst Thon blieb zurück. Jede halbe Stunde ergriffen sie flache Körbe, tauchten damit unter und brachten sie gefüllt herauf, schaukelten sie im Wasser geschickt hin und her, so daß alle leichteren Theile entfernt wurden, und trugen dann die Körbe zur Besichtigung an's Ufer. Außer körnigem Kalk und Stücken blauen Thons und Glimmer war darin ein feiner bunter Sand aus Quarz-, Feldspath-, Rubin- und Topasstückchen enthalten. Höchst selten finden sich größere Rubine, am seltensten gute Sapphire; Topase dagegen und fälschlich sogenannte gelbe und gelbgrüne Sapphire kommen häufig vor.

Kavalleriepferde sollten uns von Ratnapura bis zum Fuße des Adamspiks tragen. Der Gouverneur dieses Bezirkes begleitete uns. Das Wetter war milde und herrlich. Anfangs führte der Weg durch eine wohlbebaute stark bevölkerte Gegend. Ueberall sieht man Wohnungen zerstreut oder in Haufen beisammen. Man kann nie sagen: Hier fängt ein Dorf an, hier hört es auf. Die bebauten Felder bieten einen viel mannigfaltigeren Anblick dar, als bei uns die Abwechselung von Hafer, Weizen und Gerste. Nie sah ich ein frischeres Grün, als die weiche Sammetfarbe des jungen Reises vor der Blüthe; daneben standen schon in Aehren Felder des türkischen Weizens und die braunen Flächen der hirsenartigen Schnabelgräser (Eleusine Coracana), so wie andere Gräser, die als Getreide cultivirt werden. Ueberall fanden wir auch die bei der Ankunft des Gouverneurs oder anderer hoher Personen gebräuchlichen Ehrenpforten: einfache Bogen, von gelblichem Kokoslaube zierlich geflochten und in der Mitte mit den blauen Blüthenkolben des Bananenbaumes geschmückt.

Außerdem hatte man den Weg zu beiden Seiten mit Guirlanden von Schlingpflanzen, die den Bindfaden liefern, Kokoslaub und Bambusstöcken eingefaßt. — Bald waren wir außer dem Bereich des flachen Landes und ritten an Abhängen mit romantischen Gebirgsansichten hin. Unter den Gewächsen bemerkte ich die seltsame Kannenpflanze (Nepenthes distillatoria) mit einer Art Krug an jeder Blattspitze, und fußlange Krüge schwankten an den Zweigen. Hin und wieder überraschte uns angenehm der Anblick des Adamspiks mit seiner schlanken Kegelspitze. Indessen hatten wir bis zur Gebirgsregion noch drei tiefe Thäler und eine Menge reißender Flüsse mit steilen Flußbetten zu durchkreuzen. Der Wald fing nun an, hochstämmig zu werden. Der indische Feigen- oder Bo-Baum und zwei andere Arten Feigenbäume hatten sich mit einigen zwanzig dicken Stämmen in eine einzige Krone vereinigt, was einen höchst wunderbaren Eindruck machte. Neben dem Sandelholzbaum (Pterocarpus sandalinus), dessen blutrothes gewürzhaft riechendes Holz roth färbt und zu Räucherungen gebraucht wird, ragte der hohe Ebenholzbaum in die Lüfte empor mit fast schwarzem Laube, welches aber erst 40 Fuß hoch vom Boden an dem weißen Stamm herabhängt; weißes Holz umgiebt den schwarzen Kern. Pfefferreben und eine Fülle von Farrenkräutern bedecken die meisten Baumstämme, so daß es oft schwer hält, das eigentliche Laub zu erkennen; denn auch die Zweige ernähren in Menge geisblätterige, oft prächtig blühende Schmarotzer. In dieser Waldregion, etwa 1500 Fuß über der Meeresfläche, nahm die Steigung des Bodens bedeutend zu. Die starken Regengüsse hatten den schmalen Felspfad in ein labyrinthisches Gewirr von schlüpfrigen Wurzeln verwandelt. Wie mußten die Pferde voranführen lassen und uns zu Fuß fortarbeiten. Dies war uns besonders unlieb wegen der Blutegel, dieser schrecklichen Plage Ceylons. Ein gestriger Regen hatte die kleinen Geschöpfe zu Millionen hervorgelockt. Bald überzogen sie auch unsere Kleider, und die sorgfältigsten Vorsichtsmaßregeln, uns dagen zu schützen, erwiesen sich fruchtlos; denn da die Thierchen oft nur so dünn wie Stecknadeln sind, so schleichen sie sich auch durch die geringste Oeffnung des Zeuges hindurch oder sie kriechen bis zum Halse hinauf, wo sie noch unan-

genehmer peinigen. Unsere Pferde gingen ebenfalls mit ihren blutenden Füßen sehr geplagt einher. Weniger hatten die uns begleitenden Singhalesen trotz ihrer nackten Füße davon zu leiden, da sie die bösen Quälgeister sehr geschickt abzustreifen wissen. Zuletzt wurde der Hochwald durch eine mit undurchdringlichem Jungle-Dickicht überwachsene Fläche unterbrochen, an deren Ende Palabadulla (Palabatula) lag, der letzte Ort, auf dem Wege nach der Adamsspitze, nur aus wenigen ärmlichen Hütten bestehend und meist von kahlköpfigen Priestern mit gelber Toga bewohnt. Man trifft hier immer viele Pilger jedes Alters und Geschlechtes, die entweder von dem heiligen Berge zurückkehren oder dahin wallfahrten wollen. Eins der Häuser hatte man zu unserm Nachtquartier eingerichtet, d. h. man hatte die aus geflochtenen Matten und Kuhdünger bestehenden Wände mit roth und weißen Baumwollenzeugen behängt, hatte in den Lehmfußboden vier Stöcke mit darüber befestigten Querhölzern eingerammt, um als Tisch zu dienen, und eine niedrige breite, aus Zweigen geflochtene Bank hineingeschoben, um darauf nach Belieben zu sitzen oder zu schlafen.

In der früheſten Morgendämmerung brachen wir auf, um den 5770 Fuß hohen Adamspik zu ersteigen. Man kann dahin nur zu Fuße gelangen, und wir mußten daher unsere Pferde nebst dem Gepäck zurücklassen. Wir gingen durch dichten düsteren Wald, der uns freilich jegliche Aussicht versperrte, aber doch mit seinem schwarzgrünen Laube Schatten bei der mühevollen Arbeit des Steigens gewährte. Denn es galt jetzt, über die glatten nassen Felsen, oder die schlüpfrigen Wurzeln steil aufwärts zu klettern. Obgleich alljährlich viele tausend Pilger, Muhammedaner sowohl, als Brahmanen und Buddhaisten, diesen Weg betreten, so ist doch nur das Allernöthigste geschehen, um ihn weniger beschwerlich und halsbrecherisch zu machen. Hie und da, wo es gar zu steil hinauf geht, findet man eine aus schwachen Zweigen zusammengebundene Leiter angelehnt; auch sind bei sehr glatten Felsen einige Stufen eingehauen. Sonst zeigen fast allein die knorrigen harten Wurzeln des Eisenholz- und Lorbeerbaumes, oft Treppenstufen gleichend, daß Menschen schon seit vielen Jahrhunderten diese Pfade mit

ihren nackten Füßen berührten. Nach einem anderthalbstündigen Marsch passirten wir hinter den Ruinen eines kleinen Hauses das breite Bett des Setagongola, welcher der Vater des Kaluganga genannt werden kann. Der ganze Anblick dieser Gegend hatte einige Aehnlichkeit mit dem Bodekessel bei der Roßtrappe am Harz. Der Bergstrom stürzte sich brausend von der waldbewachsenen Höhe in einen Kanal, der von mächtigen Felsblöcken verschüttet war. Auf demselben lebte es von Pilgern in den mannigfaltigsten Situationen. Einige badeten und wuschen sich, andere hielten ein frugales Mahl von kaltem Reis, noch andere erholten sich von den ausgestandenen Strapazen, indem sie entweder der Länge nach hingestreckt lagen, oder mit gekreuzten untergeschlagenen Beinen saßen und Betel kaueten. Luft und Wasser war an dieser Stelle höchst erquicklich, und welche Fülle von Blumen! Aus den nackten Felsplatten entsprießen drei Arten der herrlichsten Balsaminen; daneben überwuchert das schwarze Gestein ein Rasen der schönsten Moose und Farrenkräuter oft mit Blattformen, wie sie die Phantasie eines Malers nicht zierlicher ausdenken könnte. Vieles erinnert an die frische Vegetation unserer Gebirgsthäler, so das Vergißmeinnicht und das Kreuzkraut, aber der Zuschnitt ist großartiger, die Farben sind kräftiger und haben auch in dieser Höhe noch etwas von ihrem tropischen Glanze behalten. Wir erquickten uns hier an köstlichen Früchten der Kokos und Orangen, die uns ein Eingeborener nachgetragen hatte. Bald nachher ging's in ein kleines Thal hinab, wo das Hinuntersteigen an den beschwerlichsten Stellen durch einige grob gearbeitete hölzerne Leitern erleichtert wurde. Allein nun starrte uns eine äußerst schroffe, ganz nackte und glatte Felswand entgegen. Es wäre schier unmöglich, da hinauf zu kommen, hätte nicht ein alter singhalesischer König vier Treppen von zusammen an drittehalb hundert Stufen in den Fels einhauen lassen. In der Mitte der Wand ist zur Linken sein Bildniß nebst seiner Namensinschrift eingemeißelt. Oben auf dem Gipfel hatten wir einen weiten Umblick. Drohende Wetterwolken verkündeten uns die Annäherung eines Gewitters. Nicht lange, so entlud sich dasselbe auch über unsern Häuptern unter furchtbaren Donnerschlägen und flammenden Blitzen, unter Sturm

und Regengüssen. Wir mußten indeß ohne Rast höher steigen, bis wir ganz erschöpft auf einer der kleinen offenen Hochebenen, 5600 Fuß über der Meeresfläche gelegen, anlangten. Inmitten derselben stand ein großes Gebäude, sehr ähnlich dem auf der Schneekoppe. Während wir nun dort untertraten, klärte sich das Wetter plötzlich auf. Der Donner verrollte dumpf in der Ferne, das schwarze Gewölk zertheilte sich, der Himmel wurde wieder blau, und in sonniger Beleuchtung erschien majestätisch vor uns der steile Pik: ein einziger Felsenkegel. Es war das erste Mal, daß wir ihn ganz sahen. Aber wie sollten wir diese in der Luft schwebende thurmartige Spitze gewinnen, ohne die Flügel eines Adlers, wie an diesem fast senkrecht abfallenden Mantel des Kegels emporklimmen, ohne die scharf eingreifenden Klauen eines Gecko oder einer Fliege!

Nachdem wir noch ein tieferes und zwei schmalere Thäler passirt, befanden wir uns erst an der eigentlichen Basis des Kegels. Der hochstämmige Laubwald, der bis dahin Alles bedeckt hatte, hört hier auf, um einem Dickicht von 15 bis 20 Fuß hohen Rhododendron-Bäumen Platz zu machen. Das niedrige Gesträuch besteht aus myrtenartigen, zum Theil herrlich duftenden Pflanzen. Von Zeit zu Zeit hatten wir schon köstliche Durchsichten auf die tiefer liegenden Berge und Gebirgsthäler, und nicht gar weit zu unseren Füßen schimmerte ganz nahe ein Streifen Meer. Etwa 600 Fuß unter der höchsten Spitze hört aller Pflanzenwuchs auf, sofern dieselbe auf dieser Seite nur aus einer einzigen Felsmasse (Gneuß mit Hornblende) ohne alle Erdbedeckung besteht. Nur Wenigen dürfte es vergönnt sein, ihre Pilgrimschaft bis oben auf diesen Thurm hinauf zu vollenden, wenn man nicht in eigenthümlicher Weise zu Hülfe gekommen wäre. Man findet nämlich zahllose Ketten von jeder Art und Gliederung an den steilsten Felswänden angeschmiedet. Sie hängen zu Dutzenden rechts und links, uralt und rostig oder von neuem Gepräge. Denn es ist ein verdienstliches Werk, dergleichen zur Verhütung von Unglücksfällen anzulegen. Nichtsdestoweniger bleibt die Sache für Solche, die zum Schwindel geneigt sind, gefährlich. So erzählte man uns von zwei Eingeborenen, welche beim unvorsichtigen Hinunterschauen vom plötzlichen Schwindel ergriffen, hinab-

gestürzt und in Stücke zerschmettert wären. Hat man sich an den Ketten einige funfzig Schritt hinaufgehaspelt, dann kommt ein Absatz, auf welchem man festen Fuß fassen kann, doch nur, um zu seinem Schrecken vor sich einen Ueberhang zu erblicken, zu dem man nur auf einem sehr luftigen Wege mit Hülfe von Drähten emporklimmen kann. Das letzte Ende erfordert noch die meiste Vorsicht. Eine eiserne Treppe schwebt hier nämlich in der Luft und ist so aus ihrer ursprünglichen Lage gewichen, daß die Stufen eine fast senkrechte Richtung angenommen. Nachdem wir auch diese Schwierigkeit glücklich überwunden, konnten wir ein freudiges: Victoria! ausrufen.

Die von einer Mauer eingefaßte oberste Fläche des Adamspiks hat nach einer vom Lieutenant Malcolm (dem ersten Europäer, der diesen Berg erstieg), angestellten Vermessung nur 74 Fuß Breite und 24 Fuß Länge. Die eigentliche Spitze ist ein ungefähr acht Fuß hoch über dem Boden aufragender Fels, auf dem der Gegenstand der Anbetung für so viele Tausende alljährlich hieher wallfahrenden Pilger zu sehen ist, nämlich der berühmte heilige Fußstapfen, wie die Buddhaisten sagen, Buddha's, wie die Brahmanen sagen, Vischnu's, wie die Christen und Muhammedaner sagen, Adam's. Unter den Mohren Ceylon's geht nämlich die Sage, daß Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese hier oben sein Schicksal beweint und so lange mit einem Fuß auf dem Fels gestanden habe (daher die Vertiefung), bis ihm Gott verziehen hätte. Die alten Singhalesen aber behaupten, daß Buddha hier zuerst ihre Insel betreten habe. Die in den Felsblock eingedrückte Fußspur ist etwas über fünf Fuß lang, drittehalb Fuß breit und ziemlich eben so tief. Ein goldener Rahmen, mit vielen Edelsteinen besetzt, von denen einige wirklich ächt sein sollen, faßt den Fußstapfen ein, dessen Zehen man ungeschickt durch Gyps ergänzt hat. Ueber demselben steht ein kleiner, mit vielem Schnitzwerk wunderlich ausgeschmückter Tempel von Eisenholz, dessen niedriges Ziegeldach auf vier Pfeilern ruht. Umher ist ein Wall aufgeworfen, den Blumen und Fahnen bedecken; auch von dem Dach wehen farbige Tücher und Wimpel. Dem Walle gegenüber prangt auf der Südseite des Piks ein scharlachroth blühender Hain des Baumrhododendrons,

und zwischen dem dichten Grase desselben wuchert ein Blumenreichthum, der seines Gleichen sucht. Dieser Hain soll von dem Schutzgott des Gebirges Samen unmittelbar nach dem Fortgang Buddha's angepflanzt sein und wird deshalb für heilig gehalten.

Wir blieben über Nacht auf der Kuppe in unserer Hütte, die aus Bambus und Palmblättern geflochten war, als einzige Bequemlichkeit drei von Stöcken verfertigte Bänke, so wie einen dergleichen Tisch enthaltend. Ein frischer Nordwest hatte bald nach unserer Ankunft den ganzen Pik in Nebel gehüllt und blies sehr empfindlich kalt durch die Wände, während wir uns, in unsere Mäntel gehüllt, zum Schlafen niedergelegt hatten. Am andern Morgen in der Frühe fand ich, daß das Thermometer bis auf 6° über den Gefrierpunkt gefallen war. Die aufgehende Sonne malte den Himmel mit Gold und Purpur, und der Anblick der uns umgebenden Scene entschädigte reichlich für alle ausgestandenen Mühseligkeiten. Auf der einen Seite blickte man unmittelbar von der steilen Felswand hinab in die schwindelnde Tiefe einer zwei bis dreitausend Fuß niedriger liegenden Ebene, und das Meer zeigte einen blinkenden Streif; auf den anderen Seiten aber ruhte das Auge mit Wohlgefallen auf dem vielfarbigen Blätterschmuck der überall aus den nächsten Gründen emporstrebenden Bäume, von denen es dann weiter hinschweifte auf den grünen Kranz der ringsum in mannigfaltiger Gestaltung auftauchenden bewaldeten Kuppen und Thäler. Die benachbarten Berge erschienen uns vermöge der reinen Atmosphäre so deutlich, daß wir die Schatten der Bäume, der hervorspringenden Felsmassen, die Bäche und die Bergströme ganz genau wie auf einer Spezialkarte unterscheiden konnten. Den Hintergrund schloß eine ätherblaue Gebirgskette.

Während wir noch in der Betrachtung des vor uns aufgerollten, mit zauberhaftem Glanz übergossenen Naturgemäldes versunken waren, langte eine neue Pilgerschaar an, welche aus eingeborenen Singhalesen beiderlei Geschlechtes bestand, alle höchst sauber in ihre Festgewänder gekleidet. Die Vorschrift für die Wallfahrer ist, in einem Zuge den Berg hinaufzuklettern, dann, nachdem sie ihre Andacht verrichtet und das Geldopfer dargebracht haben, ohne umzuschauen, gleich wieder hinabzusteigen.

Daher begannen auch die Ankömmlinge ohne Säumen ihren Gottesdienst. Ein Priester, in seinem gelben Ornat, stellte sich an den Rand des heiligen Fußstapfens dem Kreise der Pilger gegenüber, die theils auf den Knien lagen, theils mit gefalteten Händen oder vorwärts gebeugtem Kopfe in demuthsvoller Haltung dastanden. Der Priester sagte dann mit vernehmlicher Stimme die einzelnen Glaubensartikel der buddhaistischen Religion und deren Pflichten her, welche die Pilger Spruch für Spruch nachsprachen. Als er geendigt hatte, erhoben sie ein lautes Geschrei, und nachdem er fortgegangen, wiederholten sie unter sich nochmals die Ceremonie, indem Einer aus ihrer Mitte den Vorsprecher machte. Nun folgte eine eigenthümliche Scene. Die Frauen begrüßten voll Zärtlichkeit und Achtung ihre Männer, Kinder ihre Eltern, Freunde sich unter einander. Ein alte Frau mit eisgrauem Haar wandte sich zuerst glückwünschend an einen ehrwürdigen Greis; sie war bis zu Thränen gerührt und warf sich vor ihm nieder, worauf er sie segnend aufhob. Dieselben Ehrfurchtsbezeugungen wiederholten einige Männer von mittlerem Alter in Bezug auf das patriarchalische Paar und sofort alle Uebrigen, indem immer die Jüngern vor den Bejahrtern sich demüthigten; die Gleichalterigen begrüßten sich ebenfalls und vertauschten gegen einander Betelblätter. Diese Sitte ist darauf berechnet, alle Gefühle der Zwietracht zu verbannen und die feierliche Stimmung der Anwesenden zur innigeren Verknüpfung der Familien- und Freundschaftsbande zu benutzen. Außerdem brachte jeder Pilger ein Weihgeschenk dar, der Eine ein paar Kupfermünzen, der Andere ein Stück Zeug, ein Dritter Betelblätter, ein Vierter etwas Reis oder einige Areka-Nüsse. Vor dem Heimgehen wurden Alle von dem Priester eingesegnet und ermahnt, fortan ein frommes und tugendhaftes Leben zu führen.

Das Hinabsteigen vom Pik kam uns fast noch bedenklicher vor, als am Tage zuvor das Hinaufklettern. Man konnte auf den steilen Abfällen des Berges fast nur springend oder stürzend die tieferen Absätze gewinnen, wodurch sowohl das Knochensystem, als auch das System der Stiefel und Schuhe bedeutend angegriffen wurde, so daß der Eine alsbald den Verlust seiner Sohle beklagte, ein Anderer fast ganz barfuß einherlief; ein von der

ungewohnten Anstrengung ganz erschöpfter, älterer Mann mußte sich von zwei Eingeborenen unterstützen lassen. Nachdem wir uns wieder zu Roß gesetzt, ging's rasch wieder nach Ratnapura zu, wo wir unseren zerschlagenen Gliedern einige Ruhe gönnten. Dann fuhren wir auf einer mit Blumen und Fruchtguirlanden äußerst zierlich ausgeschmückten großen Barke den schönen Kalu-Ganga bis Caltura hinab. Von da kehrten wir auf einem Wagen des Gouverneurs nach Colombo zurück. Dann segelten wir um die Südspitze der Insel und landeten nach zwei Tagen an der Nordostküste in dem schönsten Hafen der Welt zu Trinkomali. Der Admiral daselbst bewirthete uns in seinem Feenpalais am Ufer. In den herrlichen Wäldern der den Hafen einfassenden kleinen Inseln wurden Jagden veranstaltet, und längs dem Rande der spiegelblanken See Spazierritte bei ewig lächelndem Himmel gemacht. So schwand die Zeit wie ein Mährchen aus tausend und einer Nacht im Umsehen dahin.

Die Hauptmasse von Ceylon ist Urgebirge, vornehmlich Granit und Gneuß; im Norden steht vorzugsweise Kalk, Sandstein überall an den Küsten zu Tage. Der Reichthum an Edelsteinen und der Mangel an nützlichen Metallen, von denen sich nur Eisen- nebst Braunstein findet, entspricht ganz dem orientalischen Charakter: mehr auf Glanz und Schimmer, als auf wirklichen Nutzen gerichtet. Mit der gebirgigen Beschaffenheit des Innern hängt die Menge der Gewässer zusammen. Hie und da giebt es auch warme Quellen, deren sich die Eingeborenen bedienen, um darin ihr Gemüse und Fleisch zu kochen. Vulkanische Erscheinungen sind nicht bemerkt worden. Da die Insel in der heißen Zone liegt, so kennt man weder den Winter, noch den Wechsel der Jahreszeiten. Der ewig dort herrschende Sommer theilt sich nur in trockene und nasse Witterung. Die Monsune wehen hier, wie in Indien, mit größter Regelmäßigkeit vom Ende des März bis Ende des Oktober aus Südwest, in der übrigen Zeit aus Nordost. Davon hängen die periodischen Regen ab. So strömen dieselben im Norden beim Beginn

der Nordost-Monsune beinah zwei Monate lang fort; in den übrigen zehn Monaten aber ist der Himmel fast beständig heiter. Eines glücklicheren Wechsels erfreut sich dagegen die Westküste, wo nicht leicht ein Monat ohne Regengüsse vergeht; daher der frische und liebliche Anblick der dortigen Vegetation. Von dem pünktlichen Eintreffen der Güsse haben wir schon berichtet; doch pflegt der folgende immer eine halbe oder eine ganze Stunde später oder früher anzufangen, als der des vorhergehenden Tages, und stufenweise an Heftigkeit zu oder abzunehmen. Donnerwetter kommen häufig, Orkane höchst selten vor. Im Zenith des Himmelsgewölbes beobachtet man zuweilen um Mittag bei vollkommen heiterer Luft ein Meteor, ähnlich unserem Nordlicht; auch sieht man oft an der Stelle des Sonnenunterganges die mächtigen Strahlen eines gelblichen Lichtes nach dem Zenith hin aufschießen. Das Klima ist im Ganzen gesund, namentlich gilt dies von den höheren Gebirgsgegenden und von der Südwestküste, wo meistentheils erfrischende Seewinde wehen.

Die Fauna entspricht der von Ostindien, nur daß mehrere der dortigen Säugethiere auf der Insel fehlen, als: der Königstiger, der Wolf und verschiedene Arten von Antilopen. Man hat daraus folgern wollen, daß Ceylon nie mit dem Festland zusammengehangen habe, obgleich die Beschaffenheit der für die Schifffahrt gefahrvollen Palks-Straße das Gegentheil zu beweisen scheint. Wir sehen hier davon ab und werfen einen Blick auf die Schlangen. Es ist nämlich eine gewöhnliche Meinung, daß die Insel von giftigen Schlangen wimmele, vor deren Biß man sich nicht sorgfältig genug in Acht nehmen könne. Ich habe dort jedoch zwanzig verschiedene Arten kennen gelernt, von denen sechzehn unschädlich waren. Die größte der letzteren zählte zum Geschlecht der Riesenschlangen (Python). Ich sah eine von 17 Fuß Länge, die Eingeborenen aber erzählen von solchen, die 30 Fuß Länge und die Dicke eines Mannes erreicht hatten. Ihre Farbe ist eine Mischung von Braun, der Rachen sehr weit und mit langen scharfen Zähnen besetzt. Die außerordentliche Muskelkraft dieses Ungethüms macht wohl glaublich, daß es Rothwild überwältigt und verschlingt. Unter den giftigen findet sich am häufigsten die Brillenschlange (Coluber naja). Sie wird

2 bis 4 Fuß, auch wohl 6 Fuß lang, ist grau oder bräunlich gelb mit einer röthlich braunen Brille am Halse und zeichnet sich aus durch schöne lebhafte Farben, durch ungeheure Giftzähne, vorzüglich aber durch lange Halsrippen, welche sie im Zustande der Gereiztheit vorwärts zieht, wodurch der Hals hinter dem klein scheinenden, vorwärts gerichteten Kopfe sehr breit wird und die Form eines Hutes annimmt, daher der portugiesische Name: Cobra de capello (Hutschlange). Gaukler richten sie zum Tanz ab, indem sie das Thier durch Schläge und drohende Bewegungen der Hand zuerst reizen, dann es wieder beruhigen durch Locktöne und sanftes Streicheln, bis es den Kreisbewegungen der Hand folgt. Wird das Thier böse, so vermeiden sie mit außerordentlicher Gewandtheit die Angriffe desselben und spielen mit ihm nur, wenn es wieder ruhig geworden ist, wo sie es dann über das Gesicht hinringeln lassen. Die Eingeborenen tödten diese Schlangen nie. Sie halten sie nämlich für heilig und glauben, daß sie ein höheres göttliches Wesen sei, welches eigentlich einer anderen Welt angehöre und nur zum Besuch vom Himmel auf die Erde gekommen sei. Auf der Küste von Malabar wird die Brillenschlange ebenfalls sehr hoch verehrt. Man bringt ihr dort Opfer und verziert mit ihren Bildnissen die Pagoden. Hat sie sich in ein Haus geschlichen, so bittet der Hausherr den vornehmen Gast höflichst hinauszugehen; beliebt ihr das nicht, so sucht er sie durch Milch hinauszulocken; thut auch dies keine Wirkung, so wird ein Brahmine gerufen, der ihr mit vieler Beredtsamkeit vorstellt, wie groß die Hochachtung der Malabaren gegen sie sei, und daß sie daher die Familie mit ihrer Heimsuchung verschonen möge. Nächst dieser Brillenschlange muß man sich am meisten vor einer Natter hüten, welche 4 bis 5 Fuß lang, sehr dick, oben bräunlich grau, unten hellgelb ist und bei den Eingeborenen Tic-polanga heißt. Diese Schlangen werden aber nur gefährlich, wenn man sie zum Zorn gereizt hat. Bei weitem mehr Ursache zur Furcht giebt dagegen der oben erwähnte ceylonische Blutigel, dessen Ansaugen zuweilen sehr schlimme Folgen nach sich zieht, so daß die Amputation eines Gliedes das einzige Rettungsmittel bleibt; Mancher hat selbst sein Leben darüber einbüßen müssen.

Was die Singhalesen betrifft, so haben wir die äußere Erscheinung derselben bereits gezeichnet. Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmen sich bei ihnen, eben so wie bei den Hindu's, (Ceylon ist überhaupt der Schlüssel für das Verständniß von Indien) durch die Eintheilung in Kasten. Beide Völker haben vier Hauptkasten: nämlich die Kaste des königlichen Geschlechts, die der Brahminen, die der Kaufleute, Landbauer und Hirten, endlich die Kaste der sechzig niedrigen oder gemeinen Klassen. Auf Ceylon existiren gegenwärtig nur noch die beiden letzteren Hauptkasten. Am zahlreichsten ist die Klasse der Landbauern vertreten. Diese beschränken sich jedoch keineswegs auf den Landbau, sondern sie haben sich auch den ausschließlichen und erblichen Besitz sowohl aller kirchlichen, als auch der weltlichen Aemter anzueignen gewußt. Ihre Kleidung besteht für gewöhnlich aus einem turbanartigen Kopftuch und einem langen Gewande. Bei festlichen Gelegenheiten tragen sie eine enge Jacke. Bei den dazu privilegirten Hauptleuten sind die großen Knöpfe dieses Leibröckchens oft mit Edelsteinen besetzt. Ueber das Unterkleid wickeln sie etliche Gardinenbreiten von Musselin, deren Enden sie alle vor dem Bauche unter einem breiten, prächtig gestickten Goldgürtel zusammenstopfen, so daß sie dadurch ein wunderlich dickbäuchiges Ansehn bekommen. Ihren Hals schmückt ein gekraus'tes Rad, wie sonst bei unseren Geistlichen, ihren Kopf bedeckt eine viereckige weiße barettartige, oft mit goldenen Ketten und Borden verzierte Mütze. Sie sind auch allein berechtigt, Hosen, und zwar vom feinsten Gardinenzeuge, zu tragen. Rang und Vermögen der Einzelnen werden auch durch die Menge der Anzüge bemerklich gemacht; daher erscheint ein reicher Mann oft in sechs bis acht über einander gezogenen Gewändern. — Zu der bevorzugten Kaste gehören auch die wilden Waldbewohner oder Weddah's, welche hauptsächlich an der südöstlichen Küste hausen, und bei denen sich noch nicht die geringste Spur der Gesittung entdecken läßt. Ihre ganze Kunst besteht in der Verfertigung von Bogen und Pfeilen. Sie glauben nur an das Dasein böser Geister, welche sie bei Unglücksfällen durch Opfer zu versöhnen suchen. Dagegen haben sie keine Vorstellung weder von einem einzigen höchsten wohlwollenden Wesen, noch von einem Jenseits,

wo unser eine Vergeltung harrt. Nicht einmal Namen haben sie. Auf die Frage darnach, erwiederte Einer von ihnen: „Ich heiße ein Mann. Als ich jung war, hieß ich ein junger Mann, und bin ich alt geworden, so werde ich ein alter Mann heißen.“ In Zeiten der Noth essen sie verfaultes Holz, welches mit Honig vermischt zu einer Art Kuchen gebacken wird. — Die erste Klasse der niedrigeren Kaste bilden die Fischer. Ihnen stehen gleich an Rang die zahlreichen, eigentlich keiner Kaste angehörigen Neger. Sie sind sämmtlich eingewanderte Muhammedaner und haben den ausschließlichen Betrieb des Handels an sich gerissen. Es ist ein kräftiger, gewerbthätiger Menschenschlag voll Verschmitztheit und Unternehmungsgeist, übrigens in Tracht und Sitten wenig von den Singhalesen unterschieden. Andere Klassen bilden die Bereiter des Palmenweines, die Gold- und Silberarbeiter nebst den Schreinern, Drechslern, Steinmetzen. Dann folgen die Schneider, die Töpfer, die Barbiere, die Wäscher, die Zimmetschäler, die Zucker-Bereiter, die Kalkbrenner, die Grasmäher, die Weber, die Jäger, die Bauleute nebst den Eisengießern, die Trommelschläger und Pfeifer, die Korbflechter, die Seiler und Mattenfabrikanten. Eine besondere Klasse machen auch diejenigen aus, welche bei Processionen die fratzenhaften Bilder der bösen Geister tragen müssen. Endlich giebt es noch solche, die wegen eines Verbrechens oder einer Schandthat für ehrlos erklärt und aus jeglicher Kastenverbindung ausgeschlossen wurden. Man betrachtet jeden Verkehr mit ihnen als Verunreinigung. Dasselbe gilt von den Nachkommen derjenigen, die wegen Hochverraths verurtheilt oder aus den Kasten ausgestoßen wurden, weil sie trotz des religiösen Verbotes fortfuhren Rindfleisch zu essen. Sie heißen Rhodis und leben in einem höchst elenden Zustande. Sie essen, was ihnen vorkommt, selbst gefallene Thiere, und dürfen nicht in ordentlich gebauten Häusern wohnen, sondern nur in Schobern, welche auf einer Seite ganz offen sind. Wenn sie Jemanden aus der Kaste der Landbauer sehen, so müssen sie ihn mit emporgehobenen gefalteten Händen grüßen und ihm aus dem Wege gehen. Ihre Weiber verstehen sich auf Wahrsagerei, daher werden sie weniger gemieden als die Männer und ziehen nach Art unserer Zigeunerinnen im Lande umher, um ihr trügliches Handwerk zu treiben.

Das alte Königreich Kandy, welches im Innern von Ceylon bis zum Jahre 1818 bestand, war eine unumschränkte Monarchie. Nur solche, die aus der Königskaste stammten und den Buddha anbeteten, konnten gesetzlich den Thron besteigen. Nicht leicht entfaltete ein Hof wohl mehr Pomp und Glanz, als der von Kandy. Der königliche Thron war mit Gold plattirt und kostbaren Edelsteinen geschmückt. Bei feierlichen Gelegenheiten erschienen die alten Könige in die prachtvollsten, mit Juwelen überladene Gewänder gekleidet, oder in völlig goldner Rüstung, die mit reich besetzten Rubinen, Smaragden und Diamanten funkelte. Zur Erhöhung des majestätischen Glanzes ward meistentheils die Nachtzeit gewählt, um Audienz zu geben oder Staatsangelegenheiten öffentlich zu verhandeln. Die dem Monarchen gebührenden Ehrenbezeugungen waren eher für einen Gott, als für einen Menschen geeignet. Die obersten Staatsbeamten erschienen nie vor dem König, ohne sich auf die Knie zu werfen, und sie redeten ihn gewöhnlich mit dem Titel „Dewo" (Gott) an. Die Titel, die er sich selbst in seinen Proclamationen beilegte, sind sehr charakteristisch. So beginnt ein Schenkungsbrief des letzten Königs folgendermaßen: „Der Allermächtigste, der große Beschützer der Religion, dessen Ruhm unendlich und über das ganze Weltall ausgebreitet ist, dessen unaussprechliche Erhabenheit den Glanz des Mondes, des himmlischen Stromes (der Milchstraße) und aller Sterne verdunkelt, dessen Fuß für die Nasen der übrigen Könige ein so süßer Wohlgeruch ist, als Blumen für die Bienen, unser edelster Beschützer und unser Gott befiehlt u. s. w." Die Abzeichen der Königswürde bestanden in einem weißen Staatssonnenschirm, einem aus den Haaren einer Tübet-Kuh bereiteten Wedel, einem goldenen Schwert, einer goldenen Sternkappe und goldenen Pantoffeln. Die Krönung war nicht Sitte, aber das Tragen einer Krone erlaubt, und man besaß eine sehr schöne, reich mit Edelsteinen ausgestattete goldene Krone; indeß wurde sie fast nie gebraucht, da die Könige von Kandy fürchteten, durch das Tragen derselben die Götter, deren eigentliches Attribut sie ist, zu verletzen und ihre Eifersucht rege zu machen. Die Würde des Königs wurde als die Quelle aller Macht und Ehre angesehen, er selbst ward als

alleiniger Grundeigenthümer des Bodens anerkannt, besteuerte nach Belieben das Volk, bestimmte die ihm zu leistenden Dienste und besetzte alle obrigkeitlichen Aemter. Nichts desto weniger mußte er, wenn er seinen Thron behaupten wollte, die althergebrachten Volksgebräuche achten und sich nach gewissen in Versen abgefaßten Vorschriften richten, z. B. „Liebe dein Volk, wie dich selbst. Begünstige Keinen zum Nachtheil eines Anderen. Erweise Gnade dem, der es verdient. Rede stets in mildem Ton. Sei freigebig. Sei geduldig. Höre auf guten Rath. Beachte genau die Lehren deiner Religion" ꝛc. Dergleichen Vorschriften konnten indeß nicht hindern, daß nicht auch grausame Despoten ihre Gewalt mißbrauchten.

Die Sprache der Singhalesen wurzelt, wie fast alle übrigen indischen, im Sanscrit. Sie zeichnet sich durch Reichthum und Wohllaut aus. Die Priester sind noch im Besitz einer besonderen heiligen Sprache. Die Kunst des Lesens und Schreibens ist allgemein verbreitet. Die Schreibmaterialien bestehen in einem scharf gespitzten Eisenstift und einer aus Lampenschwärze nebst einer Gummiauflösung fabricirten Tinte. Damit schreibt man auf Baumblätter, namentlich bedient man sich dazu des ungeheuer großen Blattes der Talipot-Palme, welches oft dreißig Fuß im Umfang hält. Man trocknet dasselbe, reibt ihm Oel ein und schneidet es in lange Streifen. An den beiden äußern Rändern wird jedes Blatt zum Behuf des Zusammenheftens mittelst einer Schnur durchbohrt; statt des Einbandes dienen zwei, meistens zierlich bemalte Brettchen. Zuweilen, aber sehr selten, besteht ein Buch auch aus dünnen Kupferplatten. — Was die Künste betrifft, so haben die Singhalesen viel Talent zur Poesie und ihre Verse sind eben so blumenreich, als dunkel. Alle ihre Gedichte declamiren oder singen sie. Eine Art Handpauke dient zur Begleitung des Gesanges. Bei feierlichen Prozessionen gebraucht man verschiedene sehr geräuschvoll in's Ohr fallende Instrumente, die unseren Trommeln und Pfeifen gleichen. Ihren Malereien fehlt die Perspective, so wie die gehörige Vertheilung von Licht und Schatten; sie suchen vielmehr durch recht grelle glänzende Farben Effect zu machen. Bei der häufig hier angewandten Firniß-Malerei kommt ihnen ein sehr trefflicher,

äußerst dauerhafter Firniß zu statten, der stets unversehrt den ursprünglichen Glanz seiner Farben behält. Zu einem bei weitem höheren Grade der Vollkommenheit ist die Bildhauerkunst gediehn. Der gewöhnlichste Gegenstand ist der Buddha, von welchem man Büsten und Statuen aller Art in jedem Tempel sieht. Die kolossalen von 20 bis 30 Fuß Höhe sind von Stein; andere in Lebensgröße sind meistens aus Thon, Marmor oder Holz geformt, sehr viele ganz kleine aber aus edlen Metallen. Die Künstler dürfen dabei den Buddha nur im Priestergewand als stehend, sitzend oder liegend darstellen. Sie bemalen alle ihre Statuen und geben ihnen auch eine Pupille im Auge, wodurch der Eindruck des Lebendigen sehr gewinnt. In dem Moment, wo das Auge seine Vollendung bekommt, wird aus dem todten Stoff ein göttliches Wesen, das der Künstler dann selber knieend anbetet. Außerdem zeigen die Singhalesen viel Geschick in der Kunst des Gießens und des Schmiedens der Metalle, in der Fassung von Edelsteinen, in Gold- und Silberarbeiten; ihre Münzen sind von Gold, Silber und Kupfer (die gewöhnlichste Silbermünze, etwa zu 5 Sgr., ist länglich gebogen und gleicht einer Fischangel); ihre Töpferwaaren sind zwar unglasirt und dick, haben aber meistens eine gefällige antike Form. Ihre gewöhnlichen Baumwollenzeuge weben sie selber; die feinen Musseline der Vornehmen werden von außen eingeführt. Die Baukunst stand früher auf einer höheren Stufe als jetzt. Davon zeugen die alten, in einem sehr mannigfaltigen Stil erbauten Tempel; einige ähneln denen der Hindu's, andere erinnern an chinesische, noch andere an griechische Bauwerke. Die wichtigste und am meisten geachtete Beschäftigung ist der Ackerbau. Auf den trockenen Grundstücken baut man eine Art indianisches Korn, Corrican oder Natschini genannt, da, wo die Felder naß sind oder durch Terrassencultur bewässert werden, bestellt man sie fast ausschließlich mit Reis. Sie gewähren besonders im Hochlande einen reizenden Anblick, indem sie in schmalen Terrassen die Berge und Hügel umgürten. Ihre Blüthe und ihr lebhaftes Grün zeichnet sich vor allen anderen Pflanzen aus und bringt oft eine unbeschreiblich schöne Gesammtwirkung hervor. So kamen wir einst in ein tiefes Thal, wo sich die rauhesten Gebirgsscenen mit der Abwechselung künstlicher Bodencultur

auf eine höchst anziehende Weise vereinigt fanden. Es läßt sich kaum ein grellerer Gegensatz denken, als den der zahlreichen, terrassenweis an den Wänden der verschiedenen Höhen angelegten Reisfelder im Vergleich zu der wild romantischen Gegend umher mit ihren schäumend und brausend über verwitterte Felsmassen herabstürzenden Gießbächen, mit dem dunkellaubigen Dickicht der Wälder und den Bergen, die ihre majestatischen Häupter in Wolken verhüllten. Ueberdies konnte man in diesem Thale den Reis gleichzeitig keimen, wachsen, blühen und reifen sehen, sofern es daselbst nie an Wasser fehlte und die Bewohner daher bei der Bestellung nicht von dem Wechsel der Jahreszeiten abhängen. — Der Reis macht den Hauptbestandtheil der Nahrung aus; Milch liefern die Kühe, Obst und Oel die Bäume. Die Männer besorgen die mühsameren Arbeiten des Landbaues, als das Pflügen; bei den leichteren Geschäften, als bei dem Bewässern und Einernten, müssen die Weiber helfen. Diese führen auch ausschließlich die eigentliche Haushaltung; sie bereiten die Speisen, mahlen auf einer Handmühle das Korn, spinnen die Baumwolle. Die Luxusartikel eines Hauses bestehen hauptsächlich in Tabak, Salzfischen, und einem Stück Tuch oder einem Festkleide. An Möbeln hat man gewöhnlich nur ein paar Betten, Stühle, Matten und Tische von Porzellan. Das Küchengeräth enthält außer Töpfen und Körben einen Reismörser aus Stein oder Holz, eine Handmühle von Stein, ein Reibeisen für Kokosnüsse und eine sehr einfache Maschine zur Oelbereitung. Bei den Mahlzeiten wird zuerst der Hausherr von der aufwartenden Frau versorgt, dann kommt die Frau nebst ihren kleinen Kindern, der Rest gehört den übrigen Familiengliedern. Bei geselligen Zusammenkünften bilden beide Geschlechter gesonderte Zirkel. Die Vornehmen vertreiben sich die Zeit durch Kartenspielen und Betelkauen, Erzählungen, Gedichte und Musik, welche sie sich vortragen lassen. Man hält viel auf Beobachtung von Höflichkeitsbezeigungen. Der Hochgestellte zeigt sich leutselig, der Arme bescheiden und anspruchslos. Heirathsverbindungen werden durch die Väter derselben Kaste arrangirt. Polyandrie herrscht hier, so wie in Tübet. Es kommt häufig vor, daß ein Weib zwei Männer hat, ja man erzählte uns von sieben Männern; diese sind jedoch immer Brüder.

Die Ursache davon sucht man darin, daß nicht Alle reich genug seien, eine besondere Frau zu ernähren; auch soll dadurch das Vermögen eines Hauses mehr zusammengehalten, die Einigkeit der Familien befördert werden, auch die Kinder nicht leicht Gefahr laufen, verwais't zu werden. Diese Gründe entwickelte mir ein alter Beamter, der mit seinem Bruder dieselbe Frau hatte. Die Kinder nannten den älteren Bruder, „großer Vater", den jüngeren „kleiner Vater". Den Namen erhalten die Kinder, sobald sie anfangen, Reis zu essen; daher der Ausdruck „Reisname". An einem dazu bestimmten Tage nimmt der Großvater oder Vater eine Hand voll Reis, steckt sie dem Kinde in den Mund und spricht dabei den Namen aus, worauf die Feierlichkeit mit einem Schmaus beschlossen wird. Den Reisnamen führen die Kinder aber blos während ihrer Jugend; die Erwachsenen nennen sich nach ihrem Wohnort oder ihrem Amt; eigentliche Familiennamen giebt es nicht. Die Familienbande sind durch Sitte und Religion geheiligt. Die Aeltern umfassen ihre Kinder mit der zärtlichsten Liebe und diese erweisen denselben die höchste Ehrerbietung. Die Todten werden mit über der Brust gefalteten Händen zurecht gelegt und auf's Beste geschmückt. Jede anständigere Familie verbrennt ihre Todten; Personen von Rang werden nach dem Scheiterhaufen auf einem Palankin hinausgefahren, und vor dem Leichenzug geht die Trauertrommel her. In allen Fällen geben die männlichen Verwandten, gewöhnlich auch ein Priester das Geleite. Letzterer spricht nach dem Anzünden des Scheiterhaufens einige Gebete für das Wohlbefinden des Dahingeschiedenen in einem andern Leben. Die geringeren Kasten dürfen ihre Leichen nicht verbrennen, sondern müssen sie begraben. Der Kopf ist bei allen stets nach Westen gerichtet. Da nämlich Buddha von Osten her gekommen sein soll, so liegen die Singhalesen immer mit der Richtung dahin auf ihrem Lager; einem Todten aber wenden sie das Antlitz nach der andern Seite hin. Ueberhaupt stecken sie voller Aberglauben, wobei außer den bösen Geistern die Astrologie eine Hauptrolle spielt. Jeder der sieben Wochentage steht nach ihrer Meinung unter dem Einflusse eines Planeten, jede der sechzig Stunden, in welche sie den Tag theilen, unter dem Einflusse eines Firsternes. Kein wichtiges

Geschäft wird begonnen, ohne vorher den Stand der Gestirne beobachtet zu haben. Bei der Geburt eines Kindes, bei einer Heirath, bei einer Reise wird allemal darauf Rücksicht genommen; auch muß jeder Arzt genau wissen, welche Constellation Krankheiten hervorbringt und welches die beste Zeit und Stunde sei, um Arzeneien einzugeben oder Kräuter zu sammeln. Mit Hülfe von Sonnen- und Mondtafeln, die vom indischen Continent herstammen, wissen übrigens die Astrologen die Sonnen- und Mondfinsternisse ziemlich genau zu berechnen.

Die Singhalesen bekennen sich zum Buddhaismus. Das Wort Buddha (Buddhu) bedeutet eigentlich Weisheit und ist das Epitheton derjenigen durch außerordentliche Geisteskräfte, Thaten und Schicksale hervorragenden Persönlichkeiten, welche vom Fatum dazu bestimmt wurden, in einem Weltalter zu erscheinen, um den Menschen den Rathschluß des höchsten Gottes zu offenbaren und die Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen; nach ihrem Tode werden sie göttlich verehrt. Der Tod eines Buddha ist Anfangspunkt der jedesmaligen Zeitrechnung. Der vor etwa 2400 Jahren erschienene letzte Buddha hieß eigentlich Gautama und hat außerdem nicht weniger als 12,000 Namen, von denen aber 37 vorzugsweise gebraucht werden. Außerdem verehrt man auf Ceylon noch sechs Götter und eine Göttin, die fast sämmtlich ihre besonderen Tempel haben. Die Priester theilen sich in zwei Ordnungen; die der niedern Ordnung tragen ein gelbes Gewand, die der höheren Ordnung, wozu ausgezeichnete Kenntnisse und Frömmigkeit befähigen, tragen ein weißes Gewand. Alle Priester werden von ihren Oberen streng überwacht und müssen sich genau nach den ihnen geltenden Verboten und Geboten ihrer Religion richten. Die Verbote verpönen: Thiere zu tödten, das Stehlen, Lügen, Ehebrechen, sich zu betrinken, in der Nacht zu essen, auf hohen Betten zu schlafen, zu singen, tanzen, Gold oder Silber anzunehmen, Blumen zu tragen und sich wohlriechender Salben zu bedienen. Die Gebote empfehlen: den Statuen des Buddha dieselben Ehrenbezeigungen zu erweisen, als derselbe im Leben genoß, die heiligen Religionsbücher und die bejahrten Priester gleich den Eltern zu verehren. Die Anbetung des Buddha geschieht dreimal des

Tags, bei Auf- und Untergang der Sonne, so wie um Mittag; sie besteht darin, daß man Blumen opfert und dabei knieend Gebetsformeln ausspricht. Außer der Besorgung der gottesdienstlichen Gebräuche haben die Priester auch noch an den vier Feiertagen eines jeden Monats (also etwa an jedem siebenten Tage, wie bei uns) das Amt, vor dem im Tempel versammelten Volke zu predigen und demselben die Religionsvorschriften einzuschärfen. An einem Tempel sind zuweilen wohl dreißig Priester angestellt; fast keinem Dorfe fehlt ein solcher. Die Tempel werden stets sehr sauber gehalten und liegen meistens sehr anmuthig an Felsen oder Flüssen von üppig prangenden Fruchtbäumen, namentlich Palmen, umschattet. Im Innern des Landes giebt es auch viele Felsentempel. Die größten, ältesten und schönsten derselben finden sich zu Dambulu im Bezirke von Kandy. Hören wir darüber den Engländer John Davy.

„Der Sandsteinfels, welcher diese Tempel enthält, heißt Dambulu-Galle und steigt isolirt über der Ebene bis zu einer Höhe von 600 Fuß empor. Seine Oberfläche ist von schwarzer Farbe und nur hie und da etwas mit Holz bewachsen, sonst kahl. Die Tempel, denen dieser Ort seine Berühmtheit verdankt, sind Theile einer ungeheuren, etwa 350 Fuß hoch über der Ebene gelegenen Höhle auf der Südseite des Felsens und werden durch eine mehr als 400 Fuß lange, mit vielen Fenstern und Thüren versehene Mauer begrenzt; außerdem ist der auf dieser Seite überhängende Fels noch mit einer Art Strohdach bedeckt. Das Aeußere erregt keine besonderen Erwartungen. Desto angenehmer wurden wir im Innern durch den Anblick der einzelnen Tempel überrascht. Der erste derselben ist ungefähr 54 Fuß lang, 27 Fuß breit und fast eben so hoch. Er enthielt einen schönen Reliquienkasten von zwölf Fuß Höhe und zehn recht gut ausgeführte Statuen des Buddha, alle mit den glänzendsten Farben bemalt, die meisten in Menschengröße oder noch etwas darüber; auch die Decken und die Wände waren mit zahlreichen Figuren verziert. — Eine Thür führte durch die scheidende steinerne Mauer in den zweiten Tempel von 90 Fuß Länge, 80 Fuß Breite, 36 Fuß Höhe. Auch hier waren alle Wände bemalt. Unter den funfzig Buddha-Statuen waren die meisten in Lebensgröße, siebenzehn

Fuß und eine kolossale von dreißig Fuß Länge in liegender Stellung wohl proportionirt und mit ausdrucksvollen liebreichen Gesichtszügen. — Der dritte Tempel steht mit dem vorhergehenden in keiner Verbindung, und der Eingang ist von der Fronte aus. Er ist der geräumigste und prächtigste von allen, gegen 190 Fuß lang, 90 Fuß breit, 45 Fuß hoch, durch eine Menge Fensteröffnungen erleuchtet und durchgehends mit den mannigfaltigsten Gruppen religiöser oder geschichtlicher Bilder erfüllt. Außer sechs und vierzig Buddha's enthielt er die Statuen auch noch anderer Götter und zweier singhalesischen Könige, welche sich um die Ausschmückung besonders verdient gemacht. Wir athmeten in diesen Räumen eine angenehm kühle Luft und wohnten vor unserm Scheiden noch einem Gottesdienst des Volkes bei. Der Gouverneur, den wir begleiteten, hatte dies gewünscht, und der Oberpriester hatte zu dem Ende Blumen herbeigeschafft. Ein Jeder der Anwesenden empfing eine und legte sie mit einem Ausruf der Andacht vor einer Statue des Buddha nieder. Darauf knieten Alle auf dem Boden, indem sie einen Kreis um den in der Mitte stehenden Priester bildeten. Dieser sagte ihnen mit lauter Stimme ihre Religionspflichten nach einander vor, welche dann der ganze Chor ebenfalls mit lauter Stimme wiederholte. Das von den Wänden der großen Höhlen wiederhallende Unisono einiger hundert starken Stimmen that eine wunderbar schauerliche Wirkung. — Ein vierter und letzter kleinerer Felsentempel ist finster, und wir konnten selbst beim Fackelschein nur wenig davon wahrnehmen."

Zweites Kapitel.

Nicht ohne Betrübniß sagten wir der schönen Gewürzinsel Lebewohl. Kaum hatten wir den Hafen von Trinkomali verlassen, als die See äußerst unruhig wurde. Wir hatten eine sehr schlimme Ueberfahrt nach dem ostindischen Festlande und mußten viel von der Seekrankheit leiden. — Zum zweiten Male seit unserm Auslaufen hüllte uns jetzt die Nacht in ihre schwarzen

Schatten. Da schimmerte ein Haufen Lichter durch das Dunkel. Wir sind auf der Rhede von Madras und werfen Anker zwischen zwei Schiffen.

Bei Anbruch des Tages werde ich aus meinem Schlummer plötzlich durch Stimmen aufgeschreckt, die aus dem Meere hervorzukommen scheinen. Indem ich über Bord sehe, bemerke ich, wirklich zwei Menschen auf dem Meere, der eine niedergekauert, der andere rücklings auf einer Art Schiffchen, das sehr lang, ungemein schmal und an seiner Oberfläche leicht ausgehöhlt ist. Jeder hält in der Hand ein Ruder, um damit, wie ein Reiter sein Pferd, das zerbrechliche Fahrzeug zu lenken, welches man Katimaran oder Katomoran nennt. Diese sonderbaren Machwerke, aus zwei oder drei in Form eines Flosses zusammengebundenen Balken bestehend, durchschneiden die Brandung, während jedes andere Fahrzeug zu Grunde gehen würde. Die Schiffer wagen so ihr Leben, um für geringen Verdienst den Ankommenden in einer tutenförmigen Strohmütze Briefe ihrer Freunde vom Lande zu bringen oder ihnen Früchte und Fische zu verkaufen. Man wirft einem der Ruderer ein Seil zu; das Katimaran wird angebunden, und zwei eingeborene Herkulesse von Bronce, nackt bis auf das Languti, einen kleinen Lappen zwischen den Beinen, klettern im Nu mit der Behendigkeit der Affen an Bord. Ich wende nun meine Blicke dem Hafen zu. Das Anschlagen der schäumenden, von einer unabsehbaren Küste abprallenden See, die verschiedenen, das Meer durchfurchenden Schiffe, die Gruppen von geschäftigen dunkeln Gestalten, welche hier und dort den Strand beleben; ferner die prächtigen Gebäude, höher erscheinend durch optische Täuschung, die hohen Veranda's, die terrassenförmigen Dächer, die weißen aufstrebenden Säulen, die sich auf dem reinsten Azur des Firmamentes abheben, all' dies, gekrönt von der imponirenden Festung, wirkt zusammen, um die Seele des Fremdlings in Spannung zu versetzen. In der That ist Madras eine wundervolle Stadt, bei welcher man nur die Gebirge vermißt, um sie unvergleichlich zu finden.

Ich werde der Betrachtung dieser phantastischen Ufer entrissen durch die Ankunft mehrerer Schalinken oder Massula's, die uns an's Land bringen sollen. Es sind dies große Nachen ohne

Verdeck, einfache Muschelschalen von Leder und Baumrinde, ohne den Gebrauch eines eisernen Nagels gefertigt, da man die Stücke mit Naro, einer Art Hanf aus Kokosnußfasern plump zusammennäht. In einem solchen Schiffchen muß der Reisende, welcher zu Madras landen will, mit Lebensgefahr versuchen, die fürchterliche Brandung zu überwinden, die sich an der ganzen Küste von Koromandel, aber hier mit größerer Wuth als sonst irgendwo, fühlbar macht. Jedes europäische Fahrzeug würde in wenigen Sekunden von diesen widerschlagenden Wellen verschlungen sein. Ich besteige sammt unserm Kapitän die nächste Schalinke. Wir treffen neunzehn Ruderer, von welchen Einer den Lootsendienst versieht, das Steuer handhabt und die Bewegungen leitet. Er ist zugleich Concertmeister; denn von dem Augenblicke an, wo die Ruder in's Meer platschen, stimmen unsere Gondoliere einen abscheulichen eintönigen Gesang an, ein Gemisch von Indisch und Malabarisch. Der Steuermann singt die einzelnen gereimten Verse zuerst vor, und die übrigen wiederholen sie dann im Chor. — Bald nahen wir uns den drei Parallel-Linien von Schaum, die nach einander mit Tosen am Ufer zerschellen, aber jede verschwindende wird unmittelbar darauf durch eine vierte ersetzt, welche sich mit gräßlichem Gebrause aus der Tiefe des Meeres nachstürzt. Der Schiffer muß immer die Spitze des Fahrzeuges senkrecht auf die ankommende Wogenlinie halten; die Welle wird so getheilt, gleitet, uns ganz mit Schaum bedeckend, vorüber und hebt zugleich das schaukelnde Schiff. Ein Schrei! Die erste Linie ist passirt. Jetzt wächst die Gefahr. Der Steuermann schreit, zappelt mit Händen und Füßen, gleich der rasenden Priesterin auf dem Dreifuß zu Delphi. Die Ruderer geben das Echo eines jeden Schreies wieder und schwingen ihr Ruder aus Leibeskräften, immer rückwärts sehend. Sobald die feindliche Welle das Boot in der Breite packt, so wird in einer Sekunde nichts mehr davon übrig bleiben, als einige Stück Leder und Rinde auf der unermeßlichen Tiefe schwimmend. Doch Muth! auch im schlimmsten Falle ist noch nicht gleich Alles verloren: rechts und links tanzen ja, wie Sturmvögel, auf dem Schaum jene furchtlosen Katimarans. Sie sind verwegene Taucher, bereit, uns wieder aufzufischen, wenn die Haifische ihnen nicht etwa

zuvorgekommen sind. Viermal wenigstens haben wir dieselbe Gefahr zu bestehen, denselben Schrecken durchzumachen, bis wir endlich mit Gottes Hülfe auf dem Sande stranden, wo die Ruderer uns in die Arme nehmen und auf den Quai niedersetzen.

Unser Kapitän führte mich unter das gastfreundliche Dach eines großen Handlungshauses. Nachdem ich trefflich gefrühstückt, brachte mich ein Kabriolet nach der Villa des Hausherrn. Ich durchflog bei dieser Gelegenheit die Straßen. In zwei Theile, die weiße und die schwarze Stadt, geschieden, bietet Madras einen unregelmäßigen, höchst eigenthümlichen Anblick dar. Es ist Europa und Asien nur durch eine Esplanade getrennt. Kasernen, Häuser mit platten Dächern, meistens von Gärtchen umgrünt und durch schöne baumbeschattete Straßen abgesondert; ein Palast, mehrere Kirchen, mehrere Gebäude des besten griechischen Stils; eine ansehnliche Festung mit ihren Brustwehren, Schießscharten, Kanonen; ein Wellengetöse, das in der ganzen Atmosphäre wiederhallt, bis es in größerer Entfernung zu einem dumpfen Gemurmel hinabsinkt; dies ist die weiße Stadt. Weiterhin, ein ungeheures menschenwimmelndes Dorf; Schmutzhütten über einander gethürmt, Pagoden, Moscheen, Minarets; hier ein ganz portugiesisches Stadtviertel, dort vereinzelt unter den Hütten ein ziegelgedecktes einstöckiges Haus mit senkrechten bunten Streifen bemalt; darüber hohe Kokospalmen, ihre federbuschartigen Garben erhebend, die Tamarinde, der heilige Banianenbaum, mit zwanzig starken Aesten, gleich Krücken, auf die Erde gestützt, indem er so ein schattiges, zum Schlummer einladendes Gewölbe bildet; dazu ein broncenes Volk, das sich rührt, schläft, arbeitet, raucht, seine Waschungen vornimmt, Alles mitten auf der Straße: dies ist die schwarze Stadt. Endlich noch breite unabsehbar lange Alleen, besetzt mit reizenden Landhäusern, mit dorischen, jonischen, korinthischen Palästen und Athenetempeln, vor Geräusch und Staub der Straße geschützt durch das Buschwerk eines schönen, blumenbepflanzten Grasplatzes: dies sind „die Gärten", die liebliche Ebene um Madras.

In die Villa meines Gönners trat ich ein durch eine imposante Treppe mit doppeltem Geländer. Diese führte auf einen Portikus, dessen zierliche Säulen nach Art einer bedeckten

Gallerie oder Veranda das ganze Gebäude umgaben. Diese Gallerie trug eine leichter gebaute, welche die oberen Gemächer einfaßte. Man geleitete mich nun in einen sehr großen achteckigen Salon mit acht Thüren oder bis auf den Boden herabgehenden Fenstern, deren Jalousien der angenehme Seewind fächelte. Außer einem Diwan in der Mitte des Raumes und zwei Sopha's an den Seitenwänden waren wenig Möbel zu sehn, da man die Zahl derselben wegen der vielen dadurch herbeigezogenen Insekten möglichst vermeidet. Nachdem ich den im Salon gegenwärtigen Personen, größtentheils fremden Zugvögeln, gleich mir, vorgestellt war, begab ich mich in die mir bestimmten Gemächer. Diese bestanden aus einem Gesellschaftszimmer, einem Schlafkabinet und Badesaal. Die fünf oder sechs Fenster beherrschten eine anziehende Fernsicht auf den Fluß Addjaar und die Umgegend; unmittelbar vor denselben verbreiteten eine Menge von Rosen, Geranien, Myrten, Tuberosen ihre balsamischen Düfte. Ziemlich der halbe Raum des Schlafkabinets wurde durch die in der Mitte stehende ungeheure viereckige Bettstelle eingenommen, acht Fuß lang und drei Fuß breit. Auf den Gurten lag eine sehr harte Matratze und darüber eine sehr feine weiße Strohmatte. Ein durchsichtiger Vorhang von leichter grüner Gaze umflorte das ganze Bett und diente zum Schutz gegen die Muskitos. Ein Toilett-Tisch, ein Armstuhl, einige Sessel und ein Schreibtisch vervollständigten die Ausstattung. Nachdem ich mich gehörig gewaschen, nahm ich Papier und Feder zur Hand, um den Meinigen Nachricht von meiner glücklichen Ankunft in Ostindien zu geben. So verging einige Zeit, als mich plötzlich ein durchdringender Schrei aufschreckte, der von meinem Schreibtisch selbst hervorzukommen schien. Als ich aufblickte, bemerkte ich, daß zwei kleine Eichhörnchen (grau mit drei schwarzen Strichen über dem Rücken und kleiner, wie bei uns) durch das offene Fenster hereingesprungen waren und behufs Schlichtung eines Streites meinen Tisch zum Kampfplatz gewählt hatten. Nach einigen Sekunden des Kampfes liefen sie durch das Zimmer, indem eins das andere verfolgte, und verschwanden durch das Fenster. Dieser Umstand veranlaßte mich, meine Umgebung etwas genauer zu betrachten. Eidechsen von allen

Farben liefen an den Mauern nach Mücken; hie und da eilte pfeilschnell eine dicke Tarantelspinne über den Boden; Drohnen, Wespen, Muskitos summten und schwirrten überall umher; die Eichhörnchen sprangen nachher noch öfter aus und ein, als wären sie die Herren dieser Wohnung.

Am Abend hatte ich Gelegenheit, das häusliche Leben dieser Handelsfürsten von Madras und Calcutta bei der hellerleuchteten Tafel in seinem vollen Glanze kennen zu lernen. Man braucht Luft in diesem glühenden Klima, wo die mittlere Temperatur im Schatten 22° R. beträgt. Daher die große Ausdehnung der Säle, die Höhe der Decke, die Verhüllung der offenen Thüren mit Gaze oder leichten Bambusgeweben, um das Eindringen der nach Sonnenuntergang umherflatternden Fledermäuse zu verhindern, die blanken Wände sind insgemein von weißem Stuck aus zerstoßenen Muschelschalen; den Fußboden bedeckten schimmernde Matten von calcuttischem Palmried; die wenigen Geräthschaften verrathen die ausgesuchteste Eleganz. Treten wir in den Speisesaal. Die Tafel biegt sich unter der Masse der Fleischspeisen, und darüber bewegt sich in pendelartigen Schwingungen das Punkah oder jene ungeheure Windfuchtel, welche wir schon auf Ceylon sahen und die man hier fast in allen Zimmern findet. Hinter jedem Sessel steht ein Diener mit Turban, Bart und dickem Schnurrbart, die Arme über die Brust gekreuzt. So wie man sitzt öffnet derselbe seine Arme, um uns näher an die Tafel zu rücken, um die Serviette zu entfalten und auf unsern Knieen auszubreiten. Während an den Wänden vielarmige Wandleuchter aus Gaslampen, gefüllt mit Kokosöl, Ströme des Lichtes ausgießen, brennen auf dem Tische Kerzen in Glasglocken, welche umgebogen und an Leuchtern befestigt sind. Der obere Theil dieser Glocken wird zum Schutz der Flamme gegen den Wind des Punkah mittelst eines durchbrochenen Deckels geschlossen. Neben jedem Gaste stehen mehrere, für die verschiedenen Sorten Wein bestimmte Gläser, deren jedes mit einem chinesischen Silberhütchen bedeckt ist: eine nöthige Vorsicht gegen die Insekten; denn oft senkt sich plötzlich eine Wolke von Cikaden oder Ameisen auf die Tafel und hat in einem Augenblick Alles beschmutzt. Jeder Gast ißt ferner auf einem doppelten Teller, in dessen

unterem Theil man heißes Wasser unterhält, damit die Saucen nicht kalt werden. Endlich verläßt man die Tafel mit überladenem Magen, verführt von Gericht zu Gericht durch die Menge der Gewürze. Meine liebenswürdige Nachbarin, eine junge Engländerin, verfügte bei dieser Gelegenheit über anderthalb Flaschen von sehr starkem Bier, wechselte außerdem mit Bordeaux ab und nahm zum Desert noch fünf oder sechs Gläser eines leichten, aber sehr geistigen Champagners zu sich, ohne daß sie durch dies Alles sonderlich gerührt worden wäre. Späterhin mußte ich mich überzeugen, daß dergleichen Genußkräftigkeit hier zu Lande bei den englischen Damen etwas ganz Gewöhnliches ist. Gegen Ende der Mahlzeit bringen die dazu angestellten Bedienten oder Hukabadars das Hukah, dasselbe, was bei den Türken Nargile heißt. Die Glocke dieser Wasserpfeife besteht aus eingelegtem Metall, oft auch aus Krystall. Die zum Munde des Rauchers gehende biegsame Röhre ist eine lange Spirallinie von Eisendraht in Birkenrinde, mit Seide oder einem ähnlichen Stoff umwickelt und in einem goldenen oder silbernen Schnabel endigend. Die trockene Teigmasse, die man raucht, das Godauk genannt, besteht aus Rosenwasser, Candiszucker, Opium, getrockneten wilden Aepfeln und etwas Tabak, dazu kommen mehrere Kügelchen von Kohlenstaub und Reismehl, mittelst deren die Masse in Brand erhalten wird. Der durch das Chillum oder die Ladung des Hukah hervorgebrachte aromatische Duft würde für unsere geschlossenen europäischen Zimmer wohl zu stark sein; aber in diesen luftigen indischen Salons werden die Sinne dadurch angenehm erregt. Diese Art des Rauchens ist bei Tische erlaubt, und es kommt wohl vor, daß eine Dame den Schnabel von der Röhre ihres Nachbars nimmt und einige Züge daraus thut. Die eingeborenen Frauen, von der Prinzeß bis zur Sclavin verbringen ihr Leben mit Rauchen, wobei nur der Schlaf, das Gebet, die Putzstunde und die Mahlzeit eine Unterbrechung macht. Nach dem Abendessen fehlt natürlich auch der Kaffee, um zehn Uhr, nicht; dann zieht sich Jeder in sein Gemach zurück.

Den andern Tag machte ich vor Sonnenaufgang einen Ausflug in die schwarze Stadt. In dieser frühen Stunde schlafen

noch die Handwerker, die Handlanger, die Tagelöhner nebst den Armen aller Klassen im Freien auf Matten, und am gewöhnlichsten auf nackter Erde, jeder vor der Thür seines Hauses. Der Turban dient den Männern, die Haarflechten den Weibern zum Kopfkissen. Alle haben beim Schlafen ihr Gesicht mit dem Zipfel des Kleides bedeckt, um sich vor Thau und Insekten zu schützen. So wie Mann und Frau, trifft man auch oft zwei oder drei verschiedene Generationen einer Familie paarweise in Ein Stück Tuch gehüllt neben einander gereiht. Mit der anbrechenden Helligkeit wickeln sich die zusammengekauerten Gestalten aus ihrer Umhüllung und beginnen ihre Toilette im Freien. Die Frau holt Wasser, gießt dasselbe über Kopf und Schulter des sich bückenden Mannes, wäscht und reibt ihn, ölt seinen ganzen Leib ein, kämmt und flicht seine langen Haare, die oft in einen Büschel auf dem Scheitel zusammengebunden werden; endlich zieht sie, je nach dem er ein Anbeter des Brahma, Wischnu oder Schiwa ist,*) verschiedene bald senkrechte, bald wagerechte Linien auf seiner Stirn, weiß, gelb oder roth, von lebhaften, glänzenden Farben, die seine Kaste anzeigen. Nach dieser Operation setzt sich der Herr auf seinen Stubenboden und raucht gravitätisch sein Hukah. Die Frau oder die Frauen, denn er hat gewöhnlich mehrere, kehren, ehe sie sich mit ihrer eigenen Toilette beschäftigen, das Haus und den Theil der Straße, welcher als Schlafzimmer gedient; hernach begießen und bestreichen sie die Mauern mit verdünntem Kuhmist. — Mitten unter diesen Gruppen erhebt sich vor jedem Hause der Kokosbaum, der heilige Feigenbaum, die zierlichen Mimosen. Die nackten Kinder beiderlei Geschlechtes haben auch hier schwere silberne Bänder an Armen und Beinen, dazu fast durchgehends einen mächtigen vom Genuß des Reises herrührenden Bauch,

*) Die Naturreligion des Brahmaismus lehrt im Allgemeinen ein höchstes Wesen Parabrahma, geoffenbart in der Dreiheit einer schaffenden, erhaltenden und zerstörenden, aber auch zugleich erneuernden Grundkraft: Brahma, entsprechend der Sonne oder dem Licht; Wischnu, entsprechend der Luft und dem Wasser; Schiwa, entsprechend dem Feuer oder der Wärme. S. die Einleitung.

und damit hängt dann ihr phlegmatisches Naturell zusammen. Man sieht sie spielen, aber ohne zu lachen, ohne sich zu zanken oder zu balgen. — Jetzt verkündet ein Kanonenschuß vom Fort Sanct Georg, daß die Sonnenscheibe über dem Horizont erscheint. In demselben Augenblick rufen mit starker Stimme die Muezzin von der Höhe einer jeden Moschee ihre Gläubigen zum Gebet durch die bekannten Worte: „Es ist nur Ein Gott, und Mahommed ist sein Prophet!" Ich gehe an den Moscheen vorüber, deren Einrichtung ich genugsam kenne, und widme meine Betrachtungen einer Pagode. Dies ist ein kleiner Tempel in Form einer abgestumpften Pyramide mit plattem Dach und sechs Kapellen zur Seite. Jede der geneigten Flächen dieser Pyramide ist reich mit sonderbaren Figuren und Gruppen in halberhabener Arbeit, häufig von empörender Schamlosigkeit, geziert. Auf den gewöhnlich vor diesen Pagoden befindlichen Stufen steigt der Hindu bis an den Rand des Flusses oder des heiligen Brunnens, an welchem der Tempel erbaut ist, um sich vor Verrichtung des Gebetes von körperlichem und sittlichem Schmutz zu reinigen. Die Brahminen lassen sich für die Benutzung des Reinigungs-Wassers eine Gabe entrichten. Auch sieht man immer in der Nähe dieser Treppen einige mit Asche bedeckte Fanatiker auf dem Sand ausgestreckt, um für ihre Sünden durch den abschreckendsten Schmutz zu büßen.

Nach der Villa zurückgekehrt, bemächtigten sich meiner sogleich die Diener meines Gastfreundes. Trotz meines Widerstrebens war ich im Nu ausgekleidet, gebadet, frottirt, geknetet und in weiße Gewänder gehüllt. Alsbald befand ich mich vor einem ächten anglo-indischen Frühstück, bestehend aus Fischen, Reis, Kary, Eiern, Weiß- und Schwarzbrot, Semmeln und Braten. Das Theezeug nahm, wie immer, den Ehrenplatz vor dem Hausherrn ein und spendete einen ganz andern aromatischen Duft, als die Brühe unseres nach Norden gelangenden ausgearteten Blattes. Kaffee dagegen, der bei den Engländern immer nicht viel taugt, erschien nicht auf dem Tische, sondern wurde nur schüchtern über die Schultern in sehr kleinen Tassen geboten. Wasser und Bier waren durch Salpeter gekühlt. — Nach dem Frühstück kommen die Hukabadars. Jeder derselben stellt sein

Hukah auf einen Teppich und bietet seinem Herrn die Röhre. Jeder von diesen läßt sich in eine Sopha-Ecke oder auf seinen Lehnstuhl nieder, die Füße auf einem Schemel, oft selbst auf dem Tisch; dabei liest er halb träumerisch einige Seiten eines Romans oder einer Zeitung, bis sein Chillum ausgeraucht ist und er nun eine oder ein paar Stunden dem süßen Schlummer in die Arme sinkt.

Gegen sechs Uhr nachmittags besuchte ich den Corso oder Promenadenplatz, der sich auf einer angenehmen Sandfläche längs der Esplanade bis an das Meeresufer zwischen der Festung und der schwarzen Stadt hin erstreckt. Hier bewegt sich jeden Abend die feine Welt von Madras in der einförmigsten Weise. Hundert Wagen, beinah alle europäisch, offene Kaleschen und Cabriolets erscheinen hier in einer Reihe hinter einander. Die zweispännigen Wagen werden von indischen weißgekleideten Kutschern geführt; zwei Stallknechte laufen daneben, einen Wedel von Pferdehaaren in der Hand, um die Mücken von den Pferden abzukehren. Viele Reiter galoppiren während dieser zwei Stunden allein oder paarweis. Frauen sieht man nur morgens zu Pferde. Um acht Uhr verläßt man den Corso, um zu Mittag zu speisen. Auffallend erscheint die Blässe und das matte Wesen der Damen; die Rosen auf den Wangen sind weiß, wie ihre leichten Musselinkleider. Dort jene junge anglo-indische Mutter ist ein Bild dieser Schlaffheit. Sie liegt in der Ecke ihres Wagens, wie auf einem Sopha, die Füße auf dem Vordersitz; sie erhebt sich nicht einmal, um den mit zwei großen Ochsen bespannten Palankinwagen, in dem ihre Kinder fahren, zu betrachten, kaum daß sie ihrem älteren Sohne zulächelt, der auf einem Pony, von einigen Dienern begleitet, nebenher reitet.

Ueber Nacht plagten mich die Muskitos; doch war diese Folter schon im Abnehmen. Nach Verlauf einiger Monate ist das Blut des Fremdlings entweder nicht mehr so rein, oder die Haut verhärtet, kurz, die Angriffe dieser bösen Insekten werden mit der Zeit weniger häufig und weniger schmerzlich. — Am andern Morgen weckte mich das Geschrei einiger hundert Raben, die sich auf den Bäumen über meinem Fenster versammelt hatten. Einer derselben schien von einer Krankheit befallen zu sein und

wurde von seinen schwarzen Brüdern getödtet; denn die indischen Raben greifen Alles an, was schwächer oder vertheidigungslos ist, selbst ihre eigene Gattung. Sie stürzen sich auf den Rücken eines verwundeten Büffels und zerreißen sein Fleisch, während das Thier noch läuft. Man trifft sie in zahllosen Schaaren, besonders längs der Küste, bei Madras, Pondichery und Calcutta. Ihre Unverschämtheit verleitet sie, einem Kinde, trotz seines Schreiens, ein Stück Kuchen aus der Hand zu rauben. Mit ihnen wetteifern in Verwegenheit die Sperber und Weiher. Nachher sah ich, wie sie sich, als man Fleisch für die Soldaten in die Kaserne trug, auf die Körbe stürzten und mehrere Stücken wegholten. In einem Lande, wo die Verwesung so schnell eintritt und wo der große Nutzen dieser Thiere demnach überall in's Auge fällt, werden sie von Niemandem verfolgt, ja selbst durch die Gesetze geschützt; daher ihre Vermehrung und Dreistigkeit.

Die Vorbereitungen zu einem Ausflug nach Pondichery waren getroffen und ich schickte mich an, dahin aufzubrechen. Das Hauptstück meines Geräthes hatte der Form nach Aehnlichkeit mit einem Sarge. Es war ein Tragkasten, bekannt unter dem Namen Palankin, mehr zum Liegen, als zum Sitzen geeignet. Im Innern dieses wandelnden Hauses waren alle möglichen Bequemlichkeiten angebracht. Die an der Seite sich öffnenden Füllrahmen dienen zugleich als Fenster und als Thüren. Die über den Füßen an den Seitenwänden befindlichen Schubladen dienten zugleich als Kasse, Bibliothek, Schenk- und Schreibtisch; es war da ein Magazin und eine Speisekammer, wohl ausgestattet mit allem nöthigen Bedarf von der Theemaschine bis zum Liqueurgläschen; ein weiter Koffer auf der äußeren Wölbung der Decke enthielt die ganze Garderobe; innen waren Netze, um zerdrückbare Gegenstände aufzuhängen; mein Kopfkissen lag auf dem Weißzeugbehälter; endlich blitzten zu beiden Seiten zwischen der mit rothem Marokin bedeckten Matratze und dem Binsengerippe des Palankins Gewehr, Pistolen und Säbel. Zwei paar

Körbe von Palmried, welche die Küche, den Keller und die Backstube vorstellen, hängen auswärts zu je zwei, jeder in einem besonderen Netz, an einem langen biegsamen Bambusrohr, so daß sie über der Schulter des Trägers balanciren. Außerdem ist an den beiden Enden des Palankins ein starker Bambusstock in einem Geflecht von Eisendraht befestigt. Die Palankinträger oder Bahis sind dreizehn oder neun, deren einer den Fackelträger oder Massalchi macht. Sechs oder vier Männer tragen allemal, indem sie auf ihren Schultern drei oder zwei den vorderen und eben so viele den hinteren Bambusstock stützen; diese werden von Zeit zu Zeit durch die übrige Hälfte abgelöst. Der Massalchi hält in der einen Hand die Fackel, das ist eine vier Fuß lange Rolle von Lumpen, mit Harz, Theer und dergleichen angefüllt, in der anderen Hand trägt er ein blechernes Oelgefäß, womit er ab und zu die Fackel, wenn sie brennt, beträufelt. Die Träger haben einen weißtuchenen, bis auf die Fersen reichenden leichten Pudermantel; in diesen hüllen sie sich über Nacht zum Schlafen. Auf dem Marsche winden sie denselben sehr künstlich als eine Art Hose um die Schenkel. Zwei lange schmale Stücken von dickem Musselin, meistens blau oder roth, dienen theils als Turban, theils als Gürtel; letzterer wird dicht um die Lenden zusammengeschnürt, um die Muskelkraft auf solche Weise mehr zu concentriren. Treue und Ehrlichkeit ist ein Hauptcharakterzug dieser Träger; aber bei alledem muß man stets auf seiner Hut sein, um die vorher ausgemachten Bestimmungen über Eintheilung und Schnelligkeit der Tagereisen geltend zu machen, indem die Träger zu jeder List und zu allen möglichen lügenhaften Vorwänden ihre Zuflucht nehmen, um bald in einem ausverschämt dreisten Tone Zugeständnisse zu erlangen, wodurch die Reise verzögert wird. Nur durch ernstes, strenges Benehmen wird es gelingen, sich Gehorsam zu verschaffen; im schlimmsten Falle wird man dem widerspenstigsten Sprecher einen leichten Streich über die Backen versetzen dürfen, während eine eigentliche Mißhandlung die Folge haben würde, daß alle Träger auf der Stelle davonliefen, und ihr Herr würde sich dann vielleicht inmitten von Wäldern, weit entfernt von jeder menschlischen Wohnung verlassen und ohne Hülfe finden.

Sobald der Kopf des Reisenden bequem auf dem Kissen des Palankins liegt, setzt sich sein menschliches Gespann in Trott. Die Bewegungen desselben werden durch ein sehr eintöniges Recitativ geregelt, das ein Träger nach dem andern vorträgt und dessen Endreim allemal von der ganzen Truppe wiederholt wird. Da der geringste Taktfehler die größten Unordnungen, ja den Sturz Aller herbeiführen kann, so wird ein solches Vergehen sogleich an dem Schuldigen mit einer handgreiflichen Zurechtweisung gestraft.

Der merkwürdigste Punkt meines Weges war Sadras oder Sadraspatnam an der Mündung des Flusses Palaur gelegen, früher eine lebhafte Handelsstadt, jetzt in Folge einer Zerstörung während des Krieges von Karnatik, voller Ruinen. Der Schiffer kennt diesen Ort unter dem Namen der sieben Pagoden, und wenn er an der Küste fährt, so schaut er nicht ohne abergläubische Furcht in die Tiefe des Meeres, dessen blaue Fluthen Paläste und wunderbare Tempel bedecken sollen. In der That neigt sich über die Wasserfläche noch die pyramidale Spitze einer einzigen Pagode, die letzte ihrer versunkenen Schwestern. Gegen den Fuß des Gebirges hin ist ein Fels mittelst des Meißels zu einem Kunstwerk der Sculptur umgeschaffen. Aus der Ferne erscheint dieser Fels als ein antikes majestätisches Gebäude. Eine Treppe führt zum Gipfel. Von hier aus umfaßt das Auge eine solche Menge von Schöpfungen der Bildhauerkunst, daß man eine versteinerte Stadt zu sehen glaubt. Fast Alles bezieht sich auf die indische Mythologie: hier die kolossale Figur eines schlafenden Wischnu; dort ein Tempel, der die riesenmäßige Statur der Ganesa, des Gottes der Weisheit, mit einem Elephantenkopf, enthält; andere Tempel sind mit den feinsten Bildhauerarbeiten angefüllt. In den Umgebungen von Sadras entdeckt man zu Mamalaipur (Mahabalipuram), eine Viertelmeile vom Strande entfernt, einen Felsgrund nicht unähnlich der Teufelsmauer am Harz, wo jeder einzelne Felsblock in einen Prachttempel mit zierlichen Figuren und Schnitzwerk verwandelt ist. An einem dieser Felsen zeigt die Wand als Hauptfigur einen Büßenden, den Arjuna, welcher mit über den Kopf gekreuzten Armen auf dem linken Fuße steht. Links von ihm steht

der Isvara, mit einer Hand auf ihn deutend. Dicht neben und über diesem verehren den Büßenden mehrere Reihen halbknieender, halbschreitender Figuren, mit sonderbarem Kopfputz. Die beiden unteren Reihen enthalten nur Thiergestalten, als Affen, Löwen, Tiger, Antilopen und Vögel. Der größte dieser durch die Kunst belebten Felsen hat neunzig bis hundert Fuß Länge und etwa dreißig Fuß Höhe. Seine ganze Oberfläche bildet eine ungeheure Tafel von halberhabenen Arbeiten. Zwei Elephanten von ganz unvergleichlicher Arbeit sind die Hauptgegenstände. Der größere hat über siebenzig Fuß Länge, der andere, ein Weibchen, ist etwas kleiner und steht weiter zurück. Zwischen ihren Beinen spielen mit einander mehrere Jungen. Bewunderung verdient auch noch ein meisterhaftes Bild der Durga (Schiwa's Gattin), auf einem Löwen reitend im Kampf mit dem Büffeldämon Mahishasura.

Nachdem ich mich im Anschauen dieser Granitbilder gesättigt, nahm ich mein Abendessen bei einem französischen Restaurateur ein, welcher sich in der Nähe des Bungalo etablirt hatte. Dergleichen Restaurateure findet man sonst in Indien nicht; man muß vielmehr alle seine Bedürfnisse mit sich führen. Dagegen bietet das Bungalo oder das für europäische Reisende eingerichtete Absteigequartier hinreichendes Unterkommen für zwei Familien. Dies Haus enthält nämlich zwei kleine Wohnungen zu ebener Erde, jede derselben mit einem viereckigen Saal, einem Badecabinet und drei kleinen Veranden, welche die zwei anderen Zimmer umgeben. Man findet daselbst ein Bett von Palmried, ein paar Stühle und einen Invaliden als Lohnbedienten. Ich zog es vor, in meinem Palankin zu übernachten, wo ich mich, ganz angekleidet, einem süßen Schlummer überließ. Ich schlief noch, als die Träger um drei Uhr morgens mein Lager sanft aufhoben, ohne mich zu stören; nur die dem Sonnenaufgang vorangehende köstliche Frische weckte mich. Welche anmuthsvolle Reize entfaltet doch die erste Frühstunde in den tropischen Ländern! Wie rein und balsamisch ist doch die Luft! Wie lieblich ist der Morgen, nach und nach mit allen Farben des Prisma sich schmückend, ehe er sein goldenes Kleid anlegt! Das Wasser spiegelt den Himmel so blau, als habe er sich da auf die Erde

herniedergesenkt! Und dann diese jungfräuliche Frische, die uns so sanft und wohlthuend umfächelt, die aber schon nach wenigen Augenblicken entflieht, um nachher desto mehr vermißt zu werden!

Wir kamen durch einen von vielen Bächen bewässerten, gut angebauten Landstrich; aber außer dem Grün der unabsehbar ausgedehnten Reisfelder und zahlreichen Dattelbäume zeigte die ebenmäßig fortlaufende Landseite nichts Bemerkenswerthes. Auf den Seeseiten dagegen weidete sich das Auge an dem wechselvollen Anblick, welchen die sonderbaren Gestalten des Strandes, die langen Fransen der Kokospalme, der Goldsand und die weißen Segel der größeren oder kleineren, mannigfach geformten Schiffe darboten. Gegen acht Uhr erreichten wir das nette Dorf Tempakum, wenige Hundert Schritt vom Meer entfernt und berühmt wegen seiner Austern. Ich stieg bei der Choultrie ab. So heißen die indischen Gebäude, die an den Straßen als Zufluchtsstätten für Reisende errichtet sind, meistentheils Stiftungen von Menschenfreunden; gewöhnlich eine rechtwinkliche Fläche mit einer Plattform, deren terrassenartiges Dach von Säulen getragen wird; in der Mitte befindet sich ein auf drei Seiten geschlossener Raum; die äußeren Räume, ebenfalls von Säulen getragen, dienen als Veranda. Die massiv gebaute Choultrie von Tempakum war durch eine prächtige Gruppe von Banianen oder indischen Feigenbäumen beschattet. Von jedem Ast des patriarchalischen Stammbaumes hatten Zweige als eben so viele Absenker neue Wurzeln in den Schooß der Erde getrieben und hatten so als starke, dem Vater an Größe nichts nachgebende Söhne, Bogen an Bogen ein gothisches Laub- und Schattengewölbe gebildet.

Mittag war bereits vorüber, als meine Träger durch freudiges Schreien die Nähe meines Reisezieles verkündeten. Wir traten durch den nördlichen Theil der Stadt in Pondichery ein. Einzig steht dieser Platz da, durch die glückliche Vereinigung Asiens und Europa's. Es ist eine Stadt Frankreichs, eingefaßt in die magischen Farben des Orients. Der sorgfältige Anbau, das frische Ansehn der Alleen, die eleganten, über die Kanäle

führenden Brücken, die schönen, oft mit Statuen gezierten Wege, die angenehmen, in der Umgegend zerstreuten Wohnungen, das lachende Grün der Reisfelder und die stolzen Kokospalmen: Alles vereinigt sich, um aus diesem Landstrich ein kleines Paradies zu machen. Mir gefiel besonders eine Promenade am Meer, Cours Chabrol genannt. Nirgends hat das Meer so viel Anziehendes und Harmonisches, nirgends an der ganzen Küste ist es weniger schrecklich, als in Pondichery; die Brandung bietet nur gerade so viel Gefahr, um eine sanfte Gemüthserschütterung hervorzubringen. Die dichte Bevölkerung der Eingeborenen zeigt sich thätig und fühlt sich glücklich. Die Weißen sterben mehr und mehr aus. — In dem Hause eines Kreolen, welcher mit der Einfachheit und Güte seines Geschlechtes die Grazie des Franzosen verband, verlebte ich hier einige sehr schöne Tage. Der Besuch bei einem Engländer, der ein paar Stunden südlich von der Stadt entfernt wohnte, veranlaßte ein kleines Abenteuer. Am Ariankupan, einem Flüßchen mit steilen waldigen Ufern, sollte ich nämlich eine Fähre treffen, um überzusetzen; aber als ich zur Vermeidung der Mittagshitze, daselbst schon ganz früh vor Sonnenaufgang angeritten kam, war weder Fähre noch Fährmann zu sehen. Ich verlor die Geduld, gab meinem Araber die Sporen und schwamm mit demselben durch die Fluth. Mitten im Strombett befand sich eine kleine Sandinsel, welche ich passiren mußte. Indem ich diese erreichte, glaubte ich in der Morgendämmerung zwei dicke Baumstämme, halb außer dem Wasser liegend, wahrzunehmen. Plötzlich hielt mein Renner, an allen Gliedern zitternd, an, während die zwei Baumstämme, sich in Alligatoren verwandelnd, rechts und links in den Fluß gleiteten. Schnell warf ich mich mit meinem Pferde wieder in die Wellen und zog die Beine vorsichtig bis an den Hals des Thieres herauf. Da hob wenige Schritte vor mir ein dritter Alligator seine Schnauze aus dem Wasser und tauchte pfeilschnell wieder unter. Ein kalter Schweiß übergoß mich; doch kam ich mit der Angst davon. Man sagte mir nachher, die Krokodile seien sehr häufig in dem Ariankupan-Fluß, aber selten ereigne sich ein Unglück. Gefährlich ist für Menschen eigentlich nur die eine Gattung dieser Ungeheuer mit abgerundeter Schnauze; eine

andere Gattung mit sehr langer, schnabelartiger Schnauze frißt nur Gras und Fische.

Nach Madras zurückgekehrt, ging meine Absicht dahin, weiter in's Innere des Landes zu reisen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß ich als Reisegefährten nach Heiderabad (Hyderabad) einen Hauptmann vom Geniecorps der ostindischen Compagnie bekam. Er führte ein ganzes Heer mit sich, um in diesen wilden Gegenden keine Bequemlichkeit zu vermissen. Vier Kameele und zehn Ochsen trugen vier Zelte, wovon eins, zwanzig Quadratfuß haltend, uns als Salon und Schlafzimmer diente; ein anderes kleineres wurde jeden Abend eine Station vorausgeschickt, um uns am andern Morgen nach dem ersten Marsch das Frühstück wohlzubereitet zu serviren; das dritte und vierte diente als Badezimmer und Küche. Mehrere bei dem Zuge befindliche Karren enthielten eine zahllose Bagage: Tische, Stühle, Feldbetten, Küch- und Tafelgeschirr, Silber- und Porzellanservice, Wein- und Bierflaschen. Außerdem hatte ich noch meinen Palankin nebst den Trägern. Endlich bestiegen wir abwechselnd mehrere arabische Reitpferde, auf denen wir ungefähr fünf Wegstunden, im Ganzen aber nicht mehr als fünfzehn täglich zurücklegten, so daß der übrige Zug Zeit hatte, uns zu folgen.

Die Straße nach Heiderabad geht anfangs nördlich längs dem Meerbusen Pulikat hin. Unser erstes Nachtquartier hielten wir in der Stadt Nellore, Hauptort eines bedeutenden Districts mit etwa zehntausend Einwohnern. Eine der beiden schönen Pagoden besitzt reiche Stiftungen und unterhält viele Bajaderen. Diese beehrten uns am Abend mit einem Tanz. Bei ihrer Erscheinung bildete sich sogleich ein Kreis von Eingeborenen um uns her; die Musikanten und Bajaderen nahmen die Mitte ein. Zwei derselben übernahmen die Aufführung des Tanzes. Sie hatten sich ein Stück rother, mit Goldborden besetzter Gaze mehrmals um die Hüften geschlungen, so daß es am Ende über eine Schulter und die Brust herabfiel. Eine kleine Brokat-Weste

umschloß den Busen; auch trugen sie florartige violette Beinkleider, oben weit, unten eng; die Hände, Arme, der Hals und selbst die Nase strotzten von Juwelen; endlich hatten sie metallene Ringe um die Knöchel, welche beim Gehen ein nicht unangenehmes Geräusch verursachten. Das Präludium machte ein stufenweis bis zu den höchsten, schreiendsten Noten aufsteigender Gesang, begleitet von einer eben so quitschenden achtsaitigen Geige nebst dem Tamtam (eine Art Pauke). Der Tanz beschränkte sich anf verschiedentliche Verschränkungen und Verdrehungen der Hände, Arme und Beine. Die Hauptkunst dabei besteht darin, mit großer Schnelligkeit bald die Fersen, bald die großen Zehen vorzuschieben und nur auf den Fersen zu gehen, während die Fußspitzen einwärts gekehrt werden. Die Tänzerin beschreibt auf diese Weise sehr mühsam einen kleinen Kreis, wobei sie unter mannigfaltigen Figuren der Hände und Arme den Oberkörper zurückwirft. Die Brahminen erziehen diese unglücklichen Geschöpfe, um dadurch reichlichen Gewinn zu erzielen.

Die Landschaft entsprach bis zu den Ufern des Krischna hin durchaus nicht den Vorstellungen, die ich mir nach den lieblichen Umgebungen der Städte Madras und Pondichery davon gemacht hatte. Fast durchweg bietet sich das Bild der größten Einförmigkeit dar. Nachdem man weite, mit einigem Dornengesträuch bewachsene Steppen durchschritten, entdeckt das Auge in der Nähe eines elenden Dorfes einige magere Gebüsche von Mango, Tamarinden und Mimosen, oder auch wohl einen armseligen Dattelbaum, welcher hie und da eine kleine zerfallene Moschee mit den daneben stehenden Grabsteinen beschattet. Die hauptsächlich von Muhammedanern bewohnte Stadt Ongole ist noch der malerischste Punkt dieses Weges, weil sie unter ihren Lehmhütten die meisten Ruinen hat; wenigstens sieht man da ein altes, von Schmarotzerpflanzen überwuchertes Fort, dessen Wälle mit vieler Grazie zusammenstürzen. Der leichte sandige Boden, bald durch Regengüsse überschwemmt, bald durch Landwinde ausgedörrt, erzeugt Gerste, Tabak, Raps, Betel, Indigo, aber sehr wenig Reis. Das Gedeihen des Ackerbaues wird gänzlich durch Kanäle und künstliche Wasserbehälter bedingt, die vormals mit großen Kosten von den Fürsten des Landes und Dorfobrigkeiten

angelegt wurden, zu deren Unterhaltung aber dermalen seitens der Engländer nichts geschieht.

Der Krischna ist der Ganges der südlichen Halbinsel; sein Wasser gilt für nicht weniger heilig; auch führt er mit sich Gold, Diamanten und andere Edelsteine. Obgleich er im Sommer nie austrocknet, so hat er doch insofern Aehnlichkeit mit den Bergströmen, als er oft plötzlich zu einer außerordentlichen Höhe wächst und alle seine Ufer überschwemmt. Sobald es nur wenige Tage in den Westghats-Gebirgen, seinem Quelllande, geregnet hat, sieht man die Fluth wie eine Mauer mit Allgewalt daherstürzen, und da eine solche Anschwellung durch kein Zeichen sich kund giebt, so beeilt man möglichst die Ueberfahrt. Wegen der reißenden Strömung bedient man sich großer runder Körbe, aus Binsen und den Blättern der Fächerpalme gefertigt. Diese setzt man viel weiter oben am Ufer, als wo der jenseitige Zielpunkt ist, und die Kunst der Ruderer besteht hauptsächlich darin, daß sie das Fahrzeug, welches der Strom bei seiner Kreisform nirgends recht fassen und so umwerfen kann, bald dahin, bald dorthin sich drehen lassen, um schräg über zu kommen, indem man dem Zug des Flusses folgt.

Am jenseitigen Ufer trifft man die erste Zollstätte auf dem Gebiete von Dekan, in der Geschichte und den Dichtungen des Orients auch Golkonda genannt. Dies Reich war vormals eine Provinz des mongolischen Kaiserthums, aber mit dem Verfall desselben erklärten sich die Nizams oder Statthalter der ihnen anvertrauten Provinzen zu unabhängigen Erbkönigen. Ihre Macht wurde in neueren Zeiten sehr geschmälert, theils durch die Mahratten, theils durch die Rajah's (Radschahs) oder Herrscher von Mysore (Meißur), am meisten jedoch durch die Engländer. — Kaum hat man den Fuß drüben an's Land gesetzt, so merkt man auch, daß hier eine ganz neue Region beginnt. Die Natur und die Physiognomie des Volkes ist verändert; in beiden liegt mehr Wildes. Der Boden wird von Schluchten durchschnitten, die Felsenmassen sind äußerst malerisch, das niedere Dickicht der Dschungeln zeigt sich und wird immer dichter verwachsen, bis allmählig Hochwald emporsteigt. Die Fährten wilder Thiere, besonders von Tigern, durchkreuzen sich beinah auf jedem Schritt, namentlich da, wo

ein weicherer Boden die Eindrücke bewahrt. Die Dörfer sind seltener, alle mit Pallisaden umgeben, und bei jedem erhebt sich zehn Fuß vom Boden ein hölzerner Käfig, von wo aus die Jäger den Bestien auflauern, welche des Nachts um die menschlichen Wohnungen umherschweifen. Wenn wir bei Nacht durch Wälder mußten, wo Tiger zu fürchten waren, so bewaffnete sich jeder meiner Träger mit einer brennenden Fackel und stieß ein durchdringendes Geschrei aus, während sie mit größter Geschwindigkeit marschirten. Dieses Schreien und der Glanz der Fackeln schüchterte die Raubthiere ein, so daß sie sich in das Niederholz zurückzogen und ihre Beute entschlüpfen ließen. Auf der nächsten Station empfing uns eine Abtheilung der irregulären Reiterei des Nizam, die uns als Escorte für unser Gepäck entgegengeschickt waren. Diese Reiter, in Grün und scharlachrothen Turban gekleidet, sind mit einer langen Lanze und einem fast bis zum Griff zurückgebogenen Schwert bewaffnet, in dessen Handhabung sie eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit an den Tag legen. Ich sah, wie sie ohne allen sichtbaren Kraftaufwand einen Hammel auf einen Streich in zwei Theile hieben, was Keinem von uns Europäern gelungen wäre.

Nachdem wir ungefähr zehn Stunden lang durch die Dschungeln und die Einöde dahingezogen, wurde das Land offener. Fast nur Dattel- und Fächerpalmen finden sich in Masse. Letztere werden von der Regierung besteuert und bringen bedeutende Summen ein. Sie liefern eine außerordentliche Menge Syrup, aus dem man Zucker bereitet. Einem kleinen Stamme von etwa neun Zoll Durchmesser kann man in vier und zwanzig Stunden mehrere Schoppen Saft abzapfen. Trinkt man diesen an demselben Tage morgens, so ist er sehr erquicklich und bleibt, selbst in bedeutendem Maße genossen, durchaus unschuldig; aber sobald die Sonnenhitze darauf fällt, gährt er und nimmt eine sehr berauschende Wirkung an. Bei seinem angenehmen Aroma und seiner Wohlfeilheit ist dies eine äußerst verführerische Lockspeise für die niederen Klassen der Indier, welche starke geistige Getränke leidenschaftlich lieben. — Die letzte Station vor Heiderabad war das elende, fast ganz in Staub und Ungeziefer begrabene Dörfchen Opaul. Hier theilt sich die Straße, um nach den drei

großen Centralpunkten, die man unter dem allgemeinen Namen Heiderabad begreift, zu führen. Links zieht sich die schlecht erhaltene königliche Straße nach der eigentlichen Haupt- und Residenzstadt Heiderabad mit ihren 250,000 Einwohnern, und in dieser Richtung sieht man schon auf eine Entfernung von drei Stunden die Dächer, die Kuppeln und besonders die Minarets der berühmten Moschee von Tscherminar am tiefen Blau des Firmamentes sich abzeichnen. Rechts dagegen führt ein schöner, in eine makadamisirte Allee endigender Weg zu dem Lager von Secunderbad, an das Dorf Hussein-Sagar anlehnend, wo am Ufer eines künstlichen Sees sich unter Baumpflanzungen die weißen Häuser der englischen sogenannten Hülfs- oder Schutzarmee ausdehnen. Endlich noch weiter nach rechts bringt uns durch ein angenehm bebuschtes hügelförmiges Land ein dritter Weg nach Bolarum, wo die Truppen seiner königlichen Hoheit des Nizam garnisoniren und wo ich längere Zeit gastfreundschaftliche Aufnahme unter dem Obdach eines Weißen fand, der die Stelle eines Officiers bei diesen Truppen bekleidete. Die genannten drei Punkte liegen auf einer Linie, immer einer von dem andern zwei Stunden entfernt, und es fällt sogleich in die Augen, daß der unabhängige Fürst von Heiderabad durch die dazwischen geschobene Stellung der Armee seines mächtigen Bundesgenossen gänzlich von der unmittelbaren Verbindung mit seinen eigenen Truppen abgeschnitten wird.

Die Cantonnirung von Bolarum, in einer wellenförmigen Ebene gelegen, ist in Form eines Dreiecks, dessen Grundlinie der Bazar oder die indische Markthalle bildet, angelegt. Der europäische Theil besteht nur aus dreißig Häusern, Bungalos genannt. Diese sind in andern Lagerstädten gewöhnlich eine von Lehm und Holz aufgeführte Mauerverkleidung mit einem Strohdach, unter dem sich ein Zelt befindet; hier aber haben diese sonst so einfachen Wohnungen die Gestalt griechischer oder römischer Villen mit Säulenhallen und Terrassendächern angenommen, deren Inneres alle möglichen Bequemlichkeiten eines feinen schwelgerischen Lebens enthält. Durch die symmetrische Eleganz seiner Bauart, durch die dazu gehörigen schönen Gärten und durch fröhliche Gesellschaften zeichnete sich damals vor allen das

Quartier eines Kapitains aus, welches deshalb von den Freunden desselben den Namen „Wonneburg“ erhielt. Zwischen diesen Wohnhäusern der Officiere, welche in weiten Abständen wohl auf die Fläche einer Quadratstunde vertheilt sind, erstrecken sich die Linien des Continents oder der eingeborenen Truppen, Sepoyen genannt. Das Lager derselben besteht aus drei oder vier tausend leicht, aber nett gebauten Strohhütten, mit kleinen Gräben zum Ableiten des Wassers umgeben und durch makadamisirte Straßen wie ein Schachbrett in Quartiere getheilt. Jeder Sepoy bewohnt eine solche Hütte; selten leben zwei bei einander. Jeder bekommt als Hausgeräth ein über ein Gestell ausgespanntes Netz, welches die Stelle des Bettes vertritt; dann ein kupfernes Gefäß für die Waschungen, einen Korb zur Aufbewahrung der Kleidungsstücke und einige irdene Küchengeschirre; endlich fehlt auch nicht ein Hukah, um dem Lieblingszeitvertreib des Rauchens zu fröhnen. Da, wo die Grenzen des ganzen Bezirkes am weitesten von den europäischen Gebäuden entfernt sind, dehnt sich in einer einzigen langen gewundenen Straße eine Masse festerer Hütten aus: es ist der Bazar, der nothwendige Begleiter jeder Armee in Hindostan; es ist ein Volk von Handelsleuten und Handwerkern, welche den Sepoyen alles Nöthige verkaufen, ihnen auch mit ihren Vorräthen und ihrem Vieh in den Krieg folgen; denn hier zu Lande theilt keine Regierung tägliche Provisionen an die Truppen aus. Die Sepoyen werden gut besoldet; aber in den Cantonnirungen während des Friedens, so wie auf dem Marsche während des Krieges müssen sie sich selber beköstigen. Sie kaufen sich ihre Lebensmittel, so daß Jeder dieselben sich nach seiner Religion oder Kaste auswählt und sie auf seine Weise bereitet. Bei einem Lager finden sich daher nicht blos Bäcker, Fleischer, Schenkwirthe und alles, was sonst zum Leben nothwendig ist, sondern auch alle möglichen Luxusartikel. Es giebt da Heerden von Kühen und Ziegen, um die Milch für den Thee der Officiere zu liefern, selbst Buhldirnen fehlen nicht, und Alles dies geht mit in den Krieg, wenn ein solcher entsteht. Jeder Officier zieht außerdem einen langen Schweif von Menschen und Gepäck nach sich: er hat ein Gefolge von zehn, funfzehn, dreißig Bedienten, ein sehr geräumiges Zelt, nebst den

zum Aufbau desselben nöthigen Leuten, einen Tisch, ein Bett, Stühle, oft einen Reisewagen. Die Beiordnung einer solchen Menge, die am Tage der Schlacht völlig überflüssig erscheint, die man aber doch vor Allem decken muß, um nicht vor Hunger umzukommen, bewirkt, daß die Kriegsoperationen hier einen ganz anderen Charakter annehmen, und ganz anders beurtheilt werden müssen, als wir es in Europa gewohnt sind, indem nur höchstens der dritte Mann ein Gewehr abzufeuern im Stande ist. Ein Feldherr in Indien muß durchaus auf alle schnellen, kühnen Unternehmungen Verzicht leisten, so bald er es mit einem nicht verächtlich zu behandelnden Gegner zu thun hat; nichts darf er dem Zufall überlassen, nie einen Kampf wagen, als mit der voraussichtlichen Gewißheit des Sieges; denn die geringste rückgängige Bewegung spielt alle nöthigen Lebens- und Hülfsmittel in die Hände des Feindes. Es wird aber auch klar, daß der Sieg am wenigsten unter solchen Verhältnissen beständig im Gefolge eines bedeutenden Heeres ist. Lord Clive, als er Bengalen eroberte, Alexander und Xenophon hatten nur eine Handvoll Leute, die lebten, wie es gerade ging, die sich aber alle tapfer schlugen, wenn es galt: so mußten sie siegen. — Die Stärke der Armee des Nizam zu Bolarum betrug damals 3325 Mann, die englische Schutz- oder Hülfsarmee zu Sekunderabad zählte 8250 Mann; im Uebrigen hatten die Engländer etwa 2000 Mann zu Aurungabad, der alten Hauptstadt des Reiches, während der Nizam außerdem noch 8125 Mann besoldete, so daß die Gesammtstärke der beiderseitigen Armeen ziemlich gleich war. Da die Truppen des Nizam jedoch von europäischen Officieren befehligt werden, so kann dieser Fürst auf deren Ergebenheit gar nicht weiter rechnen; seine Person umgeben nur einige hundert Söldner, eben so schlecht bewaffnet, als bekleidet und aus dem Abschaum aller Länder, Sikhs, Araber und Afghanen, zusammengesetzt.

Gern hätte ich gleich anfangs Heiderabad, dies neue Golkonda, besucht; aber ich mußte mich zu dem Ende etwas in Geduld üben. Dorthin europäisch gekleidet, zu Fuß oder zu Pferd, auch sogar in einem Palankin ohne Escorte zu reisen, hieße sich unkluger Weise bloßstellen, ja vielleicht wirklichen Gefahren aus-

setzen. Kein Joghi (ein indischer Bettelorden), der mich nicht auf meinem Wege beschimpft, kein Fakhir (ein muhammedanischer Bettelmönch), der den Ungläubigen nicht der öffentlichen Verwünschung und Mißhandlung preisgegeben hätte. Ich mußte daher eine der selteneren Gelegenheiten abwarten, wo der englische Resident bei dem Nizam oder seinem Minister zu einem Feste eingeladen wird. In einem solchen Falle unterläßt es Seine Herrlichkeit nie, die Europäer der verschiedenen Cantonnirungen zu einem solchen Schauspiel des indischen Pomps einzuladen. Auch wächst dadurch sein Gefolge um eine durch reiche Uniformen, Waffen und Orden blendende Schaar, wohl geeignet, dieser asiatischen Volksmenge, welche wie Kinder alles Glänzende anstaunt, zu imponiren. Die erwünschte Gelegenheit bot sich endlich dar. Ein Minister des Nizam gab ein Fest in seinem Landhaus, und der Weg dahin führte durch die ganze Länge der Hauptstadt, ja wir sollten sogar in dem Palaste dieses hohen königlichen Beamten einige Zeit verweilen. Der in Chaderghat, der Hauptvorstadt von Heiderabad, gelegene Palast des Residenten wurde als Sammelplatz für die Gesellschaft und zum Frühstück bestimmt.

An dem festgesetzten Tage brachen wir Morgens gegen sieben Uhr von Bolarum auf. Eine treffliche makadamisirte Straße durchschneidet einen Landstrich, wo Teiche, Dörfer, nackte und verbrannte Felsen, Palmen- und Dattelpflanzungen mit einander abwechseln. So gelangt man nach Sekunderabad, dem Cantonnirungsplatz der englischen Schutzarmee. Nachdem man diesen Punkt in der Breite durchmessen, geht es eine ansteigende Fläche hinauf. Auf der Höhe erblickt man rechts den silberhellen Wasserspiegel eines künstlichen Sees. Links breitet sich ein smaragdgrünes Thal aus; es sind dies die unabsehbaren Felder von Nelly oder Paddy. Steht nämlich der Reis mit seinen Halmen noch unter Wasser, so heißt er Paddy, Nelly dagegen, wenn der Boden bereits entwässert wurde. Ist man in dies Thal seitwärts auf einem Damm hinabgestiegen, so trifft man zuvörderst die mit Schmarotzerpflanzen bedeckte Ruine einer aus der vormaligen französischen Herrschaft herrührenden Stückgießerei. Dann folgen die lieblichen Gärten eines englischen Handelsfürsten. Endlich öffnet sich das Gitter eines englischen Parkes, und

alsbald schimmert weiß durch das Laubgewölbe ein Gebäude des edelsten griechischen Stiles. Zwischen zwei in Stein gehauenen Sphinxen führt eine breite Treppe zu einer korinthischen Säulenhalle; rechts und links dehnen sich lange Flügel und Gallerien aus, deren Säulengänge anmuthig von einem Stockwerk zu dem andern aufsteigen. Dem prachtvollen Aeußern entspricht der Reichthum der innern Ausstattung. Bei alledem droht diesem erst vor wenigen Decennien vollendeten Meisterstück der Baukunst schon der Untergang: so schlecht ist das Material, das man überall im Lande zum Bauen verwendet. — Während wir im Speisesaal des Residenten das Frühstück einnahmen, erschienen die Chobdars, eine Art Ceremonienmeister, welche Stöcke mit silbernen Knöpfen tragen, um von Seiten des Ministers zu berichten, daß Alles zu unserem Empfange in der Hauptstadt bereit sei, und daß der Suwarri, oder das Gefolge seiner Excellenz, im Hofe des Palastes unser harre. Die Thüren öffneten sich, und wir sahen am Fuße der Treppe, außer einer Menge Reiter und Bedienten, funfzehn bis zwanzig Elephanten in Schlachtordnung, bedeckt mit scharlachnen goldgestickten Schabracken, auf dem Rücken theils eine Art Divan, theils ein viereckiges Gestell mit Polstern und einem kleinen chinesischen Zelt, in welchem man mit gekreuzten Beinen sitzen mußte; andere trugen einen Howdah oder räderlosen Phaeton, wo zwei Personen neben einander Platz hatten.

Die Gesellschaft vertheilte sich nun in Gruppen von zwei oder drei Personen, und jede Gruppe wählte ihren Elephanten. Der unsrige, einer der größten, trug einen Phaeton, welcher vierzehn Fuß hoch in der Luft baumelte. Es war das erste Mal, daß ich eins dieser so mächtigen und doch so sanften Ungeheuer besteigen sollte. Jeder Elephant hat seinen Kornak oder Führer, welcher auf einem Kissen über dem Hals, die Füße hinter die großen Ohren gestellt, hockt. Außerdem läuft ein Diener zu Fuß nebenher, welcher während des Marsches darauf achtet, daß an der Packung nichts in Unordnung gerathe, und beständig mit dem Thiere spricht, es vor einem falschen Tritt warnt und ihm Vorsicht anempfiehlt, es aufmuntert, wenn es müde wird, ihm verbietet mit dem Rüssel zu spielen oder gar etwas von den

Buden am Wege zu nehmen, ihm auch für eine gute Aufführung frisches Futter verspricht. Behufs der Besteigung muß der Elephant sich auf den Bauch legen, die hinteren Füße auf den Knieen, die vorderen lang ausgestreckt. Dann wird eine Leiter an die Seite gelegt. Oben angelangt, schließt man seine Kutschenthür und hängt die Leiter an einem Riemen auf. Ist Alles in Ordnung, so ruft der Kornak dem Thiere zu, es solle sich sanft, sanft erheben. Nichts desto weniger glaubt man bei diesem nicht ohne Anstrengung zu bewerkstelligenden Aufstehen sich in einem scheiternden Nachen zu befinden. Der Elephant hat nur zwei Gangarten. Die eine, ein ziemlich gelindes Stampfen, kurz und abgebrochen, bringt eine Postmeile in der Stunde vorwärts; die andere vereinigt in sich alle möglichen unangenehmen Bewegungen: man schwankt, man wird gerüttelt, man rollt hin und her, um etwa den dritten Theil einer deutschen Meile in einer Stunde zurückzulegen. Gewöhnlich reicht die Menschenstimme hin, das Thier zu leiten; falls es aber nicht gleich nach dem wiederholten Worte gehorcht, so straft man mit Strenge. Zu dem Ende wird oben am Halse eine immer offene Wunde unterhalten, die man mit wohlriechendem Oel einreibt. In diesen empfindlichen Punkt bohrt der Kornak die Spitze einer kleinen Hellebarde von Kupfer oder Silber. Der Koloß stößt dann einen Schmerzensschrei aus und zeigt sich augenblicklich folgsam. Nur eine übermäßige Grausamkeit kann ihn zur Wuth reizen, um das Joch des insektenartig oben aufsitzenden Plagegeistes durch offenbare Widerspenstigkeit zu brechen.

Nachdem der Resident und sein Gefolge aufgestiegen war, setzte sich der Troß in Bewegung, vorn Tamtans und Cymbeln, seitwärts Trabanten zu Fuß, welche die Menge aus einander trieben, hinten als Nachtrab eine Schaar englischer Reiter. So durcheilten wir die Vorstadt Chaderghat, an deren Anfang der Palast des Residenten prangt, während das Ende auf eine Brücke der Mussa mündet. Dieser Gießbach, welcher die Stadt durchfließt, war damals in der heißen Jahreszeit beinahe trocken; aber gegen Ausgang der Regenzeit, im August und September, rauscht er wüthend einher und verbreitet Zerstörung bis an die Mauern der Hauptstadt. Kaum hat man die Brücke überschritten,

so sieht man sich am Fuß der Wälle und der sehr lückenhaften Lehmmauer, welche, funfzehn Fuß und höchstens drei Fuß dick, die Stadt umringt. Unter einem Bogen öffnete sich nun ein massives Thor mit Schießscharten, um uns einzulassen. Vor zwei schlechten Wachstuben standen rechts und links in Front unter Begleitung der Feldmusik Leute von der Leibgarde des Nizam, in Lumpen aller Farben vermummt, gestützt auf ihre lange Luntenflinte und durch eine Ueberzahl von Säbeln, Pistolen, Dolchen mehr gehindert, als geschirmt.

Heiderabad ist, wie die meisten indischen Hauptstädte und Dörfer, in Kreuzesform gebaut. Die beiden Hauptstraßen, gleichsam die Pulsadern des hin- und herrollenden Menschenumlaufs, schneiden sich beinahe rechtwinklig auf einem großen Platz, in dessen Mitte die große Moschee Tscharminar mit ihren vier Minarets sich erhebt. Die Plattform derselben gewährt den besten Ueberblick über das Panorama der Hauptstadt. Auf dieser Höhe beherrscht man die Terrassendächer, deren weiße Bekleidung und Regelmäßigkeit, durch die leichten Spitzen umsäumender Bäume unterbrochen, ein freundliches Bild darstellt. Nach allen Seiten unterscheidet man Giebelfenster, Thürme, gothische Bogen, allesammt verschwenderisch mit mannigfachen Verzierungen, mit Balkonen, Jalousien, Zinnen, Geländern, Thürmchen, Kuppeln, runden oder spitzen Helmdächern ausgestattet, so daß dadurch ein in allen Tönen der orientalischen Baukunst spielendes Concert entsteht. Die engen und krummen Gassen erscheinen von hieraus verdeckt; zu unsern Füßen aber durchkreuzen sich die beiden breiten Baumgänge, wo das Auge über die ameisenartig wimmelnde bunte Menge frei dahinschweift. Auch kann man hier und da auf den nur mit einem Geländer eingefaßten, meistentheils platten Dächern eine unverschleierte Schöne belauschen, welche daselbst verweilt, um etwas frische Luft zu schöpfen; aber dies Vergnügen der Neugier ist zuweilen mit einiger Gefährlichkeit verbunden; denn es könnte doch vorkommen, daß irgend ein eifersüchtiger muhammedanischer Ehemann in einem Anfall übler Laune dem von der Gallerie der großen Moschee herumspähenden ungläubigen Fremdling urplötzlich eine Kugel um die Ohren pfeifen ließe. Auf offener Straße treiben sich nur Bajaderen des niedrigsten Ranges oder

Sclavinnen umher; Frauen jedoch, welche nur den geringsten Anspruch auf Rang und Vermögen machen, wagen sich nie aus dem Hause ohne Palankin und dicht verschleiert oder in einem Hacqueri, das ist ein kleiner, mit einem Zeltdach bedeckter und mit Ochsen bespannter Wagen, welcher in den asiatischen Hauptstädten unsere Fiaker vertritt. — Nachdem wir von unserer erhabenen Zinne wieder herabgestiegen, gerathen wir in eine der Seitengassen. Aber wir fühlen uns da von den höchst widerwärtigen Empfindungen einer schwülen Beklommenheit und eines ekelhaften Uebelbefindens heimgesucht. Diese dicht an einander gedrängten Steinmassen erinnern beständig an einen Kerker; nie dringt ein Sonnenstrahl, ja oft nicht einmal das Licht in diese Räume. Die Häuser haben zwei, drei, auch vier Stockwerk; die Gassen sind nicht nur eng, sondern auch durch quer über gebaute Bogengänge zu einem fortlaufenden Gewölbe verbunden. In gewissen Entfernungen gehen quer über die Straßen Mauern mit Thoren, so daß jedes Stadtviertel abgeschlossen werden kann. Während in den ungangbarsten kothigen Sackgassen die Schlupfwinkel des fürchterlichsten Elendes und der Cholera zu suchen sind, bewegt sich dagegen in den Hauptstraßen das heiterste Leben. Die unaufhörlich daselbst wogende Menge bekommt durch die Mannigfaltigkeit der Trachten und Farben einen äußerst malerischen Anstrich; ihr langsamer, leichtfertiger Gang verräth Anmuth und Würde; nie findet man da etwas Brutales, selten eine Aeußerung der Grobheit; auch die roheste Haltung behält hier immer etwas Stolzes. Das müßige Volk erfreut sich seiner Ruhe als eines gewohnten Glückes, und wegen des daraus entspringenden Elendes scheint es sich wenig zu kümmern. Es kennt keine lebhaften stürmischen Vergnügungen, aber auch keine Sorgen, keine Gemüthsbewegungen; es schreitet eben so langsam zu seinen Lieblings-Schauspielen, als zu den leichten Arbeiten, welche der nöthige Lebensunterhalt zuweilen erheischt.

Mit Ausnahme des Tscharminar, der aber nur durch seine kolossalen Verhältnisse imponirt, kann sich die weit ausgedehnte Stadt keines besonders merkwürdigen Bauwerkes rühmen. Durch Feinheit der in Stein gehauenen Zierrathe zeichnen sich auch hier, wie in Sadras, jene kleinen mützenförmigen Pagoden aus, die

man in den Hinduquartieren sieht. Die leichten phantastischen Formen der arabischen Baukunst trifft man in den Denkmalen der äußerst zahlreichen Todtenäcker, wo die mit religiöser Sorgfalt gepflegten Blumen und Gesträuche ringsum frische Schatten und Wohlgerüche verbreiten. Dies ist der Spaziergang und allgemeine Zusammenkunftsort am Abend, besonders zur Stunde des Gebetes, das man öffentlich spricht, indem man die Kniee über den modernden Gebeinen seiner Väter beugt. — Das Aeußere der gewöhnlichen Häuser bietet nur eine Lehmmauer ohne Ueberwurf; außer der Eingangsthür gehen alle Thüren und Fenster auf den innern Hof, wohin kein Auge dringen kann. Nur auf den erwähnten vier großen Straßen findet der reisende Europäer Gelegenheit, sich von den Gewohnheiten, Bedürfnissen und Beschäftigungen des Volkes, namentlich aus der Klasse der Gewerbtreibenden, näher zu unterrichten. Das meiste Interessante giebt der Bazar mit seinen Buden. In denen der Schneider sieht man die kostbarsten Producte von Kaschmir und Delhi ausgelegt; gruppenweise sitzen diese geschickten Nadelhelden in ihren Buden, um Shawle auszubessern, die nachher von nicht ganz scharfsichtigen Käufern als neue bezahlt werden. Die Färber zeichnen sich durch große Stücke leuchtender Stoffe aus, welche an langen Stangen aufgehängt sind. Die Kupferschmiede lassen sich noch leichter erkennen durch ihre glänzenden Geschirre. In jeder Straße sitzt ein Wechsler neben einem Haufen kleiner Muscheln, Kauris genannt, die in einem Theile Afrika's und Indiens als Scheidemünze dienen. Die Zuckerbäcker sieht man den ganzen Tag über beschäftigt, vor Aller Augen ihre Zuckerkuchen und andere Leckereien zu bereiten. Außerdem findet man zu Heiderabad noch heute die schönsten Edelsteine der Welt, Diamanten, Rubinen, Smaragde, Granaten nnd besonders Perlen; will man solche aber kaufen, so muß man warten, bis irgend ein heruntergekommener Adeliger sein Geschmeide zu Markte bringt. Hier giebt es auch die leichtesten Gewebe, feiner als Bienenflügel. So die Schärpen von Benares in Gold- und Silberstoffen mit reichen Fransen besetzt, ferner die berühmten Kinkabs, welche den wundervollsten Erzeugnissen der neueren Maschinenarbeit Trotz bieten; nichts aber gleicht an Schönheit den Seidenstickereien, die

den Pugri oder indischen Turban schmücken. Wenn ein Indier einen solchen prachtvollen Kopfputz auf dem Haupte trägt, dazu eine Weste nebst Beinkleidern von Carmoisin- und Gold-Brokat, einen Kaschmirshawl als Gürtel, einen andern über der Schulter, ein faltenreiches Oberkleid und einen Säbel, dessen Griff Diamanten zieren, so kann sein Costüm wahrlich mit den reichsten aller Völker wetteifern. So reich gekleidet und auf Rossen, deren Geschirr mit massivem Silber belegt ist, durchfliegen hie und da gleich einem Meteor junge Adelige die Straßen der Stadt, gefolgt von einem mehr oder weniger ansehnlichen Geleite, das mit Hellebarden, Säbeln und Luntenflinten bewaffnet, sonst aber nackt ist.

Als wir ziemlich die Mitte der Stadt erreicht hatten, ließ die Oeffnung eines ungeheuren Thores in einer starken Mauer den terrassenförmigen Hof des dem Minister Chandoulal gehörigen Palastes erblicken, welcher von außen nur durch die kleinen Thürmchen auf den Zinnen der nackten grauen Mauer ausgezeichnet wird. Unsere Elephanten bildeten im Hofe eine Linie, und wir stiegen ab. Unter einem nicht sehr hohen Portikus, den kleine phantastisch bemalte und vergoldete hölzerne Säulen trugen, öffneten sich mehrere Pförtchen. Der daheim gebliebene Sohn unseres Gastfreundes bewillkommnete hier den Residenten, nahm ihn nach orientalischer Etikette bei der Hand und führte ihn zu einer sehr schmalen und dunkelen hölzernen Treppe. Das ganze Gefolge drängte ihm nach, wie die Heerde dem Leithammel folgt, und so gelangten wir in den Balkonsaal, wo man den ganzen Plan des Gebäudes übersehen konnte. Dasselbe ist das genaue Abbild von allen Häusern reicher Indier. Es besteht aus einem großen viereckigen Hofe, auf drei Seiten umgeben von zwei Stockwerken kleiner Gemächer, welche sich sämmtlich auf eine bedeckte Gallerie öffnen. Diese wird von hölzernen, abscheulich bunten Pfeilern gestützt, während die dem Eingang gegenüber liegende Seite zwei Divans oder Salons, den öffentlichen und den geheimen Salon, enthält; ersterer sieht auf die äußeren Gärten, der zweite auf den innern Hof. Das Getäfel der Zimmerdecke hat man bemalt, aber daneben schließen weder Thüren noch Fenster. Man baute hier lieber ein neues Haus,

als daß man ein zerbrochenes Fenster machen ließe. Was die innere Ausstattung betrifft, so ist Alles, was zum angenehmen Wohlbehagen dient, gänzlich vernachlässigt. Dagegen bemerkt man wiederum einen Ueberfluß an sonderbaren Luxusartikeln: ein Clavier, das Niemand in ganz Heiderabad spielen kann; französische Pendeluhren, welche nie aufgezogen werden; kleine geschmacklose Rahmen mit colorirten Kupferstichen, wie man sie bei uns in der schlechtesten Dorfschenke findet; vergoldete Lehnsessel mit prächtigem Seidenzeug, aber alle von Insekten zerfressen und nur bei europäischen Besuchen gebraucht. Der merkwürdigste Gegenstand des Hauses blieb aber unzweifelhaft der Sohn unseres Wirthes, der uns hier in der Stadt die Ehren des Empfanges machte, während sein Vater uns in seinem Landhaus erwartete. Rajah-Bala-Poursat erschien als die eingefleischte Gefräßigkeit: ein wahrer Fettklumpen, schwer beweglich und dumm umherglotzend, die Kinnbacken beständig mit der Arbeit des Betelkauens beschäftigt. Er machte auf uns Alle einen widerwärtigen Eindruck, und der Resident verabschiedete sich bald wieder.

Wir ritten nun durch eine lange Vorstadt von zerstreuten, zum Theil in Verfall begriffenen Häusern, die aber dennoch durch die Umgebung der Bäume und blühendem Gesträuche ganz anmuthig aussahen. Dann gelangten wir in ein grünes Meer von weit ausgedehnten Reisfeldern, wo rechts und links Grabhügel den hindurchführenden Pfad bezeichneten. Endlich zeigte sich fernher hinter hohen Mauern ein dichtes Gehölz, durch dessen Blätter vergoldete Spitzen und Kugeln schimmerten; es war Baghaderi, Chandoulal's Villa, ein Labyrinth von Kiosks, Gärten, Springbrunnen und Wasserwerken. Zu unserm Empfang war das mittlere Kiosk eingerichtet, vorzugsweise das Rangmahl oder der tausendfarbige Pavillon genannt; eine Art hölzerner Sennhütte, viereckig, aus einem Erdgeschoß und einer Belletage bestehend, in Form zweier von leichten, geschlängelt-cannelirten Säulen getragener Gallerien. Am Fuß der Treppe vor der Hauptfaçade kam uns ein kleiner alterschwacher Mann, auf zwei Diener gestützt, entgegen. Sein Turban war der eines Brahminen von der Schreiberkaste, auch trug er die Brahminenschnur am Hals. Ein weißes Musselin-Unterkleid über der Brust

mit Schnüren befestigt, türkische Beinkleider von karmoisinrother Seide, Strümpfe von weißer Seide ohne Schuhe, die er uns zur Ehre abgelegt hatte, so wie ein sehr kostbarer Kaschmirshawl machten seine einfache Kleidung aus. Als einzigen Schmuck trug er mehrere Ringe, an denen ein großer Diamant von außerordentlichem Feuer, ein Rubin mit persischen Charakteren und einige Smaragde besonders in die Augen fielen. Doch zeigt er nicht immer diese Einfachheit: bei großen Feierlichkeiten zieren ihn oft Perlen, Steine und Brillanten, deren Werth viele Millionen übersteigt. — Man wechselte den üblichen Gruß, der darin besteht, daß man sich verneigt und dreimal die Hand mit ausgestreckten Fingern vom Knie, oft sogar vom Boden bis an die Stirn bewegt; dazu kommt auch das Salem aleikum (Friede sei mit euch) und einige Höflichkeitsfragen. Darauf nahm Chandoulal den Residenten bei der Hand und führte ihn in den Empfangssaal. Vor dem Eintritt in denselben ließ Jeder von uns sich durch seine Bedienten die Stiefel oder Schuhe ausziehen, welche anzubehalten hier eben so unschicklich wäre, als wenn bei uns Jemand mit dem Hut auf dem Kopf in ein Zimmer träte. Die Menge der Eingeborenen lief ebenfalls entweder in seidenen Strümpfen oder barfuß neben uns her. Diese Sitte erscheint weniger verwunderlich, wenn man bedenkt, daß die Orientalen ihren Stubenboden eben so reinlich halten, wie wir unsere Stühle, indem sie auf denselben liegen, ihn immer mit der Hand, beim Gebet sogar öfters mit der Stirn berühren. Nachdem wir uns also der Etikette gemäß unsere Füße von ihrer äußeren Hülse befreit hatten, stiegen wir zu der Estrade hinauf, wo der Minister schon an der Seite des Residenten Platz genommen hatte. Nachher gingen wir hinter einander vor ihm vorüber, machten unsern Gruß und ließen uns auf Lehnstühle nieder, die rechts und links von ihm in einem Halbzirkel standen. Jetzt konnte ich ihn genauer mit Muße betrachten. Chandoulal hatte keine Zähne mehr und seine vorstehende dunkelrothe Unterlippe stach grell gegen seine fast goldgelbe Haut und gegen seinen, wie es schien, künstlich geschwärzten Bart ab. Sein Kopf war höchst charakteristisch. Während er sich persisch mit dem Residenten unterhielt und mit besonders feiner Anmuth lächelte, schossen aus sei-

nen schwarzen Augensternen Blitze, welche tief eindringend die ganze Versammlung durchliefen: es war der Blick der Klapperschlange, wenn sie einen Vogel bezaubert; man konnte sich nicht abwenden.

Sobald wir saßen, ließ man die Wasserkünste spielen, welche weniger auf einen großartigen Effect, als vielmehr auf den Reiz der Mannigfaltigkeit durch den Wechsel von tausend verschiedenen, an sich ganz artigen Verbindungen berechnet waren. Darauf erschienen Diener mit Halsketten von einer Art sehr wohlriechender Jasminblumen, welche sie jedem Gast umlegten, und so wurden wir in den Festsaal geführt. Hier fanden wir unsere eigenen Bedienten wieder. Jeder stand hinter dem Stuhle seines Herrn mit silbernen Bestecken, die wir selbst hatten mitbringen müssen, da Fürst, wie Volk hier mit den Fingern ißt. Fleischmassen auf ungeheuren Platten bedeckten den Tisch, aber alles ohne Geschmack, ohne Ordnung. Die massiv silbernen Platten, die schönen Candelaber stachen sonderbar ab gegen die auf demselben Tisch stehenden kupfernen Leuchter. Lange, aber durch Unreinlichkeit und trübe verwittterte Flecken sehr entstellte Spiegel bedeckten die Wände. Während der Mahlzeit sang ein Sängerchor unser Lob in ohrzerreißenden Tönen; zum Glück wurden diese indeß durch den Lärm von Trommeln und andern barbarischen Instrumenten, welche gleichzeitig im Garten spielten, einigermaßen vertuscht. — Der Radschah Chandoulal und einige andere Eingeborene saßen mit uns an der Tafel; aber die Mehrzahl der Indier rührte nichts von dem Essen an, indem sie sich begnügten, während der Musikpausen unter einander zu plaudern und ihr Hukah zu rauchen. Nur ein Tisch des Festmahls war über allen Tadel erhaben: die Liqueure und Weine, hauptsächlich Bordeaux, Champagner, Xeres und Madeira nebst moussirenden Wassern. Da jedoch die englischen Officiere anfingen, darin mit wahrem Unmaß zu schwelgen, so hielt der Resident für zweckmäßig, diesem Trinkgelage bei Zeiten ein Ende zu machen. Er erhob sich, und wir folgten ihm in einen neuen Salon, der im Erdgeschoß lag und gegen den innern Hof hinauslief. Dieser Salon heißt vorzugsweise Rangmahl oder die gemalte Gallerie. Die Wände sind mit Malereien im Geschmack der Kartenfiguren

bedeckt und eben so brillant im Farbenschmuck. Die Gegenstände sind aus der indischen Mythologie oder Bildnisse berühmter Bajaderen. In einem anstoßenden Cabinet hatte man die Wände mit Porzellan-Mustern aller Art tapezirt, so daß ganze Teller, Tassen, Präsentirteller, Malereien von Sevres, Berlin und Birmingham in den Gyps eingelassen und so alle Felder ausgefüllt waren. Dies gab einen höchst seltsamen Anblick, aber gefälliger, als man sich vorstellen möchte. Eine Menge von farbigen Lampen hatte man inzwischen verschwenderisch an den vielen Säulen der Gallerien und an allen Balkons des Hofes angezündet. Ueber diesen Hof hatte man ein mächtiges Tuch als Dach ausgebreitet, so daß daraus ein großer Saal wurde, und in der Mitte dieses Raumes war ein von Lichtern strahlender Baum aufgestellt, der einem Feuerobelisken glich.

Zahlreiche Gruppen von Indiern hatten sich mit einer Zuversicht in den Hof gedrängt, die den Beweis von der Leutseligkeit dieser orientalischen Machthaber im täglichen Verkehr liefert. Sie ließen nur den blendend erleuchteten Saal frei, wo wir saßen und wo die „Natsches" oder die Tänze der Bajaderen vor sich gehen sollten. Uns wurde dies Schauspiel bald langweilig, aber die Eingeborenen können die ganze Nacht hindurch mit unermüdlicher Geduld dabei ausharren, indem sie an solchen immer wechselnden Figuren eine entzückende Augenweide haben. Doch waren die Natsches, welche wir hier sahen, allerdings weit erhaben über denen zu Nellore. Die im Tact sich bewegenden Gruppen bestanden aus sieben Personen: drei blieben als Musikanten im Hintergrunde und nur zwei tanzten; auf jeder Seite aber hatte sich ein Massalchi oder Fackelträger mit seiner Fackel aufgestellt, welche er, den Bewegungen der Tänzer immer folgend, senkte und hob. Die Kleidung derselben zeichnete sich durch Reichthum aus. Die Beinkleider waren von heller Seide, mit Borden und Silberstickereien besetzt, überdies so lang, daß sie nur beim Gehen die Glöckchen-Ringe an den Knöcheln sehen ließen; auch die großen Zehen waren mit Ringen bedeckt, und eine breite, platte, silberne Kette kreuzte sich auf der Spannung des Fußes. Ueber den Beinkleidern trugen sie einen sehr weiten Faltenrock aus kostbarem Stoff, mit breiten Borden

und dicken Fransen von Gold oder Silber; ein kleines Kamisol umschloß die Brust und verbarg sich fast ganz unter einem ungeheuren Schleier, der in mehreren Windungen den Oberkörper umwallte und in breiten Enden herabfiel. Die Hände, Arme und Hals waren mit Kleinodien geziert, die Haare mit silbernen Bändern umwunden. Der Rand des Ohrs war ganz mit einer Franse von Ringen umsäumt; der Nasenring, etwa wie ein Zweifrankenstück groß, bestand aus dünnem Golddraht, mit einigen daranhängenden Perlen, welche sich auf nicht eben ansprechende Weise über dem Munde bewegten. Davon abgesehen, that das Costüm eine rechte gute Wirkung. Die Tänzerinnen, welche, begleitet von einem Tamtam und zwei Arten Guitarren, zugleich sangen, begannen gewöhnlich mit einem sehr hohen Ton, den sie möglichst lange aushielten; oft stiegen sie dann auch zu klagenden und rührenden Weisen herab. Den Tanz selbst haben wir schon beschrieben. — Die indischen Bajaderen lassen sich übrigens durchaus nicht mit den europäischen Freudenmädchen auf eine Linie stellen. Es ist nicht erhört, daß eine derselben durch Unzucht Broderwerb sucht. Sie kommen, wenn sie gerufen werden, um zu tanzen und zu singen; kommt sonst noch etwas vor, so ist dies eine Folge rein persönlicher Neigung. In ihrem ganzen Benehmen zeigen sie sich eben so anständig, als ungezwungen und anmuthig; sie legen nur eine gewisse fein berechnete Gefallsucht an den Tag. So geschieht es, daß man sie oft noch im Grabe verehrt und ihnen Mausoleen errichtet, welche sich mit denen der Sultaninnen messen können.

Ich merkte bald, daß sich außer der uns umdrängenden Menge noch andere unsichtbare Zuschauer fanden, welche ihr Dasein durch Flüstern und unterdrücktes Lachen verriethen. Es waren dies die Frauen des Harems von Chandoulal und seinem Sohn. Diese konnten uns sehen, während sie selbst hinter den auf den Hof hin gehenden hölzernen Gittern und mittelst eines Glasvorhanges verborgen blieben. Es schien, daß die Eitelkeit einer jungen Mutter die Frage zur Erörterung gebracht habe, ob es schicklich sei, ihre Kinder von den Europäern bewundern zu lassen. Wirklich öffnete sich bald eine Thür, und es traten zwei Dienerinnen mit zwei Kindern daraus hervor. Die eine

trug einen Säugling, dessen kleinen Körper man so viel als möglich mit Schmuck beladen hatte; seinen Kopf zierte eine Mütze voll blendend reicher Stickereien. Die andere Wärterin führte ein fünfjähriges Mädchen an der Hand, die wörtlich mit Steinen zugedeckt war, ihre Ohren, ihre Arme, ihre Nase, ihre Knöchel strotzten von so viel Edelsteinen, daß alle ihre Bewegungen dadurch gehemmt schienen. Ihre Gesichtsfarbe spielte in ein durchsichtiges Goldgelb hinein; die Augenbraunen und der Rand ihrer Augenlider hatten einen Schatten von Surmah (einer Bereitung aus Spießglanz), wodurch ihre großen Augen einen Anstrich des Schmachtenden erhielten; ihre Fingerspitzen waren mit Henna rosa gefärbt. Ihre Bewegungen verriethen durchaus nicht die gewöhnliche Lebhaftigkeit des kindlichen Alters, sondern sie saß vielmehr ganz ruhig da, mit stillem, halb träumerischem Lächeln auf die Fremden oder auf die Tänzerinnen hinblickend. — Dem Tanze folgte ein prächtiges Feuerwerk, dergleichen hier zu Lande höchst angenehm jede größere Abendgesellschaft schließen. Eine mächtige Explosion mit Sternenregen machte das Punktum. Beim Abschied brachte man auf einer lackirten Platte kleine Fläschchen mit Sandelöl und theilte jedem Gaste ein paar davon zu; ein anderer Diener besprengte unsere Kleider und Sacktücher mit Rosenessenzen.

Es war Mitternacht vorüber, als wir unsere Elephanten bestiegen. Abermals durchzogen wir die ganze Hauptstadt, die jetzt in tiefster Dunkelheit begraben lag. Nur der Wiederschein unserer Fackeln flammte durch die schwarze Nacht, hie und da auch die glänzende Beleuchtung einer Pagode, wobei man den Gesang der Bajaderen aus dem Lärm der barbarischen Instrumente heraushörte. Ueberhaupt scheint das vornehmste Stück des indischen Gottesdienstes ein schreckliches Getöse zu sein, von den Brahminen erregt, indem sie auf Trommeln und die immer in den Pagoden hängenden Tamtams schlagen, so wie in verschieden gestimmte Trompeten stoßen. Die schrecklichste ihrer Trompeten ist gerade, beinah cylindrisch, sieben Fuß lang und am untern Ende sehr erweitert; ihr Ton gleicht dem unseres ländlichen Dudelsackes, ist aber tausendmal stärker, als ob er Mauern umwerfen wollte. Selbst zu dieser vorgerückten Stunde,

ja bis zum Tagesanbruch strömt die Menge in die Tempel, und Jeder bemüht sich, das lärmende Mißgetön so viel als möglich zu vermehren, indem er aus Leibeskräften schlägt und bläst. Wir waren schon weit entfernt, als die durchdringenden und kläglichen Töne ihrer furchtbaren Instrumente uns noch immer verfolgten und unsere Gehörorgane zerrissen. — Auf unserem Wege passirten wir eine enge Straße, wo die zur Seite unseres Elephanten befestigte Leiter an dem vorspringenden Balken eines kleinen Hauses hängen blieb, und das Thier riß nun, ohne sich weiter darum zu kümmern, das ganze Dach mit sich fort. Wir bemerkten augenblicklich von dem Vorgang eigentlich weiter nichts, als das Nothgeschrei der Leute, welche sich plötzlich unter freien Himmel versetzt sahen.

Man kann hier zu Lande nur von drei Jahreszeiten reden: die Regenzeit dauert von der Mitte des Juni bis zum Anfang des October, der Winter von da bis Anfang des Februar; darnach beginnt die heiße Sommerzeit. Diese letztere herrscht gegenwärtig. Da ist die Sonne keine wohlthuende Göttin mehr, sondern der Vertilger Apollo mit alles durchdringenden feurigen Pfeilen. Suchen wir daher ein Unterkommen vor dem unversöhnlichen Himmel unter dem milden Schatten von Bolarum, unter seinen Banianen, Cypressen und seinen anmuthigen Kassuarina's, deren windbewegte leichte Blätter leise Klagelaute von sich geben. Aber das verzehrende Element verfolgt uns bald auch in dieses Asyl. Es kommen nun die drei Monate der größten Hitze, wo das Leben eine Last ist, wo das Studieren keinen Reiz, der Müßiggang keine Träume hat, wo die Unterhaltung eine Anstrengung, die Einsamkeit unerträglich ist. Man möchte sagen, die Welt brenne und glühe. Man kennt da nur den einen Instinct, das eine selbstsüchtige Verlangen: seine Person vor dem allgemeinen Brande der Natur zu retten. Die Empfindung ist immer, als ob alles Blut in den Kopf drängen wollte, und die vernünftigsten Leute lassen sich Blutegel an den Kopf setzen. Das

Athemholen ist kurz und keuchend. Wenn man des Morgens erwacht, fühlt man eine allgemeine Schlaffheit der Glieder, vor Allem aber das Bedürfniß, sich diesem Lichtmeer zu entziehen, welches die Augen blendet, das Gehirn aufzehrt; man verdammt sich daher zu einer beständigen Dunkelheit. Die Häuser der Europäer öffnen sich nur über Nacht; sobald die Sonne am Horizont auftaucht, wird Alles zugeschlossen. Vor jedes Fenster, das gegen den Wind sieht, vor jede Thür, wo ein Luftzug stattfinden kann, spannt man eine Tattin, eine Art grober weitäugiger Strohmatte, aus den Wurzeln eines Baumes bereitet und über einen Bambusrahmen befestigt, der genau in die Oeffnung paßt. Zwei bis drei Träger, nackt bis auf den Gürtel, schwarz und glänzend wie Schmalz, triefend von Schweiß und Wasser, begießen auswendig von Zeit zu Zeit die Tattins. Die durch das Gewebe in die Zimmer strömende Luft dünstet das von den Wurzeln träufelnde Wasser aus, kühlt sich dadurch bedeutend ab nnd bringt mit der frischen Kühle zugleich den angenehmen Duft des Wurzelsaftes. Außerdem stehen überall große irdene Gefäße, welche aus dem nächsten Brunnen beständig auf's neue gefüllt werden. Auch der Windzug des an der Zimmerdecke befestigten Punkah muß unaufhörlich seine Dienste thun, um mit seinem sanften Fächeln dem Schweiß auf der Stirn zuvorzukommen oder ihn sogleich beim Entstehen wegzunehmen. — Nachts schläft man bei offenen Fenstern, über, nicht unter dem Decktuch; aber der Gaze-Schleier, der das Lager gegen die Muskitos schützt, hemmt den durch das Gemach wehenden Luftzug. Es giebt so stille Nächte, daß nicht ein Blatt des um das Fenster rankenden Jasmins an seinem Stengel zittert, daß der Bettschleier in steifen unbeweglichen Falten herabhängt, wie wenn es eine gemeißelte Grabverzierung wäre; Nächte von solch ängstlicher Beklemmung des Athems, daß die Luft den Lungen auszugehen scheint. Um dann einige Augenblicke zu schlummern, muß ein in dem anstoßenden Zimmer wachender Diener durch eine Schnur den Punkah des Schlafgemaches fortwährend in Bewegung setzen, damit der nackte Körper seines Herrn davon umfächelt werde. Diese erstickende Ruhe ist jedoch der Gipfel und das längst ersehnte Ende der schwülen Zeit; sie ist gewöhnlich

der Vorläufer des Regens. Ferner Donner läßt sich schon von Zeit zu Zeit hören; die Sonne geht in einem Wolkenmantel unter, und Blitze leuchten jeden Abend am Horizont.

Mit Ende Mai's erscheinen die ersten Gewitter, schnell vorübergehend, aber ungemein heftig. Der Regen fällt eine halbe Stunde lang in Strömen herab; von Tag zu Tag verlängert sich seine Dauer, und gegen die Mitte des Juni bildet er das, durchaus vorherrschende Element; läßt er nach, so verhüllen doch dichte drohende Wolken die Bläue des Firmamentes. Manchmal, besonders im Juli, scheint sich die ganze Atmosphäre dreißig bis vierzig Stunden lang in einen mit Wuth auf die Erde niederstürzenden Katarakt zu verwandeln. Die Lehmhütten der Eingeborenen erweichen unter diesen Wasserlawinen; die Dächer fallen ein und begraben die Bewohner oder bewirken doch den Untergang der verkümmernden, allen Wetter-Unbilden preisgegebenen Geschöpfe. Dies ist die Zeit eines unsäglichen Elends, vor dem keine Macht und kein Reichthum schützen kann. Die abscheulichsten Reptilien, in ihren Schlupfwinkeln überschwemmt, suchen Schutz in den Wohnungen der Menschen. Alle möglichen Arten von Schlangen, Skorpionen, Tausendfüßen kommen auf die Treppen und dringen in die Zimmer. Ohne Licht darf man es Nachts nicht wagen, einen Schritt zu thun, ohne sich einem vielleicht tödtlichen Biß auszusetzen. Alles rührt man mit Mißtrauen an: in einem Stiefel oder im Aermel eines Kleides ist vielleicht der gefährliche Stachel verborgen, der dir sein Gift einflößt. Zum Glück dauert indeß diese Zeit der Angst und der unsauberen Berührungen nicht lange: der Wolken bringende, feuchte Mousson neigt sich schon mit dem Monat August zu Ende und erstirbt in den ersten Tagen des September. Die fünf folgenden köstlichen Monate lassen alles ausgestandene Ungemach vergessen; schon das bloße Dasein ist ein Glück, so balsamisch ist die Luft, so schön die Natur.

Mit dem October kommt das Ramlila-Fest herbei, welches alljährlich die ganze dem Brahmacult zugethane Bevölkerung in Aufruhr bringt. Dasselbe bezieht sich auf die sechste und berühmteste Fleischwerdung des Wischnu. Dieser wurde zufolge der indischen Götterlehre unter dem Namen Rama von der Frau

des Königs von Siam geboren. Funfzehn Jahr alt, verließ er das Elternhaus nebst seiner Gemahlin und ihrem Bruder Lukman, ging über den Ganges und predigte in ganz Hindostan die Lehre der Seelenwanderung. Während dieser Zeit fand Ravanu, König von Ceylon, Gelegenheit, ihm seine Frau, Sita, zu entführen, und nur nach einem langen Kampf und Belagerung einer hartnäckig vertheidigten Burg eines zweiten Troja, gelang es ihm, besonders unter dem Beistand eines Affenheeres, das unter der Anführung eines heldenmüthigen Affenkönigs, Namens Hanuman, mitkämpfte, seine Gattin wieder zu gewinnen. — Die Ceremonien des Ramlila-Festes sind nun weiter nichts, als eine theatralische Darstellung dieser Fabel. Die Vorbereitungen dazu in der großen zwischen Bolarum und Alwall gelegenen Ebene dauern mehrere Wochen, während welcher die Sepoyen am Aufbau einer Festung arbeiten, die von Rama und Lukman belagert werden soll. Gegen Anfang des October sieht man in diesem Umkreis mehrere kolossale Götzenbilder nebst den dazu gehörigen Pferden, Elephanten und anderen Geschöpfen sich erheben, insgesammt aus Thonerde und Stroh gefertigt, überdies auch hohl, damit sie mit Pulver gefüllt werden können. Die Ebene wird nun der Schauplatz eines kleinen Krieges, welcher mehrere Tage unter den unaufhörlichen Explosionen von Petarden, so wie unter dem schrecklichsten Getön der oben erwähnten Instrumente, fortdauert. Jeden Abend gegen Sonnenuntergang kommt irgend eine neue Gottheit, auf einem ungeheuren Wagen von dem Volke gezogen, um die eine oder die andere der streitenden Parteien zu verstärken. Der Kriegslärm vergrößert sich immer mehr, bis endlich Ravanu erscheint, in Gestalt eines Riesen von dreißig bis vierzig Fuß Höhe und im Innern ein vollständiges kunstreiches Feuerwerk enthaltend. Er hat acht oder neun Köpfe von dem scheußlichsten Ansehn, ebenso eine Menge Arme und Hände, in jeder Hand eine furchtbare phantastische Waffe. Rama und Lukman unternehmen die wüthendensten Stürme, werden aber immer zurückgeschlagen, bis am letzten Tage des Festes die zwei Schwäger, unter der Mithülfe des Hanuman und seines Affenheeres die Festung glücklich erobern. Dies Heer, von einigen hundert fratzenhaften Masken

dargestellt, führt lange Schwänze, macht Luftsprünge, heult, miaut, bellt, kreischt wie tausend Teufel. Auch sie bekommen mehrmals Schläge, endlich aber entscheidet sich für sie der Sieg. Mitten im stärksten Gewehrfeuer ergreift die Flamme selbst den Hauptriesen Ravanu, der mit einer bedeutenden Explosion in die Luft fliegt. So etwa der Hergang des Theaterstückes. Eine unabsehbare Menschenmasse strömt namentlich am letzten Tag und in der letzten Nacht vom 8. bis zum 9. October zusammen, wo dann das Ganze mit einem majestätischen Feuerwerk, in dessen Ausführung die Indier ihren Meister suchen, endigt.

In Gesellschaft einer meiner Freunde bestieg ich einen Elephanten. Dort an Ort und Stelle glaubte man die Auswanderung eines Zigeunervolkes zu sehen. So weit das Auge reichte, nichts als Zelte, Wimpel, Wagen aller Art, Menschengruppen aller Farben und Trachten, mit Waffen aus alten Zeiten, Lanzen, Schilden, Panzerhemden, Luntenflinten, Donnerbüchsen; Alles durch einander rennend, gesticulirend, rauchend, lachend, singend und schreiend; ringsum ein wogendes Meer von Menschen- und Thierköpfen. Nur äußerst mühsam konnten wir vorwärts kommen, und manchmal hob der Elephant Einen, den er nothwendig hätte erdrücken müssen, sachte mit seinem Rüssel aus dem Wege. Die Sonne war längst untergegangen, als wir den Platz erreichten, welcher den Europäern für den Anblick des letzten Actes aufbewahrt worden war. Ein sehr lebhaftes Gewehrfeuer hatte bereits begonnen und verstärkte sich immer mehr. Die Schaaren des Ravanu, seine Pferde, seine Elephanten sprangen nach einander zur großen Befriedigung der Menge in die Luft. Endlich kam die ungeduldig erwartete Katastrophe, die Krone des Festes: eine außerordentliche Anzahl der schönsten Feuerwerkskünste sprüht plötzlich aus dem riesenmäßigen Körper; seine Köpfe, Arme, Waffen werden mit Krachen nach allen Richtungen umhergeschleudert, und in dem dicken Rauche, der Alles verhüllt und in welchem die Festung selbst verschwindet, unterscheidet man zuletzt nur die widerwärtigen gigantischen Göttergestalten, welche durch ihren trüben Schein in der Dunkelheit ein noch grauenvolleres Ansehn bekommen. — Den andern Tag wird Sita, von einem jungen Mädchen dargestellt, im

Triumph herumgeführt, während sie in einem herrlichen Palankin neben ihrem Gatten sitzt.

Zur Frühlingszeit feiert man mehrere Feste, unter denen das merkwürdigste ist das Durgah=Pujah, zu Ehren der Göttin des Mordes und der Unzucht, der grausamen Kali, die sich an den Qualen der Menschen weidet. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich ein offenbarer Widerspruch in dem Charakter des sonst so sanftmüthigen Hindu. Derselbe Mann, der vor jedem Peitschenhiebe flieht, der wie zum Tode bereit den Kopf senkt und schreit, sobald ein Europäer nur die Hand aufhebt, derselbe Mann läßt sich für eine verhältnißmäßig geringe Belohnung pfeilschnell in der Luft umschwingen, aufgehängt an einem Seile, das mit zwei eisernen angelförmigen Haken in das Rückenfleisch eingreift. Dies Schauspiel wiederholt sich alljährlich am Durgah=Feste, und es giebt keine noch so kleine Stadt, die nicht irgend einen Fest=Marterbaum errichtet hätte. Ueberall findet man die Leute gutwillig genug, sich dieser Qual zu unterziehen, bezahlt von reichen Heuchlern, welche ihr Heil durch Kreuzigung eines Anderen erreichen wollen, und diese Armen leiden ohne eine Klage, Manche singen sogar dabei; ihr Trost dabei besteht allein in der Aussicht auf hundert Rupien (250 Franks oder 117 Gulden), welche ihren Lohn ausmachen.

Auch die Muhammedaner feiern dergleichen Feste. Sie sind freilich, als auf eine mehr geläuterte Religion gegründet, weniger gräßlich, haben aber doch immer durch Vermischung mit den Indiern mehr oder weniger von der sonderbar grellen Farbe des Landes angenommen. Ich will eins derselben beschreiben, nämlich das am 7. Juli von den Schiiten gefeierte Mohorrum=Fest. Als nämlich Ali, der vierte Khalif und Schwiegersohn Muhammeds gestorben war, entstanden Streitigkeiten über die Thronfolge. Ali hinterließ mehrere Söhne, von denen der ältere, Hassan, sich in eine Einsiedlerhütte am Grabe des Propheten zurückzog, der zweite Hussein aber, damals noch zu jung war, um das Khalifat gegen mächtigere Bewerber behaupten zu können. Mit der Zeit wuchs er indeß heran und erwarb sich bald durch Frömmigkeit und Tapferkeit die allgemeine Liebe. Als Haupt der Familie mußte und wollte er nun seine Rechte

auf den Thron geltend machen. Unkluge Freunde spiegelten ihm vor, er brauche sich nur zu zeigen, um eine Schilderhebung des ganzen Volkes zu seinem Gunsten zu veranlassen. Dadurch getäuscht, wagte Hussein sich mit nur sehr geringer Begleitung auf das Gebiet des damals in Persien residirenden Khalifen. Er zählte außer einigen Frauen und seiner Schwester Fatime, nur zwei und dreißig Reiter nebst vierzig bewaffneten Fußgängern und sah sich plötzlich auf einer Ebene von fünf tausend arabischen Reitern umringt. Da er die Ungleichheit des Kampfes sah, beschwor er die Seinigen, ihn zu verlassen und ihr Heil in der Flucht zu suchen; aber diese kleine Schaar edeler Helden drängte sich vielmehr um ihn und weihte sich dem Märtyrertod. Durch einen tiefen Graben, den sie mit brennendem Holz anfüllten, geschützt, leisteten sie einen verzweifelten Widerstand. Die Angreifenden bedeckten sie nun mit einem Hagel von Pfeilen, unter welchen nach und nach alle Begleiter Husseins erlagen, bis er selbst, als der einzige noch Uebrigbleibende, sich blutend und erschöpft vor sein Zelt setzte, wo er in den Armen seiner Schwester Fatime ermordet wurde. — Der 7. Juli, als Hussein's Todestag, wird nun durch das Fest Mohorrum gefeiert, wozu man sich durch sehr strenges Fasten vorbereitet. Während dieser Zeit werden kleine Buden an jeder Straße und in jedem Winkel errichtet; in diesen spendet der Reiche mit eigener Hand den Armen und Reisenden den Sorbet, einen frischen ungegohrenen Trank, eigends dazu bereitet, um den Durst während des peinlichen Fastens zu stillen. Am Abend des letzten Tages bemerkt man eine außerordentliche Aufregung: zwei Kenotaphien, die Gräber Hassans und Husseins darstellend, welche von den Schiiten allein als rechtmäßige Nachfolger des Propheten angesehen werden, sollen in Prozession herumgetragen werden. Alle Gläubigen müssen dabei thätigen Antheil nehmen; die Vornehmeren reiten auf Kameelen oder Elephanten, und eine zahlreiche Musikbande geht an der Spitze, während die wiederholten Ausrufe: „Hassan, Hussein!" unaufhörlich allen Lippen mit einem Jammergeschrei entströmen; Aller Augen vergießen Thränen, und Jeder scheint in den heftigsten Schmerz versunken. Aller Orten, auf den öffentlichen Plätzen, auf den Kreuzwegen, in den

Höfen großer Häuser, überall, wo der Raum es gestattet, sind runde Gruben mit Feuer angefüllt. An solchen Punkten muß die Prozession Halt machen. Ein Priester tritt aus der Menge hervor und fängt an, den Heldentod des Hussein mit den lebhaftesten Farben zu schildern, indem er alle seine Wunden mit immer steigender Betrübniß und Verzweiflung herzählt. Er recitirt und singt abwechselnd; sein lebendiges Gebehrdenspiel entspricht dem auf's höchste gesteigerten Ton seiner Stimme. Die Umstehenden antworten bei jeder neuen Wunde des Hussein mit Schreien und Lauten, welche die Schmerzenstöne eines auf den Tod Verwundeten und die letzten klagenden Seufzer eines Sterbenden nachahmen. Der Priester zerschlägt die Brust; das Chor seiner Umgebung ebenso, und man hört endlich weiter nichts, als das fortwährende Geschrei: „Hassan, Hussein!" dem die tactmäßigen Schläge auf die Brust antworten. Unterdessen hat sich auch das niedere Volk in verschiedene Gruppen getheilt, die sämmtlich ebenfalls sich wüthend an die Brust schlagen und im schwerfälligen Rythmus um die Feuergruben herumtanzen; das Licht der Flamme läßt alle Bewegungen ihrer bronzenen Körper deutlich hervortreten; ein wahrhaft diabolischer Anblick! Der religiöse Fanatismus steigert sich oft bis zu einem solchen Grade, daß die Schiiten, welche in ihren Gegnern den Sunniten, die Mörder des frommen Märtyrers sehen, über dieselben herfallen, so daß es zum Blutvergießen kommt.

Nur wenige Stunden von Heiderabad entfernt, liegt die Festung Golkonda, gleich einem Adlernest, auf hohem Felsblock. Am Fuße desselben dehnt sich ein weites Feld aus, welches fast ganz von den Gräbern der Dynastie Kutubsbah eingenommen wird. Diese sind ein Lieblingsplatz für die Picknicks und Jagdparthien während der heißen Jahreszeit. Die mächtigen Gewölbe mit den ungeheuren Kuppeln bieten einen undurchdringlichen Schutz gegen die drückende Sonnengluth und dienen zahlreichen Waldtauben zum Aufenthaltsort, unter welchen die Neulinge des Jagdvergnügens gern große Verheerungen anrichten.

Wer längere Zeit in Indien gelebt hat, gewöhnt sich bald daran, eben sowohl heitere Tage, als ruhige Nächte unter düsteren Grabgewölben zuzubringen; er speist auch mit gutem Appetit auf einem schwarzmarmornen Sarkophag, an welchem arabische Zeilen die Tugenden und Thaten eines Fürsten preisen, dessen Gebeine unter seinen Füßen modern, während Fledermäuse sein Haupt umkreisen und das Echo der ungeheuren Kuppel alle Töne mit einer betäubenden Erschütterung wiederholend, das ungehörige Lachen eines Freundes mit Donnergebrüll schilt. — Was die Festung Golkonda betrifft, so erfreut dieselbe sich nur einer einfachen Schutzmauer mit Brustwehren, die sich auf den Fels stützt und allen Krümmungen desselben folgt. Nichts desto weniger wird dieser Platz aufs schärfste bewacht und es geschieht wohl, daß neugierige Beschauer, welche sich zu nahe an die Mauern wagen, von der Schildwache mit einem Flintenschuß begrüßt werden. Hier befindet sich nämlich die Schatzkammer des Nizam. Dahin verlegt die Volkssage auch die berühmten Diamantgruben, wahrscheinlich veranlaßt durch die vielen in jener Schatzkammer vorhandenen Edelsteine. Die wahre Lage dieser Diamantgruben ist auf der Küste von Koromandel, etwas nördlich von Mazulipatam; die Gruben sind aber jetzt sehr in Verfall gerathen, da die Edelsteine von Jahr zu Jahr im Preise sinken.

Höchst belohnend ist ein Ausflug von Heiberabad in das nordwestliche Dekan bis hinauf nach Arungabad und Ellura (Ellora), zumal wenn man zu dem Ende die hier so lieblichen Monate November, December oder Januar wählt. Dann durchschneidet man einen unermeßlichen Landstrich voll der reichsten Ernten, wo Gerste, Mais, Tabak, so wie das anmuthige Zuckerrohr an Ueberfluß wetteifern. Hier und da kündigt ein Getreidefeld ein milderes Klima an; auch der Weinstock zieht seine Ranken über den begünstigten Boden und liefert eine fleischige schmackhafte Frucht, die den Trauben von Malaga ähnelt, aber in zu geringer Menge vorkommt, um sie zur Weincultur zu benutzen. Dieser wird durch einen nicht so unschuldigen Sorgen-

brecher ersetzt: das ist der Mohn, dessen weißes und purpurrothes Gewand weithin die reichen Hügel umkleidet. Die langen Stengel der Felder wogen bei jedem Windhauch gleich Meereswellen. Endlich hat die Hand der Allmacht auf derselben Fläche Bambus, wilde Dattel- und Feigenbäume gepflanzt, bei jedem Schritt die Landschaft verschönernd.

Wir sprechen nicht von dem ersten, höchst einförmigen Theil des Weges; diesen durchfliegen wir eiligst auf unsern schnellen Rossen. Nach fünftägigem Marsch treffen wir die Stadt **Bider** (Beder), auf einem Hügel erbaut und etwa zwei Meilen im Umfang haltend. Früher, wo sie Sitz einer afghanischen Herrscherfamilie war, muß sie sehr fest gewesen sein, als sie noch von einem tiefen, in Felsen gehauenen Graben umringt auch durch hohe Mauern und Thürme mit Zinnen vertheidigt wurde. Jetzt liegt alles dies in Trümmern. Die Einwohner fabriciren Waaren, welche aus Kupfer und Zink bestehen und übersilbert werden; man führt davon eine große Menge nach allen Theilen Hindostans aus. Der Maler findet in den prächtigen Grabmälern ein treffliches Object für seinen Pinsel. Die Form derselben ist überall die gleiche: eine rechtwinklige Gallerie ruht auf einer Plattform, wohin breite Granitstufen führen, terrassenförmig bedeckt durch ein Geländer und einen Kranz, deren Zierde Stuckaturarbeiten sind von Chenam (ein aus gepulverten Muschelschalen bereiteter Stoff, hart, glänzend und blendend weiß, wie parischer Marmor). Jene Gallerie wird von gewölbten Arkaden getragen und umgiebt einen viereckigen Saal, den eine mächtige Kuppel mit sehr kleiner vergoldeter Spitze bedeckt. In der Mitte dieses nur durch die Eingangsthür spärlich erhellten Saales erhebt sich ein ganz einfacher Sarkophag von schwarzem Marmor, auf welchem eine Reliefschrift in pomphaften bilderreichen Ausdrücken den Ruhm des Verstorbenen für die Nachwelt bewahrt.

Von Bider bis zum Ufer des heiligen Godavery erstreckt sich ein wellenförmiges Terrain mit üppiger Vegetation: ein wahres Eldorado für die Jünger Diana's. Hier weiden unzählige Heerden von Dammwild, Hirschen, wilden Schweinen; hier springt die Antilope, erhebt die Trappe ihren schwerfälligen

Flug, begrüßen Millionen von Wachteln und Rebhühner, besonders die farbigen, den Tag. Ganze Schwärme von Enten, Kriekenten, wilden Gänsen, Reihern, Seeraben beleben die Teiche; jeder Sumpf, jedes Reisfeld wimmelt von Schnepfen. Wenn du dem schattigen Rande eines Waldbaches folgst, läßt sich durch die blühenden Zweige, die über deinem Haupte schweben, ein rauschender Flug hören: es ist ein Pfau mit glanzvollem Gefieder, welcher dir die Nähe eines nicht weniger schönen, aber gefährlichern Waldbewohners anzeigt und dir räth, eine Kugel in den Lauf deiner Flinte zu laden. Alsbald wirst du im Sande des Baches die deutliche, vielleicht noch ganz frische Fährte des gefleckten Fürsten der Wüste entdecken. Wirklich ist es ein sonderbares, aber unfehlbares Zusammentreffen, daß immer, wo ein Pfau sich zeigt, auch der Tiger nicht weit ist. Beide lieben ohne Zweifel dieselben Oertlichkeiten; dasselbe dichte Gebüsch, welches dem Vogel behagt, dient auch seinem furchtbaren Nachbar zum Schlupfwinkel, wo er seinem Opfer bis zum Momente des todbringenden Sprunges verborgen bleibt. — Hast du den Godavery erreicht, so weile ein wenig an seinem Ufer: es ist der Fluß der Liebesmythen. Bald wirst du junge Mädchen kommen sehen. Sie tragen Blumen in einem großen Bananenblatte, das sie sacht auf die Fluth legen und es im Fortschwimmen mit den Augen verfolgen. Sie knüpfen Furcht oder Hoffnung an das Schicksal ihrer Opfergabe. Wenn die kleine grüne Barke, welche das Zeichen ihrer Liebe birgt, in wenigen Augenblicken untergeht, so entfernen sie sich mit Thränen in den Augen; wenn sie dagegen, so weit die Blicke reichen, oben bleibt, wandeln sie leichten Fußes und Herzens heim. Wie lieblich und zierlich sind diese indischen Mädchen! Ich habe mich oft an ihren schönen, von antiker Kleidung leicht und anmuthig umhüllten Formen ergötzt, wenn sie allabendlich in Gemeinschaft zu den Brunnen gingen, um Wasser zu schöpfen: eine urväterliche Sitte, die im ganzen Orient, besonders aber mitten in Hindostan herrscht.

Indem wir gemächlich von Station zu Station der Jagd obliegen, gelangen wir nach Jaulnah, wo die leichte Division der englischen Hülfsarmee von Heiderabad ihr Standquartier

hat. Das Lager wird nur durch ein Flüßchen von der alten befestigten Stadt Jaulnapur getrennt. Diese Truppen werden ganz auf dem Kriegsfuß gehalten; die Zelte, die Kameele, alle Transportmittel sind vollständig und immer zum Aufbruch bei der Hand. Man lebt hier nämlich in der Nachbarschaft der wilden Bhils-Stämme. Diese nähren sich von Raub und Diebstahl; das ist ihr Handwerk, und sie verstehen es in der That meisterhaft. Um durch ihr Land ohne Gefahr zu reisen, thut man am klügsten, sich ein Schutzgeleit von den Räubern selbst auszubitten; denn ihre gegen eine geringe Abgabe eingegangenen Verpflichtungen halten sie treulich; sonst hilft die sorgfältigste Wachsamkeit gegen ihre Geschicklichkeit nichts. Sie kriechen wie Schlangen in den Gräben, in den Furchen der Felder, ahmen hundert verschiedene Stimmen nach, verdecken durch den Schrei eines Schakals eine Bewegung, die Lärm verursacht hätte, während ein Anderer in größerer Entfernung das Kläffen eines Thieres macht. Sie werden dir während des Schlafes selbst das Tuch stehlen, in welches du dich eingehüllt hast. Zu dem Ende kauert sich der Dieb außerhalb deines Zeltes in einem Winkel nieder, wo man ihn nicht bemerkt, wo er aber das Athemholen sowohl des Herrn, als seines Dieners vernehmen kann. Sind beide eingeschlafen, so macht der Spitzbube einen vertikalen Schnitt in das Zelttuch, und dies genügt ihm, einzudringen. Er schleicht wie ein Gespenst, ohne nur ein Sandkorn zu bewegen. Sein Körper ist ganz nackt und eingeölt; ein Dolch hängt an seinem Halse. Er kauert an deinem Lager nieder, faltet das Betttuch ganz nahe am Körper in sehr kleine Falten, damit es den geringsten Raum einnehme. Dann geht er auf die andere Seite, kitzelt sanft den dadurch in eine Art magnetische Betäubung versetzten Schläfer, so daß er sich instinktmäßig zurückzieht und endlich sich umkehrt, während das zusammengefaltete Tuch hinter ihm bleibt. Wenn du aber wirklich erwachst und den Schurken ergreifen willst, so fassest du einen glitschenden, glatten Körper an, der wie ein Aal aus den Händen entwischt; solltest du ihn aber dennoch fest halten, dann wehe dir! der Dolch zuckt blitzschnell durch dein Herz, du schwimmst in deinem Blute und der Mörder ist verschwunden. Die Engländer

haben keine Mühe gescheut, um eine so verwilderte Menschenrace zu zähmen; aber die sittliche Veredlung schreitet, wie immer, nur langsam vorwärts.

Ohne uns in diese unheimlichen Gegenden zu wagen, wenden wir uns mehr westlich nach der Stadt Aurungabad, einst so stolz und blühend. Durch den Mongolen Aurungzeb gegründet und später zu seiner Residenz gewählt, verdunkelte sie eine Zeitlang die Kaiserstadt Delhi. Unter dem Umschwung der politischen Verhältnisse ist sie in neueren Zeiten von Jahr zu Jahr gesunken; in den letzten Decennien belief sich ihre Bevölkerung höchstens auf sechzigtausend Seelen. Die edlen Paläste dieser mongolischen Königsstadt zerfallen in Staub, und selbst das prächtige, von Aurungzeb dem Gedächtniß seiner Tochter gewidmete Grabmonument geht mit schnellen Schritten dem allgemeinen Schicksal entgegen, so daß nach etlichen Jahren unter den Cypressen desselben sicher der Schakal, die Hyäne und andere dergleichen Thiere, die in den benachbarten Bergen hausen, ihr widerwärtiges Geheul erschallen lassen werden. Unter anderen bewundernswürdigen Werken unterscheidet man den Palast des Gründers der Stadt und die allerliebst gebaute Moschee des Schah Sahib Tukeah. Jetzt ist hier ein Standquartier der Armee des Nizam.

Etwa drei Stunden davon entfernt zeigt sich die berühmte Festung Dolutabad, d. i. Ort des Reichthums, ohne Zweifel so genannt, weil sie den Herrschern als Geldkiste diente, um hier den Raub des Landes sicher zu bergen. Mitten in der Ebene aufsteigend gleicht die Festung einem fünfhundert Fuß hohen Bienenkorb auf einem Granitkegel, dessen untere Abhänge so schroff sind, daß sie eine erste unangreifbare Mauer von achthundert Fuß senkrechter Höhe bilden. Eine über den Graben führende Zugbrücke erschließt die einzige künstliche Oeffnung in dieser steilen Böschung: es ist dies eine in den Fels gehauene Gallerie, wo nur ein Mann nach dem andern mit gebücktem Körper vorwärts schreiten kann. Die Gallerie durchschneidet dann ein gewölbtes, nur durch Fackeln beleuchtetes Wachthaus. Von hier aus klimmt der Weg wiederum ungefähr siebenhundert Fuß aufwärts, um in ein zweites Gemach zu leiten, das seinen

einzigen Zugang von oben her durch eine Fallthür im Deckgewölbe erhält. Diese ist durch ein eisernes Gitter verschlossen und so eingerichtet, daß man im Fall der Noth einen Scheiterhaufen darüber anzünden kann, dessen Rauch und Gluth den Belagerern, wenn sie bis dahin gedrungen sein sollten, den längeren Aufenthalt daselbst unmöglich machen würde. Ist man endlich aus der finsteren Tiefe an das helle Tageslicht emporgetaucht, so bleibt noch, ehe man die den Gipfel krönende Citadelle erreicht, eine lange, schmale, vom Kreuzfeuer zu bestreichende Treppe übrig, welche sich mühsam zwischen den zur Aufsammlung des Wassers in den Fels gehauenen Schluchten hinaufzieht. Die damals kaum hundert Mann zählende Besatzung reicht völlig hin, eine solche Festung uneinnehmbar zu machen, und doch hat sie schon öfter, beinah ohne einen Schuß zu thun, ihre Herren gewechselt. Ein Paß von Seiten des Ministers verschaffte uns den Eingang, und beim Abschied ließ uns der Commandant einen Korb der delikatesten Trauben einhändigen: ein eigenthümliches, oft wohl hundert Meilen weit umher verschicktes Product dieses Platzes.

Das letzte und beste Stück unserer Wallfahrt sind die uralten unterirdischen Tempel von Ellura (Ellora). Eine gepflasterte allmählig aufwärts steigende Straße öffnet sich auf ein Hochland, wo man das Dorf Rozah grade über den berühmten Höhlen findet, die mit Recht als eines der merkwürdigsten Weltwunderwerke betrachtet werden. Zu Rozah bezeichnet eine einfache Marmorplatte das Grabmal des Eroberers von Indien, Aurungzeb. Wenige Schritte davon schiebt sich ein Fremdenobdach oder Bungalo auf den äußersten Rand des ausgehöhlten Abhanges, und unten dehnen sich vom Fuß des Säulenganges die Ebenen von Kandeisch unabsehbar bis zum fernsten Horizont aus. — Ein unbeschreibliches Erstaunen überwältigt alle Gedanken und Empfindungen unserer Seele, indem uns ganz unvermuthet noch im Schooß der Erde am Ausgang einer tiefen Höhle ein himmelanstrebender Tempel in die Augen fällt, der in den lebendigen Fels gehauen und von dem ihn erzeugenden Berg abgetrennt ist durch einen Vorplatz von 250 Fuß Länge und 150 Fuß Breite. Der so getrennte Felsblock hat nicht weniger

als 500 Fuß Umfang und erhebt sich in einem Stück 100 Fuß von seiner Grundfläche in die Höhe, mit einer Länge von 145 und einer Breite von 62 Fuß. Daneben machen die mannigfaltigen Einzelheiten nicht weniger einen erhabenen Eindruck als die ganze großartige Masse: die unzähligen Sculpturen von Menschen- und Thiergestalten, die Frieße, die Säulen, die fast in der Luft schwebenden Kapellen, die ungeheuren Säle mit glänzend polirten Wänden, Alles athmet den feinsten Geschmack. Ueberdies scheint die zerstörende Hand der Zeit und der Menschen noch nicht bis in dies Heiligthum hineingereicht zu haben; die Treppen bis auf die oberen Gallerien, die Thore, die Fenster, die Bogengänge, Alles hat sich in vollkommen unverletztem Zustande erhalten. — Nicht aber an einem einzigen Meisterwerk hat sich das Genie des Künstlers erschöpft: drei Reihen von unterirdischen Gallerien durchziehen noch den Granitsaum, welcher den erwähnten Vorplatz umgiebt, durchdringen den Fels auf nicht weniger als zwei Stunden Weges und eröffnen ein ganzes Pantheon der indischen Götterwelt.*)

---

*) Aehnliche Denkmäler eines hohen Alterthums finden sich auch auf den Inseln Salsette und Elephante bei Bombay. Die Grotten von Kenneri auf Salsette sind so zahlreich, daß sie vormals eine unterirdische Stadt gebildet zu haben scheinen. Eine der geräumigsten wurde von den Portugiesen zu einer Kirche eingerichtet. Auf beiden Seiten des großen Säulenganges stehen zwei gigantische Figuren von 25 Fuß Höhe. — Die Insel Elephante wurde von den Europäern so genannt wegen eines aus schwarzem Fels gehauenen kolossalen Elephanten. Der daselbst befindliche berühmte Grottentempel ist in Thonporphyrfels eingehauen. Er mißt ohne die Anbauten 130 Fuß im Geviert und hat eine Höhe von 14 Fuß; die Decke wird durch 42 Pfeiler gestützt, welche beim Aushauen stehen geblieben. Die Wände zeigen halberhabene, auf den Siwacult sich beziehende Göttergestalten von theilweis schöner Arbeit. — Hier noch die beiläufige Notiz, daß nordöstlich von Ellura am Tapti Burhanpur liegt, eine große, durch Gewerbthätigkeit und Handel blühende Stadt, im Jahre 1416 n. Chr. von den Mongolen gegründet und vielleicht in der ganzen Halbinsel Dekan am schönsten gebaut. Der als Titelblatt von uns gegebene Palast gehörte einem ehemaligen Suba oder Gouverneur der Stadt.

Drittes Kapitel.

Um das Innere des Südens noch etwas näher kennen zu lernen, nahm ich die Einladung eines englischen Officiers an, ihn von Bolarum aus nach Bellary zu begleiten, von wo aus baldige Truppenbewegungen stattfinden sollten. Da wir noch einige Abschiedsbesuche zu machen hatten, so schickten wir unsere Leute bis zu der kleinen Stadt Schumschabad, ungefähr sieben Stunden von Bolarum gelegen, voraus, mit dem Befehl, unsere Zelte daselbst aufzuschlagen.

Es war bereits acht Uhr Abends, als wir einen Elephanten des Residenten bestiegen, welcher uns zu unserer ersten Reiselagerstätte bringen sollte. Längs den Stadtmauern dahintrabend, hörten wir in der Dunkelheit vielfach das Gebell der vielen herrenlos um die Menschenwohnungen umherschweifenden wilden sogenannten Paria-Hunde, welche den kläffenden Schakalen im Gebirg antworteten; dazu quakten die Frösche in den Bächen, die Insekten brummten, und die ganze Natur musicirte im Chor. Ueber unsern Häuptern gossen die Sterne ein helles Lichtmeer aus, und die Leuchtkäfer ließen ihren milden Glanz durch die ruhige Atmosphäre erschimmern. So verstrich angenehm die Zeit. Plötzlich ertönte das Wer da? einer Schildwache, das Wiehern eines Pferdes, das Geklingel eines Ochsen wurde vernommen. Kleine Lichter bewegten sich wie Irrlichter unter einer Tamarinden-Gruppe hin und her; ein tüchtiges Feuer flammte unter freiem Himmel vor einem Zelt. Es waren unsere Leute. Eine Tasse Thee wurde für uns nach englischer Sitte bereit gehalten. Nachdem wir diese noch getrunken, überließen wir uns dem Schlummer.

Des andern Morgens warteten wir, bis unsere ganze Colonne sich in Bewegung gesetzt, dann erst bestiegen wir unsere Pferde. Während es im Schritte vorwärts ging, konnte ich in Muße unsere kleine buntscheckige Gruppe betrachten. Außer den Dienern hatten wir als Escorte einen Unterofficier nebst einigen Sepoyen, um uns gegen Tiger und Räuber zu schützen, so wie von Ort zu Ort die nöthigen Führer zu beschaffen. Die Sol-

daten, welche in voller Uniform, rothem Rock und blauen Hosen aus ihrem bisherigen Standquartier ausgezogen waren, begnügten sich jetzt auf dem Marsche mit der höchst einfachen landesüblichen Bedeckung ihrer Lenden. Alle trugen ihre Beinkleider wie einen Schmuck auf der Schulter, und manche hatten sogar ihre Schuhe in der Hand. — Fortwährend behelligten uns auf dieser Reise der Koch und sein Gehülfe. Der erstere, welcher einer höheren Kaste anzugehören behauptete, fand sich sehr dadurch verletzt, daß der Gehülfe, ein Paria, sich beim Einpacken erlaubt hatte, seine mit Gewürzen und anderen Küchenbedürfnissen gefüllten Flaschen anzurühren. Er betheuerte, daß diese Flaschen durch eine solche Berührung unrein und verpestet wären. Der Gehülfe verbat sich den Titel eines Paria und behauptete, daß er nicht zu dieser niedrigsten, sondern zu der nächst höheren Kaste gehöre. Nach den Bemerkungen, der übrigen Dienerschaft schienen die Ansprüche der beiden Streitenden gleich schlecht begründet zu sein. Ueberhaupt bildet aber die Menge der Kasten ein wahres Chaos, worin sich der Nicht-Eingeborene fast unmöglich zurecht finden kann. Der Streit wurde endlich beschwichtigt durch die Drohung, beide fortzuschicken: eine Maßregel, zu deren Ausführung es die Eingeborenen nur im äußersten Nothfall kommen lassen; sie erdulden sogar lieber eine körperliche Züchtigung, ehe sie durch Dienstentlassang sich dem Hungertode preisgeben. „Strafen Sie meinen Rücken und nicht meinen Magen" war die wiederholte flehentliche Bitte eines Dieners, den ich einmal fortschicken wollte. Die gewöhnliche Lage eines Proletariers ist nämlich hier zu Lande so elend, daß es diesen Leuten schon ein großes Glück däucht, unter dem Zelt oder Dach eines Herrn ein Unterkommen zu finden, ein einziges Kleid zu besitzen und mit vollem Magen nach des Tages Last einzuschlafen.

Gegen Abend des zweiten Tages bemerkten wir zur Rechten ein ansehnliches Lager. Dasselbe gehörte einem Vetter des Nizam, der hieher zur Tigerjagd mit einem Dutzend Elephanten, vielen Kameelen, Pferden und Lastochsen gekommen war. Ich hielt das Lager anfangs für ein Dorf; denn rings herum gab es einen Bazar von vielleicht hundert, freilich ärmlichen Hütten. Diese rothen, nahebei zerlumpt aussehenden Zelte machten doch

in der Ferne eine ganz hübsche Wirkung. — Die Landschaft zeigte sich von Heiderabad ab einförmig und entvölkert. Man sieht kleine Hügel mit weit hin ziehendem, dicht verwachsenem Dschungel-Gestrüpp bedeckt, hie und da durch ein amaranthgrünes Reisfeld unterbrochen, das zum nächsten Dorfe gehört: noch öfter aber machen sich alte verlassene Reisfelder durch die dazwischen liegenden Graswege bemerkbar. Hie und da stehen einzelne Bäume; viele kleine Weiher glänzen wie Spiegel; alles dies zusammen giebt ein buntscheckiges, aber kein anziehendes Bild. Die Cultur scheint hier einmal geweilt, und dann weiter gezogen zu sein. Erst auf der folgenden Station wurde die Gegend etwas anmuthiger, die Natur wilder, die Vegetation kräftiger; die Dschungeln hatten schönen Bäumen Platz gemacht, dagegen war die Straße abscheulich, eigentlich nur ein steiniger Fußpfad. In dem beinah dreihundert Hütten zählenden Dorfe Paulmur, wo wir übernachteten, fanden wir statt des gehofften Karawanserai zum Unterkommen nur einen Schuppen, dessen Dach ganz durchlöchert war, und dessen Wände von Schmutz und Ungeziefer starrten. Ein Joghi, ein religiöser Fanatiker aus einem Bettelorden, hatte dies angenehme Quartier bereits in Beschlag genommen. Sein ganz nackter Körper war in eine dicke Kruste von Kuhmist und Asche eingehüllt, sein langes verworrenes Haar mit Unflath beschmiert; ein dichter, struppiger Bart bedeckte die Brust. Er betrachtete uns eine Zeit lang, wie ein wildes Thier; dann fing er an, wie ein Besessener, uns mit einem Schwall toller Reden zu übersprudeln. In Folge davon wurde er sogleich über Hals und Kopf zur Thür hinausgeworfen. — Dergleichen Schwärmer wohnen oft in den abgelegensten Winkeln der Dschungeln, in Ruinen oder in einem Erdloch am Rande der Straße, wo sie von Wurzeln und Früchten oder von den Gaben vorüberziehender Pilger leben. Sie schneiden weder Nägel, noch Haar oder Bart und tragen immer ein aus Kuhmist oder Asche bereitetes Gewand. Diese garstigen Unholde unterziehen sich oft, in Hoffnung auf die ewigen Freuden des Paradieses, den schrecklichsten Martern und Qualen, welche sie mit eiserner Geduld ertragen. Manche verurtheilen sich dazu, ihre Glieder so lange in einer bestimmten Lage zu halten, bis

sie dieselben nicht mehr gebrauchen können. So geloben sie z. B. ihre Arme eine gewisse Zeit hindurch senkrecht über den Kopf zu halten; aber nach Verlauf dieser Frist sind die Muskeln zusammengeschrumpft, der Arm steif und behält nun seine Stellung. Andere halten die Hand geschlossen, bis die Nägel lang durchwachsen. Manche liegen allnächtlich auf Eisennägeln, welche nur so weit abgestumpft sind, daß sie nicht ganz in das Fleisch eindringen. Zuweilen läßt sich Einer in einem Erdloch von der Größe seines Körpers lebendig begraben, und nur eine kleine Oeffnung bleibt, durch welche die Vorübergehenden ihm die nöthige Nahrung zuschicken; in diesem engen Grabloch hält der Bedauernswürdige ganze Jahre aus. Je toller solche Thorheiten sind, um so mehr Verehrung wird den Geisteskranken, gleichsam als übermenschliche Wesen von Seiten des abergläubischen Pöbels gezollt.

Auf der nächsten Station ergoß sich auf unser Zelt ein tüchtiger Regen. Unsere Leute kauerten inzwischen um ein angezündetes großes Feuer; sie verschlimmerten sich das nasse Uebel jedoch durch ihre Vorurtheile. Nachdem sie nämlich ihren Reis einsam gekocht, wähnen sie sich auch verpflichtet, denselben im Verborgenen zu essen. Sie verlassen den besten Ruheplatz, den besten Winkel am Feuer, um lieber in einem Straßengraben mitten im ärgsten Regen zu essen, als bei der Mahlzeit von einem Anderen überrascht zu werden. Der unselige Kastengeist raubt dem Hindu das Vernügen des gemeinschaftlichen Genusses der Speisen; er ißt, wie das Thier, abgesondert, schweigend, auch nährt sich das niedere Volk meistens von denselben Stoffen, wie das Vieh. Außer dicken Fladen von Korn oder Mais, mit mehr oder weniger Butter gekocht, ißt man für gewöhnlich getrocknete und leicht geröstete Linsen, welche auch eingeweicht, den Pferden zur Nahrung dienen. Nur an großen Festen oder wenn der Herr ihnen eine Lust machen will, haben die gemeinen Leute ausnahmsweise den Genuß einer Platte Reis, stark mit Zimmet, Pfeffer, Safran und Kardemum gewürzt.

Vier Stunden hinter dem Garnison-Städtchen Maktal trafen wir den Krischna, meinen alten Bekannten, jetzt im reißenden Strom dahin fahrend und eine Wasserfläche von ungefähr

1500 Fuß darbietend. Wir überschritten ihn in den oben erwähnten Körben und schlugen an seinem rechten Ufer unser Lager auf. Eine Abtheilung englischer Rekruten kam uns entgegen und setzte nach dem linken Ufer über. Bei dieser Gelegenheit überzeugte ich mich, mit wie viel Umständen der Uebergang einer indischen Truppe wegen der Menge von Kameelen und Lastthieren verknüpft ist. Die Kameele verursachten den meisten Aufenthalt. Da diese Thiere eine außerordentliche Furcht vor dem Wasser haben und sie nicht mit Gutem in die Körbe gebracht werden konnten, so mußte man ihnen die Füße unter den Bauch binden und sie dann von einem Dutzend starker Grenadiere wie einen Pack in das runde Fahrzeug werfen lassen. Die Elephanten dagegen bedurften keiner Transportmittel. Sie schwimmen vortrefflich, geben sich aber selten die Mühe. Sie steigen ganz kaltblütig in das Wasser und gehen auf dem Grund hinüber, während der Führer oben schwimmt und sie mittelst eines am Rüssel befestigten Seiles lenkt; diesen Rüssel strecken sie von Zeit zu Zeit über den Spiegel des Flusses empor, um frische Luft zu athmen. Uebersteigt die Tiefe jedoch funzehn bis zwanzig Fuß und dringt das Wasser durch die Oeffnung des Rüssels ein, so setzen sie ihre plumpen Füße in Bewegung und schwimmen, aber ohne ganz nach oben zu kommen, sondern unter dem Spiegel, nur so, daß der Rüssel die Luft erreicht.

Unser Lager befand sich bei Kirah, einem armseligen Orte von sechs Hütten. Hier gab es nur einen einziger Kornladen, und da derselbe wenige Schritte von unserm Zelte entfernt war, so machte ich mir das Vergnügen, die Einkäufe unserer Leute zu beobachten. Ihr Frühstück besteht gewöhnlich in einem halben oder ganzen Pfund Reis, leicht geröstet und zerrieben, mit einer Art gekochter Erbsen, auch wohl etwas Zucker gemischt. Unterwegs kauen sie dies Gemenge ganz trocken. Eine schlichte Mahlzeit besteht aus anderthalb oder zwei Pfund in Wasser gekochtem Reis, spanischem Pfeffer und einigen am Wege gesammelten Kräutern; dazu kommt etwas Salz und schlechte Butter, auch wohl Safran und Tamarinden. Es ließe sich das allerdings essen, wenn nicht der Pfeffer den Gaumen so sehr in Brand setzte. Fleisch ist ein seltenes Festessen, und wenn der

Herr lange nichts gespendet hat, so versammeln sich die Leute, besonders nach einem ermüdenden Dienst, vor dem Zelte desselben und bitten ihn um ein Bukra (Schaf oder Ziege), indem sie das Wort für gleich bedeutend mit Geschenk gebrauchen. Sie kaufen, schlachten und theilen sich dann ein Schaf, wofür der Preis fast überall eine Rupie, d. i. ungefähr ein Gulden und zehn Kreuzer, beträgt. Uebrigens haben die ärmeren Klassen immer dieselbe Nahrung, so auch dieselbe Kleidung, obgleich der Wechsel der Jahreszeiten hier weniger fühlbar hervortritt; ihre elenden Hütten schützen sie weder vor der übermäßigen Gluth des Frühlings, noch vor den strömenden Regen des Sommers, noch vor der Kälte des Winters.

Rachore, der nächste Stationsort, ist die Hauptstadt eines kleinen, dem Nizam untergebenen Vasallen, und die Garnison besteht aus drei tausend Pathanen: so nennt man eine von den Arabern herstammende und aus Vermischung mit Indierinnen entstandene Menschenklasse. Die Waffen und das ungestüme Wesen haben sie von ihren Vätern, aber nicht deren Heldenmuth. Alle Räubereien in der Umgegend und alle Empörungen im Gebiete des Nizam sind meistentheils von diesem Wespennest ausgegangen. Gegen europäische Reisende benehmen sie sich in jeder Art widerwärtig, und verweigern ihnen selbst das Wasser am Brunnen, wenn dieselben nicht als Officiere oder Steuereinnehmer einen militairischen Schutz bei sich führen. — Von hier ab wird das Land immer menschenleerer. In unregelmäßigen Zwischenräumen folgen sich Hügel von Granit, aus ungeheuren, auf einander geschichteten Blöcken bestehend, mit Gestrüpp und rothen Moosen bedeckt. Wir trafen hier eine sehr malerische Cavalcade. Es war ein reich gekleideter Muselmann auf einem persischen Pferde von der Bahaderie-Race, welche man mit gewürzten Fleischkugeln nährt und die einem fetten Ochsen gleichen: mächtige, plumpe Thiere, mit groben Knochen, immer voll Feuer und Bewegung; aber sie verzehren ihre wilde Kraft in Schwenkungen und man kommt mit ihnen kaum von der Stelle. Nach dem Muselmann kamen zwei dicht verschleierte Frauen und ein kleiner Knabe: alle drei rücklings auf einem andern Pferde, das am Zaum geführt wurde. Ein Dutzend Diener folgten zu Fuß: alle mit

Säbeln und Schilden, einige mit Hellebarden, andere mit Luntenflinten. Zwei Kulis und eine Tattu-Mähre (ein kleines indisches Pferd von der Größe eines Esels, eben so genügsam, aber gelehriger) trugen das Gepäck; denn selbst die reichsten Eingeborenen nehmen auf der Reise gewöhnlich weiter nichts mit, als einiges Linnenzeug zum Wechseln, einige Shawls und vielleicht einige Edelsteine.

Nachdem wir das etwa tausend Fuß breite sandige Bett des Tumbuddra überschritten, sahen wir uns auf englischem Gebiet. Man erkennt sogleich die Spuren einer besseren Verwaltung. Die Bevölkerung ist dichter, der Anbau ausgedehnter, die Höfe näher an einander gerückt; man hat sogar eine Art Straße, während es bisher nur einen Fußpfad gab. — Wir übernachteten am Fuß einer Gebirgskette, durch welche eine Schlucht nach Adony, einer Stadt von vielleicht 8000 Seelen, führt. Die Felsparthien dieser Schlucht suchen an wildromantischer Rauhheit ihres Gleichen; es sind wahre Katarakte von Granit. Wenn man den Südabhang hinabsteigt, öffnet sich eine Reihe der schönsten Aussichten und endlich das Panorama von dem in der Ebene gelegenen Adony. Die Masse der Lehmhütten erscheint von hier aus so dicht auf einander geschichtet, daß man nur die Ziegeldächer sieht, während die Moscheen und die Häuser der Reichen ihre Steinwände offen in's Licht kehren. Bäume zeigen sich wieder in reicher Fülle, und durch das grüne Gebüsch schimmern die goldenen Zinnen der Minarets. — Je weiter wir von da ab vorschritten, um so fruchtbarer wurde die Landschaft. Die Moscheen, auf der Seite von Adony so häufig, wurden seltener, und überall hoben sich die Kapellen der Hindu's. Bald entdeckten wir am Horizont einen abgestumpften, mit Befestigungswerken umgebenen Kegel, der immer mehr emporstieg. Endlich erreichten wir eine makadamisirte, baumbepflanzte Kunststraße; wir zogen an einem europäischen Kirchhofe vorüber, dann längs dem äußeren Glacis der Festung und traten so durch ein gewölbtes Thor in Bellary ein.

Bellary ist die Hauptstadt des fruchtbarsten und einträglichlichsten Gebietes in ganz Dekan. Der Boden besteht hauptsächlich aus schwärzlichem angeschwemmten Erdreich, von den

Engländern schwarzes Baumwollen-Land genannt, welches anfangs allerdings einer tüchtigen Umarbeitung bedarf, um die zähen Wurzeln der wilden Baumwollenstaude auszugäten, dann aber auch sehr reichliche Ernten giebt und nie des Düngers oder der Brache bedarf. Man gewinnt als Hauptproducte Getreide, Baumwolle, Tabak, Salpeter. Die Industrie liefert Teppiche, Kambie's (Stoffe von Wolle und Ziegenhaar für die Mäntel der Eingeborenen), Eisen, Kandis, Arak und eine Art Palmzucker, Ingherri genannt. Bellary selbst ist eine starke Festung. Die in dreifacher Linie übereinander liegenden Wälle umgeben einen kegelförmigen, inmitten weiter Ebene aufsteigenden Fels, von welchem ab sich ein Bergrücken bis an die große Kette der östlichen Ghatsgebirge hinzieht. Im Nordwesten steht auf einem isolirten Granitblock die Citadelle, welche von einer Handvoll Menschen gegen die größte Armee vertheidigt, aber dennoch leicht durch Wassermangel zur Uebergabe gezwungen werden kann. Am Fuß der Festung dehnt sich die schwarze Stadt aus, hauptsächlich aus Bazars bestehend, wo an den breiten baumbeflanzten Straßen beständig ein sehr lebhaftes Treiben herrscht. Aber die von den mächtigen Granitfelsen abprallenden Sonnenstrahlen entwickeln in der gehemmten bewegungslosen Atmosphäre, so wie unter den Ausdünstungen des Staubes und der Ruinen jene verderbliche malaria oder die mit Krankheitsstoffen geschwängerte Luft, deren feines Gift an allen Mauern hinschleicht, in jedes Haus eindringt. Hier ist die Geburtsstätte der Cholera, welche jedes Jahr wiederkehrt, um ihre Opfer zu fordern. Nichts desto weniger dient dieser unselige Ort zum Standquartier eines bedeutenden Armeecorps; denn hier befindet man sich mitten in einer an Korn und Futter reichen Landschaft, wo der Unterhalt der Truppen weniger kostspielig wird. Außerdem aber hat man hier einen äußerst günstig auf der Hochebene zwischen den beiden Ghatsgebirgen gelegenen Punkt, von dem aus man am besten und schnellsten entweder gegen die Mahratten auf der Seite von Sattarah, oder gegen die Polygaren in Kanara, gegen die Muhammedaner in Mysore oder gegen die unruhigen Unterthanen des Nizam zu Felde ziehen kann.

Im Frühjahr 1834 unternahmen die Engländer einen sol-

chen Kriegszug gegen das kleine Königreich Curg, welches die höchste Erhebung der Westghats im Quellengebiet des Cavery einnahm. Der vormalige Rajah dieses Landes war ein Vasall von Tippu-Saib gewesen und hatte seinen Oberherrn in der größten Noth verrathen. Als Lohn dafür wurde ihm die Unabhängigkeit seiner Herrschaft zugestanden. Nachdem er jedoch mit Tode abgegangen, und ihm sein Sohn nachgefolgt war, erinnerte sich die englische Regierung ernsthaft der bedeutenden Vortheile, welchen der Besitz dieses Gebirgslandes mit sich brächte und der großen Reichthümer, die man in den Gewölben der königlichen Schatzkammer vermuthete. Ein Vorwand zur Klage und zum Streit war bald gefunden. Der Rajah hatte nämlich einigen Anhängern des aus Mysore vertriebenen Herrschergeschlechtes eine Zufluchtsstätte gewährt. Der englische Resident verlangte nun die Auslieferung jener politischen Flüchtlinge. Ein solches Ansinnen mußte der Fürst, der das geheiligte Recht der Gastfreundschaft nicht verletzen wollte und konnte, natürlicher Weise abschlagen. Dies wurde als Auflehnung gegen die Oberhoheit Englands betrachtet und der Krieg erklärt. Die Führung desselben hatte indeß wegen der Jahreszeit ihre Bedenklichkeiten. Der Februar ging damals bereits zu Ende, und der Mousson, das heißt die Regenzeit, beginnt auf der ganzen Küste Malabar in der Mitte des Mai. Von dem ersten Gewitter an wird jede militairische Bewegung unmöglich. Dann schicken die berstenden Wolken Stunden lang, ja Tage lang ihre kataraktartigen Ströme herab, begleitet von den schauerlichsten Blitzen und dem furchtbarsten Gebrüll des Donners; durch die Schluchten, die einzigen Straßen, welche Erdbeben oder Wassersgewalt durch die dichten Urwälder gezogen haben, wälzen sich wüthende, Alles mit sich fortreißende Waldströme herab. Die Kraft, der Muth, die geübte Klugheit des Menschen wird dann ein Spiel der Elemente: er gleicht nur dem schwachen Insekt, das einen Augenblick erfolglos gegen die Fluthen ankämpft, um alsbald wie ein welkes Baumblatt, hinweggespült zu werden. Selbst in der besten Jahreszeit bleibt es ein schwieriges, gefahrvolles Unternehmen, jene rauhe Gebirgskette zu übersteigen, die plötzlich aus der ihm zur Basis dienenden Ebene bis auf 7000 Fuß emporsteigt und eine Breite

von 15 bis 20 Stunden hat. Nur in den Betten jener Waldbäche kann man diese waldumdüsterten Gegenden durchdringen, wo die Sonnenstrahlen nur selten durch das dichte Labyrinth des Laubwerkes hindurchscheinen. Kein Windhauch säuselt in diesen engen Pfaden der grünen Gewölbe, wo immer nur ein einzelner Mensch vorwärts zu schreiten vermag, und die verderbte feuchte Kellerluft wird hier nie gereinigt. Die übermäßig wuchernde Vegetation wird in ihrer eigenen Ueppigkeit erstickt, während stehende faule Gewässer, von abgefallenen Blättern und dürren Zweigen überdeckt und am Abfluß verhindert, allerwärts verpestende Dünste erzeugen. Hier ist der Herd jener fieberartigen, dem Menschengeschlecht so verderblichen Seuchen. Um ein so gefährliches Land anzugreifen, es zu erobern und wieder zu räumen, hatte man nur zwei Monate; denn hätte man die Thorheit gehabt, daselbst auch noch nach dem Siege zu bleiben, so würde der Regen allein im Stande gewesen sein, die ganze Armee aufzureiben. Behufs möglichst schneller Beendigung des Krieges wurden daher vier verschiedene Truppen-Colonnen abgeschickt, um den Feind von eben so viel Seiten zu bedrängen und zu Boden zu werfen. Dies war indeß nicht so leicht gethan, wie aus den nachfolgenden Mittheilungen eines englischen Officiers erhellen wird, welcher dem fünfundfunfzigsten Regiment und der von Bellary aus detachirten Colonne angehörte. Diese Colonne bestand aus der Hälfte des fünfundfunfzigsten Regimentes, 350 Combattanten stark, aus zwei Sepoyregimentern und einer Compagnie Karabiniers, begleitet von zwei Sechspfündern und einer Berghaubitze, so wie von einer schwachen Abtheilung Pionniers. Das Ganze wurde von einem General commandirt, der, ohne alle militairische Erfahrung, sein Leben meistentheils nur in den Schreibstuben der Verwaltungsbehörden zugebracht hatte. Die Zahl der gesammten waffenführenden Streiter betrug 2470 Mann. Als man dem feindlichen Gebiet nahe gekommen war, ließ man zwei Drittel des Gepäckes zurück und suchte sich des irgend entbehrlichen Bediententrosses, als eines höchst lästigen Ballastes, so viel als möglich zu entledigen; doch blieben immer noch 2500 Nichtcombattanten übrig, und, ohne das Schlachtvieh, noch 1038 Lastthiere, nämlich 8 Elephanten, 200 Ka-

meele, 130 Officierspferde, endlich 700 Ochsen, Esel und Maulthiere. Der Marsch jenseit des Cavery, wo man den Fuß in Feindesland setzte, ging in folgender Ordnung vor sich: zuerst der Vortrab, sechzig Mann von jedem Infanterieregimente, und ein Sechspfünder, zusammen 220 Mann, darunter 80 Europäer; dann kam, dreihundert Schritt rückwärts, das Hauptcorps, 2000 Mann stark, nebst der Bagage; den Beschluß machte, wiederum dreihundert Schritt rückwärts, ein Nachtrab von 250 Mann, bei dem alle Waffengattungen vertreten waren. Hören wir nun, um ein lebendiges Gemälde eines solchen Kriegszuges zu gewinnen, den summarischen Bericht unseres Augenzeugen.

„Mit dem hellen Tage gelangten wir an den Cavery, den wir wegen seiner vielen Krümmungen fünfmal in einer Ausdehnung von drei Wegstunden zu überschreiten hatten; er war zu jener Jahreszeit nicht tief, obgleich unsere Leute mehrmals ihre Schuhe und Strümpfe ausziehen mußten, um über die Fuhrten hinüber zu kommen. Dieser Fluß ist der heiligste unter allen Flüssen des Dekan; die Anbeter des Wischnu verehren ihn wie den Ganges und feiern jährlich die Vermählung eines ihrer Flußgötter mit der Cavery-Flußgöttin. Unsere eingeborenen Truppen begrüßten ihn daher mit lautem Willkomm! Sobald man das jenseitige Ufer erreicht hat, fühlt man sich in einer viel großartigeren Natur, als die einförmige Ebene war, die man hinter sich ließ. Die ganze Vegetation hat hier den Charakter der Urkräftigkeit und jungfräulichen Schönheit. An der Abdachung, auf der Spitze dieser Berge zeichnet ein ewiges Grün, ein ausgebreitetes Schattendach, die majestätische Krone eines hohen Stammes jene Bäume aus, neben denen die Könige unserer Wälder zu dem Range niederer Vasallen herabgedrückt werden würden. Der Hauptbaum dieser Urwälder ist der Thekbaum, der die Eiche sowohl durch seinen herrlichen Wuchs, als durch die unzerstörbare Eigenschaft seines gelblich gestreiften Holzes übertrifft, weshalb er auch hauptsächlich zum Bau der Schiffe und der heidnischen Tempel verwandt wird; daneben steht der Sandelbaum, dessen Holz die orientalischen Paläste mit seinem Wohlgeruch erfüllt, die Sykomore, der Eisenholzbaum. Förmliche Garben von Bambus erheben sich zu erstaunlicher Höhe.

Gesträuche und Kräuter bieten Blumen und Früchte von den seltsamsten Formen, den lebhaftesten Farben, dem ausgesuchtesten Geschmack und Geruch dar. Der Ingwer, die Kardamome, der Pfeffer, der kriechende Betel ranken an jungen Stämmen hinauf oder blühen unter dem Schatten hundertjähriger Aeste. Die Lianen erschienen hier in ihrer vollen phantastischen Herrlichkeit. — Da meine Compagnie, wenn gleich nicht den eigentlichen Vortrab, doch die vordere Spitze unserer Colonne bildete, so war meine Situation vortrefflich dazu geeignet, um all das Wunderbare um mich her genau zu betrachten. Der schmale Weg nöthigte uns fast immer, Einer nach dem Andern zu marschiren; ich ritt daher als der erste Streiter des Truppenkörpers voran, mit Auge und Ohr gespannt, zitternd vor Neugier und Interesse. Außer den Angriffen der Feinde hatten wir noch alle Thiere der Wälder, namentlich den Tiger und den Elephanten, zu fürchten. Bei dem Geräusch unseres Marsches erhoben sich die Damhirsche, die Pfauen, die Auerhähne; ein ungeheurer Eber eilte über den Weg und stürzte durchbrechend in das nächste Gebüsch. Zahlreiche Schaaren von Affen begleiteten uns, indem sie mit vogelgleicher Behendigkeit von Zweig zu Zweig hüpften, Gesichter schnitten und schwatzten; oft täuschte uns ihre Anzahl, ihr Geschrei und ihr Geraschel so, daß wir den Feind in der Nähe glaubten. Oft konnten wir uns nur mühsam und mit zerrissenen Kleidern durch das wildverwachsene Gestrüpp und das dichte Bambusrohr hindurcharbeiten. Hie und da bewies ein alter Thekbaum, ganz weiß durch die Länge der Jahre, entlaubt und ohne Aeste, nur durch die umstehenden Brüder vom gänzlichen Umsturz gehalten, daß noch nie eine Axt in diese Gegend gedrungen sei."

„Wenn nach größerem Zwischenraum eine Lichtung oder das angebaute Becken eines Waldbaches sich zeigte, kamen wir gewöhnlich an einem elenden, mit Pallisaden versehenen Dorfe vorüber, oder an Hütten, welche in der Höhe der Zweige schwebten, um von da aus die Felder vor den wilden Thieren zu bewachen. Alles das war aber jetzt verlassen, und schon fingen wir an zu zweifeln, ob das Land noch von Menschen bewohnt sei, als plötzlich einige deutliche Flintenschüsse vom Vortrab sich

vernehmen ließen, worauf bald Kanonendonner ertönte. Wir rückten grade in eine Lichtung heraus, an deren Ende man ein Dorf wahrnahm. Ein Adjutant sprengte herbei mit dem Befehl, daß wir die linke Seite des Dorfes im Sturmschritt umgehen sollten. Wir eilten dahin und kamen grade noch zu rechter Zeit, um einige nutzlose Schüsse auf den fliehenden Feind zu thun. Eine Abtheilung Reiter, die uns der Rajah von Mysore zu Hülfe geschickt, erhielt im günstigsten Augenblicke Befehl zum Angriff. Ein englischer Hauptmann stellte sich an ihre Spitze; sie folgten ihm jedoch so zögernd, daß er sich bald allein mitten unter den Feinden sah. Zurückreitend, überhäufte er sie mit Vorwürfen, und der commandirende General schickte sie unwillig hinweg zur Bewachung der Bagage; diese bedurfte indeß bald eines neuen Schutzes, da sie von jenen Treulosen ganz lebhaft angegriffen wurde. Wir selbst hatten in Folge dieses ersten Scharmützels einen Todten, sowie einige leicht verwundete Soldaten und Pferde. Der Feind ließ sich den Tag über nicht weiter blicken, und wir übernachteten auf einer offenen Fläche in der Nähe eines Dorfes. Gegen einen möglichen Ueberfall hatten wir unsere Flanken durch die Elitenkarabiniers eines Sepoy-Regimentes gedeckt. Es waren dies erprobte Soldaten, wohlerfahren im Gebirgskrieg und von gestähltem Muth. Oft rutschten sie wie Schlangen auf den Knien oder auf dem Bauche vorwärts; obgleich, wie alle Indier, zum Handgemenge unbrauchbar, besaßen sie doch Kaltblütigkeit und standen gut im Feuer. Die übrigen unserer nicht europäischen Truppen ließen sich dagegen leicht ins Bockshorn jagen. So verursachte ein einziger Flintenschuß, früh um sieben Uhr an der Spitze der Colonne abgefeuert, eine solche Verwirrung unter den Eingeborenen des Vortrabes, daß sie plötzlich ein Rottenfeuer rechts und links auf unsere eigenen Plänkler gaben, indem sie in den dichten Wald schossen, ohne irgend einen Gegenstand wahrzunehmen."

„Nachdem die Ordnung überall hergestellt war, setzten wir uns gegen Mittag wieder in Marsch. Durch einen Kundschafter erfuhr der General von der Nähe eines Verhaues, quer über den Weg gemacht, um den Engpaß von Kassan-Ali zu sperren. Uns wurde aufgegeben, die Anhöhe zur Linken zu erklimmen und

uns hinter der Redoute dem Engpaß wieder zu nähern. Die Abtheilung auf der rechten Flanke sollte eine ähnliche Bewegung ausführen, während die Hauptcolonne in Verbindung mit dem Vortrab einen Frontangriff versuchen wollte. Mit unserer kleinen, etwa sechzig Mann starken Truppe stürzten wir uns blindlings in das unbekannte schwierige Terrain. Es war ein harter Kampf mit der Natur. Innerhalb zwei Stunden kamen wir kaum vorwärts, Einer hinter dem Andern sich Bahn machend mit dem Säbel und der Axt, während aus den vierzig Fuß über den Boden in den Baumzweigen erbauten Hütten unaufhörlich Schüsse auf uns hernieder fielen, die wir nicht beantworten konnten und die uns bei einiger Geschicklichkeit bald gänzlich aufgerieben hätten. Erschöpft, außer Athem fingen wir an, uns in diesem Labyrinth von Bäumen und Bambusrohr zu verwirren und zu verlieren, als der Kanonendonner und ein lebhaftes Gewehrfeuer uns den Weg zeigte. Neu belebt, wandten wir uns dem Kampfplatze zu; aber indem wir aus dem Gehölz heraus traten, fanden wir uns statt zur Linken unmittelbar hinter dem Vortrab, dem Engpaß und dem feindlichen Verhau gegenüber. Die rechts hin beorderte Abtheilung war noch gar nicht angekommen, und es blieb uns somit nur die Wahl, entweder uns nochmals zur Umgehung der Verschanzung zurückzuziehen oder sie sogleich zu stürmen. Die Brustwehr des Feindes wurde von zwei Kanonen vertheidigt, und die davor liegende Abdachung (das Glacis) war beinah in ihrer ganzen Breite unterminirt; an vielen Stellen hatte man tiefe Fallgruben angelegt, welche, mit Zweigen und Rasen verdeckt, dem Boden vollkommen gleich aussahen. So war einfach die Lage der Dinge. Unser Oberanführer hatte sich inzwischen, vertrauend auf die Weisheit seiner Befehle, zur Bagage hin begeben, ohne sich weiter um etwas zu kümmern. Die Sepoyen ließen sich nirgends blicken; sie konnten aber nicht allzuweit entfernt sein, denn gleich nach dem Treffen kamen sie zum Vorschein. Nur die Handvoll Europäer war im Kampfe begriffen; doch fehlte alle einsichtsvolle Leitung, und es wurde längere Zeit ein ganz nutzloses Gewehrfeuer unterhalten, wobei wir viele Leute verloren, bis endlich einer der Oberofficiere vom 55. Regiment das Commando ergriff. Da er die

Schwäche der linken Flanke sah, schickte er mich zur Verstärkung dahin und begab sich selbst auf Recognoscirung. Indem ich den Meinigen voraus stieg, trat ich auf den falschen Rasenboden, welcher eine der Fallgruben verdeckte und nun unter meinen Füßen wich. Lanzen und spanische Reiter, in der Tiefe der Grube aufgesteckt, würden mich getödtet oder doch schwer verwundet haben, wenn mich nicht einer meiner Begleiter noch glücklicher Weise rasch am Arm gefaßt und emporgezogen hätte. Durch die Recognoscirung erkundete man das Terrain vollkommen richtig, und wir erhielten nun Befehl, die Böschungen auf beiden Seiten da anzugreifen, wo die Brustwehr nicht so hoch und gar kein Glacis war. Mit einem Hurrah stürzten wir uns, den Säbel oder das Bayonnet in der Faust, vorwärts und erstiegen die Brustwehr. Die Grenadiere des Centrums klimmten gleichzeitig an den Schießscharten hinauf und schwangen sich an den Kanonenmündungen empor. Dieser allgemeine Sturm entschied das Gefecht, ohne einen Mann zu kosten. Der Feind entfloh nach allen Seiten. Fast magisch ist die Wirkung, welche der Anmarsch einer Linie Europäer mit dröhnendem Schritt und blitzenden Augen verursacht. Die tapfersten Asiaten konnten seit Alexander dem Großen bis heute nicht davor Stand halten. Es ist, wie man von der Schlange sagt, sie umstricke die Vögel mit ihrem Zauber; ihr Muth erstarrt, ihre Knie wanken, sie fliehen und wäre es in die Arme des Todes. Nur ein einziger feindlicher Kanonier ließ sich bei seinem Geschütz tödten. Nachdem wir die Verschanzung zerstört hatten, rückten wir noch eine Viertelstunde weit vor und richteten unser Lager bei einem Dorfe auf einem Reisfelde ein."

„Gegen Abend brachte eine Streifwache mehrere Gefangene herbei, die man im Gebüsch erwischt hatte. Sie trugen die Kleidung der Gebirgsbewohner; dies ist ein weitärmeliger, kaum bis aufs Knie reichender Rock, meistens braun oder blau und mit einem helleren Stoff gefüttert, um den Leib mittelst eines weißmusselinen Gürtels befestigt. Außerdem haben sie Hosen, oben weit, unten eng, und Turbane von allen Farben. Die Männer dieser Gegend tragen fast sämmtlich auf dem nackten Arm Amulette, bestehend aus einem Stückchen Papier oder Palmblatt,

von einem Priester mit einigen Sanskritworten beschrieben und sorgfältig in ein Schächtelchen von Holz oder Horn eingefaßt. Dieselbe Sitte herrscht auch in der Ebene. Was ihre Waffen betrifft, so führte Einer eine sechs Fuß lange Luntenflinte, beschwerlich zu tragen, aber aufgelegt gut schießend. Im Augenblicke des Abschießens werden auf die ganz einfache Pfanne einige Körnchen groben Pulvers gelegt und solche durch eine brennende Lunte angezündet. Letztere ist um die Lenden des Soldaten befestigt, und schon öfter kam es vor, daß derselbe, da er bei einer Verwundung das Feuer nicht mehr abstreifen konnte, lebendig verbrannte. Der andere Indier führte Bogen, Köcher und Pfeile. Beide trugen als Säbel eine ungeheure Hippe, Kukri genannt, mit sehr kurzem hölzernen Handgriff, aber sehr breiter Klinge: ein furchtbares Instrument, dessen Hieb sich nicht pariren läßt, und ein Schlag reicht hin, den Kopf vom Rumpf zu trennen. Es dient auch sehr zweckmäßig zum Aushauen der oft labyrinthisch verwachsenen Waldpfade. — Ich wurde commandirt, die Gefangenen zum General zu transportiren. Man forderte sie auf, uns gegen Zahlung einer beträchtlichen Summe in den Rücken der vor uns liegenden Verschanzungen zu bringen. Da sie diesen Antrag mit einer Art edlen Unwillens verwarfen, drohte man ihnen mit Erdrosselung, und schon befestigte man an einen Ast den Strick, dessen Schlinge dem anscheinend Klügsten um den Hals gelegt ward. Indem der Knoten sich zu schließen begann, schien der Mann sich zu bedenken. Er machte ein Zeichen der Einwilligung und sagte ein paar Worte in einem uns unverständlichen Dialekt zu seinem Kameraden, der seine Zustimmung ebenfalls gab. Wir erfuhren nun, daß wir nur noch zwei Stunden bis zu dem berüchtigten Paß von Bakh hätten, wo früher eine vordringende Abtheilung von Tippu-Saibs Truppen vernichtet wurde; daß fortlaufende furchtbare Verschanzungen eine Schlucht, deren natürliche Schwierigkeiten schon beinah unübersteiglich waren, versperrten und daß endlich die Verschanzung von einer ausgesuchten Mannschaft unter Anführung eines berühmten Parteigängers vertheidigt werde. Alle diese Aussagen stimmten vollkommen mit den bisher eingezogenen Nachrichten überein, und der General glaubte, man könne den Ge-

fangenen als Führern behufs Umgehung der gefährlichen Position volles Zutrauen schenken. Mir dagegen weissagten ihre düsteren, entschiedenen und bis zum wilden Trotz ernsten Gesichtszüge nichts Gutes. Ihre Stirn war zu erhaben, ihr Gang zu stolz, ihr Blick zu scharf, als daß sie ihr Vaterland hätten verrathen können. Ich bin noch heute überzeugt, daß sie sich nur deshalb fangen ließen, um uns zur Schlachtbank zu führen. Wie dem auch sei, ich übergab meine Gefangenen der Hauptwache und eilte zu meinem Regiment zurück. Alle meine Kameraden waren schon in dem prächtigen Zelte versammelt, das uns als Salon und Speisesaal diente. Ein halb Dutzend Diener hatte daselbst um den Mast, der unser ungeheures Pavillon trug, einen Tisch für die vierzehn Officiere unseres Regimentes bereitet. Ein damascirtes Tischtuch bedeckte die schön polirte Oberfläche, um wiederum unter dem reichen Silberzeug, dem Porzellan von Birmingham, den Gedecken von London, den kostbaren Krystallen, den feinen Weinen aller Länder, den massiven silbernen Leuchtern zu verschwinden. In dem andern Theil des als Salon dienenden Zeltes lagen Londoner Zeitungen, Journale, Landkarten; es schien ein bequemes Lesekabinet zu sein. In einiger Entfernung standen die schwarzen Zelte des Haushofmeisters und des Koches, woselbst ein Dutzend Feuer prasselten, während die schweißtriefenden Küchenjungen hin und her liefen. Man brauchte zur Transportirung des gemeinschaftlichen Zeltes einen Elephanten, außerdem vier Kameele für die Küche, das Mobiliar und die Weine. Um sieben Uhr saßen wir in dem hell erleuchteten Saal bei einer Mahlzeit von drei Gängen: nicht viele Gerichte, aber eines Lucullus würdig. Nach der Suppe, einer Art gewürzter Fleischbrühe, unterhielt man sich über die Vorfälle des Tages, die Gefangenen und die Wahrscheinlichkeit eines blutigen Kampfes für morgen. Die offenbare Untauglichkeit des Oberbefehlshabers ließ kommendes Unheil ahnen. Da trat ein Unterofficier vom Dienst ein, um die Anordnungen für den nächsten Tag, so wie die Namen der für den Vortrab bezeichneten Officiere zu überbringen. Dem feurigen Eifer und dem Wunsch, zu der kleinen Zahl der Auserwählten zu gehören, machte bald ein brüderliches Mitgefühl für die braven Kameraden Platz, welchen die

gefährlichsten Ehrenposten zu Theil geworden waren. Vielfach ertönte über die Tafel hin ein God bless you! (Gott schütze und segne Euch!). Jeder näherte sich seinem vertrautesten Waffengefährten und es entstanden leise Zwiegespräche, wo von Testamenten und Abschieden an die Heimath die Rede ging. Gegen neun Uhr wurde der letzte Toast auf die Ehre unserer Fahne und einen glücklichen Kampf getrunken, dann trennten wir uns."

„Früh um fünf Uhr rückte die Brigade aus. Nach einer halben Stunde befanden wir uns in dem Bette eines Waldbaches, der gegenwärtig zwar beinah trocken war, aber zur Regenzeit in vielen gewaltigen Cascaden herabstürzen mußte. Kein anderer Fußpfad, kein anderer Ausweg, als der Grund dieser Schlucht zeigte sich. Da galt es die mühsamste Arbeit unserer Pionniere, um die Straße auch für Lastthiere gangbar zu machen. Bei dieser Gelegenheit lernten wir den Verstand der Elephanten kennen und schätzen. An dem Punkte, wo sich der Bach in steilen Stufen niederstürzte, kam es darauf an, die Kanonen den beinah senkrechten Granitfelsen, den die Wasser abgeschwemmt und polirt hatten, hinauf zu schaffen. Mit den vorgespannten Ochsen ließ sich trotz aller Anstrengungen nichts anfangen. Man holte daher zwei der folgsamsten Elephanten von der Bagage herbei. Nachdem sie von ihrem Gepäcke befreit waren, machte man ihnen durch Mienen und Beispiel begreiflich, was man von ihnen verlangte. Wirklich stellte sich einer dieser Kolosse hinter einen Sechspfünder, schob ihn mit seinem Rüssel vorwärts und brachte ihn glücklich den Abhang hinauf, indem die Kanoniere nur die Richtung anzugeben brauchten. Ein wenig weiter hin war die Kanone in eine tiefe Schlucht gefallen und umgestürzt: da hoben die beiden Elephanten sie mit ihren Rüsseln, jeder an einem Ende, wieder auf und legten sie auf die Lafette. — Gegen neun Uhr hatten wir die Schwierigkeiten des Waldbaches überwunden und fanden uns bald auf einem neuen Fußpfad, der nach Ueberschreitung des Gebirgskammes in ein tiefes Thal führte, wo zahlreiche Reisfelder die Nähe von Menschen verkündeten. Nach Angabe der Führer befand sich die Verschanzung an dem Gipfel des gegenüberliegenden stark bewaldeten Berges Bakh, von dem wir durch steile

Abhänge getrennt waren. Der dichte mauerartige Vorhang vor uns, von kolossalen Bäumen gebildet, schien uns düsterer und undurchdringlicher, als Alles, was wir bisher passirt. Der schmale Fußpfad war überall durch ungeheure Stämme jener Waldriesen gesperrt, die der Feind dazwischen geworfen hatte, um unsern Marsch aufzuhalten und einen schleunigen Rückzug unmöglich zu machen. Axt und Säge mußte uns also den Weg bahnen. Erst gegen Mittag konnte sich der Vortrab wieder in Bewegung setzen. Der denselben commandirende Oberofficier sollte seine Truppen, sobald er der Verschanzung nahegekommen wäre, in zwei Abtheilungen rechts und links abmarschiren und die Feinde von der Seite oder vom Rücken her angreifen lassen. In Betreff des dazu günstigen Ortes und Zeitpunktes sollte er sich auf seine gefangenen Führer verlassen, für deren Treue ihr Leben haftete. Was man vorausgesehen hatte, geschah. Etwa tausend Schritte vor dem Verhau theilte sich der Vortrab in zwei gleiche Abtheilungen, welche jenen beiden Führern in das Labyrinth des Waldes nach zwei scheinbar entgegengesetzten Richtungen hin folgten, die aber nach zahllosen Umwegen wieder fast gleichzeitig in eine offene, von steilen Abhängen begrenzte, durch Felsblöcke versperrte Sackgasse leiteten, welche grade auf den festesten Theil der rechts und links durch vorspringende Werke gedeckten Redoute hinlief. In dem Augenblicke, wo sich die beiden Abtheilungen trafen, verschwanden die zwei Führer im Gebüsch, während ein furchtbares Gewehr- und Kartätschen-Feuer Verwirrung in unsere Reihen brachte. Dieser erste Schlag war uns doppelt verderblich, denn außer mehreren braven Soldaten fiel auch der europäische Officier für die sechzig Mann des neunten Sepoy-Regimentes; sein Tod entzog uns die Hülfe seiner Compagnie, welche sich unter seinem Commando vielleicht gut geschlagen hätte, jetzt aber nach allen Seiten auseinander stob und nicht mehr gesehen wurde. Die Befehlshaber der beiden Abtheilungen des Vortrabs führten ihre Mannschaft eiligst wieder in den Wald zurück, um auf's Gerathewohl die Flanken der Verschanzung zu suchen. Aber überall durch das wildverwachsene Dickicht aufgehalten, mußten sie umkehren und sich begnügen, ein Plänklerfeuer gegen die Hauptfront der feind-

lichen Stellung zu unterhalten, während sie selbst durch einen unsichtbaren Gegner sich dem Feuer von der Seite her ausgesetzt sahen. Der Befehlshaber überzeugte sich, daß der Berg von vorn her nicht zu gewinnen sei und ließ daher den General um Erlaubniß zum Rückzug bitten, um zu versuchen, ob der Berg nicht weiter unten umgangen werden könne. Als Antwort schickte der General eine Voltigeur-Compagnie und 800 Mann vom neunten Sepoy-Regiment zur Verstärkung. Unsere Artillerie mußte bei der Beschaffenheit der Straße zurückbleiben; man begnügte sich, mit Kartätschen auf die einzelnen im Gebüsch kauernden Feinde zu schießen."

„Die Schwierigkeit des Angriffs mag durch ein paar Worte über die Redoute angedeutet sein. Eine lange Kette von Verschanzungen zog sich nämlich durch den dichtesten Wald, überall vortrefflich maskirt, von dem Fuße des Berges Bakh bis zum Gipfel parallel mit der aufsteigenden Straße hin, oben dieselbe quer durchschneidend, so daß dieser Weg überall von einem Kreuzfeuer bestrichen wurde. Damit wir um so eher in die Falle gingen, hatte der Feind sein Feuer, das er schon längst aus Pistolenschußweite auf die Flanke des Vortrabs hätte richten können, aufgespart, bis derselbe vor der oberen Verschanzung angelangt war. Diese bestand aus theilweis fest gewurzelten Pallisaden. Es waren meistens die Waldbäume selbst, deren obere Aeste man nur abgehauen und mit Lianen oder Bast zusammengebunden hatte, ein Gitterwerk bildend, welches selbst für Kanonen undurchdringlich blieb, für uns undurchsichtig, nicht aber für den Feind. Die Straße selbst hatte man auf Schußweite vor der Verschanzung alles Gebüsches beraubt und solches als natürliche Brustwehr vor den Pallisaden aufgethürmt; dazu kam eine steinerne Böschung und zwei Häuser mit Schießscharten, welche das Ganze beherrschten. — Die zur Verstärkung geschickte Abtheilung des neunten Regimentes der Eingeborenen rückte zuerst vor. Bei demselben befanden sich leider nur junge Fähndriche, erst kurz vorher eingetreten und ohne Kenntniß der Sprache oder Officiere, die ihr ganzes Leben als Stabsofficiere von einem Regiment zum andern verschickt wurden und nur kurze Zeit bei ihrem Bataillon blieben, so daß sie keinen ihrer

Untergebenen persönlich kannten und beim Namen rufen konnten. Die Folgen davon zeigten sich alsbald. Schon bei den ersten Flintenschüssen begannen die Sepoyen dutzendweise auszureißen; jede unschädlich über ihre Köpfe hinpfeifende Kugel jagte ganze Sectionen in die Flucht, und ungeachtet aller Gegendemonstrationen mußte man sie zuletzt doch ihrer Feigheit überlassen. Die europäischen Voltigeure dagegen gingen mit einem Hurrah an ihnen vorüber, unaufhaltsam den Berg hinauf. Eben als sie zu dem Vortrab im Angesicht der feindlichen Barriere stießen, traf auch schon der Befehl des eine halbe Stunde entfernten Generals ein, mit dem Feuer aufzuhören und zu stürmen. Obgleich zwischen uns und dem Feinde nun ein unübersteigliches Hinderniß lag, so stürzten sich dennoch die zwei Compagnien des 55. Regimentes nebst den Pionnieren und den sechzig Mann des 31. Sepoy-Regimentes auf die Pallisaden mit der freilich schwachen Hoffnung, vielleicht eine Oeffnung bewirken zu können. Einige Stämme werden mit der Axt gefällt, und schon fängt das Gitterwerk an, nachzugeben. Aber in demselben Moment verstärkt der Feind sein Feuer: acht oder zehn Pionniere, dreißig Soldaten und Sepoyen sind in wenigen Augenblicken niedergeschmettert; zwei Officiere fallen, und auch die Tapfersten weichen vor diesem Hagel von Kugeln zurück. Man denkt nur daran, die Verwundeten in Sicherheit zu schaffen; aber eben dabei verdoppelt sich der Verlust."

„Nachdem so der erste Sturm mißlungen ist, schickt der General den ganzen noch übrigen Rest des 55. Regimentes mit dem Befehl, das gefahrvolle Wagniß noch einmal zu versuchen. Wir klimmen muthig an dem Abhang hinauf. Das Feuer des unsichtbaren Feindes wird in jedem Augenblick stärker; in jedem Augenblick müssen wir über die Leiche eines Kameraden schreiten und unsere gelichteten Reihen wiederum dichter schließen. Am Fuß des Glacis vor der Hauptverschanzung zeigt sich endlich ein freier Raum und ein schlüpfriger mit Steinen bedeckter Pfad, der zu den versperrenden Pallisaden am Eingang führt. Dies ist die Sackgasse, wo der erste Sturm stattfand. Da ich den Oberst Mill, nur von einer einzigen Ordonnanz begleitet, mühsam von einem Felsen zum andern vorwärts klettern sehe,

mache ich mich auf, ihm meine kleine Verstärkung zuzuführen; er aber ruft mir zu, ich solle meine Leute in's Versteck legen, während er die Stellung auskundschafte. Indem ich diesem Befehle in Bezug auf meine Leute Genüge leiste, folge ich doch selber seinem Beispiel und komme, unter denselben Vorsichtsmaßregeln wie er, bald neben ihm, wenige Schritte von dem Ausfallplatz hinter einem Granitblock an, der uns vor dem Feuer der Barriere schützt, während uns ein ungeheurer Baum zur Seite Deckung gewährt. Rechts von uns führen die Hauptleute des 55. Regimentes ihre Leute im Gebüsch so weit wie möglich gegen die Pallisaden vor, ohne sie zu sehr auszusetzen und unterhalten ein lebhaftes Rottenfeuer. Links von uns, zehn Schritt von der Barriere, dem Feinde seine kolossale Gestalt frei und offen darbietend, steht Major Bird vom 31. Regiment, welcher voll Aerger über die nicht zu erweichende Starrheit des Generals seinem Zorn in Flüchen Luft macht und den Tod sucht. Seit einer Stunde bietet er unter einem Kartätschenhagel dem Tode Trotz, dieser aber verschmäht sein freiwilliges Opfer, und noch hat ihn keine Kugel berührt. In diesem Augenblick erscheinen am Fuß der Straße die Pionniere: sie haben nur eine einzige Leiter, schwer und schlecht aus Bambusrohr zusammengefügt. Bei diesem Anblick durchzuckt den Major ein Hoffnungsschimmer; er ruft den Pionnieren zu, schwingt seinen Säbel und ermuthigt sie. Die Leiter wird angelegt; aber alle Pionniere, die den Sturm versuchen, liegen alsbald todt oder verwundet da, sind erfolglos hingeopfert; die übrigen zaudern, scheinen gelähmt, weichen zurück. Ich hatte mich erhoben, um Beistand zu leisten, aber der Oberst hält mich zurück. „Es kann nichts nützen, mein Sohn,“ sagte er, „hier läßt sich nichts machen; wenn die Leiter auch bis an die Pallisaden gebracht wird, so reicht sie doch nicht aus, und wir bleiben immer zu schwach, um aus der Gunst des Augenblicks Vortheil zu ziehen.“ Da ich jedoch im Gebüsch mehrere Soldaten meiner Compagnie erblickte, deren Muth und Anhänglichkeit an mich ich kannte, so bat ich ihn, mir einen letzten Versuch zu erlauben, indem ich meine Ueberzeugung aussprach, daß, wenn ein einziger Europäer die Brustwehr erstiegen und sein Angesicht den Feinden gezeigt

hätte, diese fliehen und uns den Platz überlassen würden. Nach einigem Nachdenken und nach einem schmerzlichen Kampfe nimmt mir der Oberst mein Pistol aus der Hand, das mich hätte hindern können und sagt: „Es ist nach Allem unsere letzte Hoffnung: gehe denn, mein Sohn, Gott schütze dich!“ In drei Sätzen bin ich am Fuße der Straße, hebe die ganz verlassene Leiter in die Höhe und rufe mit kräftiger Stimme: „Vorwärts, siebente Compagnie! Vorwärts, meine Braven, folgt eurem Officier!“ Zwei Sergeanten nebst funfzehn Soldaten kommen plötzlich wie aus dem Boden hervor, jeder ergreift eine Leitersprosse, und mit Hurrah klettern wir hurtig in die Höhe. Aber der Abhang ist steil, mächtige Steine weichen unter unsern Füßen und hemmen unsere Schritte, das feindliche Feuer verdoppelt sich, und jede Sekunde raubt uns einen unserer Braven. Wir müssen halten, Athem zu schöpfen. Major Bird ergreift die Leiter, wird aber von einer Kugel an der Stirn gestreift und niedergeworfen. Wir rufen indeß ein schwächeres Hurrah und schreiten vorwärts. Am Gipfel der Brustwehr angelangt, ziehe ich die Leiter nach: nur ein Mann, Sergeant Crawford, steht noch bei mir; alle andern sind niedergeschmettert. Mit vereinter Kraft erheben wir die Leiter und legen sie an die Pallisaden an; Aller Augen sind in höchster Spannung auf uns gerichtet. In diesem Moment der Entscheidung geht seitwärts ein Kanonenschuß los: ich höre ihn nicht; was geschieht, weiß ich nicht, aber ich liege an dem Fuß der Barriere, ein stechender Schmerz brennt mich an der Schulter, die Leiter zerquetscht mir das Knie und ein entstellter Leichnam liegt auf mir; es ist der arme Crawford, die Leiter ist zerbrochen und der brennende Kanonenpfropf hat meine Kleider an der Schulter verbrannt. Mit der größten Anstrengung mache ich mich los und richte mich empor, als befreundete Stimmen mir zurufen: „Auf den Boden, auf die Erde! Erhebt Euch nicht, oder Ihr seid des Todes! Zieht Euch zu uns herüber, dies ist die einzige Zuflucht!“ Es sind zwei Officiere und eben so viel unserer Soldaten, die auf einem anderen Wege an die Barriere gekommen waren, um uns auf der Leiter nachzuklettern. Zeugen der verderblichen Katastrophe, wodurch uns auch dies letzte Hülfsmittel entrissen wurde, haben

sie sich unter der Brustwehr an die Pallisaden angelehnt, zwischen Todten und Sterbenden niedergesetzt, indem sie durch das Gewehrfeuer unserer im Gebüsch versteckten Truppen etwas gedeckt werden. Ihrem Rathe folgend, krieche ich zu ihnen hin, um das seltsame Asyl am Fuß der Verschanzung zu benutzen, wo nur die Dicke der Verpallisadirung uns von den Feinden trennt, deren Stimmen wir deutlich unterscheiden. In dieser mißlichen Lage erwarten wir mit einiger Beklommenheit unser ferneres Schicksal."

„Durch den von mir unternommenen Sturm war unser Verlust beinah um das Doppelte gestiegen. Der Tod so vieler Tapfern hatte eine allgemeine Entmuthigung hervorgebracht, und unser Oberst gab eben, nachdem er alle Hoffnung verloren sah, Befehl zum Rückzug, als eine Kugel ihm beide Lungen durchbohrte. Ein Bergbewohner hielt sich in den Zweigen des Baumes verborgen, an dessen Stamm wir so lange saßen. Bis dahin hatte er unbeweglich dem ihn umgebenden Schauspiel zugesehen; jetzt aber hoffte er unter dem allgemeinen Gewehrfeuer unbemerkt zu bleiben und schoß auf den armen Mill, der tödtlich getroffen umfiel und sogleich seinen Geist aufgab. Sein Tod wurde auf der Stelle an dem Mörder gerächt und der Rückzug begonnen. Man wollte den Leichnam des Commandanten mit fortnehmen; aber sobald sich eine Gruppe bildete, wurde sie die Zielscheibe des feindlichen Kreuzfeuers und nachdem zwei Soldaten bei dem Versuch tödtlich verwundet waren, ließ man ihn liegen und beschränkte sich auf die Rettung der Verwundeten. — Unterdessen blieben die fünf Männer, welche an der Barriere in wachsender Gefahr schwebten, ganz unkundig über das, was vorging. Während der zwei tödtlich langen Stunden unseres unthätigen Harrens erhebt von Zeit zu Zeit Einer die Stimme, um unsere Waffengefährten am Eingang des Waldes zu fragen, was zu thun sei? Ob vielleicht ein neuer Sturm vorbereitet werde? Ob wir auf die zweite Leiter warten oder den verzweifelten Entschluß fassen und zu entfliehen suchen sollen? — Unsere Stimmen verhallen ungehört im Krachen des Gewehrfeuers. Vergebens lauschen wir auf ein Signal des Hornes oder der Trommel, um uns von dem Rückzug der

Unsrigen zu benachrichtigen; denn zum Unglück war der einzige Hornist und der einzige Tambour des Vortrabs getödtet worden. Auf einmal müssen wir bemerken, daß man auf uns das Feuer richtet. Eine Kugel streift mir das Ohr und macht mich beinah taub; gleich darauf erbebt hinter uns die Wand unter den Schlägen der Axt und des Kukri. Ein Curgah überschreitet so eben die Barriere und mehrere schicken sich an, ihm nachzufolgen. Der Augenblick drängt. Wir erheben uns, springen über das Glacis, werfen uns in's Gebüsch und rennen auf gut Glück nach verschiedenen Richtungen, um die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen. Aus Furcht, mich zu verirren, schlage ich denselben Weg ein, den wir gekommen waren. Das Erste, was mich fesselt, ist der entseelte Oberst. Er liegt am Wege ausgestreckt auf dem Rücken. Die Uniform ist ihm ausgezogen, das Gesicht ganz ruhig und freundlich, wie im süßen Schlummer: ein Beweis, daß sein Tod augenblicklich eingetreten. Thränen der Rührung in den Augen, betrachte ich den Leichnam des Mannes, dessen letzte Worte an mich die herzlichste Theilnahme athmeten, als drei Schüsse in meiner Nähe mich aus meiner Träumerei aufwecken. Den Säbel in der Faust, durchbreche ich die erste Linie der Feinde und stürze den Berg hinab. Nahe am Eingang des Bergpasses stoße ich auf einen ganzen Haufen. Wiederum durchbrechen zu wollen, Einer gegen Zwanzig, wäre Tollheit gewesen; mich gefangen geben, hieße meinen Leib der Tortur, meinen Kopf dem Kukri, der fürchterlichen Hippe des Curgah zum Skalpiren überliefern. Glücklicher Weise befinde ich mich fast am Fuße des Abhangs; die Schlucht ist höchstens funfzehn Fuß tief, und ich wage den Sprung. Da unten ist der Boden gottlob weich; ich falle zuerst auf die Hände und den Kopf und sehe mich in einem Reisfelde. Ich setze meine Flucht unter einem Kugelregen fort, erreiche ein verlassenes Dorf, erblicke von den letzten Hütten aus unseren Nachtrab und habe ihn bald eingeholt. Um neun Uhr abends erreichen wir den für uns bestimmten Lagerplatz, nahe bei einem kleinen Wasser, auf einer rings von dichtem Wald umgebenen Lichtung. Wir, als die zuletzt anlangenden Europäer, werden commandirt, auf der äußersten Linie als Wachtposten zu bivouakiren, obgleich wir von der

Blutarbeit des heißen Tages sehr erschöpft waren. Doch hatte der General zu dieser Maßregel seine gewichtigen Gründe, denn ein panischer Schrecken war über alle Sepoy-Regimenter gekommen. Diejenigen Eingeborenen, welche man unumgänglich zur Vervollständigung der Postenrunde herbeiziehen mußte, befanden sich in einem so aufgereizten Zustande, daß sie jedes Rauschen der Blätter für das Zeichen eines herannahenden Feindes nahmen, blindlings schossen und Allarm machten. Jedem Werda? der Patrouillen folgte immer sogleich eine Kugel. Ich selbst bivouakirte mit einer Mannschaft von fünfundzwanzig auserlesenen Kameraden auf einem kleinen, zwischen dem Lager und dem Wald gelegenen Hügel. Als verlorene Schildwache an die äußerste Grenze des Lagerplatzes gestellt, durften wir nicht wagen, ein Feuer anzuzünden, um unsere Stellung dem Feinde nicht zu verrathen, und doch war es sehr kalt; auch hatten wir den in diesen hohen Regionen allnächtlich sich zeigenden Thau zu fürchten, dicht und weiß, wie Rauhreif, aber compacter und nässender, der in wenigen Minuten alles durchdringt, bis auf die Knochen geht und schmerzliche Krankheiten erzeugt. Ich ließ daher meine Leute sich im Kreise lagern, so daß Jeder, hart an den Nachbar gedrängt, auch noch von dem erwärmenden Mantel desselben profitiren konnte; mir selber diente ein treuergebener Irländer zum Kopfkissen. Aufmerksam horchte ich auf jedes Werda? der Schildwachen und das alle Viertelstunden ertönende: all's well (Alles gut). Ein paarmal machte das Herannahen eines Nachzüglers oder einer Patrouille, daß wir wie ein Mann aufsprangen; im Uebrigen kam nichts Störendes zum Vorschein. Hätten wir einen unternehmenden Feind gehabt, so wäre ein kecker Angriff während der Nacht im Stande gewesen, unsere ganze kleine Armee zu zerstreuen. Die meisten Eingeborenen würden im ersten Schreck ihre Waffen weggeworfen haben, und die zweihundert noch kampffähigen Europäer, erschöpft, mit verwundeten Kameraden beladen, in dem fremden Lande verirrt, wären eine leichte Beute geworden, und am Ende hätte kaum Einer das Leben gerettet, um die Botschaft von diesem Unglückstage heimzubringen."

„An demselben Tage, wo wir in dem Engpaß von Bakh

so entschieden geschlagen wurden, erlitt eine andere Colonne unserer Truppen eine ähnliche, ja noch schmählichere Niederlage, da alle Bagage, alle Kranken und Verwundeten dem Feind in die Hände fielen. Diese Vorgänge schienen einen höchst schlimmen Ausgang der ganzen Expedition zu weissagen. Der Rajah konnte sich nun mit aller Macht unseren noch übrigen beiden Colonnen entgegen werfen, und gelang es ihm, die Feindseligkeiten nur noch drei Wochen hinauszuziehen, so hätte uns die Regenzeit allein völlig aufgerieben, und unsere Gebeine bleichten jetzt in den Schluchten von Curg. Aber das Glück verließ die englische Regierung auch in diesem gefährlichen Zeitpunkt nicht. Die Nachricht, daß einer unserer Anführer sich durch Verrätherei eines wichtigen Passes bemächtigt habe, erfüllte den Rajah mit Schrecken, und in seiner Feigheit schickte er eilends nach dem englischen Hauptquartier Gesandte, die seine Unterwerfung anboten, wenn man ihm Leben und Krone lasse. Zugleich befahl er in Hoffnung einer um so günstigeren Antwort, daß seine Truppen jeden Widerstand aufgeben und sich in's Innere des Landes zurückziehen sollten. Wir benutzten die Betäubung des Feindes, überschritten in Eilmärschen die beinah unüberwindlichen Barrieren der Engpässe und erreichten so unbehindert die Hauptstadt des kleinen Reiches Merkara, wo wir uns mit den anderen Colonnen vereinigten und wo der Rajah sich unserer Großmuth überlieferte. Merkara war zur Zeit der Eroberung eine offene Stadt von etwa 10,000 Einwohnern, aus niederen Lehmhütten, zwei ziemlich reich verzierten Pagoden und einer einfachen Moschee bestehend, amphitheatralisch am Abhang eines Berges erbaut und beherrscht von einem mittelalterigen Schlosse mit Gräben und Schießscharten. Hinter den weißen Mauern des Schlosses krönte ein dunkler dichter Wald den Gipfel des Berges, der wie die Stadt den einen, so den andern Halbkreis bildete. Am Rande des Waldes stand die Sommerwohnung des verstorbenen Rajah, jetzt als Jagdhaus benutzt. Ein ungeheurer Saal war dort ganz mit Elephantenköpfen ausgeschmückt. Diese kolossalen Schädel, kunstreich skelettirt und weiß, hatte man in mehreren Reihen, die Hauzähne nach vorn gerichtet, aufgestellt; an der Stirn eines jeden sah man eine Kugel, und da

der Rajah behauptete, die sämmtlichen Thiere mit eigener Hand erlegt zu haben, so mußte man annehmen, der Schuß sei immer von vorn gethan und immer auch fast an derselben Stelle eingefallen: eine nur ein mitleidiges Lächeln erregende Großprahlerei. — Bei meiner Ankunft im Schlosse fand ich den Oberfeldherrn nebst dem Rajah und dem englischen Residenten grade beim Frühstück im Hauptsalon. Dies große quadratische Gemach war nach europäischer Art mit vergoldetem Sopha und Armstühlen meublirt; an allen Pfeilern hingen Spiegel, auf allen Wandtischen standen Uhren, die Fenster hatten italienische Jalousien; ein großes Oelgemälde, den Herzog von Wellington vorstellend und ein schlecht colorirter Kupferstich von Napoleon hingen, halb von Draperien verhüllt, an der Wand; außerdem spazierten mehrere Koppel Wachtelhunde, die Lieblinge des Rajah, ungehindert umher. Dieser, den seine Unterthanen Maha Samy (große Gottheit, Stellvertreter Gottes) nannten, war ein Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, kurz, untersetzt und von sehr schlechtem Aussehen: ein Juden-Gesicht und Bart, eine Papageien-Nase, Habichtsaugen, verbunden mit einem Zug von Trotz und Gemeinheit. Er saß mit gekreuzten Beinen auf einem Lehnstuhl und betrachtete jedes neue Gesicht mit Unruhe. Wir mußten ihn in seinem Palast so lange bewachen, bis die Entscheidung des Generalgouverneurs über sein Schicksal eingetroffen war. Er muß ein besonderer Freund von abgeschnittenen Nasen und Ohren gewesen seien, da uns auf den Straßen der Stadt viele so gezeichnete Leute begegneten. Wohl drei Viertel der Bevölkerung waren bei unserem Anmarsch geflüchtet. Sie wurden für den Augenblick durch Legionen von Affen ersetzt, die alle Dächer bedeckten. Man muß sich hüten eins dieser Thiere zu tödten, die man als Incarnation des Wischnu für heilig und unverletzlich hält. Unter den Einwohnern finden sich mehrere Familien des großen Nairenstammes, einer Kriegerkaste, welche sich vom Himalaya-Gebirge an der tübetanischen Grenze bis an die Küste von Malabar verbreitet und deren Gebräuche Vielmännerei gestatten, meistentheils jedoch nur in der als unverbrüchliches Gesetz geltenden Form, daß die Frau, welche einen Bruder heirathet, damit zugleich auch alle seine Brüder heirathet.“

„Die Entscheidung des Generalgouverneurs ließ nicht lange auf sich warten. Das Gebirgsland von Curg wurde ohne Weiteres dem englischen Gebiet einverleibt, die nicht unbedeutenden Schätze, die man in das Schloß geflüchtet, nahm man zu Gunsten der Armee in Beschlag; dem Rajah ließ man das Leben und ein Vermögen von etwa einer Million Franken jährlicher Einkünfte, er sollte aber seine übrige Lebenszeit zu Benares unter der Ueberwachung des dortigen englischen Geschäftsträgers zubringen. Bis zur völligen Uebersiedlung nach diesem Bestimmungsort sollte er einstweilen nach Bangalore (im Nordosten von Seringapatnam) gebracht werden. Zur Escorte wurde unser Regiment ausersehn. Der 24. April war der zur Abreise festgesetzte Tag. Aber ehe uns die Person des Rajah übergeben wurde, fand eine herzzerreißende Scene im Innern des Palastes statt. Der arme Fürst hatte sich nämlich mit der Hoffnung geschmeichelt, man werde ihm wenigstens einen Theil seines Reiches belassen, so daß er dann doch in der heimathlichen Luft seiner Ahnen hätte sterben können. Nun wurde ihm seine ausgesprochene Entthronung erst an jenem Tage mitgetheilt, der ihn sogleich seiner Heimath entreißen sollte. Sein Schmerz, seine Wuth, seine Reue, sich der englischen Großmuth anvertraut zu haben, war grenzenlos; er wälzte sich in den fürchterlichsten Zuckungen auf dem Boden, zerraufte sich die Haare, rang die Hände, zerriß die Kleider. Seine Frauen, fünfundzwanzig an der Zahl, schrien jämmerlich, umfaßten seine Knie und beschworen ihn, sie seine Gefangenschaft theilen zu lassen, was denn auch nachgegeben wurde. Sie folgten in eben so viel Sänften dem prächtigen vergoldeten Palankin, welcher den Rajah in seine entfernte Gefangenschaft bringen sollte. Beim Scheiden schwamm sein Gesicht in Thränen; er warf noch einen schmerzlichen Blick auf seinen Palast, die Ebene, die heimischen Wälder, die er nie wieder schauen sollte. Dann ging es vorwärts. Alle Einwohner standen vor ihren Thüren; sie warfen sich beim Herannahen des königlichen Palankins in den Staub und riefen: Samy! Samy! (Gott! Gott!). Dies war ihre letzte göttliche Ehrenbezeugung, und der arme Sterbliche, dem man jenen Titel gab, schluchzte, wie ein Weib, das aus dem Paradiese gejagt wird.“

„Unser Marsch ging durch einen dichten Wald. Abends schlugen wir unsere Zelte auf einer Lichtung zwischen großen Bäumen auf. Gegen zehn Uhr verbreitete sich das Bestürzung erregende Gerücht, ein Corps der Curgäh rücke an, um ihren Fürsten zu befreien. Ein Theil der Escorte mußte sogleich unter die Waffen treten. Es ließ sich ein höchst seltsames Geräusch hören, wie das eines nicht weit entfernten Gewehrfeuers. Bald aber erfuhren wir, daß ein Waldbrand in der Nachbarschaft entstanden sei und daß jene Explosionen von dem Bambusrohr herrührten, indem die eingeschlossene Luft sich durch die Hitze ausdehne und die Rinde sprenge. Der neue Feind konnte uns leicht gefährlicher werden, als der vermuthete. Wir wurden indeß bald von unserer Unruhe befreit. Ein Wind erhob sich, so daß er den Brand von uns ab kehrte, und mit dem Winde kam ein starker Regen. Dieses Wetter dauerte auch an den folgenden Tagen fort. Nachdem wir dem Feuer glücklich entronnen, umgab uns nun das Wasser von allen Seiten. Die Erde schien zahllose Reptilien auszuspeien; Skorpionen und Tausendfüße drangen überall auf uns ein. Bald riß auch die Ruhr im Lager ein, wir verloren nach und nach fast unsere sämmtlichen Kameele und mußten das Gepäck theilweis im Stiche lassen: die gewöhnlichen Folgen der Regenzeit. — In einem großen Dorfe am Cavery zeigte sich auf dem Hauptplatz vor einer der Pagoden ein merkwürdiges Stück der Bildhauerkunst: ein Ochse von natürlicher Größe, auf einer Granitplatte ruhend und gegen die Unbill der Witterung durch ein glockenförmiges, säulengetragenes Zelt geschützt. Das Volk hatte den Hals des Thieres mit Blumengewinden geschmückt und warf sich vor dem Bilde unter dem Getön des Tamtam und des Dudelsackes in den Staub. Nachdem wir den Cavery überschritten, sagten wir der waldbedeckten Berggegend Lebewohl und befanden uns nun auf dem Gebiet von Mysore. Dahin folgten dem armen Rajah nur wenige treue Diener, und von seinen Frauen blieben ihm zuletzt nur drei, darunter die älteste und die jüngste, seine erste und seine letzte Liebe, die welche er am meisten liebte und die, welche er am öftersten gekränkt hatte. Diese drei Frauen begleiteten ihn allein bis Benares und theilten alle Trübselig-

keiten seiner Gefangenschaft bis an's Ende; die übrigen kehrten in die Heimath zu ihren Familien zurück, sie verließen ihn, als im fremden Lande jeder königliche Glanz um ihn her verschwand und sein goldener Palankin sich in ein einfaches Hauptmannszelt verwandelte. Der unglückliche Fürst selber wurde nun ganz wie ein Kriegsgefangener behandelt, den man strenge bewachte. In allen seinen Hoffnungen auf's äußerste betrogen, wurde er ernsthaft krank, so daß wir ihm einige Tage Ruhe gönnen und Halt machen mußten."

„Der Verlust unserer Lastthiere hätte uns beinah ganz ohne Lebensmittel gelassen, wenn nicht glücklicher Weise ein Zug von Brinjaries in unsere Nähe gekommen wäre. Diese Brinjaries oder Lambadies sind die indischen Zigeuner: der Stamm, von dem alle wandernden Verzweigungen Europa's ausgegangen sind. Ihr erster Ursprung weist auf eine gemeinschaftliche Abkunft mit den Mahratten hin; doch unterscheiden sie sich von diesem Volke gänzlich in Bezug auf Religion, Sitte und Sprache. Es ist augenscheinlich eine Unterabtheilung der so verachteten Paria-Kaste, aber außerhalb aller eigentlichen Gemeinschaft mit den Hindu's, da sie mit der Religion derselben gar nichts zu schaffen haben. Zur Zeit der Eroberung Indiens durch Timur oder Tamerlan im Jahr 1398 sollen sie sich aus Paria-Horden von allen Schattirungen gebildet haben, indem sie die mongolischen Heere als Spione und Lieferanten begleiteten. Jetzt trifft man sie in unzähligen Lagern, durch die ganze Halbinsel umherziehend, wo sie den Getreidehandel ausschließlich betreiben. Zu Kriegszeiten plündern sie, bringen den Truppen Zufuhr und dienen als Spione, während die Mädchen auch ihr Gewerbe haben. Im Frieden verfertigen sie grobe Tücher, handeln sie mit Eßwaaren; kurz, sie beschäftigen sich mit tausenderlei verschiedenen Dingen, und ihre Weiber verdienen Geld mit Wahrsagen. Ihre Kleidung ist bunt und hübsch, so lange sie den Anstrich der Neuheit hat; aber sie reinigen und wechseln dieselbe nie, bis sie ihnen in Lumpen vom Leibe fällt. Außerdem werden sie als mißtrauisch, lügnerisch, spiel- und trunksüchtig bezeichnet; dabei sind sie in die traurigste Unwissenheit und in den finstersten Aberglauben versunken; ihre ganze Religion besteht in der Furcht vor bösen

Geistern und vor dem Schicksal. Sie leben wie die rohen Thiere familienweise. Uns kam eine solche Truppe höchst gelegen. In zwei Tagen versahen uns die Brinjaries mit allem Nöthigen und verschafften uns Lastthiere, so viel wir deren bedurften."

„Am 4. Mai rückten wir in der Ebene bis nahe bei Seringapatam vor. Es war zehn Uhr Morgens, als wir unser Lager unweit eines Dorfes aufschlugen und nun in der Entfernung einer kleinen Stunde die zwei schlanken Minarets erblickten, welche wie ein Mausoleum sich über der zerstörten Hauptstadt von Mysore erheben. Wir Alle waren begierig, den Schauplatz einer der interessantesten Episoden in der indischen Geschichte kennen zu lernen, und ich machte mich, von zwei Kameraden begleitet, zu Fuß dahin auf den Weg. Bei jedem Schritte begegneten wir dem Cavery, der sich hier in unzählige Kanäle theilt. Am Fuß der Stadtmauern vereinigen sich alle Gewässer des Flusses in zwei Arme, welche eine lange schmale Insel bilden. An jedem Ende derselben stehen zwei Hügel; den einen nimmt die Stadt Seringapatam ein, den nördlichen Abhang des anderen die Vorstadt Ganjam: einst der Bazar jenes Königssitzes. Noch heute enthält sie Buden mit kunstreichen Geweben, welche früher den Stolz und den Reichthum ausmachten, jetzt aber durch die Concurrenz der englischen Waaren mehr und mehr verdrängt werden. Nähert man sich der Hauptstadt von Nordwesten her, so geht es anfangs durch eine andere fast verödete Vorstadt, dann über mehrere Brücken des Cavery. Folgt man dieser Richtung weiter in einer längs des Kanals der Festung sich hinziehenden prächtigen Allee von Mimosen, Feigen- und Mangobäumen, so hat man eine malerische Ansicht nach der andern. Die Veranda's der Häuser steigen hier bis in den Fluß hinab, und dazu wird die Scene von den vielen Menschen belebt, welche in dem heiligen Wasser ihre Waschungen vornehmen. Etwas weiterhin sieht man eine Masse von unnahbaren Ruinen unter dem breiten Laubdache des Pipol; aus dem Schutt ragt zuweilen auch die dortige Grabcypresse empor. Es sind dies mongolische Gräber mit zierlich gearbeitetem Gitterwerk und mit bunten vergoldeten Kuppeln; nur wenige zerstreute Monumente scheinen trotz ihrer feinen Structur der allgemeinen Zerstörung Wider-

stand leisten zu wollen. — Nachdem wir die erste Zugbrücke überschritten hatten, gingen wir längs der Wälle hin, um nach Gefallen die berühmten Festungswerke zu betrachten, welche doch diese heldenmüthige Stadt nicht schützen konnten. Man sieht Alles fast noch in demselben Zustande, wie nach der verderblichen Katastrophe. Zwei zersprungene Haubitzen bezeichnen noch den Platz, wo am hellen Mittag den 4. Mai 1799 die Sturmcolonne der Engländer auf dem Laufgraben gegen die Bresche vorrückte. Nach einem hartnäckigen Kampfe wurde die Stadt erobert. Tippu selbst verlor dabei das Leben, und der Untergang seines mächtigen Reiches zog den Sturz aller anderen Staaten in Hindostan nach sich. — Die gegenwärtige Stadt liegt größtentheils unter einem wild überwachsenen Trümmerchaos im Schweigen des Todes. Der Palast des Sultans befindet sich in dem kläglichsten Zustande; doch kann man noch einen großen Saal mit einer weiten Tribüne erkennen, wo Tippu bei feierlichen Audienzen zu sitzen pflegte. Auch die Vertheilung der inneren Gemächer, die Wohnung der Frauen, der Platz für die Leibwache läßt sich noch nachweisen. An der Wand eines der Cabinette bemerkt man sogar noch einige schlecht von einem europäischen Künstler gemalte Frescobilder, welche die Schlachten des Sultans und seine Zusammenkunft mit Lord Cornwallis darstellen. Die Höfe sind von langen Reihen eiserner Kanonen eingenommen, einst die Wehr der Wälle, jetzt ohne Lafetten und unbrauchbar. Von dem Palast wandten wir uns zu der nahe gelegenen Moschee und bestiegen eins ihrer schönen schlanken Minarets, heutiges Tages die Zufluchtsstätte für Tausende von Waldtauben. Oben, wo sich zu unseren Füßen ein reiches Panorama ausbreitete, bezeichnete uns ein alter Derwisch, als der uns begleitende Cicerone, genau die Stellung der Belagerungstruppen und nachher zeigte er uns auch unten bei einer Ausfallpforte die Stelle, wo man Tippu's Leichnam gefunden und wo man jetzt eine graue Granitplatte mit einem Ringe angebracht hat. Nach der Erzählung des Derwisches ruhte Tippu, nachdem er den ganzen Morgen hindurch selbst das Feuer gegen die Schanzen der Engländer geleitet, ein wenig von seinen Anstrengungen aus, als man ihm meldete, daß die Engländer während der Mittagsgluth im Nu die Bresche

plötzlich angegriffen und genommen hätten und daß sie schon gegen den Platz vordrängen. Noch an der Möglichkeit eines solchen Ueberfalles zweifelnd, stürzte er hinaus, um sich selbst zu überzeugen. Da er Alles verloren sah, stellte er sich an die Spitze seiner Getreuen, um durch jene Ausfallpforte zu entkommen. Vor derselben aber stand ein feindliches Regiment. Es gab ein schreckliches Gemetzel; Tippu wurde unter den Ersten verwundet, und alle seine Leute ließen sich um ihn her tödten. Bluttriefend war er auf das Steinpflaster gesunken, als ein Soldat ihm sein Diamanten-Halsband abreißen wollte. Diese Beschimpfung bewirkte, daß er seine letzten Kräfte zusammenraffte und sich halb emporrichtend den Unverschämten mit seinem Säbel am Kopfe schwer verwundete. Dieser aber durchstach ihn mit seinem Bayonnette, ohne zu wissen, wer er sei. Später wollte sich bei der Theilung der Beute nirgends das Diamanten-Halsband finden. Jener englische Soldat soll es für eine Kette von Glasperlen gehalten und um eine Flasche Branntwein an einen Regimentsarzt verkauft haben. Dieser aber nahm gleich nach dem Treffen seinen Abschied und lebte von seinem Vermögen. Tippu's Leichnam wurde erst nach langem Suchen unter dem Haufen der Erschlagenen hervorgezogen, darauf setzte man ihn mit allen Feierlichkeiten in dem Mausoleum seines Vaters bei. Auf dem Wege dahin durchwanderten wir die Insel des Cavery der ganzen Länge nach und sahen auch Tippu's ehemaliges Lusthaus, jetzt ein Bungalo für europäische Reisende. Es hat die Form eines hübschen viereckigen Pavillons mit einer breiten Gallerie auf allen vier Seiten; die Pilaster der Gallerie, die Fenster und Thüren sind in einem sehr zierlichen maurischen Stil aufgeführt. Die bewunderswürdig feinen Holzschnitzereien haben sich noch besonders gut erhalten. Die Landschaft, welche man von der Gallerie des ersten Stockwerkes überschaut, ist außerordentlich schön, aber die verwilderten Gärten gleichen verworrenen Dschungeln und die Wasserbecken sind ausgetrocknet, da die Springbrunnen nicht mehr fließen. Nach der Plünderung von Seringapatam diente dieser liebliche Aufenthalt eine Zeit lang dem damaligen Oberst und Gouverneur von Mysore, dem nachherigen Herzog von Wellington, zur Wohnung. Jetzt ist die

pesthauchende Malaria dort eingezogen. Wehe dem Reisenden, der unter diesem trügerischen Dache sich dem Schlaf überläßt! Man könnte sagen, ein Engel mit feurigem Schwert wache über allen diesen Ruinen und Umgebungen von Seringapatam, um den Engländern zuzurufen: „Weg, Ihr Fremdlinge! Der Himmel hat Euch von diesem irdischen Paradies verbannt! Bleibt fern oder Ihr seid Kinder des Todes!" Ein unabsehbarer Todtenacker mit einem Wald von Grabmälern birgt die Leichen der Eroberer, welche dem Würgengel zum Opfer fielen, ehe man den Kampf gegen das ungesunde Klima aufgab und ein anderes Hauptquartier bezog. — An der Südspitze der Insel liegt der Rosengarten, in dessen Mitte sich das Mausoleum der beiden letzten indischen Landesfürsten erhebt. Ein einfacher, aber geschmackvoller Triumphbogen bezeichnet den Eingang; eine breite Cypressenallee führt sodann sanft abwärts zu einem Tempel, einer Rotunde mit einer Kuppel, auf einer Plattform zwischen zwei anderen Gebäuden stehend, welche als Moschee und Karawanserai dienen. Drei hübsche Thüren, durchbrochen und mit bronzenem Schnitzwerk versehen, führen in das Innere, wo alle Verzierungen in weißem oder schwarzem Marmor und in Gold ausgeführt sind. Das durch die Thüren einfallende Licht erhellt drei Grabmäler, im Mittelpunkt der Rotunde stehend und mit rothem Sammet behangen. Das von Heider-Ali ist in der Mitte, rechts und links das von Tippu-Saib und seiner Mutter. Der Fußboden besteht aus carirtem weißen und schwarzen Marmor. Von der Kuppel herab hängen an seidenen Schnüren symmetrisch mehrere große Straußeneier, denen die Indier wunderbare Eigenschaften beilegen. Die Gartenanlagen, welche das Mausoleum umgeben, werden in gutem Stand erhalten."

„Auf der letzten Station vor Bangalore hatten wir noch einen unangenehmen Vorfall, der die ganze Bevölkerung und selbst die Eingeborenen unserer Escorte aufregte. Es war nämlich ein junger Feldwebel von uns in ein Dorf vorausgeschickt, um daselbst einige nöthige Einkäufe zu machen. Dieser, ein neuer Ankömmling und mit den Vorurtheilen des Landes unbekannt, hatte sich bei der großen Hitze in dem einzigen Baory oder Wasserbehälter des Ortes und der Nachbarschaft gebadet.

Um die Folgen dieser Unbesonnenheit zu begreifen, muß man den tiefen Abscheu kennen, den jeder Indier vor jeder Berührung eines Europäers hegt, einen Abscheu, der einen religiösen und physischen Grund hat, da unsere weiße Farbe jener der Aussätzigen des Landes gleich gestellt wird. Es fehlte wenig, daß der junge Mann nicht auf der Stelle getödtet wurde, und ohne Zweifel hatte er sein Leben nur der Nachricht von unserer Ankunft zu danken. Der Himmel glühte, und unsere Wasservorräthe waren längst ausgegangen. Als wir nun bei dem Stationsort anlangten, rief Jeder nach Wasser, um seinen brennenden Durst zu löschen. Unsere Pakallies oder die unsere Colonne begleitenden Wasserwirthe, welche inzwischen die Verunreinigung und Entweihung der Cisterne erfahren hatten, weigerten sich jedoch einstimmig, ihre Schläuche zu füllen. Man mußte also warten, bis die Leute mit ihren müden Thieren aus beträchtlicher Entfernung anderes Wasser herbeigeholt hatten. Die dadurch erweckte Unzufriedenheit und Unruhe wird noch erklärlicher, wenn man bedenkt, mit welcher abergläubischen Peinlichkeit die Eingeborenen Alles, was Speise und Trank betrifft, berühren. Die Brahminen und die Hindu's von hoher oder mittlerer Kaste werden keinen Tropfen Wasser trinken, den sie nicht selbst geschöpft haben, oder den nicht ein Mann derselben Kaste ihnen bringt. Während einer Mahlzeit ist für den Hindu ein Jeder, der nicht zu seiner Kaste gehört, ein unreiner verabscheuungswürdiger Gegenstand; außer dieser geheiligten Stunde ist er darin sehr gleichgültig. Vor Allem muß er sich zum Behuf dieses Geschäftes in eine verborgene Ecke setzen, wie wenn er etwas Unschickliches beginge. Will man seine Dienste oder auch nur seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, so wird er Einem den Rücken kehren und seinen Widerwillen so stark als möglich offenbaren. Um jede Berührung mit einer anderen Kaste, sei es nun ein Christ, Muhammedaner oder Hindu, zu vermeiden, pflegen diese Leute immer ein Lota, ein rundes metallenes Gefäß, bei sich zu tragen, um ihren Reis darin zu kochen, oder jedesmal ein neues irdenes Geschirr zu kaufen, das noch Niemand gebraucht hat. Ein solches Geschirr kostet wenigstens zwei Kreuzer; aber ein armer Teufel, der monatlich nur drittehalb

Gulden als Soldat zu verzehren hat, wird lieber halb verhungern, als jene Rücksicht vernachlässigen. Da Jeder beim Abmarsch sein Eßgeschirr zerbricht, so findet man bei den meisten Ortschaften ganze Haufen dergleichen zerbrochener Töpferwaare, und auch wenn ein Dorf oder eine Stadt zerstört und ganz verschwunden wäre, könnte man die Lage doch an jenen Trümmern erkennen. Man hat solche Spuren selbst bei Städten, die zu Alexanders Zeit gegründet und nun längst zerstört wurden, angetroffen."

Von Bellary aus wandte ich mich zurück nach Madras. Um leichter zu reisen, hatte ich mich weder mit Zelten, noch mit Ochsenwagen beschwert. Mein Gefolge bestand nur aus meinem Kammerdiener, der zugleich die Stelle des Kochs vertrat; dann kamen zwei Stallknechte und zwei Futterknechte für die Pferde, endlich zwei Lastträger mit vier Körben aus Palmried, meine Kleider, Vorräthe und sonstigen Geräthschaften enthaltend. So belief sich unsere Karavane, auf die möglichst kleine Zahl beschränkt, doch immer noch auf acht Personen und drei Thiere.

Durch ein anfangs wellenförmiges, dann hügeliges, nur mittelmäßig angebautes Land auf schlechten Wegen ziehend, erreichten wir am dritten Tage Ghouty, das „Gibraltar von Kamatill" genannt, wie Bellary aus zwei Festungen und einer Citadelle bestehend, die über einander am Abhang und auf dem Gipfel eines kegelförmigen Berges liegen. Früher war hier das Hauptquartier für die Armee der abgetretenen Districte; doch mußte der Ort wegen seiner Ungesundheit verlassen werden. Die Verschlimmerung des Klima's auf manchen Punkten der Halbinsel ist bemerkenswerth. Es giebt Oerter, die sonst ihrer reinen Luft und ihrer gesunden Lage wegen berühmt waren und wo jetzt der Boden die pestartigsten Miasmen ausströmt. Ein solcher Wechsel erfolgte selbst dann, wenn die Reinlichkeit und die luftige Bauart einer europäischen Cantonnirung die Stelle einer in schmutzige Hütten zusammengedrängten eingeborenen Bevölkerung einnimmt. So traf es sich bei mehreren Festungen, die noch obendrein hoch im Gebirgslande und entfernt von jedem Sumpfe

lagen. — Die Hütten der hiesigen Dörfer befremden durch ihre Kleinheit, gleich als wären sie für ein Liliputergeschlecht gebaut. Das Dach ist meistens so niedrig, daß die Bewohner gewiß nicht darunter stehen können. Dies erklärt sich daraus, daß sie ihre Hütten nur benutzen, um darin ausgestreckt zu liegen oder auf den Fersen sitzend zu kauern. — Beobachtet man die verschiedenen Menschengruppen auf dem Wege, so muß man sich auch von der erbarmungswürdigen Lage der Frauen aus den unteren Klassen der Hindu's überzeugen. Ich traf eine Menge armer Familien unterwegs. So elend und nackt sie auch sein mögen, der Mann geht unabänderlich in tiefem Stillschweigen voraus, ohne ein Wort mit der Frau zu sprechen, die als das Lastthier ihres Herrn einige Schritte hinter ihm folgt, indem sie etwa ein kleines Kind rittlings auf der linken Hüfte und das Gepäck trägt. Ich sah sie oft auf einer langen Strecke unter der schweren Bürde fast erliegen, ohne daß der Mann, der nur seinen Reisestock trägt, daran dachte, jener auch nur das Kind abzunehmen. Reisen mehrere Familien zusammen, so gehen alle Männer voraus, und die Frauen gehen ebenfalls zusammen, indem sie sich in ehrerbietiger Entfernung halten. Begegnet eine andere Reisegesellschaft, namentlich von Europäern, einer solchen Gruppe, so drehen die meisten Weiber den Rücken oder bedecken im Gehen das Antlitz. Man muß sich hüten, sie zu grüßen; denn schon der Gruß eines Europäers gilt bei den indischen Frauen für eine Befleckung ihrer Ehre. Uebrigens reift und welkt die Natur in diesem Klima viel früher, als bei uns: die Frau wird mit zwölf Jahren Mutter und ist mit dreißig völlig abgelebt. — Ich bemerkte am Wege einen Pflug und ging hinzu, ihn genau zu betrachten: es war ein ganz einfacher gekrümmter Stock, der die Erde schürft. Zwei Ochsen ziehen das elende Ackerwerkzeug, und die nachfolgenden Frauen zerbrechen mit den Händen die aufgeworfenen Schollen, ohne sie zu zertheilen. Die hiesigen Ochsen sind ziemlich klein, meistens von schwarzbrauner Farbe und haben eine Fettgewulst auf dem Nacken. Ihr Mist muß das Brennmaterial ersetzen. Zu dem Ende mengt man denselben mit zerschnittenem Stroh und formt ihn in breite Kuchen, die an der Sonne gedörrt werden; nur die Frauen gewisser Fami-

lien geben sich mit diesem unappetitlichen Geschäft ab. In allen Dörfern kann man an den Wänden solche Kuchen als Brennvorrath aufgestapelt sehen. Der Boden giebt hier jährlich zwei Erndten: eine vom Reis, der vom Juni bis November steht, eine andere von Korn, Hülsen- und Oelfrüchten, welche während der heißen Jahreszeit reifen, ohne einer Bewässerung zu bedürfen.

Hinter Kuddapah, einer Stadt von vielleicht zehntausend Einwohnern, frühstückten wir am Morgen unserer zehnten Tagereise zu Bonkrapett, einem indischen Kloster, das auf den ersten Abhängen der Ost-Ghats, am Eingange eines furchtbaren Engpasses liegt. Gegen fünf Uhr Abends fing ich an, auf einem felsigen glitschigen Pfade zu Fuß die erste Strebemauer des Gebirges zu erklimmen; zu Pferde möchte es ein sehr gefährliches Wagniß gewesen sein. Zuerst geht es durch eine traurig öde Schlucht, dann erreicht man den ersten Gebirgskamm, steigt in ein zweites Felsenthal hinab und erklimmt darauf den zweiten höheren Rücken: man glaubt ein Meer zu sehen, das sich mitten im wildesten Sturm plötzlich in Stein verwandelte. Nichts als Felsen und immer einförmige Felsen! Der ermüdendste Anblick, eine wahre Steinwüste! Nirgends etwas Hervortretendes; nirgends Größe oder Eigenthümlichkeit! — Ich fand mich hier zum ersten Mal in meiner Reiselust getäuscht, und als ich mich in einem kleinen Orte am östlichen Ende des Passes auf meinem Feldbette dem Schlummer in die Arme warf, dachte ich an die liebe Heimath und an die Süßigkeit eines ruhigen Lebens.

Des andern Tags dieselbe Gegend. Wir befanden uns in dem District des Nuwab oder Fürsten von Mahal. Anstatt der abgesteckten Felder, der mannigfaltigen Gruppen von Fruchtbäumen, der vielen Abzugsgräben, der reichen Saaten, der lachenden Dörfer und der beinah civilisirten Bevölkerung, die man jenseits Kuddapah antrifft, sieht man nur noch Moräste und Haiden, weite Flächen mit Binsen bedeckt oder steiniges unfruchtbares Hungerland; hie und da einige bienenkorbartige Erdhütten, wo schwächliche halbnackte Wesen mit dem Ungeziefer um ihre Existenz ringen, fast wild, so daß sie bei dem Anblick eines Fremden scheu, gleich den Thieren des Waldes, von dannen

fliehen, zu dumm oder zu boshaft, um ihm Rede zu stehen und den rechten Weg zu zeigen. Hier gipfelt das Elend. Bei der Betrachtung dieser Wüste fragt man sich, wovon die Bewohner leben, wenn nicht von der Milch der Thiere, da sie kein Fleisch essen. Der sehr starke Viehstand der ganzen Gegend besteht nur aus Ochsen und Büffeln, deren Ernährung ein neues Räthsel ist; denn sie liegen den Tag über auf Brachfeldern, wo kein Grashalm grünt, und käuen, ich weiß nicht was. — Es war mein Plan, Mahal zu erreichen, und zu dem Ende spornte ich mein Pferd und ritt allein voraus; aber die einbrechende Finsterniß der Nacht überraschte mich in der Nähe eines kleinen Meierhofes; auch hatte mich der angestrengte Marsch aufs Aeußerste ermüdet: ich mußte Halt machen. Ich stieg somit vom Pferde, nahm es am Zügel und bettelte von Thor zu Thor für mich und mein Pferd um eine gastfreundliche Aufnahme, die ich herzlich gern bezahlt hätte. Leider fand sich keine Seele, welche das Ourdou oder die auf der ganzen Halbinsel übliche Umgangssprache zwischen den Eingeborenen und Fremden verstanden hätte. Man kannte hier nur die tamulische Sprache, so daß ich nur durch Geberden für mein Pferd ein Bund Heu und für mich einen Fladen erzielte. Dieser Fladen, die einzige Nahrung des Volkes, ist ein halbgebackener Teig von Gersten- oder Weizenmehl sammt der Kleie und einigen darunter gemengten Hülsenfrüchten. Da ich nirgends ein Obdach für mich sah, so band ich meinen Araber an einen Palmbaum, an dessen Fuß ich einen Teppich, den ich immer unter dem Sattel hatte, ausbreitete. Dann schlang ich den Zügel des Rappen um meinen Arm und suchte neben ihm einzuschlafen. Noch nie empfand ich so lebhaft das Gefühl der Vereinsamung, da ich hier so ganz allein, ohne alle Begleitung, ohne allen Schutz im Freien die Nacht über campiren mußte. Wenige Schritte vor mir bewegten sich im Dunkel schwarze stumme Gestalten, während andere, in weiße Musselinbinden, wie in Grabtücher, gehüllt, vor ihren Thüren lagen. Eine Hyäne heulte in der Ferne, der Schakal schweifte in meiner Nähe umher; ich konnte in den Gebüschen das Rauschen der schrecklichen Klapperschlange hören, die einen schlafenden Vogel als Beute suchte. Diese düstere Wirklichkeit erweckte die wildesten Bilder mei-

ner Phantasie und verscheuchte den Schlaf. Als letztes Hülfsmittel legte ich mich auf den Rücken und betrachtete die Sterne. Orion mit seinem hell, wie von Juwelenglanz funkelnden Gürtel stand im Zenith. Ich gedachte mit Dank gegen Gott aller Gefahren, durch welche er mich bis dahin glücklich hindurchgeführt, und bald wirkte die nächtliche Kälte erstarrend auf meine Nerven, so daß ich in einen Halbschlummer verfiel. Beim Erwachen war ich ganz steif; der starke Nachtthau hatte alle meine Kleider durchdrungen, und ich zitterte vor Frost. Nachdem meine Leute angekommen waren, erwärmte mich eine Tasse Thee, und ich ritt nach dem Frühstück bis Mahal, um dort ein wenig zu rasten.

Als ich in diese kleine Hauptstadt einzog, begegnete ich dem Nuwab mit einem zahlreichen Gefolge von gut berittenen Cavalieren. Seine Leibwache lief auf nackten Beinen voraus, aber bis an die Zähne mit einer Unzahl von Waffenstücken bewehrt, mit Hellebarden, Luntenflinten, Piken, Lanzen, Pistolen, doppelläufigen Jagdgewehren; alle hatten außerdem Säbel, Dolch und Schild; jeder Mann ein wanderndes Arsenal. Dergleichen Ueberladung, die einem flinken Gegner den Sieg um so leichter machen würde, geschieht, um sich selbst Muth einzuflößen und einen möglichen Widerstand abzuwenden, den man im offenen Kampfe sich nicht getraut zu überwinden. Der Nuwab zeichnete sich unter der Gruppe durch seine schönen Gesichtszüge vortheilhaft aus; er lenkte sein prächtiges Roß mit Leichtigkeit. Seine Kleidung bestand in einem langen Rock von Seide und Goldstoff, zusammengehalten durch einen grünen Gürtel; ein rosafarbener Turban bedeckte sein Haupt; am Sattel hingen zwei breite türkische Steigbügel von massivem Silber. Zwei Diener wehrten mit langen Roßhaarbüscheln die Mücken von dem weißen, beinah pfirsichfarbenen Pferde ab, dessen langen roth bemalten Schweif Einer derselben hielt. Als ich in meinem Strohhut und meiner ehemals weiß gewesenen Weste sehr bescheiden vor dem pompösen Zuge vorbei ritt, verneigte ich mich und machte gegen den Nuwab mit der Hand den asiatischen Gruß, den er mir sehr höflich erwiederte. Alsbald schickte er mir einen seiner Cavaliere nach, um mich in seinen Palast einzuladen. Ich mußte trotz alles Widersträubens nachgeben. Das Haus des Fürsten entsprach

ganz der Einrichtung einer größeren indischen Wohnung: enge, gewundene Gänge führen zu einer Art Kreuzgang um einen kleinen, ganz mit Blumen angefüllten Hof, auf den sich die vier Flügel öffnen; innen, wie immer, Luxus und Armseligkeit. Mein hoher Gastfreund ließ es sich nicht nehmen, auch noch meine nachfolgenden Diener und Thiere zu bewirthen. Die Pferde wurden mit Gerste, die Diener mit Reis und zerlassener Butter vollgepfropft. Mir selbst wurde ein ungeheurer Pillau vorgesetzt in Form einer mit allen möglichen Ingredienzien und Gewürzen pikant gemachten Reis-Pyramide, welche ein Huhn enthielt. Neben dieser Platte erschienen andere Gerichte, eins immer noch heißer und gewürzter als das andere. Der Nuwab erwies mir die Ehre, von meinem Teller zu essen, und unsere Finger, die als Gabeln oder Löffel dienten, begegneten sich oft. Zum Beschluß gabs Orangen, Ananas, Bananen und selbst nußgroße Aepfel, die man hier wegen ihrer Seltenheit sehr schätzt. Nach der Mahlzeit brachte man das Hukah, und der Tag verging mit Rauchen. Der Fürst wechselte als ächter Epikuräer schon nach fünf bis sechs Zügen das Chillum oder den Inhalt der Pfeife. Sobald der Rauch sein ganz frisches Aroma ohne öligen oder bitteren Beigeschmack verlor, gab er das Rohr dem mit einem Fächer hinter ihm stehenden Diener. Ich bemerkte in meinem Tabak Opium und fragte den Nuwab, woher er dasselbe bezöge, aber er antwortete mir, indem er auf die mit verschiedenfarbigem Mohn prangenden Gartenbeete wies, daß er es selbst bereite.

Ueberhäuft mit Güte, verließ ich Mahal. Am nächsten Tage mußten wir eine der schrecklichsten Schluchten passiren. Inmitten derselben schwebten mehrere Raubvögel fürchterlich schreiend in der Luft. Sie beschrieben Kreise über unseren Häuptern und stürzten sich dann mit Gier auf etwas Schwarzes zur Seite der Straße, wo wir einen bluttriefenden Leichnam fanden. Der Kopf war fast vom Rumpfe getrennt und der Körper noch nicht ganz kalt. Der Mord mußte demnach erst vor wenigen Stunden geschehen sein, und die Mörder hielten sich wahrscheinlich in der Nähe auf. Mein Reitknecht fiel bei dem jammervollen Anblick auf die Kniee und schluchzte vor Angst. Er erkannte in dem Unglücklichen einen beurlaubten Sepoyer, den wir vor einigen Tagen auf dem

Marsch nach dem Wege gefragt hatten. Dasselbe Schicksal erleiden jedoch viele eingeborene Soldaten, wenn sie auf Urlaub nach Hause gehen, indem die Räuber wissen, daß sie immer einige Ersparnisse von ihrem Solde bei sich führen. Selten wird ein Europäer angegriffen, da die englische Regierung in diesem Falle keine Nachforschungen spart, um die Schuldigen ausfindig zu machen und zu bestrafen. Man hat jedoch noch eine andere Klasse von Mördern zu fürchten, die eine vollständig organisirte geheime Gesellschaft unter Oberhäuptern bilden, mit dem offen ausgesprochenen Zweck, die menschliche Gesellschaft auszurotten. Dies ist der furchtbare Bund der Thugs oder Phansigars, d. i. Erdroßler. Der Ursprung des Bundes verliert sich in dem Dunkel der Zeiten, und wohl schon seit einem halben Jahrhundert hatte diese Pestbeule der Menschheit im Geheimen geeitert, ehe man das Uebel erkennen und in der Wurzel erfassen konnte. Es war im Jahr 1830, wo die Angaben eines Bundeshauptes, dem man im Fall eines offenen Geständnisses das Leben versprach, das ganze System enthüllten. Die religiöse Grundlage dieses Thug-Bundes ist der Cultus der Bhowanie, einer gräßlich-düsteren Gottheit, welche nur am Morden Gefallen findet und das menschliche Geschlecht haßt. Menschenopfer sind ihr die süßeste Gabe, und je mehr einer ihrer Anbeter in diesem Leben schlachtet, um so mehr wird sie ihn im anderen Leben mit paradiesischen Freuden lohnen. Die Mitglieder dieser Mordbande erweisen sich gegen ihre Glaubensbrüder liebevoll, großmüthig, aufopfernd; aber um ihrer göttlichen Herrscherin zu gehorchen und zu dienen, morden sie erbarmungslos Alle, die nicht zu ihrem Bunde gehören, selbst den Greis, die Frau und das Kind. Der irdische Vortheil erscheint dabei nur als Nebensache; das mit aller Leidenschaft des Fanatismus verfolgte Hauptziel ihres vermeintlich göttlichen Berufes ist und bleibt die Jagd auf Menschen, für sie nicht weniger anziehend, als Anderen die Verfolgung und Erlegung wilder Thiere. Ja, viele von diesen Aposteln der Hölle finden ein wahrhaft berauschendes Vergnügen darin, ihre Beute durch alle möglichen Kunstgriffe der List und Falschheit in das Netz zu locken. Gleich den Freimaurern erkennen sich die Thugs aller Arten an gewissen Zeichen, welche den Un-

eingeweihten nicht in die Augen fallen. Den Namen Phansigars oder Erdroßler erhielten sie von der eigenthümlichen Art und Weise, wie sie, ohne Blut zu vergießen, ihre Opfer ums Leben bringen. Sie erlauern nämlich den Augenblick, wo der Reisende, dessen Vertrauen sie gewonnen haben, arglos vor ihnen einhergeht, und werfen ihm dann plötzlich ein Tuch um den Hals, das dem Lasso der Südamerikaner entspricht. Der, wie bei einer Schleuder, am Ende befestigte Stein fliegt zusammenschnürend um den Hals, und ein Druck mit der Faust reicht hin, dem Opfer das Genick zu brechen. Man hat in Erfahrung gebracht, daß vor der Entdeckung und polizeilichen Verfolgung jener Geheimbündler in ganz Indien die Mehrzahl der Hauptpächter, der Grundbesitzer und sogar die Dorfbehörden mit ihnen, vielleicht aus Furcht, in Verbindung standen, ihnen Nachrichten, Gelegenheit, nöthigenfalls Aushülfe gaben, die geraubten Gegenstände bargen und den Gewinn theilten. Außerdem zählt jede Stadt, jedes Dorf eine Anzahl Fakhire oder Einsiedler, die dem Thugbunde angehören und als Spione Dienste leisten. Ihre Wohnungen sind meistens abgelegen im dichten Gebüsch und Gestrüpp verborgen. Der äußere Heiligenschein des Wirthes, die angenehme schattige Ruhestätte, das reine oder gar aus einem heiligen Quell fließende Wasser verlockt den Reisenden; er nimmt die freundlichst dargebotene Gastfreundschaft an, schläft ein und erwacht nie wieder. In einem Lande, wo die Ortschaften weit auseinander liegen, wo es kaum andere Straßen giebt, als Fußpfade durch Wälder, Sümpfe und Wüsten, wo überdies Pilgerfahrten und mancherlei Aberglauben den Menschen zu einem beinah nomadischen Leben hinführen, und wo der Reisende, nachdem er die nöthigen Mundvorräthe in den Städten oder Dörfern eingekauft, sein Nachtquartier gewöhnlich unter freiem Himmel im Schatten eines schönen Baumes aufschlägt, in einem solchen Lande vereinigen sich leicht alle günstigen Verhältnisse, um zu Raub und Mord zu verlocken und denselben straflos zu machen; dies um so mehr, wenn Kriegsunruhen herrschen. Wie viel tausend Menschenleben mußten auf diese Weise jährlich vernichtet, und wie gräßlich mußte dadurch die Bevölkerung Indiens überhaupt vermindert werden, ehe man diesem ungeheuern

Mordbetriebe auf die Spur kam und ihn durch die kräftigsten Maßregeln auszurotten suchte! Einer der Bundeshäupter gestand, nachdem man ihm unter der Bedingung eines offenen Bekenntnisses für sich und seine Mitschuldigen die Lebenserhaltung zugesichert, daß er während seiner Laufbahn als Thugbündler die beinah unglaubliche Zahl von 719 Personen erdolcht oder erdrosselt habe, und sagte nachher oft mit einem bedauernden Seufzer: „Ach, wenn ich nicht zehn Jahr oder länger im Gefängniß säße, hätte ich das Tausend gut voll gemacht!“ — Man sieht hieraus, wie überall der Mensch sich der größte Feind bleibt, mehr mit Vorsicht zu beachten und oft mehr zu fürchten, als die giftigsten Schlangen, die wildesten Ungeheuer.

Ich passirte nun das Gebiet von Arkot und kam nach der Stadt Vellore. Diese Gegend wird als die Kornkammer von Madras und dem Karnatik betrachtet. Die vielen Wasserbäche und die Fruchtbarkeit des Bodens machen es nämlich möglich, überall Reis zu bauen, so daß hier das Land allerdings reich, aber wegen der feuchten Luft auch sehr ungesund ist. Der Wohlstand seiner dicht gesäeten Bevölkerung beruht auf dem Segen der Reisernte, und dieser Segen hängt wiederum von dem rechtzeitigen Eintreffen der Mussons ab, die alljährlich entweder Ueberfluß oder Hungersnoth mit sich bringen; denn der Reis erfordert mehr als jede andere Frucht günstige Witterung. Fällt diese ungünstig aus, so giebt es nicht etwa eine schlechte Ernte, sondern vielmehr gar keine. Die unglücklichen Landleute nähren sich dann von den groben Körnern, mit denen man sonst die Pferde und Ochsen füttert. Nachdem auch dieses Hülfsmittel erschöpft ist, dringen sie in die Städte, um dort einige Brocken vor den Thüren der Reichen zu suchen, während ihnen eine schreckliche Sterblichkeit nachfolgt. Europa hat in hundert Jahren kein solches Elend gesehn, wie eine indische Hungersnoth, die wenigstens alle zehn Jahre eintritt. — Vellore ist ein bedeutender militairischer Posten, der Schlüssel zu den wichtigsten Engpässen in den Ostghats. Die Lage in dem wilden Flußthal des Palarra, die maurische Bauart mit den schwarzen Mauern und Zinnen, so wie die ungewöhnliche Gestalt der Wälle giebt der Stadt einen sehr imponirenden mittelalterigen Anstrich. In

dem breiten Festungsgraben oder vielmehr Flußarm unterhält man ungeheure Alligators. Da man diese nicht angreifen darf, so vermehren sie sich ungemein; sie schlafen oft zu Hunderten auf den kleinen Inseln am Fuß der Wälle. Die benachbarten Anhöhen werden durch abgesonderte Werke vertheidigt. Im Jahr 1807 war Vellore der Schauplatz eines gräßlichen Aufstandes. In der Nacht des 31. Januar sammelten sich nämlich die zwei Sepoy-Regimenter, welche mit einem englischen Regimente die ganze Besatzung der Festung ausmachten, besetzten in aller Stille sämmtliche Posten, massacrirten die Officiere und richteten die Kanonen der Festung gegen die Kasernen, wo die armen europäischen Soldaten ohne Munition eingeschlossen waren. Alle wurden niedergemetzelt mit Ausnahme einer Patrouille von 25 Mann, befehligt von einem Feldwebel, dem sich noch zwei aus dem Blutbad entronnene Stabsärzte anschlossen. Diese verschanzten sich auf der gewölbten Plattform eines Stadtthors, wo sie sich dreißig Stunden gegen wenigstens 1800 Sepoyen hielten, die vollständig bewaffnet und mit Artillerie versehen waren, während die 27 Europäer keine Lebensmittel und selbst keine andere Munition hatten, als die sie den Leichnamen ihrer Feinde abnahmen, zu welchem Ende sie von Zeit zu Zeit einen Ausfall wagen mußten. Inzwischen war die Nachricht von dem Aufstand zu Vellore nach dem eine Tagereise davon entfernten Arkot gekommen, wo das 22. Dragonerregiment (das schreckliche genannt) cantonnirte. Der heldenmüthige Anführer desselben, Gillespie, ließ sogleich Munition austheilen und eine Kanone bespannen. So setzte man sich in Trap. Gillespie fliegt den Seinen voran und gelangt zuerst allein nach Vellore. Dort bemerkt er an den Flintenschüssen den Ort, wo seine tapferen Landsleute noch Widerstand leisten. Er schwimmt mitten durch die Krokodile, läßt sich an einem Riemen auf die Mauer ziehen und spornt auf's neue den Muth jener Handvoll Europäer. Er übernimmt den Befehl und feuert an ihrer Seite Schuß für Schuß. Endlich ertönt Freudengeschrei. Es sind die Dragoner! Sie rücken im Galopp mit ihrer Kanone heran. Im Nu ist sie gegen das massive Thor gerichtet. Der erste Schuß schmettert die Thorflügel auseinander, und die Reiter stürzen sich, den

Säbel in der Faust, durch die Straßen. Die Meuterer verlieren sogleich allen Muth und thun keinen Schuß. Die Hälfte derselben wird auf dem Exercierplatz niedergemetzelt; die übrigen fliehen wie gescheuchte Schafe größtentheils in den Hof des Ballhauses, wo man sie sämmtlich mit Kartätschen niederschmettert. Und was war die Ursache dieser Empörung gewesen? Etwa eine edle Vaterlandsliebe oder die Befreiung eines gefangenen vormaligen Fürsten? — Nichts weniger als das, sondern vielmehr ein neues Kriegs-Reglement, wornach die Sepoyen bei der Parade mit rasirtem Kinn und kurz geschorenem Schnurrbart erscheinen, ferner keine Ohrringe mit Kastenauszeichnungen tragen sollten, so lange sie in Uniform wären; auch war ein neues Turbanmuster vorgeschrieben, das gegen ihre Vorurtheile verstieß.

In der Nähe von Madras (etwa eine Stunde südlich) passirte ich die Stadt St. Thomas. Diese, ein höchst angenehmer, größtentheils von Portugiesen bewohnter Wallfahrtsort der Christen, hat ihren Namen von dem Apostel Thomas, der nachdem er einen Landesfürsten zum Christenthum bekehrt hatte, von dem empörten Volke verfolgt und endlich auf einem bei der Stadt gelegenen Berge gesteinigt wurde. Auf Grund dieser Sage wird die Stätte der Steinigung so heilig verehrt, daß die aus allen Theilen Indiens, aus Persien, Syrien und Armenien hierher strömenden Pilger Stücke der rothen Erde mitnehmen, um Krankheiten damit zu heilen. Diese fanden schon die Portugiesen vor, als sie ihre ersten Factoreien in Indien gründeten. Damals zählte man unter den Fischern im Meerbusen von Manar, so wie auf der Küste von Malabar und Koromandel gegen 200,000 Christen, welche sich Schüler des Apostels Thomas nannten, seine Todesgeschichte und andere Legenden in der Landessprache sangen, auch alljährlich nach dem Orte seines Märtyrerthums pilgerten. Sie besaßen etwa 1500 Kirchen, welche unter dem syrischen Patriarchen standen. —

Mein nächstes Reiseziel war Calcutta. Dahin sollte mich ein Dampfschiff von Madras aus befördern. Die Bootsfahrt, um an Bord desselben zu gelangen, erwies sich noch gefährlicher, als das Landen früher für mich gewesen war, weil die Bran-

dung uns der Küste zutrieb. Die Wellenmauer von zehn Fuß Höhe schien anfangs unüberwindlich und zweimal wurde unser rohes indisches Fahrzeug krachend an die Küste zurückgeworfen, bis es endlich den kühnen Schiffern gelang, uns glücklich hindurchzubringen. Als wir dem Dampfschiff nahe gekommen waren, zeigte sich eine neue Schwierigkeit beim Aussteigen an der zur Seite des Fahrzeuges niedergehenden Treppe; denn bald war man einige Ellen zu hoch, bald zu tief; so sehr wurde das Boot von den Wellen auf und nieder geworfen.

Viertes Kapitel.

Nachdem wir der Küste von Koromandel Lebewohl gesagt, erreichten wir in sechs Tagen das Gebiet des Ganges bei Saugor, wo ein Arm desselben, der Hughly, mündet. Die Ufer der Insel Saugor sind durchaus morastig, und das Walddickicht wird vornehmlich von Tigern bewohnt, die man sehr fürchtet. Die Eingeborenen mögen sich den dicht bewachsenen Theilen des Strandes selbst nicht in Booten nähern, da jene wilden Bestien häufig eine beträchtliche Strecke in die See hineinschwimmen sollen. Es kamen hier einige große Boote von den malediviischen Inseln an uns vorüber, auf die mich der Lootse als eine Merkwürdigkeit aufmerksam machte. Sie haben einen Mast, ein sehr großes viereckiges Hauptsegel und ein Marssegel. Die festeren Stücke dieser Fahrzeuge sind aus Kokosholz, die leichteren aus Bambusrohr gebaut; sie segeln äußerst schnell und hart am Winde. Jedes hat 30 bis 50 Leute Bemannung, sämmtlich Mitinteressenten sowohl des Schiffes, als der Ladung. Letztere besteht aus Kauris oder kleinen, als Scheidemünze dienenden Muscheln, aus getrockneten Fischen, Kokosnußöl und Seilen von den Fasern der Kokospalme. Jeder Mann an Bord besitzt eine Cajüte für sich. Bald sahen wir auch ein Panchway oder ein Ueberfahrtsboot, welches Passagiere nach dem noch etwa zwanzig Meilen entfernten Calcutta bringt. Dies Fahrzeug war höchst eigenthümlich gebaut und hatte die Gestalt eines Lichtputzentellers,

vorn und hinten ein Verdeck und in der Mitte ein Dach von Palmenrippen, über welche ein grobes Tuch gebreitet war. Unter den größeren Schiffen markirte sich ein arabisches, ganz auf europäische Art gebaut, nur waren am Hintertheil eine Menge offener Gallerien und Verandas angebracht. Es hatte drei sehr hohe Maste; außerdem führte es viele Kanonen und Leute, so daß es schien, es sei eben sowohl zur Seeräuberei, als zum Handel ausgerüstet. Der Schiffsherr trug ein weites purpurrothes Kleid, und seine Leute schienen mir von hellerer Farbe, als die Hindu's. — Die Ufer erschienen nach und nach als ein ununterbrochener Strich von düsteren Wäldern und Dschungeldickichten, in denen gewiß zahllose gefährliche Thiere vom prächtigen Tiger und der schönen Hutschlange (Cobra di Capello) bis zum Skorpion und den Muskitos herab hausen; auch erzeugen sich in diesen Gegenden leicht jene fiebererregenden Miasmen, die schon so manchem Fremdling den Tod gebracht. Daran erinnerte lebhaft eine an uns vorübertreibende Leiche, die man nach landesüblicher Sitte in's Wasser geworfen. Wir befanden uns nun schon inmitten der sogenannten S u n d e r b u n d s, jenem Labyrinth von Salzwasserseen, Flüssen und Buchten, das sich längs dem bengalischen Busen hinzieht, erfüllt mit Schlamm- oder Sand-Inseln, wo sich hier eine Gras- und Baum-Wildniß, dort Hütten- und Reisfelder zeigen; zur Regenzeit ein endlos überschwemmtes Land voller Fische. Ich bemerkte, daß eingeborene Fischer eine Schnur um den Hals zu hängen hatten und erfuhr, daß sie dieselbe zu Ehren eines Götzen tragen. Die Kaste der Fischer steht eben nicht hoch, wiewohl die Fische für eins der reinsten und gesetzmäßigsten Nahrungsmittel gelten. Ueberhaupt sind den Hindu's keineswegs thierische Speisen verboten. Sie haben nur gewisse eigenthümliche Begriffe von der Reinheit oder Unreinheit besonderer Fleischspeisen. So essen viele Brahminen sowohl Fische, als Ziegenlämmer und Rajputs, außerdem Wildpret, Schöpsen- und Ziegenfleisch. Manche Kasten dürfen alles Fleisch essen, außer Geflügel, Rind- und Schweinefleisch, während anderen Schweinefleisch erlaubt und nur Rindfleisch verboten ist. Der Genuß berauschender Getränke verstößt überhaupt gegen das religiöse Gesetz; allein Viele kehren sich nicht daran, und

die Trunkenheit findet man demnach bei Hoch und Niedrig, so gut wie bei den Europäern.

Je mehr wir uns der Hauptstadt näherten, desto volkreicher wurde das Land, und der Strom füllte sich mit den verschiedensten Fahrzeugen. Bei den Schiffen von Bengalen und Chittagong, mit hohen Schnäbeln und Hintertheilen, fiel uns die Größe der mittelst Seilen hinten angehängten und von einem sehr hoch stehenden Steuermann regierten Steuerruder in die Augen. Am Ufer weideten zahlreiche Viehheerden; die Rinder meist roth oder roth und weiß, auch mit einem Buckel auf dem Rücken. Zwischen Hainen von Kokospalmen und Obstbäumen dehnten sich weite Zuckerplantagen aus. Einige große Ziegeleien, mit Schuppen, gleich den englischen, so wie einige auf europäische Manier weiß angestrichene Häuser, mit Gärten und mit Gebüsch versehen, deuteten darauf hin, daß wir einer von Europäern bewohnten Hauptstadt zusteuerten. Endlich erblickten wir Kutschen nach europäischer Art, und an einer Landungsstelle stand ein nackter, aber mit Säbel und Schild bewaffneter Polizeisoldat Wache. In der Abenddämmerung leuchteten uns die weißen Häuser von Calcutta entgegen.

Calcutta zieht sich ungefähr eine Meile weit am linken Ufer des bei den Eingeborenen für den wahren Ganges geltenden Hughly hin und steht auf einem völlig ebenen angeschwemmten Marschboden, wo man vor 130 Jahren nichts als dichten Wald, Rohrdickichte und versumpfte Teiche sah. Daher das oft plötzliche Sinken des unsicheren, leicht nachgebenden Grundes, so daß dann selbst die festesten Häuser merkliche Sprünge und Risse bekommen. Nach Osten zu liegt an der Grenze der Sunderbunds ein großer, aber seichter See mit salzigem Wasser. Von da aus geht, an Gärten, Obstbäumen und Hütten der Eingeborenen vorüber, in den Hughly ein Kanal, der alle Cloaken in sich aufnimmt. Vom Strome aus gewährt Calcutta den Anblick einer Stadt von Palästen, weil hier um die ausgedehnte Esplanade, an den Palast des Generalgouverneurs sich anschließend, eine Reihe schöner großartiger Gebäude erbaut sind, deren Verandas von hohen Säulen getragen werden. Am südlichsten Punkt liegt Fort William. Zwischen diesem und den Häusern bildet die

Esplanade eine weite grüne Ebene mit einigen ummauerten Teichen. Die weiße oder europäische Stadt nimmt den südlichen, die schwarze Stadt den nördlichen Theil ein. Die Wohnungen der Europäer sind von Ziegelsteinen aufgeführt und mit einem gypsartigen, aus Muschelkalk bereiteten Ueberzug bedeckt, wodurch sie einen pompösen Anstrich bekommen. Die Dächer sind flach und mit schönen Geländern umgeben. Bei den Reichen umschließt eine Mauer den Vorhof oder Garten; im Erdgeschoß befinden sich das Speise-, die Arbeits- und Fremdenzimmer; die mittlere Etage enthält die Gemächer der Hausherrin, die obere das Schlafgemach; überall hat man Badezimmer angebracht, und nirgends fehlt die Punkah, um nach Behagen gekühlte Luft einzuathmen. Die Handelswelt hat ihren Sitz längs des Stromes, die Vornehmen leben in Chowringy, einer vierzig Schritt breiten Straße von der Länge einer halben Stunde zu beiden Seiten der Esplanade. Das Quartier der Eingeborenen besteht aus einem Gewirr von engen winklichten Gassen. Sie sind nicht gepflastert, werden aber sehr reinlich gehalten und einige derselben täglich mit Wasser besprengt. Die aus Holz oder Lehm aufgeführten hohen Häuser enthalten in ihren oberen Räumen die Wohngemächer, in ihren unteren die Bazare. Da weder Mauern, noch Gräben oder Wälle eine Grenze des eigentlichen Stadttheils bilden, so schließen sich unmittelbar überall Vorstädte und Dörfer an, deren Hütten aus Schilf- oder Bambusrohr bestehen und mit Palmblättern gedeckt sind. In der heißen Jahreszeit kommen daselbst häufig verheerende Feuersbrünste vor. Man rechnet im Ganzen über 70,000 Häuser und Hütten. Im Jahre 1837 betrug die gesammte Bevölkerung 230,000 Seelen, darunter 138,000 Hindu's nebst 20,000 niedrigen Kasten, 58,000 Muselmänner, über 3000 Britten und eben so viel Portugiesen, 160 Franzosen, 536 Armenier, 205 Juden, 362 Chinesen. Dabei fluthen jedoch täglich noch durchschnittlich 177,000 Menschen abwechselnd von außen durch die Straßen. Die verschiedenartige Bevölkerung gewährt dem Fremdling natürlich oft sehr grell contrastirende Bilder von Armuth und Reichthum, Glanz und Elend. Hier braunrothe Kulis oder Palankinträger, die den ganzen Tag mit dem schweren Baum auf der

nackten Schulter laufen; dort schmutzige Muhammedaner, welche ein paar unansehnliche Ochsen vor einem roh aus Bambus zusammen gebundenen, mit knarrenden Holzrädern versehenen Karren her treiben; dort wiederum die elegantesten Equipagen mit eleganten Damen besetzt, hintenauf vergoldete indische Livreen von den prächtigsten Stoffen, dazu die Pferde von der edelsten arabischen Race. Was irgend einige Geltung hat, fährt oder läßt sich im Palankin tragen; nur die Hindu's der untersten Klasse gehen zu Fuß. Sobald es gegen Abend kühler geworden ist, hält die vornehme englische Bevölkerung im feinsten Anzug zu Wagen und zu Pferde ihren Corso längs des Strandes. Vor vier Uhr nachmittags pflegt man das Haus wegen der Hitze nicht zu verlassen. Denn selbst in der schönsten und für den Europäer günstigsten Jahreszeit, von Anfang November bis Mitte März, wo ein beständig blauer Himmel lacht und kühle Frühlingswinde wehen, sind die Sonnenstrahlen noch so wirksam, daß man sich ihnen um Mittag nicht aussetzen darf. Ueberhaupt erheischt die ungesunde Lage der Stadt in einer feuchten Niederung und an einem der bedeutendsten Ströme die größte Vorsicht, da jede Jahreszeit ihre besonderen Gefahren mit sich bringt. Während der Sommergluth herrschen Fieber und Cholera vor, beim Beginn der strömenden Regen gesellen sich dazu noch empfindliche Magenkrankheiten und Dissenterie. Selbst in den kühleren Tagen leidet das Alter an Verdauungsfiebern, die Jugend an Katarrh und Husten. Auch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der Aussatz hier fast eben so gewöhnlich sein soll, als in Syrien und Arabien.

Einer freundschaftlichen Empfehlung verdankte ich ein Quartier des Bengalclubs. Dieser besitzt eins der imposantesten Gebäude an der Esplanade mit der Aussicht auf das Fort und den von Fahrzeugen belebten Hughly. Die mittlere Etage enthält Lese-, Bibliothek- und Speisesäle; alles eben so elegant, als bequem eingerichtet. Von einem Fenster meines Wohnzimmers sehe ich unsere muselmännische Dienerschaft auf einem abgeschlossenen Rasenplatz ihr Gebet mit Sonnenaufgang und Untergang verrichten. Darnach bestimmen sich bei ihnen ihre Tageszeiten. So lange die Sonnenscheibe über dem Horizont steht,

haben sie ihren zwölfstündigen Tag, und in gleicher Weise theilen sie auch ihre Nacht in zwölf Stunden, welche natürlich in den Wintermonaten länger sind; nur zur Zeit der Aequinoctien fallen ihre Stunden mit den unsrigen zusammen, doch so, daß die Muhammedaner zwölf zählen, wenn unsere Uhr eins zeigt. Die Hindus beginnen aber Tag und Nacht gleich den Muhammedanern, aber sie theilen dieselbe gleichmäßig in vier Hauptzeiten, deren jede wiederum in Gharys von 24 Minuten Dauer zerfällt. — Des Abends machte ich öfter einen Spazierritt nach den Gärten Reach (Ritsch) und Allypure, nach des Tages Schwüle mich erquickend an den Reizen der Natur; denn hier reiht sich zu beiden Seiten Villa an Villa, umgeben von den lieblichsten Blumengärten und kleinen Parks. Ueber dem grünen Rasenteppich erheben sich die mannigfaltigsten Gruppen von Mangos, Tamarinden, Pipala und Tekhs, zwischen denen sechzig Fuß hohes Bambusrohr mit seinen langen schmächtigen Blättern in den Lüften spielt. Die Abendwinde verbreiten dann die köstlichsten Wohlgerüche und aus dem schattigen Dunkel der Gebüsche tauchen leuchtende Insekten, bald wie zuckende Flämmchen, bald wie Irrlichter auf; auch läßt sich zu Zeiten die Bulbul oder Hazardaritana, d. i. die indische Nachtigall oder der Vogel mit tausend Liedern, hören.

Die Vormittage widmete ich der Besichtigung merkwürdiger Gebäude und Anstalten. Das bereits erwähnte Fort William wird als das schönste in ganz Indien gerühmt. Es bildet ein Achteck, ist aber in einem so großen Maßstab angelegt, daß zur Vertheidigung desselben wenigstens 15,000 Mann erfordert werden. Das Innere enthält die bombenfesten Kasernen, die Magazine und das Arsenal, wo für 80,000 Mann Waffen aufgehäuft sind. Dicht dabei hat man ein Pumpwerk angebracht, vermöge dessen das Ganze zur Löschung eines etwa entstandenen Feuers unter Wasser gesetzt werden kann. Bei der Bohrung eines hier begonnenen, jedoch nicht fortgesetzten artesischen Brunnens kamen in einer Tiefe von 150 Fuß Hundeknochen zum Vorscheine. Oberhalb und unterhalb des Forts erblickt man ansehnliche Schiffswerfte. — Die Münze, unstreitig das größte Gebäude der Art in der Welt, liegt am Strande, 26 Fuß tief unter der

Erde und 60 Fuß über derselben; sie ist im dorischen Stil erbaut und ihr mittelster Portikus dem Minervatempel zu Athen nachgebildet. Sechs Dampfmaschinen setzen die verschiedenen Werke, sowohl zur Prägung des Geldes, als zur Anfertigung der nöthigen Instrumente in Bewegung, wobei gegen 3000 Menschen beschäftigt werden. — An der Nordseite der Esplanade liegt, die Front nach der Stadt zugekehrt, der Gouvernements-Palast, ein dreistöckiges Gebäude mit vier vorspringenden Flügeln und umgeben von einer Colonnade jonischer Säulen, im Innern mit allem möglichen Luxus ausgestattet. Einen solchen tragen auch die 372 daselbst in Amtsthätigkeit befindlichen Bedienten zur Schau. Die meisten haben Scharlachröcke, mit Goldlitzen über die Brust hin besetzt, dazu Scharlach-Barette mit weißem Mittelfelde. Die Ober-Bedienten sind alte Männer mit schönen weißen Bärten, zu denen die langen rothen, reich mit Gold gestickten Gewänder sich sehr gut ausnehmen. Die Läufer, Pferde- und Wagenwärter tragen dunkelblaue kürzere Röcke, dunkelblaue Barette mit Roth in der Mitte und weiße kurze Beinkleider, die Bewahrer des Silberzeugs, so wie der Schatzmeister und dessen Bedienten weiße Röcke, blaue Schärpen und weiße Barette mit blauem Mittelfelde. — Unweit des Palastes steht eine dem General Ockterlony zu Ehren errichtete 165 Fuß hohe Säule. Eine Wendeltreppe führt zu ihrer Spitze, von welcher man der fernsten Aussicht genießt über die weiten Häusermassen mit den unzähligen Kirchthürmen, Moscheen, Kuppeln, Minarets und Pagoden; dazu kommt das blaue Band des Hughly, der Kranz der Gärten mit ihren vielen zierlich gebauten, weißschimmernden Villen, am Horizont Fort Gloucester und Barakpur, die etwa fünf Stunden entfernte Hauptstation der Truppen für Bengalen. — Am rechten Ufer des Hughly breitet sich weithin der botanische Garten aus, der seines Gleichen sucht; denn es werden dort außer europäischen Gewächsen alle Pflanzen, Bäume und Blumen Indiens, ja man kann sagen von ganz Asien und Südafrika cultivirt, um damit die Gärten Indiens und Europa's zu versorgen. An Sommerabenden ist dies ein beliebter Zufluchtsort für die Bewohner Calcutta's, um sich von den Mühen der heißen Tage zu erholen.

Eine herrliche Kunststraße, eingefaßt von üppig prangenden tropischen Bäumen, führt nach Barakpur. Dort, auf der Villa des Lord Hardinge, sah ich eine schöne Menagerie, in welcher sich namentlich ausgezeichnete Exemplare der Entell- und Hulok-Affen, so wie fast sämmtliche im Himalayah vorkommende Fasanen finden; in einem kleinen Teiche des Parks hält man auch einen Alligator. Die Aussicht von hier nach dem Hughly ist wahrhaft entzückend; der breite Strom, umgeben von Landhäusern, Gärten, Pagoden, Freitreppen und Palmwäldchen, zeigt ein fortwährendes Leben von Kähnen oder Badenden; am Abend erleuchten Tausende von Lämpchen die Ufer. — Den Rückweg nahm ich zu Wasser, und glitt auf einer Gondel pfeilschnell den Strom hinab. Nachdem ich eine Weile in allen den am Ufer ausgebreiteten Reizen der Landschaft geschwelgt, wurde mein Blick durch einen Krähenschwarm abgelenkt, der sich schreiend in die Luft erhob. Ein weißer Leichnam, ganz mit Krähen bedeckt, schwamm nahe bei uns vorüber. Nichts gleicht der unglaublichen Dreistigkeit dieser Vögel. Niemand stört sie oder schießt nach ihnen, weil sie die Polizei ersetzen; man sieht daher Hunderte von Milanen, Geiern und Aasvögel mit Krähen und Maina's zusammen auf allen Straßen und Dächern der Stadt. Braune Weihen setzen sich oft so dicht unter mein Fenster, daß ich sie schlagen könnte. Als ich das Gouvernementshaus zum ersten Mal von außen betrachtete, ließ sich gerade ein Schwarm von nackthalsigen dickschnäbeligen Riesenstörchen auf den Rücken des Löwen und des Einhorns, der englischen Insignien an dem Hause, nieder, was sich sehr komisch ausnahm. — Wir kamen an einer Kanonengießerei vorüber, in deren Bohrsaal zwölf metallene Kanonen zu gleicher Zeit gebohrt werden können. Dahinter näherten wir uns mehr und mehr der Menge von Kriegs-, Kauffahrtei- und Dampfschiffen, deren Wald von Schloten und Masten, mit ihren Wimpeln, Flaggen und Segeln das bis dahin mehr idyllische Bild der Landschaft plötzlich ganz verändert. Wir mußten uns durch diese schwimmende Stadt förmlich hindurch winden. Der Handel Calcutta's ist bedeutend, und es laufen oft während eines Jahres gegen 600 Seeschiffe in den Hafen ein.

Als ich einstmals vor Sonnenaufgang nach dem Strande ritt, wurde mir der Anblick eines Hindu-Festes zu Theil. Von allen Seiten eilten Männer, Frauen und Kinder dem Ganges zu. Es war nämlich grade einer der Tage, wo es als besonderes Verdienst gilt, in dem heiligen Wasser seine Sünden abzuwaschen. Auf dem Wege dahin boten Blumenverkäuferinnen duftende Blumen und Blüthen in zierlichen Kränzen, Ringen oder Sträußen den Vorübergehenden feil, während Arme und Krüppel weiße Tücher auf dem Boden ausgebreitet hatten, um bittend oder singend der Frommen Mitleid zu erregen. Beinah Jeder, selbst die Unbemittelsten, warfen Geld, Korn oder Reis als Gabe hin. Am Flusse selbst zeigte sich das bewegteste Leben in malerischen Gruppen. Ueberall tummelte sich Alt und Jung in den Wellen. Die Frauen, von denen mehrere in Wagen kamen oder in Palankinen hergetragen wurden, gingen, von ihren Dienerinnen begleitet, tief verschleiert und mit zarten Gewändern verhüllt, in den Fluß, streuten erst Blumen auf den Spiegel und tauchten sich dann in die entsühnende Fluth; Mütter übergossen ihre Töchter und kleinen Kinder. Nachher wechselten sie, umstellt von ihren Dienerinnen, schnell die nassen Gewänder gegen trockene und schlüpften dann wieder in ihre Trag- oder Fuhrwerke. An einigen Orten sah ich mehrere hundert Männer nach dem Klange der Pauke, des Beckens und der Geige im Wasser jubelnd umher springen; am Ufer aber verrichteten Barbiere bald am Kopfhaar, bald am Barte mit unablässiger Emsigkeit ihr Geschäft. — Mich erinnerte dies Hindu-Fest an ein anderes. An einem Tage im Jahre nämlich eilt gegen Sonnenuntergang die weibliche Welt aus weiter Ferne zum Ganges, um in denselben kleine, aus Holz geschnitzte Kähnchen zu setzen, auf denen eine Lampe brennt. Jede verfolgt nun mit ängstlicher Spannung das von den Wellen geschaukelte Schifflein. Bleibt das Licht desselben so lange sichtbar, als das Auge reicht, dann wird der daran sich knüpfende stille Wunsch erfüllt; mit dem früheren Erlischen geht aber die gehegte Hoffnung unter. Die vielen weißen Gestalten der Frauen und Mädchen, die sich im Abendschimmer hin und her bewegen, und die Menge der schwimmenden Lichterchen auf der weiten Wasserfläche er-

scheinen wie Geister und Zeichen aus einer anderen Welt. — Späterhin hatte ich Gelegenheit, das große Huly-Fest, eins der größten Hindu-Feste, zu sehen. Die Männer und Kinder der Dörfer tummelten sich nämlich, so weit das Auge reichte, bei mondheller Nacht im Felde herum, indem sie unter Gesang und Geschrei brennende Strohfackeln schwangen oder warfen. Das Fest dauert drei Tage und dann überläßt sich Alles, wie bei den Bacchanalien der Alten, einem wilden Taumel der Freude und der Ausgelassenheit, so daß selbst Frauen und Fremde von den Ausbrüchen derselben nicht verschont bleiben. — Bei der Feier des Festes der Göttin Kali sah ich die Eckthürme der ihr geweihten Pagode mit einer ungeheuren Menge Goldpapier, Rauschgold und Blumen behängt und den Hof voller bemalter kolossaler Gypsstatuen, Sepoys zu Fuß und zu Pferde darstellend, die das Gewehr präsentirten. Vor ihnen ritt auf einem Elephanten eine Figur, welche den General-Gouverneur vorstellte, einen Hut als Zeichen der Ehrerbietung in der Hand haltend. Mitten im Tempelhof stand unter einem eigends dazu errichteten Pavillon eine große Terrasse von Gyps, bedeckt mit bemalten Götzen beiderlei Geschlechtes, welche die Göttin nebst ihrer ganzen Familie repräsentirten. Das Pavillon glänzte von Bändern, Vergoldungen, Rauschgold, farbigen seidenen Quasten und dünnen vergoldeten Säulen; aus demselben ertönte ein verworrenes Geräusch menschlicher Stimmen, vermischt mit dem Klimpern, Brummen und Klingen von Saiteninstrumenten, Gongs und Glocken. Bei solchen feierlichen Gelegenheiten geben reiche Hindu's Geld her zur Erleuchtung der Pagoden und zu Feuerwerken, die man in großer Vollkommenheit fabricirt. So mußte ich einst die täuschende Nachahmung eines Bambusgewächses bewundern, sowie die sogenannten chinesischen Tauben, indem aus einer Art römischer Kerze Flammen emporstiegen, die sich in Bezug auf Gestalt, Bewegung und flatterndes Geräusch mit Tauben vergleichen ließen. — Die Religionslehrer scheinen in ziemlicher Achtung zu stehen. Kinder und Jünglinge knieen vor ihnen nieder, indem sie ihnen Gaben darreichen. Man sieht die Brahminen hier und da unter Bäumen sitzen, wo sie andächtig in ihren Büchern von Bananenblättern lesen und ihren Rosenkranz

abbeten. Als allgemeiner religiöser Brauch ist außer den Waschungen auch noch zu bezeichnen, daß sich die Leute Stirn und Wangen mit weißer, rother oder gelber Erde betupfen oder auch anderweitig bemalen. So bemerkte ich eines Tages, daß meine Palankinträger sich den Turban und ihre weißen Gewänder mit einer hellrothen Farbe bespritzt hatten, und am Tage nachher erschienen sie sämmtlich in Orangegelb. Zur Zeit unseres Weihnachtsfestes hatten die Träger sich ungewöhnlich stark im Gesicht mit Röthel, Kreide und Staniol geschminkt. Dann schmückt man wohl die Häuser festlich mit Blumen, Rauschgold und Goldpapier. Auch pflegen sowohl Hindus, als Muhammedaner dann nach alt hergebrachter Weise ihren Herrn oder Vorgesetzten allerhand Früchte, Wildpret, Fische, Kuchen und süßes Naschwerk zu schenken. — Die grausame Sitte, daß man bei der Bestattung eines verheiratheten Mannes auch die Wittwe desselben mit auf dem Scheiterhaufen verbrannte oder lebendig begrub, scheint durch die Bemühungen der brittischen Regierung jetzt größtentheils abgeschafft zu sein.

Es war in der Frühe des 21. Januars, als sich meine Palankinträger von Calcutta aus in Bewegung setzten, um mich weiter hinauf nach den Oertern des Gangesgebietes zu transportiren. Bei Pullah-Gant überschritten wir den Strom, und erreichten dann das Städtchen Hughly. Hier befindet sich ein Tempel, welcher am Rottfest von vielen tausend Pilgern besucht wird, und wo sich früher, wie zu Jaggernaut, Märtyrer von den dahinrollenden sechsunddreißig Rädern des riesenmäßigen Götzenwagens, den Hunderte der hinzuströmenden Pilger fortziehen, zermalmen ließen, um dadurch den Himmel zu gewinnen; Andere wurden daselbst an dem Tscharok, einem in die nackten Hüfte getriebenen Eisenhaken, zu Tode geschwungen. In der jüngsten Zeit soll die brittische Regierung dergleichen Märtyrerthum nicht mehr gestattet haben.

Des anderen Tages entfaltete sich vor unseren Augen eine unabsehbare, mit dürrem Gras bedeckte Ebene. Die Straße von Calcutta nach Burdwan, welche wir in nordwestlicher Richtung zogen, wird für die besuchteste in ganz Indien gehalten, sofern die Kaufleute hier ihre Güter meist zu Lande auf Karren versenden. Da diese Straße indeß vorzüglich aus Gutyn, einem kalkartigen Material, gebaut ist, welches von den schwer beladenen Karren bald zu Asche gerieben wird, so fährt oder marschirt man während des trockenen Wetters im tiefsten, alles bepudernden Staube, während der Regenzeit dagegen wie in einem Sumpf. Die Stadt Burdwan selbst ist von den schönsten Landhäusern und Gärten umgeben. Bis dahin zieht sich das reiche Gangesdelta, und der ganze District gehört zu den fruchtbarsten und bevölkertsten von Bengalen. Die Gegend gleicht hier einem unendlichen Park. Getreidefelder aller Art wechseln mit Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Bananengärten, Mangos, Tamarinden, Bambus und Pipala, welche bald in lieblichen Gruppen oder kleinen Wäldchen, bald einzeln die Landschaft schmücken. Die Wege werden von Alleen beschattet; die Dörfer bestehen aus Backsteinhäusern oder Bambushütten mit einer von Schlingpflanzen umzogenen Veranda und umgeben von Gärtchen, in denen üppig Bananen und Blumen prangen. Teiche, Gräben und Brunnen dienen zur Bewässerung, wobei man das Wasser mittelst Ochsenhäute schöpft. Nach Westen hin wird der Boden wellenförmig und weniger ergiebig; dort giebt's auch allein einige Jungle's, meist Weidenholz, das man zur Feuerung und zu Dachsparren gebraucht. Die Damuka und Adjy, von Westen nach Osten fließend, schwellen in der Regenzeit oft sehr heftig an und haben schon die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet. Unter der Bevölkerung zählt man nur ein Sechstel Muselmänner; sonst leben hier die meisten Brahminen, wohl ein Siebentel der Hindu's. In den letzten Jahren hat sich in und um Hughly eine eigenthümliche Secte gebildet: ein Gemisch aller Kasten, die dem Götzendienste entsagt und sich einer reineren Religion zugewendet haben; sie verbreiten zum Theil das Christenthum. Sie kommen des Nachts zu Hunderten an bestimmten Plätzen zusammen, erbauen sich durch fromme Gesänge, halten

gemeinschaftliche Mahlzeiten und verbannen alle Kastenunterschiede; doch wagen es Viele noch nicht, sich offen gegen den Götzendienst zu erklären.

Je tiefer man ins Land eindringt, desto mehr ändern sich die Trachten des Volkes; sie werden malerischer. Statt des einfachen weißen Tuches, um Schultern, Brust und Schenkel vielfach geschlungen, wie in Calcutta, entfaltet sich hier ein reicher himmelblauer Kaschmir-Shawl, nun ein dunkelgelber Mantel oder eine goldgestickte schwere seidene Tunika; die Kopfbedeckung verwandelt sich aus dem wulstigen Turban in ein zierliches flaches Barett. Die ganze Pracht des Anzuges wird stets zur Schau getragen. Ein persischer Kaufmann mit grünem Turban, behaglich die Hukahpfeife brodelnd, rollte uns in einem leichten Fuhrwerk vorüber, einem kleinen viereckigen Thurm sammt Baldachin, der auf zwei Rädern ruhte und dessen Deichsel an einem ledernen Höcker mitten über den Rücken des Pferdes befestigt war; sein schwarzbrauner Begleiter trieb den Rappen. Hin und wieder sahen wir auch einen gewaltigen Elephanten, eine ganze Familie nebst sämmtlichem Hausgeräth transportirend. Ein kräftig gewachsener Menschenschlag trug meist enge Beinkleider und ging bewaffnet, ein langes Schwert an der linken Seite, ein eisernes Schild auf dem Rücken. Mit den Menschen änderte sich allmählig auch die Gegend: die Ebene verschwand und es erschienen Höhenzüge in den mannigfaltigsten Gruppirungen, bald kuppenartig oder scharf gezackt gen Himmel erhoben, bald in Absätzen oder Steilwänden sich senkend. Das Bungalo bei Dhunwah, woselbst ich mich erfrischte und ausruhte, lag auf einer kleinen Hochebene in der Umgebung schroffer Felsen und mit den malerischsten Aussichten gen Westen. Die höchsten Erhebungen des mehrentheils bewachsenen Gebirges mögen indeß nicht über 800 bis 1000 Fuß betragen. Hier lebt ein kleines gedrungenes schwarzbraunes Volk, deren Häuser mit Ziegeln oder Schilfgras gedeckt sind: die Puhari. Sie nähren sich meistens von Jagd, wobei ihnen Pfeil und Bogen zu Gebote steht. Sie haben weder Kasten noch Idole, sondern beten jeden Morgen und Abend zu einem höchsten Wesen, das sie Budo Gosaï nennen, und dem sie Sühnopfer in Büffeln oder anderen Thieren darbringen.

Am Abend des 24. Januar begrüßte ich mit Freuden die zwischen schroffen Gneißmassen und Trümmerbergen desselben Gesteins prachtvoll gelegene Stadt Gaya. Hier reihen sich in einem lachenden Thale Opiumfelder an Reisterrassen; hier gedeiht die kräftige Schirmpalme (Borassus), und gegen ihr dichtes breitblätteriges Laub contrastirt gar lieblich das weiche duftige Grün der Tamarinde, des schönsten indischen Baumes. Welch ein Genuß, an einer schroffen Klippe auf der knorrigen Wurzel eines solchen Baumes sitzend, die ganze lange Stadt mit ihren spiegelhellen Teichen, deren breite Stufen von waschenden Frauen und deren Bassins von badenden Elephanten belebt sind, mit ihren mannigfaltigen Thürmchen und weißen Moscheenkuppeln aus dem Sammetgrün der tropischen Vegetation hervorragen zu sehen! Welches bunte Leben in den Straßen von Fuhrwerken, Palankinen, Chaisen, Gigs, Elephanten mit ihren Baldachinen! Frauen schreiten einher mit großen Goldringen im Nasenflügel und vielen dicken Silberringen um den Arm, hohe Krüge auf dem Kopfe tragend, dann Sepoyen und Männer, in ein schmutziges weißes Tuch gewickelt, mächtige Schnabelschuhe an den Füßen. Hier giebts einen der größten indischen Tempel des Wischnupadde, aus glänzend grauschwarzem Stein gebaut und von dem Umfang eines kleinen Dorfes. Die Hauptgebäude stehen auf einem hohen Granitberg, umringt von niedrigen Säulenhallen voller Inschriften und Bildwerke. Ein spitzer, 40 bis 50 Fuß hoher Thurm mit vielen kleinen Stockwerken und Schnörkeln, aber ohne Fenster, enthält die heiligen Bilder und Fußstapfen des Wischnu; Lampenlicht erhellt, Blumenduft erfüllt das Innere. Unter den Säulenhallen, so wie in allen Vorhöfen wimmelte es von Pilgern, gekommen, um ihre Ersparnisse den fetten, habgierigen Priestern zu opfern. Bei Wohlhabenden genügt ihnen oft nicht Wagen und Pferde oder kostbares Seidenzeug, sondern es muß zu den theuren Geschenken noch Geld hinzugegeben werden; dann erst beginnt die Ceremonie. Dem Pilger werden zuerst die Füße gewaschen, darnach mit einer gelben Salbe eingerieben und auf jeden Fuß eine Jasminblume gelegt. Dieselbe Waschung und Salbung nehmen zwei assistirende Knaben vor. Darauf erhält der Pilger einen Topf mit brauner Schmiere,

womit er dem Priester und seinen beiden Gehülfen Stirn, Brust und Arme einsalbt. Dann zieht er aus einem Sack Kränze von Todtenblumen oder Jasmin, reich verziert mit Silberflittern, und wirft dem Priester, ebenso den Andern, einen solchen Kranz über den Kopf und über die gefalteten Hände, wobei Gebete und Sprüche gemurmelt werden. Verkäufer von heiligen Blumen sitzen an allen Treppen, ihre Waare feilbietend. Von Aermeren werden auch Kokosnüsse oder Blumenschnüre als Gabe dargebracht; aber ein Jammer ists zu sehen, wie oft zerlumpte abgemagerte Frauen mit einem halb verhungerten Kinde auf dem Arm ihre letzte Schüssel Reis als Opfer in den Tempel tragen, um ihrer drückenden Sündenschuld ledig zu sein. Zweitausend Priesterfamilien sollen hier auf diese Weise durch die Geschenke der Pilger erhalten werden. —

Eine Tagereise hinter Gaya folgt Patna, ein berühmtes Reisland, aber in flacher reizloser Gegend. Die Stadt zieht sich über zwei deutsche Meilen am sandigen Ufer des Ganges hinauf; sie soll 52,000 Häuser und 380,000 Einwohner haben. Man producirt hier besonders viel Opium, jährlich über zwölf Millionen Pfund, die alle nach China gehen. Die Opiumfelder standen grade in Blüthe und erinnern lebhaft an unsern Mohn. Nach der Blüthe werden die grünen Mohnköpfe eingeritzt, der ausfließende Saft wird zusammengekratzt, und wenn er zu einer bestimmten Dicke eingetrocknet ist, in Kugeln von fünf Pfund Gewicht zusammengeballt und in die trockenen Blumenblätter eingewickelt. Die Arbeit des Bestellens verrichtet der Ganges, und die Engländer ziehen daraus einen ungeheuren Gewinn.

In Patna war ich so glücklich, mich mehreren hochgestellten Personen anzuschließen, welche das Himalaya-Gebirge bereisen wollten. Ehe ich jedoch davon mittheile, finde im Folgenden noch der Bericht eines Engländers Platz, der in Begleitung eines Freundes die Fahrt von Calcutta bis Patna zu Wasser machte.

„Am 15. Juni gingen wir auf einem schönen sechzehnruderigen Pinnace, eine Art Barke, unter Begünstigung eines guten

Südwindes und der Fluth unter Segel. Außerdem hatten wir noch zwei kleinere Boote, eins zum Kochen, das andere fürs Gepäck, bei uns. Die bengalischen Boote sind ungemein einfach und roh. Eine niedrige Hütte von Bambus und Stroh dient als Cajüte und Aufbewahrungsort; der etwaige Ort für die Küche ist ebendaselbst mit Backsteinen ummauert. Ueber dem zerbrechlichen Dach der Hütte ruht auf Bambusschäften eine Art von Rost, auf dem sechs bis acht Fuß über dem Wasserspiegel die Ruderer sitzen oder stehen. Man rudert mit langen Bambusstangen, an deren Ende sich runde Bretter befinden; eine noch längere Stange der Art dient als Steuer, ein langer roher Bambusschaft als Mast, ein oder zwei viereckige Stücke groben Tuches als Segel. Die Bemannung meines Schiffes bestand außer dem Steuermann aus sechzehn Ruderknechten und vier Leuten, die mit den Segeln umzugehen verstanden, sämmtlich Muselmänner und aus der Gegend von Dakka, wohin sie mich bringen sollten, gebürtig. Diese Leute haben ein wildes sonderbares Ansehn, leichte Extremitäten und sind sehr schwarz, dabei mager, aber doch stark und muskelkräftig."

„Zwischen Barakpur und Hughly überfiel uns in der Morgenfrühe, während wir vor Anker lagen, ein heftiger Gewittersturm, der etwa zwei Stunden anhielt. Es gab eine schrecklich schöne Scene mit dem lebhaftesten Kreuzfeuer blendendheller Blitze und laut krachenden Donnerschlägen. Zum Glück waren die uns begleitenden Boote von dem hohen Ufer geschützt, und unsere Mannschaft benahm sich höchst musterhaft und kaltblütig, indem sie einen zweiten Anker auswarf und die Taue so weit als möglich ablaufen ließ. Nachdem sie Alles gethan, was die Umstände erheischten, begaben sie sich mit dem Ausruf: Allah Hu Allah! (Gott ist groß!) zum Gebet, wobei sie durchaus kein Zeichen von Zittern oder Unruhe blicken ließen. Sie waren sämmtlich jung und zeichneten sich vor den Hindu's zu Calcutta sowohl durch ein feurigeres Auge, als auch durch ein höflicheres Benehmen aus. Das ausdrucksvolle Gepräge ihres Aeußeren wurde noch durch ihre Kleidung gesteigert, die sie an diesem kühlen Morgen angelegt hatten, nämlich alte Infanterie- und Artillerie-Uniform-Jacken nebst rothen Mützen, um welche sie

schmutzige Turbane gewickelt hatten. Als sie beim Frühstück um das Feuer saßen, konnte man sie in der That für malayische Seeräuber halten.“

„Nachdem der Nordwest nach Süden umgesetzt, fuhren wir schnell an Hughly vorüber. Der Fluß zeigte auf beiden Ufern Reisfelder und Hindu-Dörfer, von denen jedes sich durch einen Wald hoher Obstbäume markirte; die zum Theil neu aufgeführten Pagoden zeichneten sich besonders diesseits Barakpur durch Größe und Schönheit aus. Da nun der Bau von Pagoden für etwas sehr Verdienstliches gilt, so giebt das wenig tröstliche Aussicht für das Bekehrungsgeschäft der Missionäre. Der schroffe Götzendienst der Hindu's wird mir, je mehr ich denselben kennen lerne, desto auffallender. So sah ich einen hochgewachsenen breitschulterigen, fast nackten Mann mit drei bis vier anderen gehen. Diese knieten plötzlich Einer nach dem Andern vor demselben nieder und küßten seine Füße. Der Mann gestattete dies ganz ruhig mit einem würdevollen Anstande; er trug die Schnur der Brahminen. Ein andermal hüpfte ein Mann auf einem Bein vor uns vorüber. Es war ein Schwärmer, der das Gelübde gethan hatte, sich des anderen Schenkels, der jetzt bis an die Hinterbacke hinauf geschwunden war, nie wieder zu bedienen. Auch sah ich neulich einen Menschen, der die Hände beständig über dem Kopf hielt und so die Fähigkeit verloren hatte, sie an den Seiten herabhängen zu lassen. Indeß scheinen dergleichen Seltsamkeiten doch nicht so gewöhnlich zu sein, als ich mir, ehe ich nach Indien kam, vorgestellt hatte. — Einige mehr auf europäische Art gebaute Häuser wurden nach Aussage der Matrosen von Indigopflanzern bewohnt. Etwas weiter hinauf frappirte uns ein Zeichen der Civilisation, nämlich ein Galgen mit zwei in Ketten hängenden Gerippen von Verbrechern, welche vor einigen Jahren wegen Raubmordes hingerichtet waren. Diese Gegend ist überhaupt wegen Räubereien berüchtigt. Bald nachher fuhren wir an einer großen Insel vorüber, welche erst vor Kurzem aus dem Schooße des Stromes geboren zu sein schien: meist mit Sand bedeckt, so wie mit langem Gras und Schilfrohr eingefaßt, vorläufig wohl nur von wilden Thieren bewohnt; wenigstens hatte man daselbst unlängst die frische Fährte eines

Tigers entdeckt. Wir liefen hier in einen Nebenarm des Stromes ein und geriethen auf eine Untiefe; indeß wurde die Sache schnell abgemacht. Sämmtliche Leute, mit Ausnahme des Steuermanns, sprangen bis mitten an den Leib ins Wasser, schoben das Schiff von der Stelle und schwammen so, wie Wasserratten, zur Seite. Diese Scene wiederholte sich öfter in dem engen, sich schlängelnden Fahrwasser. Am Abend gingen unsere amphibienartigen Matrosen ans Ufer und kochten die von den Eingeborenen abgekauften Fische, während unsere hindu'schen Bedienten innerhalb eines magischen Kreises von Kreide, in gehöriger Entfernung von den Muhammedanern, sich ihr Mahl aus Reis, Kurrie und Ananas bereiteten. Weiter stromabwärts hatten die Mannschaften des Küchen- und Bagagebootes je ein kleines Bivouak aufgeschlagen, und die Feuer dieser verschiedenen Kochgesellschaften nahmen sich in der Dunkelheit äußerst malerisch aus."

„Am folgenden Tage schifften wir durch waldbedeckte Landstrecken und legten um halb sechs Uhr Nachmittags bei einem Orte an, den unsere Leute Sibnibaschi nannten. Wir landeten in der Absicht, einige Pagoden zu besuchen, deren hohe eckige Kuppeln in geringer Entfernung über die Bäume eines dichten Waldes hervorsahen. Nahe bei unserem Landungsplatze stand eine Reihe großer Töpfe, sorgfältig mit Leder zugebunden und wie es schien, eben aus einem Boote ans Ufer gebracht. Man sagte uns, sie enthielten wahrscheinlich Gangeswasser von Benares oder Hurdwar, dessen sich die vornehmeren Hindu's zum Waschen ihrer Götzenbilder bedienen. Als wir in den Wald traten, fanden wir denselben voll interessanter Ruinen. Wir begegneten hier sehr gescheidt aussehenden Knaben von hellerer Farbe. Auf unser Befragen sagten sie, daß der Ort alt und groß sei, auch, daß durch die Ruinen gute Fußpfade nach den Pagoden führten. Sie gingen bis auf das um die Hüften geschlagene Tuch nackt, trugen aber über den Schultern die Brahminenschnur. Nachdem sie uns noch einige Fragen beantwortet, sprachen sie leise untereinander und verschwanden dann im Dickicht. Wir gingen zwischen Backsteingemäuer und Erdhaufen, zwischen Tamarinden, Cactus, Bambus, Akazien und ähnlichem Dorngebüsch weiter, bis wir vier gut gebaute Pagoden fanden. Die

erste, offenbar die neueste, stand erst seit 57 Jahren. In England würde ich das Alter derselben auf mindestens 200 Jahr geschätzt haben; allein in diesem Klima nimmt ein Gebäude, wenn man es nicht beständig abputzt, bald das ehrwürdige Ansehn des Alterthums an. Der Tempel bestand aus einem viereckigen Thurm mit pyramidalischem Dache und wurde von einem gothischen Kreuzgang umgeben. Auf der Südseite öffnete sich ein hübscher, am Rande mit Arabesken verzierter Bogen. Darin erblickte man eine Bildsäule des Ramah, auf einem Lotos sitzend, über dem Haupte einen vergoldeten, aber unscheinbar gewordenen Sonnenschirm, daneben Ramah's Frau, die erdgeborene Seeta; vor ihnen standen auf anscheinend silbernen Schüsseln allerhand Speisen, als Reis, Obst, Kandiszucker 2c. Im Innern des Tempels bemerkten wir nichts, als einen an der Wand hängenden großen Gong (Pauke) und einige Wassertöpfe. Die andern Tempel enthielten nur ein schwarzes Marmorbild des Siwa. Da ich eine Rupie auf die Schwelle des letzten Tempels als Geschenk für die beiden uns begleitenden Brahminen legte, mit dem Bemerken, sie möchten sich darin theilen, so stürzten die beiden alten Männer auf eine höchst unanständige Weise nach dem Geldstück hin, schimpften einander, spuckten, stampften, schlugen die Hände zusammen, und es fehlte nicht viel, so hätten sie sich geprügelt. Der Eine behauptete, die Rupie gehöre ihm, weil sie auf seiner Schwelle gelegen, der Andere berief sich auf die Absicht des Gebers. Vergebens suchte ich sie zu besänftigen. Mittlerweile nahte sich der Priester des ersten Tempels und fragte uns, ob wir den Palast des Rajah zu sehen wünschten. Auf unsere Bejahung führte man uns zu einem prächtigen gothischen Thore, mit schönem breitblätterigen Epheu überwachsen, aber gut erhalten. Innerhalb desselben begann eine stattliche Allee von hohen Bäumen und zu beiden Seiten lagen dicht umbuschte Trümmer von Gebäuden. Eine kurze Wendung zur Rechten brachte uns zu den Ruinen eines bedeutenden Palastes, ähnelnd einem zerstörten mittelalterlichen Schlosse; die mit schönen Kreuzgängen versehenen Thürme waren verödet und wild mit Epheu oder Rohr überwachsen. In einem Hofe, dessen Eingangsthor noch die alten, in Angeln hängenden Flügelthüren

aufzuweisen hatte, traten uns die vorher schon gesehenen beiden hübschen Knaben entgegen, welche uns als die Urenkel des vormaligen Rajah Kissen Chund vorgestellt wurden und uns auf Persisch ungemein artig nöthigten, die Wohnung ihres Vaters zu betreten. Aeußerst verwundert blickte ich umher, da ich hier keinen von Menschen bewohnten Ort vermuthet hatte. Einige Kühe weideten zwischen den Ruinen, und eine derselben sah auf uns neugierig herab von einem verfallenen Thurm, auf den sie geklettert war, um den Epheu zu benagen. Das Hintertheil einer gesprungenen Kanone und das Bruchstück einer mit Schriftzügen versehenen Platte lagen im Grase; auch schienen vielmehr die Schakals, deren Geheul sich in der Dämmerung hören ließ, Herren dieser Wildniß zu sein. Ohne mir indeß von meiner Verwunderung etwas merken zu lassen, sagte ich den Knaben, ich würde mich sehr glücklich schätzen, ihrem Vater, dem Abkömmling eines so glänzenden Geschlechts, meine Aufwartung zu machen. Sie führten mich sogleich eine kurze steile Treppenflucht in der Mauer einer der Thürme hinauf. An der Thür eines kleinen überwölbten Zimmers ohne Möbeln trat uns ein kurzer wohlbeleibter Mann von mittleren Jahren entgegen, der außer seinem Hüfttuch und der Brahminenschnur nackt ging und sich von seinen Vasallen nur dadurch unterschied, daß seine Stirn mit abwechselnden Streifen von Kreide, Zinnober und Blattgold bedeckt war. Dies war der Rajah Omichund. Durch seine Knaben von unserer Ankunft benachrichtigt, schien er sich auf unseren Empfang einigermaßen vorbereitet zu haben. Sein auf dem Boden ausgebreiteter Sitzteppich war mit einer goldenen Uhr, einer Betelnußschachtel und anderen Pretiosen belegt. Gegenüber standen zwei alte Armsessel für mich und meinen Freund Stowe. Die jungen Rajah's setzten sich ihrem Vater zur Rechten; die nackten Diener stellten sich mit ehrfurchtsvoll gefalteten Händen in einer Reihe hinter ihm auf. Hinter uns standen ein paar unserer Diener und ein uns begleitender Dolmetscher, dessen wir um so mehr bedurften, als die Strenge der Hofetikette erheischte, daß wir uns des Persischen zu bedienen hatten. Als ich ihn Maha-Rajah oder Großherrn nannte, als ob er noch ein unumschränkter Herrscher wie seine mächtigen

Vorfahren sei, nahm er dies Compliment lächelnd auf und erwiederte es durch eine tiefe Verbeugung. Nachdem er sich über unseren Rang, so wie über das Ziel unserer Reise informirt, und nachdem ich einigemal auf den früheren Glanz seines Hauses angespielt, was er wohlgefällig aufnahm, empfahlen wir uns. Auf dem Rückwege begleitete uns ein ältlicher Mann, der sich für des Rajah's Muktar (Kammerherr) ausgab und der sich mit vielem Wortschwall entschuldigte, daß „der Hof" wegen unseres Empfanges nicht größere Vorbereitungen hätte machen können. Nachher machten uns die beiden Söhne des Rajah's noch ihren Gegenbesuch. Sie hatten sich mittlerweile durch weiße Musselinkleider und Turbane von Goldbrocat in ostindische Stutzer verwandelt, brachten uns auch ein Geschenk von Mangol, Zucker und Gebäck. Sie drückten sich mitunter auf Hindostanisch, meist aber auf Persisch aus, und äußerten ihre Verwunderung darüber, daß wir diese Sprache nicht redeten. Sie zeigten ein feines Benehmen, Lebhaftigkeit, Klugheit und große Begierde, Aufklärungen über Europa zu erhalten. Endlich goß ich ihnen, zum Zeichen, daß ich sie entlasse, etwas Lavendel-Wasser auf die Hände und Tücher, indem ich mich entschuldigte, daß ich keinen Attar (Rosenwasser) besitze und das Lavendel-Wasser für Belatti Gulab (fremdes Rosenwasser) ausgab. Dasselbe schien auch ihren vollkommenen Beifall zu haben, und wir schieden als die besten Freunde. Man hatte mir schon früher gesagt, daß die höchste Klasse der Hindu's ungemein einfach lebe, und ich weiß daher nicht, ob ich das unscheinbare Ansehn des Hofes und den verfallenen Zustand des Palastes mehr auf Rechnung der Einfachheit oder der Armuth setzen soll. Damit ging der Abend, doch nicht die Nacht zu Ende. Wahrscheinlich hatte sich in dem Orte das Gerücht verbreitet, daß ein Burra Admi (ein großer Mann) den Rajah besucht und große Schätze mitgebracht habe. Gegen ein Uhr rief mein Kammerdiener plötzlich: „Diebe! Diebe!" Er hatte zufällig aus einem der Cajütenfenster gesehen und drei nur mit den schwarzen Köpfen aus dem Wasser hervorragende Leute bemerkt, welche sich dem Schiffe vorsichtig näherten. Sein Ausruf setzte uns, aber auch die Diebe in Schrecken, welche letztere schleunigst nach dem Ufer zu entflohen.

So hatten wir denn eine Probe von dem Guten und Bösen Ostindiens."

„Der Fluß wurde nun viel breiter, als bisher, und seine zahlreichen Sandbänke waren mit niedrigem, seidenartig glänzendem Schilf bewachsen, ein Lieblingsaufenthalt der Tiger. Wir sahen Mucharunga's, eine Art Eisvögel, Cormorane und Kraniche, auch Delphine umspielten unser Fahrzeug; doch zeigten sich keine Alligatoren, obgleich die Sandbänke gut für sie zu passen schienen. Eine unserer größten Plagen auf dieser Fahrt waren geflügelte Wanzen. Sie verbrannten sich in Menge an unseren Lichtern; auch an dem noch nassen Anstrich unserer Decke blieben sie haufenweis kleben und verbreiteten von da aus ihren Geruch, bis sie von den Ameisen verzehrt wurden. Von letzteren wimmelte es auf unserer Barke, und sie verzehrten einen beträchtlichen Theil meiner Lebensmittel."

„Am Morgen des 21. Juni hatten wir in der Frühe einen Nebel, wie er selbst in Holland nicht dicker und übelriechender angetroffen werden kann. Er zertheilte sich gegen sieben Uhr und kündigte einen windstillen, furchtbar heißen Tag an. Den ganzen Vormittag strömten aus den nahe bei einander liegenden Dörfern Kinderschaaren ans Ufer und sangen uns, während unsere Matrosen das Schiff langsam fortzogen, Lieder vor, um so ein Almosen zu erbetteln. Die Bevölkerung der Ufer erschien heute so dicht, wie nur in irgend einem Theile von Bengalen, und die vielen badenden oder mit dem Waschen ihrer Kleidungsstücke beschäftigten Landleute, das Brüllen des Viehes, das Bellen der Hunde und alle übrigen ländlichen Töne mit Ausnahme des Krähens der Hähne, gaben unserer ziemlich eintönigen Fahrt einige Abwechselung. Die sehr zahlreichen Barken bringen von Calcutta Salz und führen vorzüglich Senf zurück, woraus Oel, eins der unentbehrlichsten Artikel im Haushalt der Hindu's, geschlagen wird. Einer meiner Diener bemerkte darüber: „Wir essen Senföl, wir brennen es, wir reiben uns damit ein, kurz es ist uns so nothwendig, als der Reis."

„In der Nacht waren wir vor dem Flußarm, der zunächst nach Dakka führte, bereits vorübergeschifft und sahen uns daher genöthigt, in einem anderen grade nach Südost gerichteten Arm

einzulenken, wo wir von einer stark bewegten, strudelreichen Strömung schnell vorwärts getrieben wurden. Nichts desto weniger hatten unsere Leute viel damit zu schaffen, das Schiff mittelst Ruderstangen von verschiedenen Hindernissen zu entfernen oder dasselbe darüber hinwegzubringen, indem sie in's Wasser sprangen. Der Fluß führt nämlich hier viele Bäume und Büsche mit sich, wodurch Sandbänke entstehen, die unsere Fahrt häufig erschwerten und gefährdeten. Nachdem wir so einige Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir an ein in der ganzen Breite des Bettes quer vorgeschobenes Wehr von Sand und Thon, durch welches das Wasser an zwei schmalen Stellen in ein etwa drei Fuß tiefer liegendes Becken mit großer Heftigkeit stürzte. Wenn wir uns den reißenden Strom nicht wieder hinaufarbeiten wollten, so blieb uns nichts übrig, als einen der schmalen Kanäle durch Wegschaffung der lockeren Erde zu erweitern. Nur mit großer Mühe und durch das Versprechen einer guten Löhnung konnten wir indeß einige der Uferbewohner zur Mithülfe vermögen, indem dieselben grade einen hindu'schen Festtag feierten. Ein alter Mann meinte, die Brahminen würden sie verfluchen; allein unser Dolmetscher erwiederte ihm resolut: „Der Fluch soll mich und die Meinigen treffen," worauf ihm endlich acht Männer Folge leisteten. Sieben derselben waren mit sehr großen schweren Hacken versehen, deren man sich hier durchgehends statt des Spatens bedient; der achte hatte nur seinen Stock als Aufseher der Gesellschaft, wie denn nach der sonderbaren Sitte des Landes hier nichts ohne Aufseher geschieht. Ohne einen solchen würden die Uebrigen nicht gearbeitet haben, und ihm räumten sie auch freiwillig einen Theil ihres Lohnes ein. Während sie uns die freiere Wasserbahn brachen, wobei die in stärkeren Schuß gekommene Strömung alsbald trefflich mitwirkte, fanden wir hinreichend Zeit, an's Land zu gehen und uns umzuschauen. Ueberall bemerkte man am Ufer Männer, Frauen und Kinder, welche mit Spießen, Hamen und Schleppnetzen Fische jeder Größe fingen, von denen der Fluß wimmelte. Die Gegend in der Nähe dieser Stromschnellen ist hübsch, wohl angebaut und offen; nur hin und wieder stehen Lustwäldchen. Unweit des natürlichen Wehres sahen wir mehrere Schildkröten schwimmen, und am Uferrande

einen Zwergmaulbeerbaum. In einem grünen Reisfelde weidete ein schöner glatter junger Stier, auf dessen Keulen Siwa's Bild, als Stempel der Unverletzlichkeit, eingebrannt war. Es würde für eine Todsünde gelten, dergleichen Stieren irgend ein Leid anzuthun. Reiche Hindu's lassen solche schon als Kälber frei umhergehen. Sie weiden wo sie wollen, und fromme Personen machen sich ein Vergnügen daraus, sie recht gut zu füttern. In den Dörfern um Calcutta sind diese Stiere eine wahre Landplage. Sie brechen in die Gärten ein, stecken den Kopf in die Buden der Obsthändler oder Bäcker und fressen ohne viel Complimente, was ihnen beliebt. Zuweilen sind sie gleich anderen verzogenen Thieren auch bösartig und rächen sich, wenn man ihre Wünsche nicht gleich erfüllt, durch einen Hörnerstoß."

„Nachdem wir die Durchfahrt glücklich bewerkstelligt hatten, reisten wir auf einem mehr schiffbaren Strome weiter. Die Landschaft nahm sich ungemein reizend aus. Die hohen Ufer waren üppig mit langem Grase, Bambusrohr und Kletterpflanzen bewachsen, hinter denen sich stolze Banianen (Ficus religiosa), Palmen und prächtig blühende Bäume erhoben. Im Schatten derselben lagen niedliche Dörfer, während die in grobe, aber schneeweiße Kattunmäntel gehüllten Frauen, welche mit ihren Krügen auf den Köpfen nach dem Wasser ab und zu gingen, die Scene unterhaltender machten. Die Knöchel haben sie auch hier reichlich mit silbernen Ringen behängt. Die Boote der Eingeborenen zeichnen sich durch gute Arbeit und Nettigkeit aus; die Segel sind zum Theil angestrichen, und zu beiden Seiten des Steuerruders findet man am Buge kupferne oder vergoldete Augen, als Zeichen der Vorsicht, eingesetzt. — Eine Schildkrötensuppe mundete uns vortrefflich; das grüne Fett war außerordentlich rein und mild, das Fleisch sehr saftig und wohlschmeckend. Ueberhaupt fehlte es uns weder am Nöthigen, noch am Köstlichen, sondern nur an Brot. Wir legten einen Augenblick an bei einem hübschen zweistöckigen Hause mit großen Veranda's, wo ein mit Indigohandel beschäftigter Franzose wohnte. Ein alter Herr mit gepudertem Haare und mehrere andere Weiße, männlichen und weiblichen Geschlechts, kamen heraus, verschwanden aber wieder, ehe wir sie begrüßen konnten. Wir schickten jedoch

einen Diener an den Hausherrn mit der Bitte, daß er uns etwas Hefen zum Brotbacken, und falls er dessen entbehren könne, ein Brot schicken möge. Die Antwort lautete, daß man weder Hefen, noch Brot im Hause habe: wahrlich eine seltsame Antwort aus dem Munde eines ansässigen wohlhabenden Europäers, und noch dazu eines Franzosen."

„Ein neuer Flußarm, den wir in diesem Labyrinth von Wasserverzweigungen, einschlugen, schien durch heftige, in den oberen Gegenden niedergangene Regengüsse ungewöhnlich hoch angeschwollen zu sein. Baumstämme, Buschwerk, Rasen, irdenes Geschirr und allerhand Trümmer trieben an uns vorüber und das Wasser war mit Schaum bedeckt. Dabei wimmelte der Fluß von Fischerbooten, um die sogenannten schwarzen Fische zu fangen. Mehrere Fahrzeuge waren mit Krügen voll Salz befrachtet, um die Fische einzusalzen. Am Ufer sahen wir auch eine Reihe von neun bis zehn großen schönen Fischottern, welche Halsbänder von Stroh hatten und mittelst langer Stricke an Bambuspfählen befestigt waren. Einige schwammen so weit in's Wasser, als ihre Stricke nur irgend reichten, oder lagen halb in demselben; andere wälzten sich auf dem sandigen Ufer in der Sonne und ließen ein gellendes, pfeifendes Geräusch hören. Man sagte uns, die meisten Fischer in der Nachbarschaft hielten eins oder mehrere dieser Thiere, die fast so zahm wie Hunde und von großem Nutzen seien, indem sie theils die Fische in's Netz jagten, theils größere Fische im Maul an's Ufer brächten."

„Am 27. Juni kamen wir frühmorgens vor der volkreichen Stadt Matacolly vorüber und sahen viele große Schiffe vor Anker liegen. Nach Aussage unseres Steuermanns wird daselbst ein sehr lebhafter Handel getrieben, sofern hier der Salzmarkt für die mittleren Provinzen Bengalens ist und die größte Quantität Reis, Senföl, eingesalzene Fische und Butter für Calcutta eingekauft wird. Auf den Köpfen der Schiffer und der Landleute bemerkten wir in dieser Gegend Hüte, welche eigentlich Sonnenschirme von Stroh ohne Stiel genannt werden konnten. Viele der größeren Boote waren schwarz angestrichen, die Bambuspfosten unter dem oberen Gerüst mit Schnitzwerk versehen, das Hintertheil mit großen messingenen Kloben ausgestattet.

Unsere Fahrt ging jetzt ONO. — Unser Dolmetscher Abdullah hatte uns mehr als einmal von den Paradiesvögeln erzählt, welche uns bei der Annäherung an den großen Ganges zu Gesicht kommen würden. Er beschrieb sie auch ziemlich genau als große goldfarbene Vögel mit einer Haube und einem sehr langen Schwanze, und bemerkte, daß sie dieselben seidenartigen goldfarbigen Federn besäßen, die man in englischen Läden zur Schau stellte. Heute rief er uns sehr hastig, um uns einen dieser Vögel zu zeigen. Ich konnte denselben leider nicht erkennen, aber Stowe meinte, er entspreche der Beschreibung. Der Strom wird nun immer breiter, die Ufergegend unvergleichlich fruchtbar und schön, obgleich Felsen, Berge und Katarakte fehlen. Aber man denke sich einen mächtigen glänzenden Wasserspiegel, belebt von pittoresken Fahrzeugen, sich windend durch Saatfelder und Auen mit weidenden Heerden, durch Baumwollen-, Zucker- und Betelpflanzungen, in jeder Bucht Masten, überall Dörfer, dazwischen die prächtigsten Gruppen tropischer Bäume. Ein Dorf, bei welchem wir anlegten, lag im Schatten eines stattlichen Betelpalmenhaines; die Hütten waren mit Gärtchen, Rasenplätzen und Höfen auf's niedlichste umgeben. Nahe bei uns sahen wir auf einem Pipulbaum einen großen Adler sitzen. An dem Baume hing ein irdener Topf, den, nach Abdullah's Aussage, irgend ein Kind für seinen verstorbenen Vater dorthin gehängt, damit der Geist trinken möge. Die erwähnte Betelpalme, die höchste und schlankeste ihrer Familie, besitzt eine äußerst glatte weiße Rinde; ihre hochragenden Säulenschäfte nehmen sich auf dem Hintergrunde eines dunkeln Bambusdickichts oder Laubholzes ungemein zierlich aus."

„Ein frisch wehender günstiger Wind schaukelte unsere Barke auf dem immer mehr sich ausdehnenden Strom dahin, der den Hughly jetzt fast eben so sehr an Breite, als an reizenden Umgebungen übertraf. Um Mittag den 29. Juni ließen wir auf der Uferhöhe zur Linken ein hübsches europäisch gebautes Landhaus liegen. Unmittelbar darauf breitete sich vor uns ein weiter, von mannigfaltigen Schiffen belebter Wasserspiegel aus, dessen entgegengesetzter Rand kaum sichtbar war und den wir als den großen Ganges, dessen Hauptarm von Nordwesten kam, in

seiner vollen Glorie erkannten. In der Mitte des Stromes gingen die Wellen fast so hoch, wie auf der offenen See. Wir fuhren auf der anderen Seite hinüber und trafen hier mancherlei Vorbereitungen, um das Schiff gegen den Wind stromaufwärts zu ziehen. Inzwischen erschien ein erbärmlich aussehender Mann und bat mit gefalteten Händen in Tönen des tiefsten Jammers um Medicin, indem die ganze Mannschaft des Bootes, zu dem er gehöre, krank sei und nicht weiter fahren könne; von neun Personen hätten nur drei noch Kraft genug, sich mühsam fortzuschleppen. Wir begaben uns nach dem Boot und sahen uns die armen Leute an. Ihre Zunge war weiß belegt, der Puls sehr schnell und hart, die Haut stark gelb unterlaufen. Sie litten offenbar am Sumpffieber und hatten fast alle Hoffnung verloren. Wir gaben ihnen einige Pillen aus Calomel und Coloquinten, dann auch noch etwas China und Wein, was sie dankbar annahmen. Nachher wurden wir von Bettlern aller Art belagert. Darunter befand sich ein ganz mit Schwären bedeckter Aussätziger, ein Blinder, und, auf den Schultern eines andern Mannes reitend, ein nicht über drei Fuß hoher, alter mißgestalteter Zwerg. Er schien einen hohen Werth auf sich zu legen und wollte sich nicht mit einem Almosen abspeisen lassen, sondern verlangte als Curiosität bezahlt zu werden. Der merkwürdigste dieser Bettler war jedoch ein langer, magerer Mann von starkem Knochenbau, in Lumpen gehüllt und ein höchst originelles Bild des Elendes. Auf dem Kopfe trug er einen sehr schmutzigen Turban mit einer Hahnenfeder; über seinen Schultern hingen zwei Säckchen, die Ueberreste eines einst scharlachroth gewesenen Ueberwurfes; in der einen Hand hielt er einen großen Fächer von Palmettoblättern, und über dem Faustgelenk der anderen sah man einen gewaltigen Rosenkranz mit hölzernen Betkugeln. Er näherte sich unseren Schiffsleuten mit vertraulicher Miene, grüßte sie äußerst herzlich und schien sie in einem halblachenden Tone, welcher jedoch von Zeit zu Zeit die Tiefe einer Vesperglocke annahm, um eine Gabe zu bitten. Es war ein muhammedanischer Bettelmönch, der seinen Glaubensverwandten zu ihrer Ankunft Glück wünschte und ihre Mildthätigkeit ansprach. Er erhielt indeß nur ein wenig Reis, den er in

einen sehr saubern Topf that, worauf er: „Illah, Illahu" singend fortwanderte. — Ein höchst angenehmer Spaziergang durch das benachbarte Dorf erinnerte mich lebhaft an Scenen aus Otaiti und den Freundschaftsinseln, wie ich solche aus Beschreibungen kennen gelernt. Die Hütten waren von Baumwollen-, Zuckerrohr- und Reisfeldern umgeben, sowie mit Bambusrohr und Palmen besetzt; am Ufer hin standen schöne Stechäpfelbüsche, die mit anbrechender Dunkelheit ihre prachtvollen, wohlriechenden, weißen, lilienähnlichen Blumen öffneten, während Gras und Büsche ringsum von Feuerwürmern erschimmerten. Neben einer muhammedanischen Kapelle bemerkte ich in einem kleinen Schuppen ein mit Thon überstrichenes Pferd von Stroh, vermuthlich wohl eine Statue des hier zu Lande verehrten Pferdes von Hossein."

„Der Fluß wurde bald von Inseln aller Art frei und breitete sich zu einem majestätischen Süßwasserspiegel von etwa einer Meile breit aus. Der Wind wurde uns günstig und die Matrosen wurden bei der Leichtigkeit ihrer Arbeit ausgelassen lustig, obwohl der Steuermann immer noch die Zugleine anwenden ließ. Als wir an einem Banianenbaum vorüberkamen, an welchem eine alte Matte und ein Wasserkrug hingen, lief Einer unserer Leute darauf zu, schlug sich die Matte um die Lenden, setzte den Krug, wie sich's gebührte, neben sich und ahmte die Geberden eines Yogi oder Bettelmönches äußerst komisch nach, indem er zugleich denselben kläglichen Gesang anstimmte, die Hände auf den Kopf legte, das Gesicht mit Erde besprengte u. s. w., so daß seine Kameraden vor Lachen kaum ziehen konnten. Wir kamen auch an einer bedeutenden Indigo-Factorei vorüber, wo eine große Thätigkeit herrschte. Die Arbeiter, deren nackte Extremitäten und Leiber mit blauer Farbe bedeckt waren, nahmen sich höchst sonderbar aus. In diesen niedrigen Gegenden wird Indigo nur auf den Dämmen um die Dörfer her gebaut; übrigens sieht man nichts als grüne Reisfelder. Endlich erreichten wir eine gewaltige überschwemmte Fläche von Sumpfland, das sich baumlos bis zum nordwestlichen Horizont hin erstreckte. — Am 3. Juli erblickten wir die Thürme der Stadt Dakka. Als wir uns näherten, wunderte ich mich

über die Größe des Ortes und die Stattlichkeit der Ruinen, aus welchen die Stadt größtentheils zu bestehen schien. Es waren düstere Massen von Burgen und Thürmen, mit Epheu und Pipulbäumen überwachsen, dann einige alte Moscheen und Pagoden; weiterhin tauchten mehrere große hübsche Gebäude und ein hindu'scher Obelisk aus dem Wasserspiegel auf. Indem wir näher an das Ufer gelangten, hörten wir, wie aus der Tiefe des Stromes selbst, einen eigenthümlichen, höchst feierlichen Ton: gedehnt, laut, tief und zitternd, ungefähr die Mitte haltend zwischen dem Brüllen eines Ochsen und dem Schnaufen eines Wallfisches. „O," rief Abdullah, „da baden Elephanten, deren es viele in Dakka giebt!" Eine schärfere Beobachtung zeigte uns etwa zwanzig dieser Thiere, deren Köpfe und Rüssel nur eben aus dem Wasser hervorragten."

„Dakka ist jetzt nur noch ein Schatten von dem, was es früher war. Sein Handel ist gesunken, die stolze Prachtburg seines Gründers, des Schah Jehanghire, die von ihm herrührende herrliche Moschee, die Paläste der alten Nawabs, die Factoreien und Kirchen der Holländer, Franzosen und Portugiesen sind jetzt sämmtlich in Trümmer gefallen. Die Zahl der hindu'schen und muhammedanischen Bevölkerung, in 90,000 Häusern oder Hütten wohnhaft, schätzt man auf 300,000. Außerdem giebt es hier einige reiche Armenier und einige arme Portugiesen, so wie zahlreiche Griechen, welche man uns als fleißige und kluge Leute schilderte. Das Klima gehört zu einem der mildesten in Ostindien, indem die Hitze immer durch die großen benachbarten Flüsse gedämpft und die in Fäulniß gerathenen Stoffe durch die reißende Strömung derselben fortgeschafft werden. Es giebt hier ungemein viel Elephanten; man fängt dieselben in den benachbarten Wäldern und richtet sie dann ab. Man rieth mir, nicht anders als auf einem Elephanten die Ruinen zu besuchen, indem dort zuweilen Tiger, immer aber Schlangen haus'ten. Die erwähnte Burg wurde erst vor etwa 200 Jahren von Backsteinen erbaut, und ihre Architektur entspricht genau der des Kreml in Moskau. Die Pagoden findet man nur klein und in nicht bedeutender Zahl, da drei Viertheile der Einwohner sich zum Islam bekennen. Der Obelisk wurde erst in jüngster Zeit, als

eins jener in Ostindien so häufigen Werke der Frömmigkeit, von einem reichen Hindu errichtet. Die Form der Obelisken oder Pyramiden herrscht auch bei den Grabmälern der hiesigen Friedhöfe vor. Leider mußte ich dahin während meines Aufenthaltes in Dakka die sterblichen Ueberreste meines theuren Freundes und Gefährten Stowe begleiten, welcher in diesem für Europäer oft so verderblichen Klima von einem Fieber ergriffen und durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft wurde." —

„Erst am 22. Juli setzte ich meine Fahrt nach Patna in nördlicher Richtung fort. Bei unserem ersten Ankerplatz fand sich ein muselmännischer Fakhir ein: ein schöner junger Mann von anständigem Benehmen, aus dessen stieren Blicken aber die deutlichsten Spuren des Wahnsinnes hervor leuchteten. Er ging beinah nackt; um seinen linken Arm trug er ein weißes Tuch, am andern flatterte ein hellgelber Lappen. Am Halse trug er einen kleinen in Silber gefaßten Carniolschmuck, so wie einen Rosenkranz von schwarzen Betkorallen und in der Hand einen kleinen hölzernen Becher. Er bat mich um die Erlaubniß, sich an's Ufer zu setzen und uns zu beobachten, denn es erfreue sein Herz, Engländer zu sehen, er sei weit gereist, sei in Bombay, Kabul ꝛc. gewesen und wünsche die ganze Welt zu sehen, in welcher bis an sein Ende umherzuwandern, er gelobt habe. Ich bot ihm ein Almosen an; er schlug es aber aus und sagte, er nähme nie Geld an; er habe heute gegessen und brauche nichts weiter. Er redete zu meinen Dienern noch eine Zeit lang in großer Aufregung, worauf ich ihn noch einmal durch Abdullah fragen ließ, ob ich irgend Etwas für ihn thun könne. Er sprang lachend auf und sagte: „Keine Münze", verbeugte sich dann tief und rannte fort, indem er „La Illah ul Allah" sang. — Bei Hajygunge besuchte mich der Richter dieses Districts, Herr Warner. Abends gingen wir in dessen Garten, wo derselbe mir eine Jalappapflanze mit wohlriechender schön purpurrother Blume zeigte und einen Baum, auf welchem alljährlich ein paar Pelikane nisteten; auf einem andern sah ich einen Adlerhorst. Es giebt überhaupt an diesen Flüssen zahlreiche Adler, und auch die Pelikane sind nicht selten. Ich erzählte dem Richter von einer Beraubung, die in Dakka viel Aufsehen gemacht hatte. Ein von

Calcutta nach Dakka bestimmtes, mit Munition beladenes großes Kanonenboot lief nämlich nicht weit von der Stelle, wo wir die Sandbank durchstechen ließen, auf den Grund, und es wurden nun Landleute zu Hülfe gerufen, um dasselbe wieder flott zu machen. Die Munition war in Kisten gepackt, ganz ähnlich solchen, in denen hier zu Lande gewöhnlich Geld transportirt wird, und in Folge dieses Umstandes wurde das Boot am nächsten Abend von vielleicht 300, mit Spießen, Bambusstangen, Hacken u. dergl. bewaffneten Landleuten angegriffen. Es gelang indeß der Mannschaft des Bootes, die Räuber zu vertreiben, nachdem sie mehrere derselben getödtet hatten. Herr Warner hatte von diesem Angriff noch nichts gehört, und meinte, man müsse den Vorfall gewaltig übertrieben haben. Dergleichen Uebertreibungen aber sind nach seiner Aussage bei den Hindu's etwas ganz Gewöhnliches. Häufig waren ihm Fälle vorgekommen, wo der Kläger angegeben, er sei von mehr als hundert Leuten angefallen und beinah getödtet worden; bei genauerer Untersuchung ergab sich indeß, daß er von einem oder zwei Männern geprügelt wurde, während vielleicht 20 bis 30 andere in der Nähe, z. B. auf einem Marktplatz, standen, ohne thätigen Antheil an dem Streite zu nehmen. Eben so giebt der Kläger, wenn ein Boot oder ein Haus beraubt wurde, die Zahlen stets so hoch an, als er für geeignet hält, um die Aufmerksamkeit und das Mitleid des Richters zu erregen. Indeß fehlt es in allen diesen Districten keinesweges an nächtlichen Raubüberfällen, und das Uebel scheint besonders mit der zunehmenden Trunksucht im Wachsen begriffen zu sein. Bei solchen Gelegenheiten wird ein Haus nicht nur rein ausgeplündert, sondern die Bewohner auch noch in der Regel furchtbar gemartert, damit sie das verborgene Geld herausgeben. Dergleichen Räuber gehn bei Tage einem ganz ehrlichen Gewerbe nach und stehen oft unter dem heimlichen Schutze eines Beamten, der sein Möglichstes thut, einen Jeden von der Bande, der den Händen der Gerechtigkeit anheimgefallen, aus der Schlinge zu ziehen. Dies geschieht gewöhnlich durch falsche Zeugen, die das Anderswo beweisen, durch Bestechung der unteren Polizei-Agenten oder durch Einschüchterung der vom Kläger gestellten Zeugen. — Bei Herrn Warners

Haus bemerkte ich einen Fuchs, der so verwegen in unserer Nähe herumsprang, daß man ihn fast hätte greifen können. Es war ein schönes Thier, nicht viel größer als ein Hase, mit seidenartigem Haar, und sein Schwanz glich dem eines Eichhörnchens. Seine Hauptnahrung besteht in Feldmäusen und weißen Ameisen, weshalb er mehr Nutzen, als Schaden stiftet. — Auf dem Schiffe suchte mich ein blinder Bettler auf. Ihn begleitete seine Frau. Als sie die Hand ausstreckte, bemerkte ich an ihrem Arme mehrere massive silberne Ringe; auch trug sie dergleichen an ihren Knöcheln, und doch waren dies Bettler, auf's dürftigste einhergehend und dadurch das Mitleid in Anspruch nehmend. Wahrscheinlich wäre diese Frau aber lieber halb verhungert, als daß sie sich von ihren Ringen getrennt hätte."

„Gegen Ende Juli erfreuten wir uns eines sehr günstigen Windes, und da wir alle Segel aufspannen konnten, so kamen wir allmählig in mehr nordwestlicher Richtung fahrend, ungemein schnell vorwärts. Auf einer trockenen mit Fioringras bewachsenen Wiese, wo wir anlegten, standen einige sehr ärmliche Hütten, und um diese herum lagerte eine Rinderheerde. Ich ging dahin und fand eine vollständige Milchwirthschaft oder vielmehr, weil es nicht viel milchende Kühe gab, Weide-Mastwirthschaft. Die Heerde, nur von zwei bis drei Hirten bewacht, gehörte einer Dorfgemeinde und besuchte in diesem äußerst grasreichen Lande wandernd, verschiedene Triften. Die Kälber sammt dem Jungvieh waren in zwei kreisförmige Gehege von Bambus und Dornen eingesperrt; die Kühe und Ochsen lagen, ruhig wiederkäuend, an der Außenseite. Hunde und Waffen zum Schutz gegen wilde Thiere sah ich nicht. Die Leute schienen indeß mit ihren dicken Turbanen und längeren Mänteln ganz auf das Wachen unter freiem Himmel eingerichtet zu sein. Sie bilden eine eigene Kaste, sind hochgewachsene kräftige Männer, tragen meist lange Bärte und haben überhaupt ein wilderes Ansehn, als die anderen Hindu's. — Nachher kamen wir vor mehreren frisch aufgesetzten Hirsenschobern vorüber, in deren Mitte sich ein kleines Gerüst und ein Wachtschoppen befand. Das ist die Jahreszeit der Ernte; das Dreschen wird durch Ochsen und eine kleine Walze bewirkt. Ich bemerkte auch etwas

Mais, dessen Aehren, einfach gekocht, man bei Tische aufsetzt und, wie Artischocken, mit Salz und Butter ißt. — Als wir einst vor einer großen Anzahl Boote vorüberfuhren, erhob sich plötzlich ein heftiger Nordostwind, und wir erlebten ein Beispiel, wie schnell an den schwachen unbehülflichen Fahrzeugen des Landes ein Unheil angerichtet werden kann. Unsere Barke riß nämlich von den ziehenden Männern los und stieß an die breite Seite eines großen mit Getreide beladenen Schiffes so heftig, daß die Bambusstützen des Gerüstes, die geflochtenen Wände der Cajüte, Ruder, Sparren und Alles, was von dem Stoß getroffen wurde, unter lautem Krachen zerbrach. Kaum war das Fahrzeug durch die vereinigte Kraft beider Mannschaften und unter dem Geschrei: „Allah, Ali, Ali!" von dem beschädigten Schiffe entfernt, so trieb es gerade auf unser Küchenboot zu und würde dasselbe wahrscheinlich in den Grund gebohrt haben, wenn die Bootsleute nicht durch eine geschickte Wendung die Gefahr noch schleunigst vermieden hätten; sie zerbrachen indeß bei dieser Gelegenheit doch ihre sämmtlichen Ruder."

„Das ächt hindostanische Dorf Bogwangola, wo wir anlegten und wo alljährlich ein großer Getreidemarkt gehalten wird, bot ein anmuthiges Bild der Heiterkeit und Geschäftigkeit dar. Die Hütten stehen auf einem lachenden Anger, den ein von den schönsten Bäumen beschatteter Damm gegen den Strom schützt. Auf dem Anger weideten Heerden und spielten Kinder; aus mehreren offenen Buden erscholl das Brummen, Pochen, Quiken und Klappern verschiedener musikalischer Instrumente; in einigen der netten Häuser machten Fakhir-Banden Musik, in anderen zeigten sich bunt angekleidete Tänzerinnen. Der Marktplatz Bogwangola wurde während der letzten Jahre wegen der Verheerungen durch die Ueberschwemmungen des Ganges mehrmals nach verschiedenen Standorten verlegt und gleicht überhaupt mehr einem Lager, als einem festen Wohnsitz. — Wir ließen uns hier durch einen Nebenarm des Ganges ziehen, der durch ein enges Bett zwischen dem Festlande und einigen morastigen Inseln hindurchschoß. Nie erinnere ich mich einer ähnlichen reißenden Strömung. Unsere Segel wurden von einem sehr günstigen frischen Winde gebläht, so daß die Masten sich bogen;

nichts desto weniger mußten die Matrosen bis an die Brust im Wasser waten und dem Schiffe durch das Zugseil nachhelfen. An der Mündung des Suty- oder Murschedabad-Flusses holte uns ein Boot mit vier singenden BetteldERwischen ein. Ich gab jedem eine Kleinigkeit und fragte Abdullah, weshalb sie nicht arbeiteten. Er antwortete, sie seien eine wahre Landplage, eine Bettlerkaste, bei welcher die Unthätigkeit vom Vater auf den Sohn forterbe; doch selbst wenn sie arbeiten wollten, würde ihnen Niemand Beschäftigung geben. An dem unfruchtbaren, mit Rohr bestandenen Ufer sah ich hier zum ersten Mal einige Haufen der weißen Ameisen; viele derselben hatten eine Höhe von 5 bis 6 Fuß und hielten an der Basis 7 bis 8 Fuß im Umfang. Bald nachher bot sich zur Rechten die erfreuliche Ansicht einer blauen Bergkette dar. Ich war des bengalischen Flachlandes so gewohnt geworden, daß ich anfangs meinen Augen gar nicht trauen wollte, und jene Berge für Wolken hielt. Ich erfuhr, daß es die Rajmahal-Berge seien. Eine beträchtliche Strecke des Landes bestand auf dieser Seite aus bloßem Sande, nur hie und da unterbrochen von Gurkenbeeten und Hülsenfrüchten. Man sagte mir, daß dort ein weit ausgedehntes Dorf mit Gärten, Mango-Bäumen und Wiesen gestanden; aber bei der furchtbaren Ueberschwemmung des letzten Jahres fortgerissen sei.“

„Da wir uns jetzt auf der Hauptstraße von Calcutta nach den nördlichen Provinzen befanden, so bemerkten wir auch weit mehr große Schiffe als sonst. Bei jeder Landspitze erschien ein Mastenwäldchen, des günstigen Windes harrend, während andere Fahrzeuge mit geschwellten Segeln an uns vorüber den breiten Strom hinabschwammen. Die näher herangetretene Gebirgskette gewährte manche schöne Ansicht; aber sie entsendet bis in das Bette des Ganges Reihen nackter Felsen, zwischen denen sich Stromschnellen befinden. Von einem unserer Ankerplätze aus, wo wir übernachteten, besuchte ich in dem vor uns liegenden Berge eine Höhle, deren Ende noch Niemand gesehen haben sollte. Ich erklimmte auf rauhen Pfaden den Gipfel, und nicht weit davon traten wir in eine schöne Höhle, deren geräumiger Eingang sehr malerisch mit Epheu und Pepulbäumen bewachsen

war. Im Innern schien der natürliche Kalkstein durch Menschenhand künstlich erweitert zu sein, und es vertheilten sich Gemächer nach verschiedenen Richtungen. Behufs der genaueren Untersuchung fehlten uns Fackeln. An einer Seitenwand des Berges stiegen wir auf einer Art Stufenleiter, von Baumwurzeln und Steinen gebildet, zu einer kleinen Plattform des Felsens, wo mehrere künstliche Höhlen mit niedrigen Thüren und roher Bildhauerarbeit sich zeigten. In einer derselben entdeckte ich eine kleine Einsiedelei, von etwa zwölf Fuß lang und acht Fuß breit, mit steinernen Bänken und einer Art Bock, der entweder für eine Ampel oder ein Götzenbild bestimmt zu sein schien. Wir kletterten nun noch einige Stufen höher, zu einer zweiten größeren Plattform hinauf und fanden zwei kleine Tempel, den einen des Siwa, den anderen der Kali, deren Dienst von einem alten Gossain oder hindostanischen Einsiedler nebst zwei jüngeren Genossen, deren einer noch im Knabenalter stand, besorgt wurde. Der alte Mann trug langes weißes Haupt- und Barthaar; nackt saß er da mit gefalteten Händen und halb geschlossenen Augen, der Knabe neben ihm. Als er unsere Stimme hörte, sprang er auf, murmelte Gebete und goß Wasser über seine Götzen. Ein kleines Geschenk machte ihn geschmeidig, und er zeigte uns nun nicht blos das Götzenbild des Siwa, sondern auch die Kali mit ihrem schwarzen Gesicht, Rosenkranz von Schädeln und ihren vielen Händen. Ich fragte ihn, ob er nicht über die große Höhle an der anderen Seite des Berges einige Auskunft geben könne, worauf er mit geheimnißvoller Miene erwiderte, noch Niemand habe das Ende derselben gesehen. Vor 2000 Jahren habe ein gewisser Rajah dieselbe erforschen wollen und sei mit 10,000 Leuten, 100,000 Fackeln und 100,000 Maß Oel aufgebrochen, ohne seinen Zweck zu erreichen. Weder er, noch sein Heer wären je zurückgekehrt. Fast in jedem Lande trifft man auf Höhlen, die das gemeine Volk für endlos hält; allein die Hindus verstehen sich viel besser, als die Europäer, auf das Uebertreiben. Nach der Größe des Berges zu schließen, würde vielleicht schon ein einziges Licht hinreichen, um jene Höhle damit vollständig zu erforschen! — Das Land umher war meist unbewaldet und mit Hirse, Hülsenfrüchten und

Mais bestellt. In jedem Maisfelde stand ein kleines Gerüst und ein Schoppen für den Wächter, welcher die Vögel verscheuchte. Einige unserer Matrosen, die durch ein Maisstück gingen, brachen sich ein paar Aehren ab, was kaum für ein Vergehen gelten konnte. Allein zwei von den Wächtern liefen nicht, wie die Bengalesen, mit gefalteten Händen bittend herbei, sondern mit dicken Bambusknitteln. Die Matrosen retteten sich vor Thätlichkeiten durch Schwimmen, aber einer unserer Bedienten rief ihnen zu: „Nehmt Euch in Acht, Ihr seid jetzt in Hindostan, dessen Bewohner sich nicht fürchten und zu fechten wissen." Die hiesigen Bauern gehen alle an mannshohen Stöcken und tragen über Kopf und Schultern einen schwarzen, rauhen, wollenen Ueberwurf. Sie haben ein weit männlicheres Ansehen als die Bengalesen, wozu ihre starken Bärte und ihre dunkeln cirkassischen Mäntel allerdings viel beitragen."

„Am 10. August gelangten wir nach Boglipur. Die Stadt hat eine angenehme Lage und soll eine der gesündesten Stationen Indiens sein. Es giebt jedoch in der Umgegend sehr viele Schlangen, namentlich die Hutschlange. In der Ferne erblickt man die Curruckpur-Berge und den isolirt sich erhebenden kegelförmigen Berg Mandar, einem berühmten hinduischen Wallfahrtsort; er ist eine Granitmasse, während alle näheren Berge aus Kalkstein bestehen. — Der Richter und Bürgermeister von Boglipur empfing mich aufs freundlichste und machte mir unter Anderen sehr interessante Mittheilungen über das Bergvolk der Puharris. Diejenigen, welche ich sah, waren Leute von mittlerem, wohl proportionirtem Körperbau und ungewöhnlich breiter Brust. Ihre Gesichtsfarbe ist weißer, als die der Bengalesen, der Haarwuchs dick, das Antlitz breit, die Nase etwas glatt und aufgeworfen, die Augen sind langgeschlitzt und klein. Ihre Züge verrathen Klugheit und Munterkeit. Sie leben vom Ertrage der Jagd, sind gastfrei und essen ohne Weiteres mit Europäern. Wenn gleich sie das platte Land mit Raubzügen heimsuchen, so halten sie doch unter einander auf Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe. In ihren Hütten herrscht große Sauberkeit, die Feldarbeit wird von den Frauen besorgt. Bei der Lebhaftigkeit ihres Temperamentes gerathen sie leicht in Jähzorn; aber

sie lieben auch die Musik, das Erzählen von Sagen und geben viel auf edle Abkunft. Was ihre Religion betrifft, so beten sie morgens und abends zu einem höchsten Wesen, Budo Gosai, d. i. oberster Gott, genannt. Mehreren niedrigeren und einigen bösen Gottheiten opfern sie Büffel, Ziegen, Hühner und Eier. Jedes Dorf, jedes Haus verehrt noch seinen besonderen Schutzgeist. Götzenbilder kennen sie nicht, und schwarze Steinblöcke weihen sie zu Altären. Schweineblut scheint bei ihnen die Stelle des Weihwassers zu vertreten. Sie sagen, der oberste Gott habe ihnen streng verboten, den Nächsten zu schlagen, zu schimpfen oder überhaupt zu beleidigen, und sie verabscheuen die Lüge als das größte Verbrechen. Sie glauben an eine zukünftige Vergeltung mittelst der Seelenwanderung, indem die edlen Geister in die Körper der Helden, die bösen in die der Thiere oder selbst in Bäume einziehen müßten. Wird Jemand von einem Tiger getödtet, so erheischt es die Pflicht der Verwandten, den Tod durch die Erlegung einer solchen Bestie, was durch vergiftete Pfeile geschieht, zu rächen. Die Ursachen von Leiden und Unglück schreiben sie den Einflüssen der Zauberei oder bösen Geistern zu. Sie haben auch viele Traumdeuter, welche sie von einem dienstbaren Geiste besessen wähnen. Leute, die an den Blattern verstorben sind, werden im Dickicht des Waldes ausgesetzt, solche, die der Wassersucht unterlagen, in's Wasser geworfen. Ihre Feste feiern sie mit großem Aufwand von Speisen und Getränken. Die Polygamie ist erlaubt, aber selten. Bei Gelegenheit einer Verheirathung giebt der Bräutigam einen Schmaus. Der Brautvater hält an ihn eine Rede, worin er ihm die gute Behandlung der Tochter an's Herz legt. Alsdann macht ihr der Bräutigam mit rother Schminke ein Zeichen auf die Stirn, hakt seinen kleinen Finger in den ihrigen und führt sie heim. Die Eidesleistung geschieht, indem man zwei Pfeile, den einen mit der Spitze, den andern mit dem hintern Ende in den Boden steckt, so daß sie oben zusammenstoßen und der Schwörende die Spitze des einen und die Feder des anderen zwischen Daumen und Zeigefinger fassen kann. Bei feierlichen Gelegenheiten wird jedoch etwas Salz auf eine Säbelklinge gelegt, und nachdem der Schwörende die Eidesformel wiederholt

hat, legt ihm der, welcher schwören läßt, die Klinge auf die Unterlippe und streicht ihm das Salz in den Mund."

„Bei der Fortsetzung unserer Fahrt kamen wir an einem Zigeunerlager vorüber. Die Männer trugen meistentheils große ziegelrothe Turbane, die Frauen eine Schürze und einen groben Schleier, der hinterwärts über die Schultern herabhing: offenbar ein schönerer kräftigerer Menschenschlag, als die Bengalesen. Bei den Frauen waren die Arme mit vielen blauen Linien tättowirt; nur bei ihren Kindern bemerkte ich Ringe. Einige in Papier gewickelte und ihnen vom Schiff aus zugeworfene kleine Münze fiel unglücklicher Weise in's Wasser. Da uns der stärkere Wind in demselben Augenblick forttrieb, so konnte ich meine milde Gabe nicht erneuern, was die Matrosen sehr bedauerten. Mildthätigkeit ist überhaupt ein vorherrschender Zug bei diesen Leuten. Jede Tischgenossenschaft legt täglich einen Theil ihrer Speisen für die Bettler zurück, und wenn keine kommen, so wird derselbe allemal einem Hunde oder Vogel preis gegeben."

„Mit Monghyr und einem schmalen Landstrich zwischen ihm und dem Gebirge beginnt das eigentliche Hindostan. Die Lebhaftigkeit des Verkehrs übertraf bei weitem meine Erwartungen. Das Ufer war mit Fahrzeugen aller Art angefüllt, so daß wir kaum einen Ankerplatz finden konnten. Als wir landeten, sahen wir uns von einem Haufen Bettler und Handwerker belästigt, welche letztere Flinten, Messer und andere Metallwaaren, so wie auch mancherlei Hausgeräthschaften und Spielzeug anboten. Auch ein Gaukler mit einer großen braunen Ziege, auf deren Rücken zwei kleine Affen saßen, kam zum Vorschein. Unsere Matrosen nahmen indeß nur einen der rothbeturbanten Barbiere in Anspruch, indem sie sich nach einander an dem grünen Ufer niedersetzten, um sich das Haar so glatt wie möglich abschneiden zu lassen. Monghyr war einst eine wichtige Grenzfestung gegen die Mahratten; jetzt ist das Fort geschleift. Die Stadt liegt auf einem felsigen Vorgebirge in der Nähe der Curruckpur-Berge. Die Dächer der Häuser bilden hier nicht wie in Bengalen, eine ebene Terrasse, sondern sie sind meistens geneigt und mit rothen Ziegeln gedeckt; auch hat man auf den Giebeln kleine irdene Zierrathe angebracht. An den Straßen

findet man zahlreiche Kaufläden, und ich wunderte mich über die Nettigkeit der Kessel, Präsentirteller, Flinten, Pistolen, Röstgabeln, Messerschmidtswaaren; aber dieser Platz ist auch schon seit den ältesten Zeiten wegen seiner Eisenarbeiten berühmt gewesen, und die dortigen Schmiede behaupten ihre Kunst von dem hinduischen Vulkan gelernt zu haben, den man sonst hier göttlich verehrte."

„Hinter Monghyr boten die Curruckpur-Berge eine fortgesetzte Folge romantischer Ansichten dar. Gegen das Ende unserer Tagereise erstreckte sich eine Kette sumpfiger Inseln beinah ganz durch den Fluß, und durch dieselben unterstützt, setzte eine starke Rinderheerde sammt ihren Hirten über. Letztere wateten oder schwammen neben ihrem Vieh. Der Anblick war wild und anziehend. Ihre langen grauen Mäntel hatten sie um den Kopf gewickelt, ihre spießartigen Stäbe in den Händen und ihr lautes Geheul verbunden mit dem der Knaben und Hunde erhielt die Thiere auf dem richtigen Wege. Nicht weit davon zeigten sich mehrere Krokodile über dem Wasser. Eins derselben, welches dicht vor uns vorüber schwamm, war nicht wie die andern schwarz oder dunkel gefärbt, sondern gleich dem Hinterleib einer Wespe, mit gelben und bräunlich schwarzen Streifen bedeckt; die Mittellinie des Rückens und Schwanzes starrte von kleinen Warzen oder Höckern. Das Thier mochte gegen 25 Fuß lang sein. An den Ufern beschäftigten sich Männer und Knaben mit Angeln und mit dem Fischfang durch Spießen. Als die brahminischen Feldarbeiter Feierabend machten, hob der Pflüger, nachdem er die Ochsen ausgespannt, seinen einfachen Pflug in die Höhe, nahm das Sech oder das große krumme Messer heraus, wischte es ab und übergab es einem Knaben, nahm dann den Pflugbalken sammt dem Joche auf die Schulter, und ging so nach Hause. — In der Cajüte belästigten mich des Abends als sehr unangenehme Gäste die Insecten, besonders ein großer Käfer, der glänzend schwarz, kupferroth und smaragdgrün gefärbt war. Eine hübsche grüne Eidechse, die sich ebenfalls eingefunden hatte, schonte ich sorgfältig, da ich wußte, daß sie den Ameisen und Schaben Abbruch thue, welche sich ungeheuer vermehrt hatten. Späterhin entdeckte ich unter meinen Büchern

einen jungen Scorpion: ein weißes, fast durchscheinendes Thier, endlich auch eine Wasserschlange, die sich in einen Korb geschlichen und sich sehr säuberlich um das Pelzwerk einer der Kappen geschlungen hatte. Obwohl die Species nicht giftig war, so würde sie doch Jedem, der den Korb unvorsichtig geöffnet, eine gefährliche Wunde beigebracht haben. Zu Patna entdeckte einst eine Dame beim Erwachen, als sie das Kopfkissen aufhob, unter dem sie mehrmals eine Bewegung verspürt, eine Hutschlange, deren dicke schwarze Kehle, viereckiger Kopf und smaragdgrüne funkelnde Augen sich ihrem Halse bis auf zwei Zoll genähert hatten. Die Schlange erfreute sich in aller Ruhe der Wärme ihres Lagers; aber wehe der Dame, wenn sie zufällig bei Nacht das Thier ein wenig hart gedrückt hätte!"

„Eine Tagereise vor Patna lief unsere Barke beim Ueberfahren aus einer Kette von Flußarmen und Sümpfen in den Hauptstrom auf den Grund. Um wieder flott zu werden, riefen wir einige Fischer zu Hülfe. Diese arbeiteten fast eine Stunde unverdrossen und bezeigten sich dann für einen geringen Lohn sehr dankbar. Es waren ihrer neun, außer einem Brahminen, der gerade, als wir wieder in Gang gebracht wurden, von einem Dorfe hernieder wandelte und einen Korb mit scharlachrothen Blumen in die Höhe hielt, die er als Opfer für unsere glückliche Erlösung seinem Gotte dargebracht hatte, wofür er ein Geschenk von uns in Anspruch nahm und auch erhielt. — Wir übernachteten gegenüber der großen alten Stadt Futwa, an einem Fluß gelegen, über den eine schöne lange Brücke führt: in Ostindien eine Seltenheit. Am Morgen des 20. August gingen wir am südöstlichen Ende von Patna vor Anker."

Fünftes Kapitel.

Mit dem Beginn des Februars setzten sich unsere zinnernen Palankine von Patna aus nach Norden zu in Bewegung. Die flache steppenartige Gegend bot nicht viel Interessantes, und nachdem wir die letzte englische Station Sigaulih verlassen, zeigten sich in der Frühe des 5. Februars die Spitzen des öst-

lichen **Himalaya**. Doch nur eine Stunde etwa genossen wir den großartigen Anblick der majestätischen Eiszacken; dann erschien der Horizont wieder als einförmige Linie, wie vorher. Die Ebene um Sigaulih ist baumlos; nur wenige Wollbäume (Bombax) und baumartige Korallen-Bohnen (Erythrina) ließen sich blicken, indem sie grade beim Frühlingsanfang ihre weißen und hochrothen Blüthen entfalteten. Der wasserreiche Boden besteht aus einem fetten gelben Thon und eignet sich sehr zur Cultur von Oelpflanzen, Gerste, Ricinus und Kajan (eine Art Cytisus mit eßbarer Bohne); bei jedem Felde hat man einen oder mehrere Ziehbrunnen. Es lebt hier ein alter, vormals sehr mächtiger Rajah, welcher eine Elephantenheerde und einige vierzig edle Rosse, meist weiß mit roth gefärbten Schwänzen, hält. Der größte der Elephanten, etwa 9 Fuß hoch, war ein Mukna, d. i. ein Thier mit kurzen graden Stoßzähnen, die nicht mehr wachsen. Man weiß sich indeß zu helfen, indem man Löcher durch die kurzen Zähne bohrt und große mächtige Stoßzähne darauf steckt, mit denen dann der Elephant bei feierlichen Gelegenheiten Staat macht. — Wir setzten über den breiten Fluß Sacorona, und am andern Morgen zogen wir durch eine steppenartige, mit hohem harten Grase bewachsene Gegend. Gegen sieben Uhr hatten wir nur erst 4° Wärme. Sobald die Sonne auftauchte, zeigten sich abermals die prachtvoll im Morgenroth glühenden Eisspitzen des Himalaya in Nordosten, als stiegen sie mitten aus der Ebene hervor.

Das freundliche Grenzdorf Bissaulih liegt noch in der Ebene. Eine halbe Stunde von da beginnt der **nepaulesische Grenzwald**, anfangs dünn gesäet, bald aber in ein undurchdringliches Dickicht übergehend, wo Flußbetten die Wege bilden; das Unterholz wird durch Grasbrände zerstört, und da, wo im vergangenen Herbst das Feuer gewüthet hatte, prangte nun das saftigste Grün. Nach vier Stunden erreichten wir das jetzt trockene Bett des Tschiriah. Die schroffen Uferwände bestanden aus Thon mit Sand und Glimmer gemischt, der an einer Stelle gegen 300 Fuß hoch geschichtet war. Hart am linken Ufer liegt die Poststation Betschiko, ein kleines Dörfchen, im Sommer, wie die ganze Umgegend wegen der bösen Luft verlassen; und doch ist

kein Sumpf weit und breit. Sollte vielleicht das starke Verdunsten der eisenhaltigen Quellen in den tiefen Flußthälern die Ursache davon sein? — Bei der Steigung des Bodens mußten uns von hier aus einige Pferde über die glatten Kiesel weiter tragen, während unser Gepäck in leichten Körben auf dem Nacken fortgeschafft wurde; ein breiter Riemen über der Stirn hält die Last. Der Kuli der Ebene trägt dagegen nie etwas auf dem Rücken, sondern beständig schwanken die schweren Zinnkasten an der Bambusstange, die immer von je zweien, der Eine hinten, der Andere vorn, fortgeschleppt wird. Die breitnasigen eckigen Gesichter dieser Grenzwäldner unterscheiden sich von den Hindustämmen auch durch eine lichtere gelbe Färbung; das Haar wird nicht geschoren, sondern hängt lose oder in langen Flechten und Zöpfen herab. Die Männer tragen Jacken und Hosen, an den Füßen der scharfen Kiesel wegen Strohsandalen. Das nach innen gekrümmte dicke Messer mit breitem Ende, der Kuckeri, steckt im Gürtel an der Stelle des eisenbeschlagenen Bambusstockes oder des langen graden Säbels, welchen die Bewohner der Ebene auf dem Marsche bei sich führen. Am Halse hängen schwere Amulete von edlem Metall und Agalmatolith. Die Weiber lieben schwere goldene Nasen- und Ohrringe; sie kleiden sich in Rock und Jacke, sind auch nicht selten mit dem Kuckeri bewaffnet. — Wir begegneten zahlreichen Fakhiren, welche allein diese öde Gegend wegen der heiligen Oerter in Nepaul durchreisen. Sie gehen gewöhnlich nackt oder in einen orangefarbenen Mantel gehüllt. Dadurch, daß sie Gesicht und Leib mit Asche beschmieren, erhalten sie ein abscheuliches leichenfarbiges Ansehn; ihr Haar, lang und wirr, ist halbrothbraun gebeizt oder durch eine Perücke aus Zöpfen von Kameelhaaren bedeckt, die mit Asche eingepudert ist. Als Kopfbedeckung pflegen sie oft ihren eisernen Kochtopf noch oben aufzusetzen; häufig gehen sie auch mit einer Art Guitarre von Drahtsaiten oder mit einer Handtrommel. — Der Wald bestand anfangs aus einzelnen Erythrinen und mehreren Feigenarten, aus kletternden Bausinien und Dalbergien. Tiefer hinein wurden Campher-Redern (Shorea robusta) und Saulbäume vorherrschend, untermischt mit einzelnen sehr dornigen Akazien, Anisbäumen (Feronia) und anderen weniger bekannten

Gewächsen. Die Saulbäume liefern nächst dem Cissu das trefflichste Nutzholz, aus dem man in Patna die vielen tausend nach China gehenden Opiumkisten verfertigt. Die Campher-Redern geben besonders viel Harz, welches als Schiffspech und auch zum Räuchern in den heidnischen Tempeln allgemein gebraucht wird.

Wir setzten über den Kurrufluß und sahen gegen Abend in einem tiefen Thalgrunde neben dem Dorfe Hetaunda vor uns die Zelte des Major Lawrence, der nebst der übrigen hohen Gesellschaft bereits am Tage vorher hier eingetroffen war. Man kam so eben auf Elephanten von einer Jagdpartie zurück. Außerdem überraschte uns der Anblick einer stattlichen Abtheilung nepaulesischer Miliz, welche die fremden Gäste auf der Grenze bewillkommnet hatte. Dabei befand sich des nepaulesischen Ministers Neffe Dill Bickram, ein zart gebauter junger Mann von feinen Gesichtszügen, mit langem schwarzen Lockenhaar, bartlos und von sehr heller, fast europäischer Hautfarbe. Die hübsche Uniform des Militairs bestand aus rothen, auch blauen Jacken mit aufgeschlitzten Aermeln, kurzen weißen Linnenhosen, einer breiten Leibbinde und einem barettartigen Turban mit silbernem Halbmond. Es waren wohlgebaute, gut einexercirte Leute. Diese Escorte geleitete uns am nächsten Morgen durch die verworren in einander greifenden Hügelketten und Steindämme der unwirthbaren Grenzwälder, welchen das Reich Nepaul seine schwierige Zugänglichkeit verdankt. Dill Bickram, auf einem falben chinesischen Pferde reitend, hielt sich zu unserm Zuge und schoß nach jedem Papagei, der ihm vor Augen kam. Er gefiel sich darin, an jedem Halteplatz ein anderes, wo möglich kostbareres Costüm anzulegen. Gewöhnlich trug er einen kurzen violetten chinesischen Rock mit Pelz verbrämt, die runde chinesische Sammtkappe mit vier abstehenden Spitzen, enge Brokat-Beinkleider und weißlederne Strümpfe nebst sammtenen Schnabelschuhen oder Goldstiefelchen darüber.

Wir zogen nun durch das Raptitthal, eins der bedeutendsten und schönsten Thäler der Vorberge des Himalaya. Der hindurchrauschende Fluß ist reißend, sein Lauf vielfach geschlängelt, das niedrige, aber sehr felsige und zerrissene Ufer mit dem prächtigsten Gebüsch bekleidet. Der Hochwald tritt hier zurück und

giebt dem Unterholze Raum. Wasserreben, Salbeisträucher und andere holzige Lippenblüthler mit prangendem Schmuck herrschen vor; schlingende Bausinien und Heilbohnen-Arten (Dolichos) bilden reiche Festons zwischen den zierlichen Gipfeln der Akazien. Weiter hinauf beginnt das anfangs weite und offene Thal sich zu verengen und felsig zu werden; das anstehende Gestein ist Gneuß, mit Granit und Quarz abwechselnd. Die ersten drei Stunden unserer Wanderung gaben den reizvollsten Genuß; später wurde der Marsch durch das öftere Uebersetzen von dem einen Ufer des Flusses zum andern sehr beschwerlich. Unweit der nepaulesischen Militairstation Biempede wurde das Thal wieder so breit, daß man die begrenzenden Bergkuppen übersehen konnte; die nächsten mochten wohl eine Höhe von 3 bis 4000 Fuß erreichen. Die Entfernung von Hetaunda bis Biempede, wo wir rasteten, beträgt vier bis fünf Meilen.

In der Frühe brachen wir zur Uebersteigung des Siswagorri-Passes auf. Erst nach drei Stunden erklommen wir die Spitze dieses steilen, oben mit einem Fort gekrönten Sandsteinkegels. Ich bemerkte hier zuerst einige Fichten, bald nachher auch zwei Eichenarten. Wir verfolgten eine Zeitlang den Kamm des Passes in nordwestlicher Richtung. Die Süd- und Ostseite des Abhanges sind dürr und kahl, die Nordseite schön bewaldet. Auf den Spitzen aller Berge zeigt sich hier besonders prachtvoll die bis zu zwanzig Fuß hohen Bäumen emporwachsende Alpenrose (Rhododendron), deren dicke Blüthentrauben von brennender Purpurfarbe man schon in weiter Ferne zwischen dem dunkeln glänzenden Grün der Blätter hervorleuchten sieht. Die Blüthen werden in den Tempeln als heilige Waare verkauft, die Rinde giebt einen guten Schnupftabak. — Von den Höhen des Siswagorri gewannen wir zuerst einen Blick in die Vorthäler des schönen Reiches Nepaul. Am nördlichen Horizont zeigt sich eine unbedeutende Ebene, im Vordergrunde ein Labyrinth enger Felsthäler, die alle vom nordöstlichen Abhang des Siswagorri sich herabziehen. Bald sahen wir eins der bedeutenderen nahe zu unseren Füßen: das Thal des Kupferflusses (Tumbachana Naddi). Auf höchst angenehmen schattigen Waldpfaden stiegen wir etwa 3000 Fuß bis zu dem klaren Flusse hinab, wo der

Baumwuchs aufhört. Hohe Farrenkräuter, die uns hier zuerst begegneten, versteckten die zahlreich an den Abhängen niederrieselnden Bächlein. Das Flußbett windet sich tausendfach gekrümmt durch ein zackiges Schieferthal. Viel Kupfer und Eisen wird hier zu Tage gefördert; beim Ausschmelzen bedient man sich auch des Kuhdüngers, obgleich es nicht an Holz fehlt. Kaum hatten wir den ersten rauheren Theil des Weges hinter uns, als der Contrast des sorgfältig bebauten Tumbachanathales im Vergleich zur Unfruchtbarkeit der bisher gesehenen Waldthäler uns überall her in's Auge sprang. Hier wuchert nicht Gras, noch verwildertes Gebüsch: ein bis auf die fernsten Berge und steilsten Abhänge mit Ackerterrassen cultivirtes Land lag vor uns und der Blick erlabte sich an dem frischen Frühlingsgrün der zur zweiten Ernte keimenden Gerste. Ein Netz von kleinen Gräben führt den schmalen Terrassen jeden sich sammelnden Wassertropfen der Abhänge zu. — Nach einem anderthalbstündigen Marsche wand sich der Weg wieder aufwärts und lief dann auf einem breiten Bergrücken fort. Er gewährt die lieblichste Aussicht über die tieferen Thäler gen Westen, welche alle mit freundlichen Dörfern und grünen Feldern bedeckt sind. Der rothe Farbenton der zunächst liegenden Sandsteinhügel giebt der Landschaft einen angenehm in's Auge fallenden Rahmen. Außerdem erfreut man sich an den netten, aus Holz oder Ziegelsteinen errichteten Häusern, die nicht blos Sauberkeit, sondern auch geschmackvolle Zierlichkeit verrathen. Unten haben die Gebäude eine Art Vorhalle, deren Dach auf geschnitzten Säulen ruht, und die vier oder fünf Mittelfenster des ersten Stocks sind mit reichem Holzschnitzwerk versehen. Die Dächer bestehen aus kleinen, doppelt gekrümmten Ziegeln. Alles athmet chinesischen Kunsttrieb. In den Dörfern bemerkt man eine Menge kleiner Kapellen mit Götterbildern, aber auch sechsstöckige Tempel, so wie zierliche Brunnen mit steinernen oder metallenen Ausgußröhren. Auf die Wege wird viel Sorgfalt verwandt; und in jedem Dorfe sind sie reichlich mit Backsteinen gepflastert. — Gegen Abend schlugen wir unsere Zelte bei dem Dorfe Tschitlong in der Ebene auf, die wir am Morgen vom Siswagorri aus gesehen. Ein Bach bewässert sie und ein dichter Wald scheidet sie vom Kathmanduthale im Norden.

In der Morgenfrühe zeigte das Thermometer nur $2^1/_2{}^0$ R.; doch erwärmte das Hinaufklimmen auf die steilen Schieferblöcke des Gebirgszuges sehr bald die erstarrten Glieder. Der Wald bestand aus Eichen mit stachlichtem Laube, verschiedenen Lorbeerarten, aus Sauerdorn (Berberis), Gewürz-Müllen (Vitex) und einer Pflaumenart; das niedrige Gesträuch war großentheils die sehr angenehm duftende hanfartige Zeidelbaste (Daphne cannabina), deren Rinde ein grobes Papier liefert. Unter den Schlingpflanzen entdeckte ich auch den deutschen Epheu, im Moose das Veilchen und Fingerkraut (Potentilla). Auf dem engen Wege, als dem einzigen erlaubten Zugang nach Nepaul, begegneten uns zahlreiche Lastträger mit großen Baumwollenpacken, oder mit Gemüse, Früchten und Salz beladen. Nach drittehalb Stunden erreichten wir den kahlen Gipfel des bedeutend hohen Berges; aber der Ueberblick der großartigen Landschaft wurde uns leider durch einen plötzlich heraufziehenden Nebel verschleiert. Nur die westwärts hin gelegenen Schneeberge konnten wir in unbestimmten Umrissen erkennen; die drei großen Städte, so wie die vielen Dörfer des Kathmanduthales zeigten sich nur in getrübter Form. Die Höhe des Passes von Tschandragiri beträgt 8500 Fuß und der schroffe Abhang desselben zu dem 4000 Fuß tiefer gelegenen Kathmanduthal fällt fast senkrecht ab. Aus diesem Grunde war der Weg hinab sehr beschwerlich und selbst nicht gefahrlos; denn der auf der Nordseite des Berges durchaus vorherrschende zerbröckelte Sandstein und der ihm beigemengte Glimmerschiefer, welcher bei seiner Verwitterung einen schlüpfrigen gelben Thon bildet, geben dem Fuß keinen festen Halt. Unter den Zügen der Lastträger, der Weiber und Kinder, die uns oft den Weg versperrten, trafen wir in der Mitte des Abhanges auch noch einen beladenen Elephanten. Er glitt sehr vorsichtig abwärts, indem er an den steilsten Stellen die Hinterfüße durch die Vorderfüße hindurchschob und dabei den Rüssel als fünften Fuß gebrauchte, die Festigkeit jedes Steines untersuchend. Daß seine dabei an den Tag gelegte große Angst nicht unbegründet sei, bewiesen drei oder vier kolossale Leichen, die wir beim Hinabsteigen zur Seite liegen sahen; denn jeder Fall bringt der schweren Masse unfehlbar den Tod.

Nachdem wir in der Ebene angelangt waren, fanden wir bei der Stadt Tancod die Zelte zum Frühstück aufgeschlagen; auch hatte man uns eine neue Abtheilung von Soldaten entgegengesandt. Wir mußten uns jetzt auf einen sehr feierlichen Empfang in der nahen Hauptstadt des Landes vorbereiten; wir legten daher unser Reisecostüm ab und setzten unsern Weg zu Pferde fort. Die Straße führte in nordöstlicher Richtung nach Kathmandu. Wir durchkreuzten einige Hügelreihen und bekamen dann die prachtvolle Stadt, welche von den Nebenflüssen des Begmutti umspült wird, zu Gesicht. Rechts auf einem Hügel lag die alte Stadt Kirtapur; links erhob sich vor uns aus Baumschatten der Tempel von Sambernath; hie und da unterbrachen kleine holzbewachsene Hügel die Reihen der eben frisch aufgrünenden Ackerterrassen. Am Horizont erschimmerten die Schneeberge der Dhagabung-Gruppe und das Gussängthan; die vor ihnen lagernden Terrassenufer des Begmutti aber bilden den nächsten Hintergrund für die glänzenden Tempeldächer von Kathmandu.

Auf der gepflasterten Straße gelangten wir zwischen eingezäunten Terrassen und freundlichen Dörfern bis an die erste Brücke des Bischmutti, zierlich aus rothem Backstein mit untergelegten Balken erbaut. Jenseit derselben drängte sich eine zahllose bunte Menge des Volkes; in langer Reihe standen roth- und blaujackige Soldaten, so wie eine Heerde prachtvoll mit Gold- und Silberblechen und Seidenstoffen überdeckter Elephanten, auf dem Rücken vergoldete Haudas, zu unserem Empfange aufmarschirt. In der Ebene erhob sich ein großes Zelt von blauem und weißem Baumwollenzeuge mit seidenen Vorhängen. Dort empfing uns der englische Resident und der Arzt des kleinen englischen Truppencorps in voller Uniform. Kaum hatten wir in dem Zelte Platz genommen, als man die Ankunft des Ministers Martabar Singh (großherziger Löwe) ankündigte. Er erschien gleich einer aufgehenden Sonne, ganz in Goldstoff gekleidet, von Gold, Diamanten, Smaragden und Perlen strahlend, von Sandel- und Rosenöl duftend. Auf der Brust trug er drei große Goldplatten mit Insignien und Inschriften, die Zeichen seiner Würde, um den Hals dicke Perlenschnüre, auf dem Kopf

den flachen nepaulesischen Turban von chinesischem Brokat, mit Perlen besetzt und einem Paradiesvogel darauf, in den Ohren große Goldreife, an den Armen und allen Fingern Brillantreife. Ein hohes weißes Roß mit blauen Augen und goldenem Geschirr trug ihn. So erschien Martabar Singh, Minister und General en chef von Nepaul, ein schöner, stattlicher, dicker Herr, hochgewachsen, mit lebhaften Augen, kleiner Adlernase, einem imponirenden schwarzen Bart und langen schwarzen Haaren. Ihm folgten zunächst zwei seiner Söhne in allen Farben des Regenbogens, dann dill Bickram, glänzend wie nie zuvor, so wie Djung Behada, ein Verwandter des Rajah, mit geistvollen, angenehmen Gesichtszügen, ebenfalls prunkend mit Seidenstoffen, Perlen und Waffenschmuck. Einige zwanzig Officiere, zum Theil graubärtig, in einfacher weiß und rother Uniform beschlossen den Zug. — Martabar Singh ging dem vornehmsten Haupte unserer Gesellschaft entgegen, machte mit vieler Grazie zuerst ein Salam, ging zwei Schritt vor, und beugte sich über die linke, dann über die rechte Schulter des zu Begrüßenden; ein zweiter Salam und ein Schritt rückwärts endigte die Ceremonie, welche auch seine Söhne und Officiere mit einem Jeden von uns ausführten, was eine ziemliche Zeit dauerte. Nachdem man sich darauf im Zelt auf den Stühlen niedergelassen und mittelst der Dolmetscher eine kurze Unterhaltung gepflogen, begaben wir uns zu den Elephanten, die uns nach der Stadt tragen sollten. Zu diesen wurden wir so geführt, wie der Herr die Damen in einer Quadrille, indem Jeder der nepaulesischen Staatsrepräsentanten immer je zwei Fremden, den einen zur Rechten, den anderen zur Linken, führte. Die Haudas wurden bestiegen; Pfauenschweife und chinesische Sonnenschirme setzten sich in Bewegung und vorwärts ging es, wie im Triumphzuge der Stadt zu unter der rauschenden Musik von Pauken, Clarinetten, Dudelsäcken, Schellen, Triangel und eine Masse anderer Instrumente.

Unabsehbare Schaaren bedeckten die Terrassenfelder zu beiden Seiten des Weges. Durch ihre seltsame Tracht fielen besonders die mongolisch gebildeten Bothanleute auf mit plumpen Zeugstiefeln, groben Filzröcken, dicken Haarzöpfen; eben so gehen die Weiber. Die alten Landesbewohner haben kaum mehr, als ein

weites Baumwollentuch. Die übrigen tragen Jacken, Beinkleider und Schuhe. Wir sahen von unserem hohen Elephantensitz stolz auf dies Getümmel und Gewühl herab. Die Stadt breitete sich mit ihren bunten Tempeln und zierlichen Backsteingebäuden, mit ihren Gärten voll fruchtbeladener Orangen, blühender Kirschen- und Pflaumenbäume gar wundersam vor uns aus. — Nachdem wir den letzten Arm des Bischmuttiflusses durchwatet, denn die Brücken waren für die gewaltige Last unserer wandelnden Kolosse zu schwach, traten wir durch einige sehr enge Straßen in die Stadt selbst ein; sie waren so schmal, daß die Elephanten ihre ganze Breite ausfüllten. Die Fensterrosetten, durch welche das Licht einfällt, die Säulen, Tragbalken und Dachecken der Häuser sind auf's reichste mit Holzschnitzwerk ausgestattet; hier sieht man kunstvoll gearbeitete Elephanten und Pferde, dort Schlachtscenen. Die vergoldeten Tempeldächer, mit Glocken behängt und bunten Fahnen geschmückt, verrathen den Einfluß des chinesischen Geschmackes auch in den riesenmäßigen scheußlichen Ungeheuern von Stein, den Löwen mit Krötenköpfen, den Drachen und Rhinocerossen, den vielarmigen rothbemalten Götterbildern. Vor Allem überraschte der Anblick des übrigens nicht sehr ausgedehnten Marktplatzes. Auf jeder Seite stand ein großer Tempel, dessen acht Stockwerke mit vergoldeten Dächern von unzähligen Mainas und Sperlingen bevölkert waren. Große Steintreppen, auf denen ein paar Ungeheuer Wache halten, führen zum Eingang hinauf; oben sind kolossale Gestalten von Rhinocerossen, Affen und Pferden angebracht. Die Menge dieser abenteuerlichen Verzierungen, der aus den Tempeln hervorschallende betäubende Lärm, die alten düstern Häuser mit ihren breiten Dächern: dies ganze unheimliche zauberhafte Schauspiel erweckt ein Gefühl, als ob man plötzlich in die Finsterniß vergangener Jahrtausende zurückversetzt sei. — Wir ritten unterwegs in einen Hof, um einige gezähmte Rhinocerosse zu sehen, von denen, der Sitte gemäß beim Tode des Rajah allemal eins geschlachtet wird, um von den Ersten des Volkes verzehrt zu werden. Endlich erreichten wir das entgegengesetzte Stadtende. Das Thor ist, wie alle übrigen Stadtthore, ein einfacher hoher weißer Bogen, und an jeder Seite lugt ein großes gemaltes Auge mit

rothem Rande; dasselbe bemerkt man nach chinesischer Sitte bei allen anderen Eingängen. Oben auf dem Plattdache züngelt ein schmächtiger eiserner Drache mit ellenlanger Zunge, ganz so, wie die Chinesen ihn zu malen pflegen.

Die Wohnung des englischen Residenten liegt, etwa eine Viertelstunde vor der Stadt, auf einer Anhöhe. inmitten eines Parkes, und die weißen gothischen Gebäude nehmen sich zwischen den hohen Fichten auf dem Hintergrunde der schimmernden Alpenkette höchst malerisch aus. Das geräumige Innere des Hauses fanden wir der freien Luft so zugänglich, daß das Kamin-Feuer anfangs bei dem äußerst frühlingsmäßigen Wetter gar nicht ausgehen durfte, denn sehr oft stand das Thermometer bei Sonnenaufgang $\frac{1}{2}$ oder gar 0°. Mittags steigt bei unbewölktem Himmel die Wärme wieder auf 20 bis 22°. Es regnete nur selten andauernd; dagegen traten öfter des Morgens gegen sieben Uhr dichte Nebel ein, welche bis Mittag anhielten. — Die Stadt Kathmandu liegt im tiefen Thal, nicht weit vom Zusammenfluß des Bischmutti und Begmutti. Nur eine Viertelstunde davon entfernt befindet sich die zweite Stadt des Thales Patn, früher noch größer als ihre Nachbarin. Ueberall hat die Cultur der natürlichen Terrassirung der Thalwände nachgeholfen.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft empfing uns der Rajah. Die Elephanten brachten uns zu dem gewöhnlichen Empfangspalais, einer Art Sitzungshaus. Das eigentliche Königsschloß bekamen wir nicht zu sehen; es soll indeß nur ärmlich im Innern sein und macht auch äußerlich keinen großartigen Eindruck. Das mächtige hölzerne Gebäude, in welchem der feierliche Empfang stattfand, enthielt im Innern dunkle Treppen und Räume voller Staub und alter Waffen. Der Sitzungssaal, im dritten Stockwerk, enthielt zwei Reihen Stühle zur Seite; an der Hinterwand standen ein paar Sophas. Die schmutzig gelbe Farbe der Tapeten wurde nur ungenügend verdeckt durch schlechte französische Kupferstiche und lebensgroße Portraits, darunter ein Napoleon mit kirschrothen Backen und eine Menge Rajahs, in platter chinesischer Manier gemalt. Weiße Baumwollendecken vertraten die Teppiche. Wirkliche reiche Pracht zeigten nur die glänzenden Costüme des Rajah und seines Hofstaates. Auf dem

Divan zur Linken saß der junge sechzehnjährige Rajah, neben ihm, sehr mürrisch aussehend, sein abgedankter Vater. In den Gesichtszügen beider malte sich schlaue Abgefeimtheit; namentlich wußte der junge Rajah Nase und Mund abscheulich zu verzerren, sonst hätte er mit seinen großen schwarzen Augen, der langen gebogenen feinen Nase und dem kleinen Munde ganz hübsch genannt werden können. Man sagt, er entwickele viel Talent zu einem ausgemachten Wütherich. Der eigentliche Regent des Landes ist indeß glücklicher Weise der Minister Martabar Singh. Beide Rajahs starrten übrigens von Gold, Diamanten und anderen Edelsteinen. Den Divan zur Rechten nahmen die jüngeren Brüder des Rajah ein. Ergötzlich war es, wie der Minister Martabar Singh während der Unterhaltung unserer hohen Herrschaften mit den Rajahs es sich angelegen sein ließ, seine Macht zu zeigen, indem er bald aufstand, bald sich wieder setzte. Alle Anwesenden, selbst Anverwandte des königlichen Hauses, müssen sich nämlich ebenfalls erheben, sobald er aufsteht. Er veranlaßte daher ein unaufhörliches Auf- und Niederrauschen, Neigen und Grüßen. Zum Beschluß der Audienz wurden Geschenke ausgetheilt: kostbares Pelzwerk, chinesische Seidenstoffe, schöne Waffen.

Am nächsten Tage besuchten wir einen uralten Wallfahrtsort, nahe bei Kathmandu; das Buddha-Heiligthum von Sambernath oder Sambuthnoth. Mächtige uralte Bäume umgeben das 50 bis 60 Fuß hohe glockenförmige Monument, über welchem sich zwölf vergoldete Tempelstockwerke erheben. Gegen 300 Stufen führen bis zur Spitze des isolirten Sandsteinhügels, auf dem das Monument steht. Am oberen Ende der Treppe liegt auf einem steinernen Postamente Indri's Donnerkeil, ein 7 Fuß langer, dick vergoldeter Stab, der an beiden Enden in eine Art Scepterkrone ausläuft. In der Nachbarschaft des Haupttheiligthums finden sich noch verschiedene Tempel mit ewigem Feuer. Außer vielen Pilgern und Fakhiren trafen wir da oben auch eine Prozession junger Mädchen, das Haar mit den rothen Blüthen des Rhododendron geschmückt. — Auf einem ähnlichen Hügel sahen wir einen Brahma-Tempel mit massiv silbernen Thüren und verschwenderischer Vergoldung. Das Innere wim-

melte von jungen Kühen und Rhesus-Affen (Inuus Rhesus), welche hier in allen Hindu-Tempeln und ihren Hainen gepflegt werden.

Am 20. Februar unternahmen wir einen Ausflug nach dem Noyakot-Thale, wobei uns des Ministers stämmige Bergpferdchen zu Gebote standen. In anderthalb Stunden erreichten wir das letzte dem Kathmandu-Thal angehörige Dorf. Man überschaut von hier aus das ganze Thal, das einem ungeheuren Amphitheater gleicht, in welchem Cultur-Terrassen die Stufen bilden. Den Boden bedecken zahlreiche Granit- und Gneusblöcke. Der Weg, obwohl sehr betreten, ist doch so schlecht, daß kein Lastthier ihn passiren kann. Nachdem wir über drei oder vier Arme des Bischmutti gesetzt, gelangten wir an den Fuß des Kaulia-Passes. Der vortreffliche Boden, von vielen Quellen und Bächlein durchrieselt, enthält Terrassen-Cultur bis hoch hinauf auf den Paß. Die Höhe desselben (2000 Fuß) erstiegen wir in sechs Stunden. Ein Bangalo, nahe an der Spitze des Bergkegels erbaut, gewährte uns das Nachtquartier. Bei der einbrechenden Dunkelheit sahen wir von den Himalaya-Bergen nur noch die Dhagabung-Gruppe im Abendroth glühen. Wolken verhüllten alles Uebrige. Erst am folgenden Morgen überraschte uns die entzückendste Gebirgs-Ansicht. Unabsehbare Reihen mächtiger Schneeberge thürmten sich hinter einander am klaren Horizont auf. Der Dhagabung im Nordwesten verschwand fast vor so vielen anderen Riesen. Nordwärts entzündete sich im Frühlicht eben eine Fläche des Gussängthan. Unsre Augen richteten sich jedoch bald nach Westnordwest, wo ein himmelanstrebender Kegel mit drei Zacken sich erhob, von denen einer nach dem andern im herrlichsten Roth leuchtete. Die Karten, der Kompaß, so wie die Aussagen einiger alten Männer ließen keinen Zweifel mehr darüber walten, daß jener Kegel der Dhawalagiri sei. Wer hätte gedacht, daß eine Entfernung von dreißig deutschen Meilen so in Nichts verschwinden könne! Es war ein überwältigender Eindruck, der die Seele mit Schauer erfüllte. Die Verwirklichung einer senkrecht gestellten deutschen Meilenlinie steht wie ein ungeheurliches Gespenst da, und man sucht vergeblich nach Vergleichen, die Erhabenheit des Anblicks

zu schildern. Kleinlich tritt die Erinnerung der Schweizer Alpen dagegen zurück.

Als wir den steilen Nordabhang des Kaulia-Berges hinabklimmten, füllten sich die Thäler in der Tiefe mit rothem und violettem Dunst. Wohlriechende Daphnen umbüschten dicht die Bergwand bis wir nach anderthalb Stunden die Hochebene einer Alpenwiese erreichten. Ein Bhutiastamm lagerte dort in der wunderlichsten Tracht. Weiter abwärts war der Weg von Männern und mehr noch Weibern belebt, welche auf dem Rücken schwere Ladungen von Ananas, Orangen, Betelblättern, Zuckerrohr und dem in Kathmandu so beliebten Knoblauch trugen, festgehalten durch einen Kopfriem über der Stirn. Am Wege lagen einzelne Dörfer, deren Felder mit Euphorbien (Euphorbia antiquorum, die alte Wolfsmilch), oft von Mannsschenkeldicke, eingezäunt waren. Die Terrassen, welche sich hier selbst über Abgründe und tiefe Schluchten erstreckten, dienen auch wohl als Viehställe. Es werden nämlich Stangen horizontal in den oberen Rand der Terrasse hineingesteckt und mit Matten bedeckt; unter diesen steht der Reihe nach die ganze Heerde. Am nächsten Tage rückt der Stall ein Stockwerk höher. So werden zugleich die Kosten und Umstände des Stallbaues und der Düngung vermieden. — Gegen zehn Uhr gelangten wir in einen hochstämmigen Wald, glitten dann einen fast senkrechten mit Buschwerk bewachsenen Abhang von 800 bis 900 Fuß hinab, passirten ein paar kleinere Flüsse und einen frei stehenden Töpferofen, in welchem Wasserkrüge aus schönem glimmerartigen Thone mittelst des Kuhdüngers gebrannt wurden, und kamen so an den Tadi, ein breites schönes, aber sehr seichtes Wasser, welches sich nachher mit dem Trisulganga vereinigt. Jenseits desselben steigt der dichtbewaldete Noyakot-Berg an. Durch Bambus, Feronien, Feigen- und Lorbeerarten ging es zum Gipfel hinauf, der sich 3 bis 4000 Fuß über das Flußthal erheben mag. Am Berge befinden sich zwei Heiligthümer: das tiefer liegende größere voll metallener Weihgeschenke und abenteuerlicher Thiergestalten, das obere ganz schmucklos, aber gleich dem ersten reich an Holzschnitzwerk. Beide werden getrennt durch den Dhurbar, das kleine, königliche Schloß, ein höchst wunderliches Backsteingebäude.

Die Aussicht auf das Thal des Trisulganga ist das belohnendste, was der Berg bietet. Die Tempelgebäude mit ihren goldenen Dächern bilden dazu einen unvergleichlichen Vordergrund. Leider blieb indeß die schöne Ebene nebst der Stadt zu unsern Füßen für uns unerreichbar. Unsere Grenzen waren gesteckt. Wir durften nicht weiter. Nur am Fuße des Noyakot sahen wir noch die prächtigen Gebäude des großen Dhurbar's, Baudenkmale, die ganz einzig in ihrer Art sind. Das Holzschnitzwerk der Fenster scheint eben so unverwüstlich als der brennend rothe Ziegel, aus dem das Ganze erbaut ist. In dem Garten standen große Felder voll Ananas; die Banane gedeiht hier ohne alle Pflege. — Gegen Abend traten wir den Rückweg an. Eine beträchtliche Höhe gewährte uns noch einmal eine freie Aussicht auf den Dhawalagiri und Gussängthan in der dunkelrothen Beleuchtung des Sonnenuntergangs. Diese tausend und aber tausend Eisspitzen in allen Farben glühen und verglühen zu sehen, war ein wunderschöner Genuß und hinterließ einen unvergeßlichen Eindruck.

Wir kehrten am andern Tage nach Kathmandu zurück. Unser Abschied von dort wurde durch ein ächt nepaulesisches Vergnügen gefeiert, indem mehreren großen Büffeln mit dem gebräuchlichen kurzen, aber sehr schweren und an der inneren Krümmung scharfen Säbel, dem Kora, der Kopf auf einen Hieb abgeschlagen wurde. Nachdem die Ersten und Vornehmsten des Hofstaates ihre Geschicklichkeit im Köpfen gezeigt hatten, legte auch der Minister seine aus Pfauenfedern und Seide gewebte Robe ab, ergriff das kurze Schwert und sprang mit großer Gewandtheit und Anmuth hervor, zum gewaltigen Hiebe ausholend, der denn auch einen halbwüchsigen Büffel in der Mitte des Leibes dicht hinter den Schulterblättern in zwei Theile spaltete.

Unsere Rückreise nach dem indischen Flachlande erfolgte auf demselben Wege, auf dem wir in Nepaul eingedrungen waren.

Es ging auf die gewöhnliche Art im Palankine, und wir wandten uns über Ghazipur nach Benares. Ghazipur, ziemlich hoch am Ganges gelegen, ist in ganz Indien wegen seines gesunden Klima's und wegen seiner Rosenfelder berühmt. Letztere, welche in der Nachbarschaft viele hundert Aecker einnehmen, gewähren in der Blüthezeit einen äußerst reizenden Anblick. Man baut sie zur Gewinnung der Rosenessenz. Diese wird nach dem Rosenwasser bereitet, indem man solches während der Nacht bis Sonnenaufgang der Luft aussetzt und dann das oben schwimmende Oel abschöpft. Zur Erzeugung des Gewichtes einer Rupie an Rosenessenz gehören nicht weniger als 200,000 Rosenblüthen von guter Qualität, daher der hohe Preis von etwa 70 Thalern. — Die Wittwenverbrennungen kommen hier häufiger vor, als in der Nachbarschaft Calcutta's, sind jedoch meist auf die niedrigen Stände beschränkt. Der Polizei kann man dies um so leichter verheimlichen, als hier die Sitte herrscht, daß eine Wittwe nicht grade mit der Leiche ihres Ehemanns verbrannt zu werden braucht; es kann dies vielmehr eben so wohl mit seinen Pantoffeln, seinem Spazierstocke, kurz mit irgend einem Gegenstande geschehen, den er einmal besessen hat. Wie wenig sich übrigens die Nachbaren in dergleichen althergebrachte Gebräuche mischen und wie wenig Gewicht man hier überhaupt auf den Tod einer Frau legt, ergiebt sich aus einem Vorfall, der sich in der Nähe von Ghazipur ereignete, wo bei Gelegenheit eines Streites über ein Grundstück Einer der beiden Partheien, ein Greis von siebenzig Jahren, seine eben so bejahrte Frau auf das fragliche Grundstück führte, sie mit Hülfe ihrer Kinder und Verwandten in eine kleine zu diesem Zweck gebaute Strohhütte brachte und sie darin verbrannte, um durch ihren Tod einen Fluch auf den Boden zu legen, damit der Geist der Frau dort spuken und dem Widersacher eines jeden daraus zu erwartenden Vortheils berauben möchte. Dies erzählte ein Gerichtsbeamter nicht etwa als etwas Grausenhaftes, sondern lediglich um zu erweisen, wie erbittert die beiden Partheien auf einander gewesen wären. Auch legen diese Hindu's auf ihr eigenes Leben so wenig Werth, daß man sich nicht wundern darf, wenn ihnen das Leben Anderer so gleichgültig erscheint. Männer und

noch häufiger Frauen stürzen sich wegen irgend eines Haders oder sonst einer geringen Veranlassung in Brunnen oder trinken Gift, damit ihr Blut sich vor der Thür ihres Feindes lagern möge. Dem entspricht das sogenannte Dhurma- oder Trauer-sitzen, welches darin besteht, daß ein Beeinträchtigter ohne Nahrung zu sich zu nehmen so lange unter freiem Himmel sitzt, bis ihm sein Recht widerfährt. Es kommt dies häufig vor, um irgend eine Schuld einzutreiben oder erlassen zu erhalten. Die Hindu's glauben nämlich, daß, wenn ein Dhurma-Sitzender stirbt, sein Geist den Gegner quäle. —

Benares, die alte berühmte Brahminenstadt, ist auf einer Ebene, hart an den 60 Fuß hohen Bänken des linken Gangesufers, in einem weiten Halbkreis mit zahllosen Prachtbauten ausgebreitet. Außerhalb dieses Halbkreises liegen im Norden und Westen die vielen Bangalo's der hier stationirten Britten, umgeben von Gärten und durch Kunststraßen unter sich, so wie mit der Stadt verbunden. Nach Süden zu liegen die Villas und Gärten der vornehmen Indier; denn hier, auf dem geweihten Boden, beschließen viele Reiche das Ende ihrer Tage; auch mehrere entthronte Rajahs gehören dazu. Die Häuserzahl schätzt man auf 30,000, von denen 12,000 massiv und allein 8000 von Brahminenfamilien bewohnt sind, welche von den täglichen Opfern und Spenden sowohl der Reichen, als der Pilger leben. Außerdem findet man noch an 1000 Hindutempel und 333 Moscheen. Die Seelenzahl wird auf 200,000 angenommen; darunter giebt es 2000 Studenten, 7170 Hindufakhire und religiöse Bettler. Außer zwei höheren Lehranstalten hat man eine Menge Hinduschulen, zwei Hospitäler und eine Blindenanstalt.

Um die Merkwürdigkeiten der großen ächt indischen Stadt mit einiger Behaglichkeit in Augenschein zu nehmen, bestiegen wir einen Elephanten. Die Häuser bestehen in den äußeren Quartieren nur aus Lehm oder Backsteinen, sind selten höher als zwei Stockwerk und mit Palm- oder Rohrdächern versehen. Die Gebäude der inneren Quartiere dagegen erheben sich, um Kühlung und Schatten zu geben, bis zu fünf oder sechs Etagen. Die unteren Etagen sind gemeinhin aus den Quadern eines rothen, in der Umgegend gebrochenen Sandsteins erbaut, und

zur Erde findet man gewöhnlich Bogengänge, dahinter Kaufläden. Ueber denselben sieht man die mannigfaltigsten und seltsamsten Architekturen: Verandas, Gallerien, vorspringende Erker, Dachgesimse und Vorbauten aller Art, deren stützende Kragstücken mit kunstvollem Schnitzwerk verziert sind. Glasfenster sieht man auch an den größeren Gebäuden selten, und ihre Stelle vertreten geschnitzte Holzgitter in den reichsten Mustern. Den Sandstein hat man in der Regel dunkelroth angestrichen. Ueberdies zeigen die am meisten in's Auge fallenden Theile der Häuser grell gemalte Blumentöpfe, Männer, Frauen, Ochsen, Elephanten, Götter und Göttinnen von allen möglichen vielgestaltigen, vielköpfigen, vielhändigen und vielbewaffneten Arten. Auch sind die vielen kleinen an den Straßenecken stehenden Tempel mit ausgehauenen Blumen, Thieren, Palmenzweigen und anderem Schmuckwerk ganz übersäet. Die Bazare bieten einen Reichthum aller Waaren: Gold- und Silberarbeiten, die feinsten Musseline und Seidenwebereien, blanke Gefäße aus Messing oder Kupfer, niedliche Flechtarbeiten aus Pfauenfedern, während an anderen Plätzen heilige Halsbänder aus Horn, Elfenbein und Blumen feil geboten werden. Die Straßen sind krumm und eng, oft kaum breit genug für einen Elephanten. Man kann sich vorstellen, wie furchtbar ansteckende Krankheiten, namentlich die Cholera oder die Pocken, hier in diesem eng gebauten Platze unter einer dicht zusammen gedrängten Bevölkerung wüthen müssen. Die bunte Menge treibt sich den ganzen Tag auf und nieder wogend in den Straßen und an den Ufern des Ganges, welche durchgängig mit breiten Treppenfluchten (Ghauts) versehen sind, damit die Pilger überall bequem zu dem heiligen Strome hinabsteigen können. Keine andere Stadt giebt ein so scharf ausgeprägtes Bild des indischen Volkslebens als Benares. Die dem Siwa geheiligten Ochsen jedes Alters wandern, zahm und zutraulich wie Hunde, in den Straßen umher oder legen sich oft quer in denselben nieder, so daß sie sich oft kaum durch Fußtritte dahin bringen lassen, Platz zu machen. Will man sie zum Aufstehen nöthigen, so darf dies nicht etwa durch harte Schläge geschehen, weil man sonst den fanatischen Pöbel auf's Aeußerste reizen würde. In manchen Stadttheilen giebt es eben

so eine Menge den Götzen geweiheter Affen. Sie sitzen dort auf allen Dächern und strecken ihre frechen Hände ungescheut in die Läden der Obsthändler und Zuckerbäcker, nehmen auch ausverschämt genug selbst den Kindern ihr Brot fort. Bei jeder neuen Windung, die man macht, hört man aus den mit Götzenbildern geschmückten Fakhir-Häusern ein unaufhörliches Klingen, Brummen und Rauschen mißtönender Instrumente. Zu beiden Seiten der Hauptstraßen liegen gleichsam in Reih und Glied religiöse Bettler aller Secten und von jeder erdenklichen Verunstaltung, die durch Kreide, Kuhmist, verdrehte Glieder und ekelhafte Bußstellungen, Weichselzöpfe und andere Krankheiten hervorgebracht werden kann. Die Zahl der Blinden ist sehr groß, die der Aussätzigen scheint es wenigstens, da sich nicht mit Bestimmtheit angeben läßt, ob das abschreckende Ansehn der Haut nicht künstlich durch Kreide und Koth nachgeahmt ist. Auch bemerkt man hier viele Beispiele jener Fanatiker, die ihre Arme oder Beine durch langes Verharren in einer Stellung absichtlich verdreht und die Hände so lange geballt halten, bis die Nägel hinten hinaus gewachsen waren. Daneben zeigen sich wieder hie und da schelmische Bajaderen, welche neugierig an die Gitter oder auf die Gallerien kommen. Andere dieser Tänzerinnen in duftigen, bunten Gewändern fahren auf einem von schönen Stieren gezogenen Wagen einher, wo sie auf die anmuthigste und verführerischste Weise sich gruppirt haben; dazu ertönt ihr melancholisch eintöniger Gesang, begleitet von einem Tamburin und einer kleinen Pauke. Aber man wird auch daran erinnert, daß hier der Sitz der Künste und Wissenschaften ist, indem gelehrte Brahminen und ihre Schüler mit bemalten Gesichtern und in weißen Gewändern ernst und voller Würde einherschreiten. Dergleichen Scenen begrüßen und fesseln den Fremden in dieser heiligsten aller hindostanischen Städte, welche der Lotus der Welt genannt wird und nicht auf gemeiner Erde, sondern auf der Spitze von Siwa's Dreizack erbaut und so gesegnet ist, daß jeder hier Sterbende, selbst wenn er ein Rindfleischesser wäre, die Seligkeit erlangt, vorausgesetzt, daß er sich gegen die armen Brahminen mildthätig erwiesen habe.

Nachdem wir uns eine gute Weile in dieser Hinduwelt um-

hergetummelt, richteten wir unsern Weg zum heiligen Brunnen Geyan-bapy. Derselbe liegt gegen dreißig Fuß tief in einer Tempel-Vorhalle; ein Gitter, um welches Steinsitze angebracht sind, umgiebt ihn; sein Wasser ist grünlich-schmutzig. Dicht daneben befindet sich eine aus Granitquadern bestehende Plattform, auf welcher die heilige Kuh stand, deren Urin durch eine Rinne in den heiligen Brunnen lief. Sobald aus demselben das kostbare Wasser vermöge messingener Gefäße für die Büßenden geschöpft wird, erklingen kleine Glöckchen. Es stand hier ein grauenhaft bemalter Fakhir, dessen Haar gleich Stricken vom Haupte bis zu den Waden herabfiel. Daneben saß auf einer der Steinbänke zusammengekauert, ein kleiner silberhaariger, nur aus Haut und Knochen zusammengesetzter Mann, der an dieser Stelle seinen Tod erwartete und uns mit jugendlicher Begeisterung die Wunder des Ortes kund that. An den Brunnen schließen sich verschiedene kleine dunkle Tempel und Betplätze an, welche durch Lämpchen Licht erhalten; aber in das am glänzendsten erhellte Heiligste, wo der aus Stein gehauene Gott verehrt wird, durften wir nicht eintreten. Ueber diese Pagoden erheben sich spitzzulaufende Dächer von Stein; eines derselben ist von Rundschit Singh mit Goldplatten belegt worden. In einigen Räumen gingen heilige Kühe und Kälber umher; zwei dieser Thiere lagen todt am Boden und verbreiteten einen pestilenzialischen Geruch.

Am Südende der Stadt steht dicht beim Ganges auf einer Höhe die Sternwarte, aus rothen Sandsteinquadern erbaut. Sie gewährt eine weite Aussicht über die Stadt, ihre Umgegend und den heiligen Strom. Wir bestiegen daselbst einen Nachen, und auf dieser Wasserfahrt gingen neue Bilder der eigenthümlichen Volkssitten an uns vorüber. Auf den Stufen der Ghauts stand die Menge zu Hunderten in Gruppen, sich badend oder mit Wasser übergießend. An anderen Punkten loderten die Flammen der Scheiterhaufen von den jüngst Verstorbenen hoch in die Höhe, umgeben von den Angehörigen in weißen Gewändern. Dann war es ein Sterbender, der sich auf seinem Ruhebett an das heilige Wasser hatte tragen lassen, um dort seine lebensmüde Seele auszuhauchen. Aber widerlich ist der Anblick der vielen vom

Strome fortgetriebenen Leichname, eine Beute der Fische und Geier, da ihre armen Angehörigen nicht die Mittel besaßen, sie zu verbrennen. Schön macht sich der Anblick der vielen großartigen Bauwerke, welche am Ufer terrassenförmig ansteigen. Es sind dies die Paläste, Klöster und Pagoden der Hindufürsten und vornehmsten Hindu's, bewohnt von ihren Gesandten oder Brahminen, um an ihrer Statt die vorgeschriebenen Sühngebräuche oder Opfer zu vollbringen. Wir verließen unsern Nachen bei der vom Kaiser Aurengzeb erbauten Moschee, um diese, so wie den tief unter derselben gelegenen Mahadeo-Tempel mit seinem Dreizack zu besuchen. Dunkle schmutzige Gänge führten uns zu diesem heiligsten der Wallfahrtsorte, den täglich Tausende frequentiren, und vom Eingange aus durften wir den von Lämpchen umflimmerten Götzen betrachten. Dann bestiegen wir eins von den Minarets der hochgelegenen Moschee und überschauten die unabsehbar sich ausdehnende Niederung am segnenden Strome, das lachende Bild der üppigsten Fruchtbarkeit, wo Ortschaft an Ortschaft sich reihet, dann näher die im weiten Bogen sich hinziehende gedrängte Häusermasse mit den zahllosen Kuppeln und Minarets, umgeben von Villen, Bangalo's und den lieblichsten Gärten. Man fühlt sich von dieser Höhe aus dem Treiben der Menschen in der Stadt und auf dem Strome so entrückt, daß Alles in seiner fremdartigen Erscheinung einen fast mährchenhaften Anstrich bekommt.

In der Nähe von Benares zeichnet sich das Dorf Saranath durch seine vielen Ruinen aus. Der einzig erhaltene interessanteste Ueberrest ist ein gegen sechzig Fuß hoher gewölbter Thurm, aus Granit und rothen Sandsteinquadern erbaut, welche ohne Mörtel an einander gefügt sind; in der Höhe sind Backsteine angewandt. Der Durchmesser der Basis beträgt etwa hundert Fuß, und das Ganze bildet einen runden domartigen Kegel. Es ist eine durchaus compakte Steinmasse, ohne irgend einen Raum im Innern, und überdeckt blos einen tiefen Brunnen oder Schacht, in den vielleicht die Leiche eines Königs versenkt wurde. Ungefähr bei zwanzig Fuß Höhe sind außerhalb Nischen angebracht, in denen lebensgroße Statuen standen; einige derselben wurden nach Calcutta geschafft, andere liegen noch, wiewohl sehr ver-

stümmelt, am Boden. Sie stellen Menschen mit platten Nasen, aufgeworfenen Lippen und ungewöhnlich großen Augen dar; das glatt sich anschließende Haar fällt in unzähligen kleinen Locken auf den Nacken herab. Einige dieser Figuren sind nackt, andere in leichte, äußerst fein gearbeitete Gewänder gehüllt. Ein Mann trägt eine Schnur um den Oberkörper, gleich derjenigen, welche die Brahminen auszeichnet. Auf der höchsten Spitze des Thurmes fand man eine kupferne Tafel mit einer Inschrift, die jedoch noch nicht entziffert wurde. —

Da, wo die klaren Fluthen des Jumna sich mit dem gelblich getrübten Ganges mischen, liegt Allahabad, ein viel besuchter Wallfahrtsort der Hindu's, sofern es denselben als besonders verdienstlich erscheint, sich hier in die entsühnenden Fluthen beider heiligen Geschwisterströme zu stürzen und von dort das geschöpfte Wasser in die entfernteste Heimath zu tragen. Wenn ein Pilger anlangt, so setzt er sich am Uferrand nieder und läßt sich so ganz kahl in der Art scheeren, daß sämmtliche Haare in's Wasser fallen; denn die heiligen Schriften versprechen ihm für jedes so geopferte Haar eine Million Jahre Aufenthalt im Reiche der Seligen. Nachdem er geschoren wurde, badet er sich und verrichtet dann die Todtenfeier für seine verstorbenen Vorfahren. Viele Gläubigen stürzen sich mit solcher Hast in die Tiefe der Gewässer, daß sie nicht wieder zum Vorschein kommen. Andere sterben, indem sie sich in einem Boote nach der Stelle rudern lassen, wo die beiden heiligen Ströme sich vermählen; nachdem sie dann gewisse feierliche Ceremonien vollbracht haben, springen sie mit drei großen, um den Leib befestigten Wasserkrügen in das feuchte Grab. Besonders im Monat Februar erscheinen hier Tausende von Frommen, Reiche sowohl als Arme, welche die göttlich verehrten Ströme mit denselben Empfindungen erblicken, wie der verschmachtete Wanderer die Brunnen der Wüste.

Nachdem wir eine sehr einförmige Ebene im Palankin durchreist, zogen wir am 25. März morgens in Lucknow (Lacknau) ein, wo der Nabob oder König von Aude seine Residenz hat. Die mit Kuhdünger überkleideten Lehmhütten und die hundevollen Straßen der Vorstadt nahmen bald ein Ende. Wir passirten

mehrere großartige saracenisch gebaute Thore mit zackig geschweiften Bogen, und sahen dann zu beiden Seiten des breiten Weges aneinander gereiht, stolze hohe Häuser, mit gelb oder weiß glänzendem Stuck überzogen, dazwischen zahlreiche Moscheen und Minarets. Ein sehr großes Gebäude nahm sich höchst seltsam aus, sofern die Menge seiner Fenster, welche der Baustil mit sich brachte, die aber kein Muhammedaner nach der Straße zu liebt, in beiden Etagen zugemauert war. Um den todten Stein nun doch etwas zu beleben, hatte man sämmtliche Fensternischen, sechzig an der Zahl, mit lebensgroßen grellfarbigen Frescobildern von menschlichen Figuren jedes Alters und Standes ausgefüllt. Es war dies Haus ein Mehalla oder Harem. Der Theil der Stadt, welchen wir zuletzt durchwanderten, bestand aus lauter königlichen Amtsgebäuden und Palästen. Hier sprengte uns ein Trupp geharnischter Reiter entgegen; eine Abtheilung Leibgarde mit rother Uniform und versilberten Hellebarden folgte; das Volk stob rechts und links auseinander, und wir geriethen bei dem Getümmel ziemlich in's Gedränge. Ein furchtbar lärmendes Musikchor wunderlich aufgeputzter Pfeifer, Trommler und Beckenschläger, so wie drei riesenmäßige Elephanten mit Brokatdecken über dem Kopfe und silberne Haudas auf dem Rücken verkündigten die Erscheinung einer hohen Person. Zwischen gelbuniformirten Lanzenreitern mit blauen Mützen und gewaltigen Stiefeln ritt auf einem hohen Schimmel, ganz in Goldstoff eingehüllt, ein dicker phlegmatisch aussehender Herr mit unmäßig aufgeschwemmten Backen. Man sagte uns nachher, es sei dies der König gewesen. — Alsbald erweiterte sich die Straße zu einem ausgedehnten Platze; und wir traten nun in eine Art Park ein, aus dessen Hintergrund uns der Palast des brittischen Gesandten mit gelblichem Schein entgegenleuchtete. Dort wurden wir auf's Freundlichste empfangen. Es sind eigentlich zwei große, einander entgegenstehende Gebäude, in der Front mit einer Säulenhalle geschmückt. Das eine enthält allein die Wohngemächer und das Geschäftslocal. Die Plattform desselben bietet die Aussicht über das Rundgemälde der ganzen Stadt mit ihren vielen weißen Minarets, vergoldeten Kuppeln, Schlössern, Grabmälern und Gärten, zwischen denen der schiffbare Gomaty strömt. Bis zu den entferntesten Punkten

verfolgt man von hier aus das Leben und Treiben der mehr muselmännischen als indischen Welt, deren leidenschaftliches Vergnügen Taubenflüge sind, welche überall umherschwärmen, mit rothen Fahnen gejagt werden und sich nach Signalen erheben, zerstreuen und wiederkehren.

Gegen Abend fuhren wir bei abnehmender Hitze aus, um die von vielleicht 300,000 Seelen belebte Stadt zu besehn. Sie zeigte sich in ihrem glänzendsten Lichte; denn sowohl die Hindu's, als die Muhammedaner feierten gerade ein Fest. Die Vornehmern der letzteren hockten in gravitätischer Ruhe reihenweis auf breiten Marmorgeländern, in saubere Musselingewänder gekleidet und den rothen Turban auf dem Kopf, im Gürtel schöne damascener Dolche mit dickem Elfenbeingriff und Goldtroddeln; auch ihre goldgestickten Pantoffeln mit langen zurückgebogenen Schnabeln bezeugten ihre Prachtliebe. In den Straßen und auf den Plätzen drängte sich eine geputzte Menge. Schreiende Hindu's umtobten einen Fakhir, der ein Schwert auf der Nase balancirte; zwei leine Ju ngen, ebenfalls Fakhire, mit weiß gemalten Gesichtern und hohen Goldpapiermützen tanzten um ihn her. Weiterhin tanzte ein gelber Himalayabär. Ein näselnder Gesang, aus einem Zelte erschallend, verkündigte uns den Tanz von Bajaderen, welche bei keinem Feste, bei keiner Audienz, selbst bei keiner ernsthaften Verhandlung der Großen des Landes fehlen dürfen. Unsere vier Vorläufer, die Schokdars, mit langen silbernen Stäben, dem Zeichen ihrer Würde, ausgestattet, konnten uns nur mit Mühe einen Weg durch das Volksgewühl bis zu dem geschmackvoll verzierten Bogen-Thor der großen Moschee Imambarah bahnen. Diese Moschee ist eine der ausgezeichnetsten in ganz Indien, ein Meisterstück der maurisch-indischen Baukunst, überall die größte Sauberkeit und Genauigkeit der Ausführung verrathend. Sie imponirt durch einfache Pracht, ohne Ueberladung von Gold und Silber. Die Minarets sind von oben bis unten kannelirt und mit dem herrlichsten Guirlandenschmuck ausgestattet. Das Innere enthält unter Anderm ein kostbares Grabmal. Es ist eine Art thurmähnlicher Schrank, ganz mit Goldblech überzogen, und von Edelsteinen und Perlen schimmernd. Die Gesammtheit aller Gebäude, welche nebst zahllosen Thürmchen und Bogen

die Moschee umgeben, gewähren, so unregelmäßig sie auch sind, einen bezaubernden Anblick. Das reinliche Weiß der Fronten wird besonders gehoben durch das frische Grün des Gartens, voll blühender persischer Rosen und Granaten. An die Moschee schließen sich mehrere sehenswerthe Mausoleen; denn darauf verwenden die vornehmen Moslems den größten Theil ihrer Reichthümer. Eins der mächtigsten Bauwerke birgt den Leichnam des Veziers Asoph-u-Daula. Die Front desselben bildet eine 280 Fuß lange und 30 Fuß breite gewölbte Veranda, an deren nördlichem Ende eine silberne Kanzel steht. Aus diesem Aufenthalt für die Betenden tritt man in einen hohen gewölbten Saal von 40 Fuß Höhe, 60 Fuß Breite, 160 Fuß Länge. In der Mitte desselben befindet sich das silberne Todten-Monument des Veziers und seiner Gemahlin; doch wird die Harmonie des Ganzen gestört durch mancherlei kleinliche Verzierungen mit Lämpchen, Kronleuchtern, Glocken, Baldachinen, Bildern und Vögeln. Wir besuchten auch das wenige hundert Schritt davon errichtete Mausoleum der königlichen Familie. Eine hohe weiße Thorkuppel führte in einen Gartenraum, wo in Marmorbassins Fontainen plätscherten, rundum von Cypressen, Myrten- und Rosenhecken umgeben; Palmen standen in jeder Ecke; überall schimmerten blendendweiße Mauern und Thürmchen durch das duftige Laub. Dazu das dunkle Blau des hoch oben ausgespannten Himmels, während die laue Abendluft den Wohlgeruch der Rose und des Jasmins verbreitete. Dem Eingange gegenüber steht das Mausoleum, ein einfaches Gebäude mit einer Veranda. Zahllose Lampen umstrahlten die silbernen Särge, welche mit dichten Goldgittern umschlossen, mit goldenem Baldachin überdacht, mit einer Menge von Juwelen und Perlen verhüllt sind. Aber die übrige Ausstattung des Innern entspricht keineswegs der ernsten Würde des Ortes; denn es hat mehr das Ansehn eines Kramladens oder Glaswaarenlagers, als einer Ruhestätte für die Todten. Die verschiedenartigsten Glaskuppeln und Leuchter stehen ordnungslos auf dem Boden, darunter zehn Fuß hohe Kronleuchter aus buntem Glase, das mit ungeheuren Kosten aus England hieher geschafft wurde; denn man berechnet die allein für die Gläser angewandten Summen auf fünf Lack (50,000 Pf. St.) Dazwischen

sind Trophäen von Schwertern und anderen Waffen aufgestellt. Hier stehen ein paar Tiger in Lebensgröße aus grünem Glase zusammengesetzt: ein Geschenk des Kaisers von China; dort sieht man ein silbernes Pferd, fünf Fuß hoch, mit Flügeln, einem Menschenkopf und Pfauenschweif: es ist das Pferd, welches dem Propheten vom Himmel herabgeschickt wurde; ein anderes Pferd, aus Holz geschnitzt, stellt das Pferd des verstorbenen Nabob getreu nach dem Leben vor. Außerdem wird der Raum durch Vasen, Broncefiguren, mittelmäßige Marmorstatuen, Pläne der Stadt und ihrer Paläste, auf Goldgrund gemalt, so wie durch tausenderlei andere Spielereien ausgefüllt. Die Seitengebäude enthalten auch noch eine Menagerie der seltensten Vögel und vierfüßigen Thiere Indiens, unter denen eine große goldgelbe langhaarige Ziege aus Nepaul mit dem Kopfe einer Kuh unsere Aufmerksamkeit erregte.

Wir bestiegen darauf die Elephanten, welche draußen unser harrten, um uns in ihrem schlurfenden, auf und nieder wiegenden Trabe (denn diese Thiere heben immer die beiden Vorderbeine zugleich auf) nach der Altstadt zu tragen, wo wir verschiedene Bazare, sauber gehalten und durch nette Lampen erleuchtet, von oben herab besahen. Auch die mannigfaltigsten Bilder des häuslichen Lebens konnten wir auf dem Rückweg von unserem hohen Sitze aus auf den Balkonen und durch die offenen Fenster des zweiten Stockwerkes, mit denen wir in gleicher Höhe waren, beobachten, da mit der sinkenden Sonne alle Bewohner nach der Straße zu zum Vorschein kommen. Die Enge derselben eignete sich ganz vortrefflich, um manche unverschleierte Schöne zu belauschen, ehe sie Zeit hatte, ihr Hukah (Wasserpfeife) wegzuwerfen und die Flucht zu ergreifen. Auch zeigten sich uns so viele Bajaderen: alle waren in bloßem Kopf, ihr glänzend schwarzes Haar fiel in Flechten herab oder war mit Geschmeide durchflochten; die großen Nasenringe hingen bis über die Mundwinkel herab, und die Ohrringe berührten spielend den Nacken. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit auch, daß es eine Liebhaberei des jetzigen Nabobs sei, alle Häuser der Stadt weiß oder bunt anstreichen und mit Scenen aus dem Leben der Indier bemalen zu lassen, wobei es nur darauf abgesehen ist, daß

Alles recht lebhaft in die Augen falle und des Beschauers Heiterkeit errege.

Des anderen Tags setzten wir uns früh um fünf Uhr, wo die Hitze noch weniger drückt, in einen Wagen und rollten nach dem Marstall des Königs, auf dem jenseitigen Ufer des Gomaty oder Gumty, über den zwei Brücken, eine steinerne und eine Schiffbrücke, führen. Wir sahen dort gegen zweihundert Pferde, unter ihnen mehrere schöne arabische und halbarabische Thiere; doch waren alle so wohlgenährt, daß sie zu keiner Anstrengung taugen. Die indischen Pferde, selten höher als 5 Fuß 2 Zoll, stehen in Bezug auf den Körperbau hinter den europäischen zurück; der Kopf ist groß und wenig edel, die Ohren liegen zu sehr nach vorn; aber sie sind feurig, ausdauernd und kraftvoll. — In der Nähe des Marstalls lag des Königs Jacht, der wir auch unsere Visite abstatteten. Die Herrscher von Aude trachteten nämlich von jeher dahin, sich mit Glanz in allen Dingen zu umgeben. Daher ließen sie 1820 das erste Dampfschiff zu Fahrten auf dem Ganges kommen; doch dies genügte nicht, und es wurde nun jene nach dem Muster eines Kriegsschiffes gebaute Prachtjacht von Calcutta herbeigeschafft. Darin hat der König ein paar Salons, das eine für sich, das andere für seine Frauen, ausgeziert mit den kostbarsten Stoffen, so wie auch mit verschiedenen Spieluhren, welche bei unserer Anwesenheit, recht nach indischen Begriffen von Musik, alle gleichzeitig in Bewegung gesetzt wurden. — Das fernere Ziel unseres Ausfluges waren die Gärten einiger königlicher Lustschlösser. Die Gartenhäuser derselben, halb im französischen, halb im maurischen Stil erbaut, ruhen mit ihren großen schweren Dächern auf schwachen dünnen Säulen; das Holzwerk der Wände ist grau und weiß angestrichen. Die Gemächer sind mit schlechten französischen Kupferstichen, mit gemalten Lieblings-Pferden, Lieblings-Hunden und Affen der Herrscher, so wie mit allerhand Glas- und Porzellansachen ausstaffirt. Nie fehlt auch dem kleinsten Gebäude dieser Art das Marmor- oder Dampfbad, selten eine kleine Moschee. Durch die Mitte der Gärten ziehen sich gewöhnlich lieblich umbuschte Marmorbassins, in welchen viele Fontainen springen. Die Wasserkünste derselben entbehren in-

dessen alles Geschmackes; rothjackige Soldaten, Schäfer, krüppelhafte Hunde und Löwen werden oft auf die seltsamste Weise zum Wasserspeien angewandt. Auch scheint in Lucknow eine wahre Manie zu herrschen, lebensgroße Statuen von Marmor oder Gyps zu Dutzenden in jede Ecke ohne alle Wahl hinzustellen, so daß man da oft Schäferinnen und englische Soldaten, einen Neptun oder farnesischen Fechter neben Pudeln, Löwen und anderen Thiergestalten sieht. Eben so dienen auch zur Einfassung von Beeten Büsten von Rousseau oder Napoleon in friedlicher Mischung mit Frauen und den Ungeheuern der indischen Mythologie. Närrisch erscheint auch die Sitte, Haare, Augen und Füße, mögen sie nackt oder beschuht sein, mit dicker Rußfarbe anzuschwärzen. Am reizendsten machte sich der im englischen Stil angelegte Badscha-Bagh, über dessen Blumenteppiche besonders das saftige dunkle Grün der Mangos und Orangen mit ihrem Blüthenreichthum sich gar anmuthig ausbreitete. Aber auch hier störten die vielen bunten Statuen, aus Sandstein nach Antiken gemeißelt, die man nach des Königs Anordnung mit einer schmutzigen rothen Farbe bemalt hatte. Das Liebste waren mir in diesen Gärten die prachtvollen Rosenbouquets, welche uns vom Gärtner jedesmal mit einer tiefen Verbeugung überreicht wurden.

Der königliche Palast liegt im Südosten der Stadt, hart am rechten Ufer des Gumty, und enthält sechs Haupthöfe. Zu dem ersten führt ein großes Portal mit eisernen Thoren, wo in einer geräumigen Halle die Militairmusik morgens und abends zu spielen pflegt. Von da geht ein kleines Thor in den Bauli oder zweiten Haupthof, ein längliches Viereck, in dessen Mitte ein großes Marmorbassin von Blumenbeeten umblüht wird; kleine Schiffchen auf der Wasserfläche dienen den Frauen zur Ergötzung, und viele Springbrunnen kühlen fortwährend die Lüfte. Nach dem Flusse hin sieht Fara-Bagsch, welches aus offenen Arkaden und mehreren Gemächern besteht, die in der Gluthzeit von duftenden Mattenflechten umstellt und fortwährend feucht erhalten werden. Fara-Bagsch gegenüber führen marmorne Freitreppen zu dem von Säulen getragenen Thronsaal. Hier steht der goldene Thron, besäet mit Diamanten, Perlen und

Rubinen. Mit Bauli parallel läuft auf der Ostseite über gewölbter Terrasse Sangi-Dalaun, mit doppelten Arkaden, hinter denen sich die Wohngemächer befinden, mit Kuppeln gekrönt, welche an der Hauptfront und in den vier Ecken ihre stark vergoldeten Silberdächer erheben. Den inneren Raum zieren Blumenparthien mit Fontainen und schattigen Laubgängen, in deren Mitte eine kleine Moschee und Pavillons für die Frauen stehen. Die Gemächer sind natürlich mit allem möglichen Luxus überladen. In den unteren Räumen entdeckten wir zufällig ein mit schwarzem Tuch ausgeschlagenes Gemach, auf dem Todtengerippe gemalt waren und in welchem Folterinstrumente aller Art aufbewahrt wurden. Wir hörten später, daß der verstorbene Nabob dort seine widerspenstigen Frauen einzusperren pflegte und zwei derselben darin verschmachten ließ. An alle diese Anlagen schließen sich noch mehrere andere Paläste, eine Masse unförmlicher Gebäude ohne Fenster nach der Außenseite. — In dem näher beschriebenen königlichen Palast war es nun, wo die Anwesenheit der hohen Herrschaften, in deren Gefolge ich mich befand, durch ein Frühstück gefeiert wurde. Der Sohn des Königs holte uns dazu in Begleitung des ersten Ministers ab. Sein Ansehn war blaß, die Wangen feist, die Gesichtszüge ausdruckslos. Ein hoher Goldturban bedeckte sein Haupt, eine blitzende Agraffe hielt den Strauß des Paradiesvogels über der Stirn; im Uebrigen erschimmerte er von dem kostbarsten Geschmeide; goldstoffene Beinkleider und goldbesetzte Schnabelschuhe vollendeten die Pracht seines Anzuges. Der Minister war ein langer hagerer Mann mit verschmitztem Gesicht. Staatskarossen des Königs brachten uns bis zum ersten Hofe des Palastes, silberne Palankine transportirten uns die ersten Treppen hinauf. Die große Tafel war schon gedeckt, und bald erschien mit gravitätischem Anstande der König, begleitet von einem höchst glänzenden Hofstaat. Sein Eintreten wurde von verschiedenen Officianten mit heller Stimme ausgerufen. Es war ein großer, äußerst corpulenter Mann mit einer gutmüthigen Physiognomie, welche jedoch von einer ungewöhnlich starken Nase verunstaltet wird. Sein Anzug glich ganz dem seines Sohnes, nur entfaltete derselbe einen noch reicheren Diamantenschmuck. Die zahlreiche Gesellschaft war an der langen

Tafel so vertheilt, daß auf der einen Seite der König nebst seinem Hofe und den fremden Gästen, auf der anderen Seite lauter Engländer nebst ihren Frauen saßen. Anfangs war die Hitze zum Ersticken, weil die Punkah nicht eher in Bewegung gesetzt werden durfte, als bis der König sich gesetzt hatte. Wir ließen uns einige der Gerichte trefflich schmecken; die meisten waren jedoch nicht zu genießen wegen des Ueberflusses an allen möglichen Farbestoffen, Gewürzen, Oel, Gold- und Silberschaum, mit welchen die künstlichen Pyramiden aus Reis und Hammelfleisch reichlich überzogen waren. Zum Nachtisch erschienen die Feinheiten der indischen Zuckerbäckerei. Es kamen Blumentöpfe auf den Tisch, an denen Blumen, Zweige, Blätter, Erde, selbst die Topfscherben zu genießen waren, und aus einer kleinen Pastete flogen beim Abbrechen der Spitze ein paar kleine niedliche Vögel aus, welche scherzhafte Ueberraschung Se. Majestät in ein herzliches Lachen versetzte. Zum Beschluß gab es sogar noch Eis, als kostbaren Luxusartikel, sofern dasselbe hier nur auf künstliche Weise hergestellt werden kann.

Nach dem Frühstück wurden wir zu einer Gallerie geführt, von welcher man in einen engen, von Gittern umgebenen Hofraum hinabsehen konnte. Thierkämpfe sollten dort stattfinden. Sechs gewaltige wilde Büffel, wohl 4½ Fuß hoch, mit weit ausgeschweiften Hörnern von drei bis vier Fuß Länge standen auf ihren kurzen plumpen Füßen und bliesen unter heftigem Schnauben den Athem aus den weit vorgestreckten Nasen. Ein Klappern von Stöcken und das Geschrei verschiedener Thierstimmen wurde gehört, welches die Büffel mit dumpfem Gebrüll beantworteten. Plötzlich stürzte aus einer geöffneten Seitenthür ein mächtiger Tiger hervor, wohl 10 bis 11 Fuß lang und gegen 4 Fuß hoch. Blitzschnell fuhr er mit einem weiten Sprunge zwischen die Büffel, von denen er einen der stärksten, mitten zwischen den gefährlichen Hörnern hindurchschlüpfend, im Nacken mit Klauen und Zähnen packte. Es entspann sich ein gräßlicher Kampf. Unter Stöhnen und Brüllen schleifte der Büffel seinen blutdürstigen Gegner, dessen Gewicht ihn fast niederzog, auf dem Platz umher, während die anderen Büffel mit ihren spitzen schweren Hörnern ihm gefährliche Hiebe austheilten, um ihren

Gefährten zu befreien. Zu Zuschauern dieser schreckenerregenden Scene hatte man auch einige unglückselige Affen gemacht, welche in unbeschreiblicher Angst von ihren Bäumen herabsahen, dann aber, als diese von den Hörnern der Büffel erschüttert wurden, wie todt herabfielen und mit allen Vieren ausgestreckt ihr Schicksal erwarteten. Zwei etwas minder starke Tiger, welche man während des Ringens hineingetrieben hatte, scheuten vor jedem Angriff zurück und drückten sich nach Katzenart an den Wänden herum, sobald das Kampfgetümmel näher kam. Der große Tiger stürzte endlich in Folge eines durchbohrenden Rippenstoßes von seinem Sitze und kroch feig in eine Ecke. Hier versetzte ihm der durch den aufgerissenen Nacken wüthend gemachte Büffel noch verschiedene Stöße, die er mit schmerzlichem Maulverzerren ganz geduldig hinnahm. — Zwei Bären vom Himalaya wurden nun losgelassen und grade in den Winkel gezerrt, wohin der Tiger sich zurückgezogen hatte. Mancher Krallenhieb, manche starke Ohrpatsche wurde hier unter Brummen, Knurren und Brüllen gewechselt. Blut floß auf allen Gesichtern. Der verwundete Büffel hatte inzwischen seine Wuth an den halbtodten Affen ausgelassen; er rannte dann auf die drei sich zerfleischenden Bestien los, verarbeitete sie alle zusammen in einen Haufen und ließ nicht eher ab, als bis ihm ein kräftiger Krallenhieb ein großes Stück Fell von der Nase riß. Nun trat eine allgemeine Erschöpfung ein. Der erste Tiger zog, auf dem Boden liegend, schreckliche Gesichter, seine schnurrbärtigen Brüder hinkten lahm gestoßen von einer Ecke in die andere; auch die Bären verhielten sich vollkommen ruhig, sobald sie nicht durch die spitzen Stöcke der Thierwärter angestachelt wurden.

Wir verließen das eben so schauderhafte, als unterhaltende Schauspiel, um in einer Ebene am Gumty von einer daselbst errichteten Tribüne nacheinander Schafböcke, Antilopen und Elephanten kämpfen zu sehen; denn es wird hier Alles zum Kampf abgerichtet, selbst Wachteln und Rebhühner. Der Kampf der Elephanten war natürlich der großartigste. Zwei der stärksten, welche man durch Branntwein und Gewürze in Wuth versetzt hatte, wurden gegen einander geführt. Sie standen sich zuerst eine Zeit lang gegenüber. Endlich nahmen sie einen kurzen An-

lauf, fuhren mit fürchterlicher Heftigkeit gegen einander und schoben sich ringend mit den Zähnen und den verschlungenen Rüsseln hin und her, so daß der Boden erzitterte. Ihre Wärter blieben zu unserem Erstaunen währenddem ruhig auf dem Halse der Kolosse sitzen. Plötzlich ließ der eine Elephant den Kopf etwas sinken; der andere drängte ihn rückwärts und trieb ihn zuletzt in die Flucht. Der Sieger beißt dem Ueberwundenen, sobald er ihn erreicht, gewöhnlich den Schwanz ab, was man durch dazwischen geworfene Schwärmer und Raketen zu verhindern sucht. Diesmal erwies sich das Mittel jedoch fruchtlos; denn der Sieger, dem durch das Abbrechen eines Stoßzahnes das Blut stromweis am Maul herablief, war blind vor Wuth und verfolgte im vollsten Trabe den Flüchtling. Dieser wandte sich unvermuthet nach dem Flusse zu, wodurch eine Menge Zuschauer genöthigt wurden, ihr Heil im Wasser zu suchen. Die beiden Kämpfer aber jagten sich noch lange Zeit hin und her, bis sie endlich hinter Gehölz verschwanden. — Sehr hübsch waren die Kämpfe der Antilopen anzusehen; es ist ein Hin- und Herdrängen mit den Hörnern, wobei die zierlichen Thiere sich gegenseitig den Kopf seitwärts zu drehen suchen. Man fängt auf diese Weise auch mittelst der zahmen Antilopen die wilden, indem man an den Hörnern des zahmen Bockes eine Schlinge mit Bleigewichten befestigt. Darin verwickeln sich dann beim Kampfe die Hörner des wilden; der zahme aber steht still, sobald er merkt, daß die Schlinge zugezogen hat und hindert so die Flucht des gefangenen.

Nachher besahen wir noch die Menagerie des Königs. Man hält hier im Ganzen dreizehn Tiger, viele Affen, Kaninchen, Antilopen, Widder und Vögel aller Art. Unter den letzteren bissen sich die kämpfenden Wachteln mit solcher Erbitterung, daß der Wärter die kleinen wüthenden Thiere, noch ehe der Sieg des einen Theils entschieden war, wieder einsperren mußte. Bei Festmahlen erfreut sich der König oft ihrer durch Eifersucht erregten Kampfbegierde, indem er sie zum Dessert vor den versammelten Gästen fechten läßt. Wir sahen auch den Byjy oder indischen Ichneumon, welcher, jung eingefangen, sich als Hausthier gewöhnt, und dem Menschen ungemein zugethan wird. Er

besitzt die merkwürdige Eigenschaft, die giftigsten Schlangen zu vernichten; denn bei seinem Anblick rollt sich die Cobra zusammen und bleibt in einem erstarrten Zustande liegen. Der Byzy betrachtet dann sein Schlachtopfer mit durchdringendem Blicke, stürzt sich bei der geringsten Bewegung auf die Schlange, ergreift sie beim Kopf und tödtet sie. — In den Parken lebt halbwild eine isabellgelbe Antilopenart mit sehr zierlich gewundenen Hörnern, nicht viel größer, als ein starker Schafbock. Auch sieht man dort die Pferde-Antilope, den Nylgau, ein ochsengroßes, schiefergraues Thier mit kurzen Hörnern und abschüssigem Rücken.

Uns zu Ehren wurde auch eine Jagdparthie veranstaltet. Wir rückten früh auf Elephanten aus. Der König hatte seine Dschita's (hochbeinige Thibet-Leoparden), seine Jagdluchse und seine Falken geschickt, um alle hier gebräuchlichen Jagd-Arten zu zeigen. Zuerst wurden Reiher, Schnepfen, Hühner in Freiheit gesetzt und von den Falken gebeizt. Dann ließ man Zibethkatzen laufen, welche von den Luchsen gefangen wurden. Zuletzt wurde der Dschita mit verbundenen Augen auf einem Ochsenkarren so lange hinter einer Antilopenheerde hergefahren, bis wir uns einem Trupp von drei Stück bis auf sechzig Schritt genähert hatten. Nun wurde dem Thier die Kappe abgenommen. Es schlich sich niedergeduckt wie eine Katze bis auf dreißig Schritt heran und packte in wenigen Sätzen seine Beute.

Zum Abschied gab uns der König ein glänzendes Festmahl. Während desselben mußte uns der königliche Possenreißer und mehrere Tänzerinnen durch ihre von Gesang begleiteten Sprünge ergötzen. Der Possenreißer tanzte als Dame unter fürchterlicher Verdrehung des Körpers und erschien späterhin in noch mehreren Verkleidungen, unter anderen als alter Mann, auf dem Rücken ein Palankin, in welchem eine Dame lag. Den Beschluß machte ein bis tief in die Nacht dauerndes Feuerwerk. Ganze Reihen von menschlichen Figuren und Thiergestalten brannten im Brillantfeuer; große Paläste von Holz und Papier gingen in Flammen auf; am schönsten machte es sich jedoch, als einige zwanzig Luftballons in hoher Luft Feuergarben sprühten. Nachdem der letzte Kanonenschlag verhallt war, endigte das Fest mit

der hier üblichen Ceremonie, daß sämmtlichen Gästen übersilberte Ketten umgehängt wurden. —

Wir verließen die Freuden und die Pracht des Königshofes von Lucknow und setzten unsere Reise nach Agra fort. Wir sahen jetzt öfter Träger mit Gangeswasser. Dies wird nämlich an gewissen Punkten des Ganges, namentlich an dessen Zusammenfluß mit dem Jumna (Dschumna), von den Brahminen geschöpft, von ihnen versiegelt, auch durch ein Attest als das wahre heilige Wasser bezeichnet und den Trägern übergeben. Gewöhnlich bedient man sich zur Aufbewahrung runder messingener Gefäße mit flachem Deckel, welche eingeschlossen stehen zwischen vier kleinen Bambusstäbchen, oben spitz zulaufend und mit Stricken verbunden. Vier oder zwei solcher Gefäße werden von den Trägern an einem über die Schultern liegenden Bambusrohr bis in die entferntesten Punkte Indiens getragen und den Fürsten und Vornehmen theuer verkauft oder den Tempeln als Weihgeschenk dargebracht. — Den überall röthlichgrau oder schwärzlich aussehenden Boden findet man, sobald man das brittische Territorium betritt, sorgfältiger cultivirt; nichts desto weniger gleicht die Landschaft jetzt, in der heißen Jahreszeit, einer dürren wüsten Fläche. Die Zeit der Ernte ist vorüber, und die wenigen noch bestellten Felder tragen traurige vertrocknete Ricinusstrünke, Wicken und Farbekräuter. Das Opium fehlt; auch zeigen sich seit Lucknow keine Gersten- und Dinkelfelder mehr. Die Umgebung des übrigens prächtigen Agra entspricht jetzt auf Meilenweite dem Ansehn eines Schutthaufens. Nur das zähe Grün der Akazien widersteht noch der todbringenden Gluth, welche der oft sehr heftig wehende Westwind aushaucht, so daß Nachmittags gegen zwei Uhr das Thermometer im Schatten bis über 33° R. steigt. Hie und da zeigt sich die würzduftige Sirismimose und der arabische Gummibaum, an den Brunnen auch wohl in Gruppen der eschenartige Niembaum; sonst ist weder Graswuchs, noch irgend ein niedriges Kraut, weder eine Blume, noch ein Schmetterling zu entdecken. Blaugrüne Dornen- und Kaperbüsche umziehn allein die wellenförmig geschwungenen Hügel, wo die Denkmäler dahingeschwundener Herrlichkeit begraben sind.

Wir trafen in Agra am 7. April ein, froh, dort in der

künstlichen Einrichtung der Wohnungen Schutz gegen die bösen Einflüsse der tropischen Sonnengluth zu finden. Denn so angenehm dem Europäer das hiesige Klima vom October bis zu Ende des Februar ist (die Zeit der Strichvögel, namentlich der schmackhaften Fettammern oder Ortulane), wo man sich Morgens und Abends am Kaminfeuer wärmt; so nachtheilig und unerträglich ist die Zeit der heißen Winde vom März bis Juli, wo fortwährend dicke Staubwolken die brennende Atmosphäre durchziehen. Das Ausgehn vor Abend muß man daher möglichst vermeiden; man bekommt sonst zwar nicht so leicht den Sonnenstich oder das Fieber, wohl aber Schnupfen, Husten und Zahnweh. Ließen wir uns in Agra etwa durch die künstlich in den Zimmern hervorgebrachte Kühlung verlocken, nach Mittag einen Gang über die Straße zu machen, so war die erste Wirkung eines Luftstromes von 34 bis 35° R., gegen den man anprallte, höchst überraschend; die Nase schmerzte wie bei starker Kälte und ein Schauer rieselte über den Rücken herab; unwillkürlich wurde man zum Laufen angespornt, um den nächsten Schatten zu gewinnen. Sobald man nun in eins der durchgehends hochgewölbten und mit Kuppeln versehenen Wohngemächer eintritt, wo das Licht nur durch eine kleine Oeffnung von oben einfällt, so läuft man Gefahr, vom Schlage gerührt zu werden; denn von allen Seiten her strömt kalte Luft über den Eintretenden; ein Blasebalg arbeitet geräuschlos hinter jeder Thür, und über dem erhitzten Haupte, das man doch entblößen muß, erregt die Punkah einen Windzug, daß alle Haare fliegen. Der mittlere und wohnlichste Theil der Gebäude besteht aus einer großen Rotunde mit sehr hoher, aber flacher Decke. Rund um dieselbe führt ein breiter Corridor, in welchem, gleich Geschützen, verschiedene Maschinen, einige mit breiten Windmühlenflügeln, zur Abkühlung der Luft aufgestellt sind. Da, wo die Bäder in den Häusern fehlen, läßt man sich zur Abkühlung mehrere Wasserkrüge über den Kopf gießen, welche der dazu angestellte Diener (Bietschi) aus seinem Ziegenfell-Schlauch immer auf's neue füllt. Die schwerste Arbeit verrichten indeß dabei einige Ochsen, indem sie neben einem tiefen Brunnen im Garten, auf einer geneigten Ebene herabschreitend, ein großes Faß Wasser heraufwinden.

Zur Abkühlung des Wassers gebraucht man für gewöhnlich bei geringeren Wärmegraden poröse Gefäße von rothem Thon, dem man Glimmer beimischt. Sie erhalten dadurch ein hübsches Ansehn, und ihre Wirkung wird noch erhöht durch das Umwickeln mit nassen Tüchern. Außerdem bedient man sich zur Abkühlung des Salpeters oder des Eises. Dies letztere wird beim Frühlingsanfang an hoch gelegenen Orten unter Begünstigung des Windes bereitet, indem man große Thonpfannen auf klein geschnittenes Stroh stellt; die darin sich bildenden kleinen Eisscherben werden dann gesammelt, fest verpackt und so verschickt. — Die Geselligkeit wird durch die Hitze nur bei Tage gestört. Des Abends hält man sich dafür schadlos durch Gastmähler und Bälle. Man tanzt viel und leidenschaftlich. Die Damenwelt wird da oft durch die sonderbarsten Figuren repräsentirt. Neben Ladys mit greisen Haaren erscheinen junge Schönheiten von dreizehn bis vierzehn Jahren mit allen Ansprüchen einer vollendeten Dame, oft schon mit künstlichen Rosen auf den Wangen, da die natürlichen in diesem Klima schnell verschwinden; Andere haben dagegen, um den broncefarbenen Anflug ihres indischen Blutes zu übertünchen, ihrer Haut einen Ueberzug von Eiweis und Kreide gegeben.

Agra, einstige Residenz des Großmoguls oder mongolischen Kaisers von Hindostan Akbar, d. i. des sehr Großen, des weisesten und edelsten asiatischen Fürsten neuerer Zeit (st. 1605), liegt am rechten Ufer des Jumna und gewährt von der Flußseite einen malerischen, nach dem Fort zu selbst großartigen Anblick; denn das Fort gehört zu den imponirendsten Bauwerken aus der Mongolenzeit; es dehnt sich etwa eine Viertelmeile weit aus und enthält in seinen inneren Räumen drei große Höfe mit Gallerien, Säulengängen, Thürmen, einer Moschee nebst zwei vormals kaiserlichen Palästen, deren einer aus rothem Sandstein, der andere aus weißem Marmor besteht; die Kuppeln sind vergoldet oder mit blauem Glasschmelz bedeckt. Die Stadt zählt 65,000 Seelen und 10,000 Truppen nebst dem Dienertroß desselben. Die Häuser sind von rothem Sandstein erbaut, zum Theil weiß oder bunt angestrichen, drei bis vier Stockwerk hoch. Eine schöne breite Straße, mit Steinplatten gepflastert, durchschneidet

den Ort von Süden nach Norden, der Sitz der stets belebten Bazare. Die Umgebung zeichnet sich aus durch merkwürdige Mausoleen und Gärten. Da prangt am linken Ufer des Jumna Ram Bagh, einer jener lieblichen Landsitze, wo die Großen aus Akbar's Zeit ihr Sommerleben verbrachten. Es ist ein weit ausgedehnter Garten, alle anderen übertreffend durch seine Orangen, Tamarinden und seinen Blumenreichthum. Hier pflegen die brittischen Beamten gern nach der Regenzeit zu verweilen. Denn dann, mit dem October, wird die Luft angenehm und der Himmel zeigt fortwährend sein ungetrübtes Azurblau, dann stellt die ganze Natur ein lachendes Bild der Ueppigkeit und Frische dar, alles grünt und blüht, und ein balsamischer Duft der Rosen, Veilchen und Myrten erfüllt die Atmosphäre. — Etwa zwei Stunden nordwestlich von Agra erhebt sich aus der Mitte eines Gartens das majestätische Secandra, das Mausoleum Akbars des Großen. Die äußeren Mauern bilden ein regelmäßiges Viereck von 850 Schritt Länge. Ueber dem mittleren der drei hohen Bogenportale steigt eine Bastion auf mit vier weißmarmornen Minarets. Das Grabmal selbst ist ein viereckiges Bauwerk, dessen innere Seite 350 Fuß, die äußere 410 Fuß Länge hat, und seine vier Stockwerke verkleinern sich nach oben zu. Im Erdgeschoß steht Abkars einfacher Marmorsarkophag, in den beiden folgenden die Sarkophage seiner Familie; rother Sandstein ist das Material, nur das oberste Stockwerk besteht ganz aus weißem Marmor in zierlich durchbrochener Arbeit, und überall sieht man Thürme mit säulengetragenen Kuppeln. — Dies Mausoleum und andere ähnliche werden indeß überstrahlt von der Tasch Mahal oder dem Diamant Seraglios, gewiß einem der schönsten Bauwerke in ganz Indien. Es steht eine Viertelmeile südlich von der Stadt hart am Jumna und wurde vom Kaiser Jehan zu Ehren seiner verstorbenen Gemahlin Mumtaz Mahal als sprechendes Zeugniß seiner Liebe errichtet. Weit hin leuchtet der blendend weiße Marmordom, von vier 120 Fuß hohen Minarets umgeben und auf einer 50 Fuß hohen und mit breiter Marmortreppe versehenen Plattform aufgebaut. Dahin führt durch einen hoch ummauerten Garten, vorüber an Marmorbassins, Fontainen und Blumenpartien, eine Allee alter

Cypressen. Die Tasch selbst bildet ein Achteck, über welchem eine Kuppel von 70 Fuß Durchmesser ruht. Vier Vorhallen umgeben an den vier Hauptseiten das mächtige Gewölbe des Innern. Es ist mit Mosaiken aus dem kostbarsten Edelsteinschmuck überdeckt, welcher gleich einer Laube des Paradieses in den mannigfaltigsten Blumen-Gewinden und Fruchtstücken die Wände ziert. In einer der schönsten Blumen zählt man allein 72 Edelsteine. Zu den Mosaiken sind vorzüglich Lapis Lazuli, Achat, Carneol, blutrother Jaspis, Chalcedon, Sardonix ꝛc. benutzt. Ein einfacher Marmorsarkophag umschließt die Leiche, welche in den untern Gewölben beigesetzt wurde. Ein Prachtkenotaph, reich mit Mosaiken und arabischen Inschriften ausgestattet, steht in der Mitte der Haupthalle. Die Minarets sind vereinzelt an jeder der Ecken angebracht, etwa zwanzig Schritt von dem Dom entfernt; in ihrem Innern geht eine Wendeltreppe von 162 Stufen bis zur höchsten Spitze. Die Ost- und Westseite der mit schwarzen und weißen Marmorplatten ausgelegten Plattform nehmen offene gewölbte Hallen, aus rothem Sandstein erbaut, ein; die Nordseite wird von dem 500 Schritt breiten Jumna bespült. — Die Nacht war herbeigekommen, und von der obersten Gallerie eines Minarets sah ich dies Wunder der Baukunst im hellen Mondglanz. Es glich einem silbernen Feenschloß. In solchen Stunden herrscht hier die feierlichste Stille. Die Luft ist dann mehr als je mit aromatischem Blumenduft erfüllt; der Jumna windet sich träumerisch durch die grüne Landschaft; die Ruinen von Riesenbauten und Grabmälern werfen geheimnißvolle Schatten; Agra mit seinen Minarets und zierlichen Marmorpalästen auf der kühn hervortretenden Citadelle liegt da wie eine Wohnstätte himmlischer Geister, umflossen von einem zauberhaften Schleier, unter dem die vielen Lichter des Strandes und der Bazare wie Sternchen schimmern; das Ganze aber erscheint wie ein Mährchen aus tausend und einer Nacht. —

Zu Bhurtpur, einem sehr belebten aber enggebauten schmutzigen Orte von 40,000 Seelen, fanden wie ein überaus angenehmes Quartier in Tschar Bagh, einer Villa, welche der Rajah als Denkmal der Erkenntlichkeit gegen diejenigen, denen er seinen Thron verdankte, lediglich für ihn besuchende Engländer mit allem mög-

lichen Comfort einrichten ließ. Daher hat man hier die verschiedenartigsten Kühlungsapparate, Eispfannen, ein großes Bassin zum Baden, auch einen guten Champagner- und Claretkeller. Ein Castellan ist angewiesen, für den Unterhalt und die Wünsche der Gäste Sorge zu tragen. Kaum waren wir angekommen, so wurden uns eine Menge Körbe mit Blumen, Früchten und Gemüsen überreicht, dann Schafe, Hühner, Eier und andere Eßwaaren. Auch wurden uns Wagen und Elephanten zur Verfügung gestellt. In einem benachbarten Obstgarten werden Widder, Hähne, Antilopen und Wachteln zu Kämpfen, so wie unzählige Liebesvögel zur Ergötzung der Frauen beherbergt; unter den Kampfhähnen hatte man einzelne Paare mit 200 Rupien bezahlt. Außerdem hält man einige Tiger und sechs zur Antilopenjagd abgerichtete Leoparden; von letzteren ruhte jeder auf einem Bettgestell und hatte zur Pflege zwei Diener, von denen einer fortwährend mit einem Wedel die Fliegen abkehrte. Auf einer uns zu Ehren veranstalteten Jagd ließen wir die Leoparden dreimal springen. In der sehr wildreichen Gegend wechselten Rudel von Antilopen mit Flamingos und Pfauen. Diese für heilig gehaltenen Vögel, denen Niemand nachstellen darf, sind so zahm, daß man sie mit Händen hätte greifen können.

Auf dem Wege nach Mattra zählten wir von unseren Elephanten aus an einer Stelle über 300 Antilopen, auch sahen wir Rebhühner und Pfauen in großen Heerden. In dem letzten Dorfe des Rajah mußten wir unsere Elephanten wieder gegen die Palankine vertauschen. Während die Träger sich zur Wanderung rüsteten, kam der Aelteste des Ortes in Begleitung einiger Leute und brachte uns als Zeichen ihrer Gastfreundschaft Blumen nebst Rosinen, Mandeln und Zuckerkant in versilberten Thongefäßen; er äußerte wiederholt seine Freude, als wir von den Süßigkeiten kosteten. Bald nachher betraten wir den klassischen Boden von Mattra (Mattarah, Matthura, Muttra). Als Mahmud I. von Ghazni diesen Ort zwanzig Tage lang plündern und verwüsten ließ, schrieb er seinem Gouverneur von Ghazni, daß es hier tausend Gebäude, so fest wie der Glaube der Gläubigen, gäbe, die meisten von Marmor, und zahllose

Tempel, viele Millionen an Werth, zu deren Erbauung wenigstens zwei Jahrhunderte erforderlich gewesen wären. Mahmud verschonte damals die Tempel; aber ein Theil der Stadt ging in Flammen auf und alle Götzenbilder, meistentheils aus Gold und Silber bestehend, wurden vernichtet oder eingeschmolzen. Die aus Rubinen bestehenden Augen von fünf goldenen Götzenbildern hatten einen Werth von 50,000 Denaren oder anderthalb Tonnen Goldes. Dreihundert Kameele wurden allein mit Silber beladen und nach Ghazni geführt. Jetzt sind von der vormaligen Herrlichkeit kaum noch die Trümmer sichtbar; doch ist Mattra als Krischna's Geburtsstätte ein vielbesuchter Wallfahrtsort geblieben. Die Bevölkerung wird auf 60,000 Menschen, darunter 6000 Muselmänner geschätzt.

Der alte Sitz des Großmoguls, Delhi, wurde am 26. April begrüßt. Vor der Zeit ihres Verwüsters Mahomed Togluk (1325 bis 1351 n. Chr.) wird uns diese Stadt als großartig und prächtig geschildert, alle Schönheit und Stärke in sich vereinigend, daher ihr Name „Neid der Welt". — Sie bestand eigentlich aus vier dicht zusammenstoßenden Städten. Ihre Mauern hatten eilf Ellen im Durchmesser. In ihren trefflich angelegten Magazinen konnte das Getreide sehr lange Zeit ohne Verderbniß aufbewahrt werden; denn man sah darin Reis und Kodru (eine Art Hirse) von neunzig Jahren. Ihrer Hauptmoschee glich keine andere an Erhabenheit und Glanz. Zu dem Bhuddatempel, But Kana genannt, gehörte ein Thurm von solcher Höhe, daß von ihm herab die Menschen nur wie kleine Kinder erschienen. Außerhalb der Ringmauern befand sich ein Bassin für Regenwasser, eine Stunde lang und eine halbe breit, aus welchem die Einwohner ihr Trinkwasser holten. Rings umher bildeten die Lustgärten der Großen einen paradiesischen Aufenthalt. Unter dem Großmogul Aurengzeb (st. 1707) soll die Bevölkerung zwei Millionen betragen haben, noch vor hundert Jahren mochte es eine halbe Million sein, gegenwärtig aber ist es kaum die Hälfte davon. Das Verhältniß der Muhammedaner zu den Hindu's stellt sich wie 2 zu 7. Das heutige Delhi, auf den Trümmern untergegangener Prachtbauten gegründet, ist von dreißig Fuß hohen Mauern umgeben und besitzt sieben hochgewölbte kolossale

Thore. Tritt man durch das östliche Thor, so wird man durch den Anblick der großartigen Jamma-Moschee überrascht, einem Meisterwerk des byzantinisch-arabischen Stiles. Es ist aus weißem Marmor und rothem Sandstein gebaut, welcher mosaikartig in Linien und Arabesken eingelegt ist oder in großen, zierlich gemeißelten Blöcken mit dem Marmor abwechselt: eine in Indien häufig angewandte Zusammenstellung. An den beiden äußersten Enden ragen 150 Fuß hohe Minarets empor. — Außerhalb der Thore liegt am Jumna der Palast Jehan-Abad, das einzige von dem Glanze der Vorfahren gebliebene Besitzthum des jetzigen Rajah, im Jahr 1631 vom Kaiser Jehan begründet und nach zehn Jahren vollendet. Eine 40 Fuß hohe Mauer mit Bollwerken und Thürmen umschließt in einem unregelmäßigen Viereck die Wohnungen des Großmoguls. Zwei kolossale Doppelthore führen von Westen und Süden her in diese kleine Stadt, welche durch verschiedene Höfe in Quartiere getheilt wird. Der erste Hof enthält den Marstall. In dem zweiten Hof, dem größten, ist unter einer Säulenhalle von weißem Marmor der äußere Thron angebracht: ein mit florentinischen Mosaiken geschmückter marmorner Sessel; über demselben erblickt man einen schönen Orpheus aus Edelsteinen. Von diesem Throne aus ertheilten die Großmugule den Gesandten und Großen des Reiches Audienz, wenn ihnen befohlen war, auf Elephanten zu erscheinen. Gegen 200 dieser Thiere fanden hier Platz, um in Reih und Glied aufzumarschiren. In einer Marmorhalle des dritten Hofes, Dewan-Kost genannt, stand vormals der berühmte Pfauenthron aus schweren Goldtafeln, mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen überzogen, zwischen zwei goldenen Pfauen, die ihre Edelsteinschweife ausbreiteten und über denen ein Papagei von natürlicher Größe, aus einem einzigen Smaragd geschnitten, den prachtvollsten Thron der Erde zierte. Man schätzte ihn auf 45 Millionen Thaler an Werth. Den kostbarsten Stein, einen Rubin erster Schönheit und Größe nahm Timur mit sich, und den Edelsteinschmuck der persische Schach Nadir, welcher 1737 Delhi verwüstete. Zur Seite des jetzigen einfachen Thronsessels, über dem ein von silbernen Säulen getragener Baldachin schwebt, liest man auf einer

Seitenwand in großen goldenen Lettern die persische Inschrift: „Wenn je ein Paradies auf Erden war, so ist es hier, so ist es hier, so ist es hier.“ Man zeigt auch noch die Tribüne, von welcher hinab der Großmogul das Volk anzureden pflegte. Die Wände sind mit italienischer Marmormosaik ausgelegt, und den Beweis für diesen europäischen Ursprung liefern die darauf dargestellten Aepfel, Birnen und Kirschen, so wie die beliebten Distelfinken und Dompfaffen. Südlich vom Dewan-Kost ziehen sich längs dem Flusse die in arabischem Stil erbauten Marmorpaläste des Königs und seiner Frauen hin, nördlich die Bäder und Gärten, die Wohnungen der Prinzen nebst einer Privatmoschee: Alles aus weißem Marmor mit eingelegter Edelsteinmosaik. Leider macht sich der Verfall überall bemerklich. Die Arkaden der Höfe sinken nach einander in Trümmer, die Geländer der Marmorhallen verschwinden stückweise; einige der Gemächer und Bäder können schon nicht mehr benutzt werden. Die Mosaikfußböden eines Marmorbades sind mit Staub, Schutt und altem Gerümpel bedeckt; ein herrliches Bassin mit einer Einfassung von seladongrünem Chalcedon, so wie mit einer ausgezeichnet schönen Rosette von Carneolen und Blutjaspis in der Mitte, liegt halb unter dem Schutt begraben.

Eine Meile südlich von der Stadt findet sich das grandiose Mausoleum des Kaisers Humayun, des Vaters von Akbar dem Großen, in der Mitte eines Gartens. Von dem vormaligen Blumenflor und den Springbrunnen, welche hier sprudelten, sieht man nur noch wenige Spuren; das Hauptgebäude bildet ein regelmäßiges Viereck, welches an allen Seiten Grabzellen enthält. Steigt man die Treppe hinauf, so gelangt man auf eine große Plattform, die Basis von Humayuns Grab. Dies ist ein achteckiger dreistöckiger Thurm, etwa 60 Fuß hoch; acht kleinere Thürme umgeben ihn. Das Ganze ist im Jahre 1570 in einem einfach edlen Stile erbaut. — Einige hundert Schritt davon entfernt sieht man unter Tamarinden und Pipalabäumen die Gräber mehrerer Heiligen, darunter das von Nisam Uddin: ein äußerst zierliches Marmorgebäude, dessen Wände mit einer Menge Inschriften in goldenen arabischen Buchstaben bedeckt sind. Ein Priester nahte sich uns hier mit zwei kleinen irdenen

Gefäßen, deren Deckel er mit den Worten lüftete: „Dies ist die Gabe, welche Jedem gereicht wird, dem Reichen, wie dem Armen, dem Könige, wie dem Bettler.“ Damit bot er uns das in dem Töpfchen aufbewahrte Zuckerwerk an. Noch mehrere andere prächtige Grabmäler bedecken dieses besonders heilige Todtenfeld. Es halten sich hier viele Priester und Fakhire auf. Einige derselben waren erbötig, sich von den Spitzen der Kuppeln herabzustürzen, wenn man sie dafür bezahlen wolle. Ein wohl 50 Fuß tief gelegener ummauerter Teich dient den Knaben der benachbarten Ortschaften ihre Taucherkünste zu zeigen. Die Schwimmlustigen baten uns, ein Almosen in's Wasser zu werfen, welches von ihnen in wenig Augenblicken aus dem Schmutz der großen Tiefe herausgeholt wurde. — Auf dem Rückwege besuchten wir die einst mächtige Veste des Schir Schah, Purana Killa, deren gewaltige Ringmauern jetzt ein ganzes Dorf einschließen; auch steht im Innern unter Anderm noch eine wunderschöne Moschee, ein einfaches Gebäude, dessen hohes Mittelgewölbe mit einer ganz flachen Kuppel bedeckt ist. — Zu den größten Merkwürdigkeiten Delhi's gehört auch die drei Meilen von der Stadt gelegene und schon aus weiter Ferne sich kenntlich machende Cutab Minar. Es ist dies der berühmte Minaret, welchen Cutab ud Deen, der siegreiche Stifter der Ghuriden, im Jahre 1193 als Triumphsäule des Muhammedanismus über das Brahmanenthum aus schönem rothen Sandstein erbaute. Der Thurm hat an der Basis 62 Fuß Durchmesser und erreicht in drei Absätzen 265 Fuß (bis zur obersten Gallerie 242 Fuß). Die höchste Spitze endet in eine Kuppel, welche von acht Säulen getragen wird. Die Cutab steht zwischen den Resten einer riesenhaft angelegten und deshalb unvollendeten Moschee, so wie inmitten uralter Bhuddisten- und Brahmanen-Bauten. In einem der Höfe steht ein mit Sanskrit-Inschriften versehener und aus Metall gegossener Pfeiler, vierzig Fuß über der Erde und eben so tief darin vergraben: ein Denkmal des grauesten Alterthums. Timur Lenk ließ eine Kanone dagegen abfeuern; die Kugel ließ eine Spur zurück, ohne die Säule zu verletzen. Nach einer anderen Sage soll der Zerstörer Schach Nadir in seinem Zorn die tiefe Beule mit der Axt geschlagen haben. Wir betrachteten an

den Bauwerken noch mehrere Sculpturen, wodurch die Aufzüge vormaliger Hindu-Fürsten geschildert werden, so wie einige Elephantenköpfe, welche die Pilaster zieren. Dann erstiegen wir die eiserne Gallerie der Cutab mittelst einer Wendeltreppe von 398 Stufen. Von hier aus überschaut man mit Einem Blick das bis zum Horizont ausgedehnte Ruinenfeld dieses indischen Roms, wo einst die Moscheen, Paläste, Pavillons, Bäder, Lustgärten und Mausoleen der Kaiser, ihrer Gemahlinnen und der Großen ihres Reiches prangten, und unter diesen Trümmern zählt man noch heute nicht weniger als hundert und sechzig Kuppeln und Thürme. Die Stadt Delhi mit ihren blendend weißen Marmordomen und der dahinter im grünen Thalgrund strömende Jumna begrenzte das düstere Bild. Als ich längere Zeit in schweigsames Nachdenken versunken an diesem Punkte stand, wo die Phantasie so reiche Nahrung findet und wo Jahrtausende warnend und belehrend zu dem Menschengeiste reden, brach der neben mir stehende Führer, ein edel gestalteter Hindu, endlich in die Worte aus: „Herr, hier ist nichts von Bestand gewesen, viel Jammer und wenig Freude; die Lebenden haben nur daran gedacht, sich nach dem Tode schön zu betten, und die Nachkommen, das zu zerstören, was für die Ewigkeit bestimmt war."

Sechstes Kapitel.

Von Delhi aus wandten wir uns in nordwestlicher Richtung abermals nach dem Himalaya-Gebirge zu, von den Ufern des Jumna zu den Quellen des Ganges und aus der brennend heißen Ebene zu den kühlen Höhen emporsteigend. — Schon in Merut, wo wir am 3. Mai ankamen, war die Hitze viel weniger lästig. Nachmittags brach ein furchtbarer Sturm los. Die Sonne verfinsterte sich von den emporgewirbelten Staubwolken, bis ein heftiger Platzregen sich in Strömen ergoß, der sich nach und nach in einen sanften Frühlingsregen verwandelte.

Vom nächsten Tage ab umfächelten uns mildere Lüfte; nur die Thäler waren schwül. Wir setzten bei den heiligen Ganges-

Tempeln über den Ganges, passirten die niedere Waldregion des Tarai, wegen ihrer ungesunden Luft sehr gefürchtet, folgten dem breiten, fast trockenen Flußbette des Nihalganga, und erreichten dann zwischen schroff abfallenden Hügeln, beständig steil bergan uns windend, die frischbegrünten Kuppen einer höheren Bergreihe. Hier athmeten wir freier; hier blühten Rosen, dufteten Jasminhecken, und gelbe äußerst wohlschmeckende Himbeeren nebst Berberitzen mit großen blauen Beeren erquickten uns. Auf einem kahlen Rücken lagen die Strohhütten des Dörfchens Simoria. Ein seltsames hohes galgenähnliches Gestell, von dem verflochtene Ketten, von Weitem wie Gerippe aussehend, herabhingen, erregte unsere Aufmerksamkeit. Es war eine Schaukel. Das Schaukeln ist nämlich hier eine Art Gottesdienst und wird von den frommen Hindu's mit eben so viel Andacht verrichtet, als wenn die Nepaulesen ihre Gebeträder drehen. Die Wege zum Himmel sind verschieden, doch hätte ich mir nicht träumen lassen, daß man sich auch hineinschaukeln könne.

Jetzt näherten wir uns der Ghagorkette, indem wir eine Reihe anmuthiger Hügel überstiegen. Die Abhänge derselben waren mit Rosen, Sauerdorn, rothblühenden Granatblumen, die Spitzen mit hohen Fichten bewachsen. Guirlanden einer Art Waldrebe (Clematis) rankten in den Weißdorngebüschen neben hochstämmigen Aprikosen und Kirschbäumen. Höher nach dem Passe zu kamen hochwipflige Eichen, deren krause Zweige ein dichtes Laubgewölbe bildeten. Schaaren von Hanuman-Affen (Cercopitecus Entellus) schleuderten sich in gewagten Sprüngen von einem Wipfel zum andern. Diese Thiere sind hier besonders hellfarbig, oft selbst weiß und ihr schwarzes langbärtiges Altmanns-Gesicht nebst dem Haarschopf über den Augen giebt ihnen ein gar wunderliches Ansehn. Der Kamm des Passes, voller Schluchten, Abhänge und ausgewaschener Bachrisse, ist ungemein dicht bewachsen. Hier gedeiht der Ahorn, die Esche, der Buchsbaum, die Pappel, die Hain-Buche, der Nußbaum, die Aprikose. Der Jasmin nebst zwei verwandten wohlriechenden Gesträuchen, der Epheu, Maiblumen und Erdbeeren in Blüthe, eine Art weißer Frauenschuh und manche andere bekannte Gewächse erinnerten an unsere deutschen Berge. Bald ging es wieder nieder-

wärts, dann steil in die Höhe, und nach einer kleinen Viertelstunde erblickten wir zwischen den grünen Eichen und Rhododendron hindurch den dunkeln Spiegel eines Sees in der Tiefe. Am Ufer desselben lag zwischen herrlichen Baumgruppen ein kleiner Ort, aus vier steinernen Häuschen und drei Häuschen bestehend, Nainethal genannt. Wir stiegen durch eine tiefe Schlucht hinab und fanden in dem Hause eines englischen Colonisten eine freundliche Aufnahme. Wir hielten uns hier eine Zeit lang auf, da die nöthigen Vorräthe zur Fortsetzung unserer Bergreise erst mit großen Umständen von der kleinen Bergfestung Almora herbeigeschafft werden mußten.

Der Ort hat seinen Namen von einer Heldin und bedeutet „See der Naina“. Der See liegt zwischen schwarzem Kalkstein und Thonschiefer 6300 Fuß über dem Meeresspiegel, er ist sehr tief und sein Umfang beträgt etwa anderthalb Stunden. Die Schichtung des Gesteins, Blöcke von Grünsteintrapp und die zerrissene zackige Gestalt der Ufer lassen auf eine vulkanische Entstehung schließen. In einem Umkreis von zwei bis drei Meilen giebt es noch drei andere Seen. Der umgebende Wald ist sehr wildreich. Die Jagd lieferte uns eine Ghora-Antilope, verschiedene Fasanen und Hirsche. Dazu gehörte der kleine Mundiak-Hirsch, dessen Gebell man oft vernimmt. Leoparden wurden zwar häufig gesehn, aber nicht erlegt, da der Felsboden die Verfolgung der schnellen Thiere unmöglich machte. Eins derselben hat kürzlich einen Hund fast vor der Thür eines Colonisten weggeholt. Eine Viertelstunde von hier giebt es eine große Bärenhöhle. Auch Tiger zeigen sich häufig und streifen selbst bis hinauf zur Grenze des ewigen Schnees. Sie werden sehr gefürchtet. Vor vier Monaten sperrte ein solches Raubthier die Pilgerstraße und zerriß zehn bis zwölf Reisende.

Am 27. Mai verließen wir mit 74 Kulis (Träger), acht Pferden, einer Hammelheerde und vier Zelten ausgerüstet das Thal; doch konnten wir erst gegen neun Uhr aufbrechen, da in der Frühe ein furchtbares Gewitter tobte; es brachte eine solche Regenfluth mit sich, daß der Ort überschwemmt wurde und Wasserfälle von allen Bergen in den See stürzten. Wir zogen durch freundliche Dörfer, Thäler und Flüsse. An einer Stelle

bemerkten wir selbst noch in einer Höhe von 4000 Fuß einzelne Palmen (Phoenix humilis), unter denen ich eine wohl auf dreißig Fuß hoch schätzte. Am Gagasfluß sahen wir eine Menge kleiner Tempel: thurmähnliche Gebäude verschiedener Höhe, vierseitig, oben pyramidenförmig zulaufend und mit einer knopfartigen Spitze verziert; die niedrige Oeffnung der Vorderseite wird durch einen ganz kleinen, von vier Säulen getragenen Portikus verdeckt. Mehrere Gruben förderten Eisenerz und Kupfer zu Tage. Eine Gegend, wo das uns zum Nachtquartier dienende Bangalo eines Engländers lag, erinnerte uns lebhaft an manche Schweizerlandschaften. Dies europäische Gepräge wurde noch täuschender durch die bei uns gewöhnlichen Zierpflanzen des Gärtchens: Goldlack, Stiefmütterchen, Nelken, Rosen, Wirtelstreppen (Coreopsis). Der Waldwuchs enthielt unter Anderm Eichen, Weiden, blühende Roßkastanien, Wallnuß-, Birn- und Maulbeerbäume. Das Gebirge nahm allmählig einen großartigeren Charakter an. Wir überstiegen die beiden Pässe Tillekannihal und Khonkalahal; letzterer ist auf seinem höchsten Kamme kahl. Wir erblickten von hier aus in schwindelerregender Tiefe das große Dorf Dhunpur; die Aussicht auf die Höhen verdeckte Nebeldunst.

Dhunpur, sehr romantisch gelegen, besteht aus reinlichen, mit Schieferplatten gedeckten Steingebäuden. Es wurde daselbst ein Ruhetag gehalten, den wir zur Jagd benutzten. Ein junges Moschuskalb und ein Dscherauhirsch war die Beute. Von hier aus gelangten wir an den Alakananda. Dieser Fluß zwängt sein graugelbliches Wasser durch die engen hohen Ufer von schwarzgrauen Thonschieferfelsen, und sein Brausen wurde schon aus weiter Entfernung gehört. Ein Sangha oder eine Seilbrücke führte hinüber. Diese im Gebirg überall gebräuchlichen Brücken bestehen aus zwei starken Grasseilen, welche straff über den Fluß von einem Ufer zum andern gespannt werden. Daran sind perpendikulär kurze fingerdicke Grasseile aufgehängt, an deren Enden man Querstäbe befestigt hat, und über diese liegt dann in der Länge gespaltener Bambus, als die eigentliche Brücke bildend. Da die Breite derselben bei mangelnder Dichtigkeit der Bodenfügung kaum einen Fuß beträgt, so darf man natürlich beim Hinübergehn nicht an Schwindel leiden. — Unsere Pferde

mußten durch den Fluß schwimmen, indem man sie mittels eines Seiles an das jenseitige Ufer hinüberzog. Sie kamen alle glücklich an, obgleich der Fluß sehr reißend und wohl 150 Fuß breit ist.

Ein heftiger Regen nöthigte uns, bei dem hochgelegenen, von vielen Kupfergruben umgebenen Orte Pokri einen Rasttag zu machen. Dann überstiegen wir die beiden Päſſe Sihalekhal und Khallikhal. Hinter dem letztern sahen wir zum ersten Male die am dunkelblauen Himmel herrlich sich abzeichnenden, weißglänzenden Schneespitzen des Kedarnath. Nachdem wir weiterhin einen Bergsee umgangen, bemerkten wir aus der Ferne ein Zelt, vor welchem eine Gruppe reichgeschmückter, in gelbe Seide gekleideter Leute, saß. Es war der Oberpriester von Kedarnath mit seinem Gefolge, der uns entgegengekommen, um uns hier zu begrüßen. Gleich nachher ließ sich eine schreckliche Musik von langen posaunenartigen Blase-Instrumenten hören, um seinen Besuch bei uns anzukündigen. Eine halbe Stunde später erschien er selbst, ein schöner kräftiger Mann mit edlen Zügen. Er theilte eine Menge Geschenke aus: Backwerk, Zucker, Kashmirshawls, Moschus und eine Schale voll Rupien. Wir folgten ihm nach Okimeth. Dort im Thale zeigte sich ein großes viereckiges Gebäude mit einem Tempel (Deval); inmitten des von Gallerien umschlossenen Hofes stand die Wohnung des Oberpriesters. Er empfing uns am Thore, berührte den Hut des Vornehmsten aus unserer Gesellschaft und führte uns über den Hof in eine offene Halle. Ehe die Unterhaltung begann, wurden einem Jeden zwei Rohrstöckchen überreicht, deren mit Baumwolle umwickelte Enden in eine sehr angenehm duftende Essenz von grünem Rosenöl vermischt mit Sandelöl getaucht waren. Der Oberpriester sprach sehr lebhaft und schien sehr erfreut über das Gegenschenk eines Ringes, den er zu vielen anderen an den Finger steckte.

Ein sehr lockerer und heftig schwankender Sangho aus dünnen, mit Grasseilen verbundenen Rohrstäben führte uns in einer Höhe von vierzig bis funfzig Fuß über den brausenden strudelvollen Kaliganga. Dann überschritten wir auf einer Brücke den Mundagri, ein wildes Bergwasser, dessen Ufer an vielen Stel-

len wohl tausend Fuß hohe, jäh abfallende Felswände sind. Er bildet hier prachtvolle Wasserfälle, von deren betäubendem Donner die Luft im engen Thale erzittert. Den untersten Sturz, der in mehreren Absätzen furchtbar brausend hinunterschießt, schätze ich auf 150 Fuß. Der Weg zur Seite des engen Thales wurde immer schmaler und stieg bald auf Treppen bergan, von denen man nur mit Grausen auf die tosenden und schäumenden Wellen der schwindelnden Tiefe hinabsehen konnte. Lange zogen wir so am rechten Ufer des Mundagri fort, bis es endlich wieder bergab ging, und wir sahen nun die unweit des Flußbettes gelegenen Tempel von Gaurikund vor uns. In den heiligen Quellen dieses Ortes baden eine Menge Pilger. Das Wasser der einen heißen Quelle sammelt sich in einem Bassin von zwölf Quadratfuß. Es verursacht den Badenden Schmerz auf der Haut und schien Vielen zu heiß. Namentlich die Frauen steckten abwechselnd einen Fuß um den andern hinein, ohne den Sprung zu wagen; selbst manche Männer machten im Wasser eine klägliche Miene. Andere stellten sich dagegen heldenmüthig mitten unter den Sprudel der Quelle. Ein Fakhir stieg hinein, ohne eine Miene zu verziehen. Er blieb volle drei Minuten darin, rieb sich dann den ganzen Leib mit Asche ein, und kurze Zeit nachher sah man ihn wieder völlig nackt, wie er war, in der kühlen Abendluft an der Erde hocken. Ich befragte den Besitzer dieser beneidenswerthen Haut über seine Lebensweise. Er antwortete: „Ich verließ Juggornauth, Familie, Haus, Eigenthum und folgte dem Gotte, der mir eingab, hieher zu wandern. Zwanzig Jahre bin ich Fakhir. Der Gott gab mir stets Alles, was ich brauchte. Der Gott machte auch, daß ich die Kälte nicht empfand, daß der Hunger mich nicht drückte; wenn ich krank war, machte er, daß ich nicht unterlag. Im Winter sollte mir Gott etwas gleich einem Mantel zusenden, etwas mich damit zu kleiden; wo nicht, so wird er nicht zugeben, daß ich der Kälte unterliege.“ Haben die Pilger dreimal untergetaucht, so wird ihr Zeug in dem heiligen Wasser unter fortwährendem Gebet ausgewaschen.

Von Gaurikund aus hatten wir noch 5000 Fuß zu steigen bis zur Höhe des berühmten Tempelortes Kedarnath, wo

der heilige Leib des Wischnu liegen soll. Wir folgten dem Laufe des Mundagrithales, dessen Tiefe hier wohl zweimal die der Roßtrapppe am Harz übertrifft. Selten sieht man die Fluth blinken, obwohl man das dumpfe Brausen der Wasserfälle beständig hört. Ein herrlicher Wald bedeckt die Abhänge und Kuppen der Gneußfelsen. Uralte Eichen, an deren zackigen Aesten langes weißes Moos herabhängt, von Epheu und Weinlaubguirlanden umschlungen, frischgrünende Wallnuß- und vollblühende Kastanienbäume, Ahorn und Haseln stehen hochgewachsen mit Lorbeeren und andern fremdartigen Gewächsen buntgemischt zusammen. Höher hinauf herrschen Weiden- und Rosenhecken vor, und der baumartige Taxus vertritt die Stelle der Tanne; bald verschwindet aller Waldwuchs, und es bleiben nur die Rosen sammt kräftig duftenden Fliederbüschen. Hinter dem letzten Rastort der Pilger Bhim Odiar hebt sich das Thal bedeutend. Wir ergötzten uns an einem schönen, in verschiedenen Absätzen mehrere hundert Fuß niederbrausenden Wasserfall, und gelangten nun an das erste Schneebett, wohl 800 Schritt lang und ganz mit großen Steinblöcken und Geröll bedeckt. Eine große Lawinenschütte überwölbte den Fluß. Von allen Seiten rauschten Bäche herab, aus den Schneelagern in den Senken entspringend. Die Alpenflora der Abhänge und Kuppen bestand aus Kaiserkronen, Iris, Rhododendren, vielfarbigen Fingerkräutern und Anemonen. So erreichten wir die Thalfläche des Tempels von **Kedarnath**, den ringsum steile Wände einschließen. Im Hintergrunde nach Nordnordwest bilden thurmhohe Trümmerhaufen von graubraunem Schnee mit Steinen gemengt die Grenze; rechts davon starrt der Kedarnath-Pik 21,500 Fuß hoch. Mühsam arbeiteten wir uns durch drei Schneefelder hindurch nach dem Felsen hin, von welchem fromme Pilger sich herabstürzen, indem sie ihr Leben der Gottheit opfern. Dieser Fels erhebt sich schroff aufsteigend etwa 6000 Fuß über die Schneebetten, und die Quelle des Mundagri stürzt von demselben als Katarakt herab, verschwindet aber unter dem Schneelager, aus dem der Fluß erst eine weite Strecke tiefer unten zum Vorschein kommt. Die Luft war hier oben so dünn, daß mich Kopfschmerz plagte und Schwindel auf ebenem Boden anwandelte. — Auf

einer kleinen, mit Blumen, besonders mit dunkelvioletten Aurikeln bedeckten Erhöhung der moorigen Thalsohle liegt der Tempel von Kedarnath. Er ist im Ganzen gut gebaut, aber nicht sehr alt, außer dem Fundament, das von den Göttern gelegt sein soll. Die Fronte hat eine schmale, etwa zehn Fuß hohe Treppe, eine Thür in der Mitte und neben derselben jederseits eine Nische; die linke enthält einige Idole, die entsprechende rechte nichts. Hinter dem Tempel sprudelt eine Quelle mit einem Häuschen überbaut; mehrere andere sind in der Nachbarschaft. Die Breite des Platzes beträgt 480 Schritt, die Höhe desselben über dem Meere 11,800 Fuß. Wir übernachteten daselbst und es wurde während dem so kalt, daß gegen Morgen das Thermometer nur $5\frac{1}{2}{}^{0}$ zeigte.

Um in das Gebiet des Rajah von Ghurwal einzutreten, wandten wir uns durch dichten Wald nach dem Paß Thorikhal hinauf. Links am Wege war eine große Tigerfalle gelegt, d. h. eine tiefe Grube mit einem aus schweren Bäumen zusammengefügten Fallgatter, welches obenein noch mit Steinen beschwert ist. Eine leichtbewegliche Stütze wird lose darunter gestellt, wie bei einer Mausefalle, und an diese eine lebendige Ziege befestigt. Die Falle klappt zu, sobald der Tiger an der erwürgten Ziege reißt, um sie fortzutragen. Was man hier Tiger nennt, sind jedoch gewöhnlich Leoparden. Ein zweiter, noch höherer Paß folgte auf den ersten, und nach diesem noch drei andere Bergrücken, ehe wir mitten in der unheimlichen Wildniß die Ruinen eines dicht umbuschten Bangalo erreichten. Moos und zierlich geformte Farrenkräuter bedeckten den feuchten Boden. Die Eichen wurden krüppelhaft und hörten auf; Birken und Rhododendron nahmen ihre Stelle ein.

Nie waren uns die im Norden thronenden Bergriesen so himmelhoch erschienen, als an diesem Punkte, wo ein weites Thal zu unseren Füßen sich ausdehnte. Wie krystallene Eispaläste ragten sie in den dunkelblauen Azur, rechts der Pik von Badrinath im glänzenden Hermelin-Mantel, links der Kedarnath. Zwei Schneebetten, bordirt mit hellrosarothen Aurikeln und schwefelgelben Primeln von lieblichem Geruch mußten überschritten werden; dann gelangten wir über eine steile Glimmerschiefer-

Wand aufwärtskletternd zum höchsten der Pässe. Noch einmal erschienen uns hier die prächtigen Gipfel des hohen Himalaya; aber schon im nächsten Augenblick blinkten nur noch einzelne Eisspitzen über den dicken Wolkensaum hervor, so unermeßlich hoch, daß man sie für eine Luftspiegelung gehalten haben würde, hätte man nicht kurz vorher die ganze Kette vor Augen gehabt. Wir wanderten auf dem Kamme dieses Passes wohl zwei Stunden lang fort. Dann führte uns der Weg durch ein liebliches Thal mit grünem Eichenwalde unserem Rastorte Panati Danda zu.

Von dort ab drangen wir immer tiefer in's Gebirge. Die Dörfer sind sehr klein und sehr weit von einander, das Land arm; daher hielt es oft schwer, die nöthigen Lebensmittel zu beschaffen, obwohl unsere Leute sehr mäßig leben und mit ein oder zwei Händen voll Gersten- oder Weizenmehl den ganzen Tag über durchkommen. Der Proviant wird jetzt auf Schafen, die jedes einen kleinen Sattel tragen, transportirt. — Eine sehr schwankende gebrechliche Brücke führte uns über den Billangfluß, in dessen Thal man Reis baute; er war eben erst in zierlichen Schneckenlinien oder im Zickzack umgepflanzt und sah sehr schön sammetgrün aus. Dann wurde der Weg sehr beschwerlich wegen der jäh abfallenden Thalwand, die mit Felsblöcken bedeckt, mit Erlen, Rasen und Weinreben bewachsen war. Es ging immer steil bergan bis zur Paßhöhe des Kedarakhal, meine Messung ergab 10,580 Fuß senkrechte Erhebung. Am jenseitigen Abhange folgte dichter Wald von Ahorn, mit Unterholz von Wegdorn und einer Art Birnbaum mit sehr großen herzförmigen, in der Mitte zusammengefalteten Blättern, wodurch der Baum sich höchst seltsam ausnimmt. Einzelne Pläne waren mitten im Walde ganz mit hohen Kräutern bewachsen; Sauerampfer, Knöterich, Taubnessel, Doldengewächse herrschten vor, aber von so üppigem Wuchs, daß man kaum mit dem Kopf darüber hinaussah. Weiter unten begannen unermeßliche Erdbeerfelder, und zuletzt mußten wir uns noch durch ein Bambus-Dickicht hindurcharbeiten, ehe wir der Culturfelder eines kleinen Dorfes mit Tabak, Gurken und Hirsearten bestellt, ansichtig wurden. Es giebt hier viel schwarze Bären und anderes Wild. Wir sahen einen Mann ohne Nase, den ein Bär so verstümmelt hatte. Dicht am Wege

waren einige Moschusthierfallen aufgestellt. Sie bestehen aus einem niedergebogenen jungen Baume, dessen Spitze zwischen zwei Stückchen Holz am Boden so festgekeilt ist, daß er bei der leisesten Berührung in die Höhe schnellt; eine starke Schlinge ist daran befestigt und alles wohl mit Laub verdeckt.

Wir überschritten zwei Thäler des doppelarmigen Bhalesganga. Das zweite Thal des furchtbar reißenden Stromes war so tief eingeschnitten, daß es fast dunkel erschien unter dem dichten Laubschmuck des umgebenden Waldes von Ahorn, Eschen, Weißbuchen und Wallnußbäumen. Unter den Eichen zeichnet sich die Moru-Eiche aus durch ihre dicken kugelrunden Früchte von der Größe eines kleinen Apfels; sie sind grau oder braunroth und sitzen auf einem sehr flachen Näpfchen, welches nicht mit der Eichel abfällt. Bei dem Dorfe Pinnari, wo wir im Schatten schöner Wallnußbäume lagerten, hingen diese Bäume voll reifer Nüsse, die sich aber äußerst hart und schwer aus der Schale bringen lassen; sie sind kugelrund und zerspringen beim Zerschlagen in vier Stücke. Der Menschenschlag ist hier groß und stark; die Männer, mit starken schwarzen Bärten, tragen weite Röcke und Hosen von brauner Wolle; die Weiber blieben für uns unsichtbar. Die reinlichen, aus Stein gebauten Häuser des Dorfes hatten auswendig hölzerne Treppen und vor dem Eingang eine gepflasterte Tenne. Rothe Amaranthfelder umgaben das Dörfchen. Von hier aus überstiegen wir einen Paß von 10,500 Fuß Höhe und betraten dann ein Thal, wo mir ein gewaltiger Haselnußbaum von der Größe einer Eiche merkwürdig erschien. Einen reißenden Bergstrom passirten wir auf einer Brücke, wie sie hier im Gebirge gebräuchlich sind. Dieselbe bestand lediglich aus drei Baumstämmen ohne Geländer, und in der Mitte schwankten die langen Bäume auf eine höchst unangenehme Weise.

Am 28. Juni erblickten wir zuerst von einer Bergkante jenseit des 10,700 Fuß hohen Passes Kus das Gangesthal mit mehreren Dörfern, an einem ganz baumlosen Abhange des rechten Ufers gelegen. Beim Herabsteigen zogen wir durch Nadelholz. Es zeigten sich Bäume von unglaublicher Stärke und Höhe. Eine Morindatanne hatte sechs Fuß im Durchmesser und

wohl 200 Fuß Höhe; ein Taxusbaum war fünf Fuß dick. Selbst die im Laubwalde vorkommenden Spiräen und eine Art unseres Jelängerjeliebers werden hier baumartig. Tiefer unten begann wieder die Region des Bambusrohres, und das Rauschen der Wasser kündigte die Nähe des heiligen Stromes an. Die letzte steile Strecke bis zu seinem Ufer war mit langem harten Grase bewachsen, so glatt, daß man beständig Gefahr lief, den schroffen Abhang hinunter zu gleiten. So erreichten wir mit Müh und Noth das Flußthal des Bhagirathi, wie der Ganges in diesen Gegenden genannt wird. Hier herrscht eine eigenthümliche Vegetation. Alle schroffen Klippen sind von Weinreben umschlungen; dichtes Gebüsch von immergrünen Gewächsen, Berberitzen, Kittersträuchern und Himbeeren mit grauen wohlschmeckenden Früchten steht dazwischen. — Am Ufer des Bhagirathi treten zwei Felsblöcke in den Strom hinein und verengen das Bett desselben, so daß er nur etwa funfzig Schritt breit ist, aber dabei braust und brandet er, wie Meereswogen. An dieser Stelle dient ein Seil von Bambusstreifen als Brücke. Darauf ruht ein krummes Holz, an dessen Enden man mittelst eines Strickes um die Mitte des Leibes festgebunden wird. So muß man sich nun mit Händen und Füßen hinüberwinden, was anfangs in gesenkter Linie ziemlich rasch geht, am jenseitigen Ufer aber um so schwieriger wird. Drüben schlugen wir unsere Zelte auf, und wir hatten trotz der Wärme eine ziemlich ungestörte Nachtruhe, da es viel weniger Stechfliegen gab, als auf den früheren Stationen, wo man ihretwegen oft kein Auge schließen konnte.

Der fortgesetzte Weg war steil, aber nach Möglichkeit gut angelegt. Den meisten Aufenthalt veranlaßten verschiedene Flüßchen und Bächlein, sofern wir deshalb von den hohen Felsen auf treppenartigen Pfaden oft tausend Fuß tief hinabklettern und eben so hoch, noch dazu in der brennendsten Sonnenhitze, wieder hinaufsteigen mußten. Lämmergeier und schwarze Krähen umkreisten uns; sonst gab es weder an Pflanzen noch an Thieren viel zu sehen. Einzelne verkümmerte Kiefern machten den Weg durch ihren Nadelabfall nur schlüpfrig; einzelne Primeln, einige Farren, der weiße Cyperus und dürres langes Gras bekleideten

die Abhänge. An einzelnen Stellen war die Schichtung der schroff abfallenden Felsen am jenseitigen Ufer verschieden, so auch die Farbe, hier schwarz, dort weiß. Außerdem waren die Felsen mit einer kletternden Feigenart umzogen. Das Flußbett lag voll fortgerissener Tannenstämme.

Weiter hinauf kündigte uns fernher ein dumpfes Brausen die Katarakte des Ganges an. Es sind mehrere hinter einander. Der erste stürzt in einer Breite von 80 Fuß etwa 16 Fuß tief hinab, zur Linken weniger steil; aber der Sturz prallt dort gegen einen Fels und steigt als breite Wassersäule hoch in die Luft. Der zweite Fall ist etwas niedriger, der dritte wohl 30 Fuß hoch. Alles ist in Dunst und feinen Regen eingehüllt; der Boden zittert unter der Macht der niederdonnernden Wassermassen. Mehrere Stromschnellen und Fälle von geringerer Höhe lagen höher hinauf nach den Quellen zu, wo der Strom, von den Felsen bis auf eine Breite von zwanzig Fuß zusammengedrängt, sich mit schäumender Wuth Bahn bricht. Die von hier ab uns beständig begleitende Naturmusik des tobenden und rauschenden Elementes bewirkte, daß wir uns nur in laut schreienden Tönen unterhalten konnten. Bei Nacht raubte uns das Donnern und Brausen der Wogen oft den Schlaf in unseren gewöhnlich dicht am Ufer aufgeschlagenen Zelten.

Nachdem eine Brücke von Baumstämmen uns auf die linke Stromseite geleitet, machten uns durchbrochene hohe Granitwände und Geröllbänke viel zu schaffen. An einer Stelle, wo wir den Wasserspiegel selbst erreichten, sahen wir eine steile Felswand von tausend Fuß Höhe, welche durch die darüber herabfließenden kalkhaltigen Quellen ganz und gar mit gelbweißem Kalksinter überzogen war. Herabgestürzte Tuffblöcke lagen im Flußsand. Nachher führte eine schwankende Baumbrücke über den schwindelnden Abgrund des sechzig Fuß breiten Stroms, die sehr morsch und wie immer ohne Geländer war, mir indeß doch angenehmer erschien, als die verzweifelte Lage, in welche man bei dem Hinüberrutschen über eine Seilbrücke eingezwängt wird. — Dicht hinter der Vereinigung des Goldsand führenden Lunegadh-Flusses mit dem Bhagirathi passirt man die Schutthaufen eines ungeheuren Felseneinsturzes, welcher vor acht Jahren stattfand. Große

zehn bis zwanzig Fuße hohe Blöcke sind bis zu 300 Fuß über dem Flußbette aufgethürmt. Es kostet Mühe, sich da hindurchzuarbeiten; man hat fast senkrechte Wände zu erklettern, und an manchen schwierigen Stellen sind schmale Dielen von Cedernholz gelegt. Ein Wäldchen aus Weiden, Pappeln, Maulbeerbäumen, Ulmen und einzelnen Tannen begleitete uns bis zu dem Abhang, an welchem das Dorf Sukhi liegt. Weiter hinauf schützten uns Wallnuß- und Aprikosenbäume gegen den Sonnenbrand. Das Dorf, von Amaranth- und Weizenfeldern umgeben, war wie ausgestorben. Wir sahen nur einzelne Männer, mit Strickkörbchen am Arme Wolle spinnend, und häßliche Weiber mit dickem Turban in schmutzig braunen Wolljacken und Hosen. Die wohlgebauten hölzernen Häuser haben zum Theil zwei bis drei niedrige Stockwerke; die Fenster sind kleine Löcher, die Dächer bestehen aus derben Planken. Ein Baum mit eingehauenen Stufen führt zum ersten Stockwerk, wo man durch ein Thürloch gebückt in das Hauptgemach kriecht. Daneben befinden sich dunkle Schlaf- und Vorrathskammern. Das Baumaterial liefern meistens die vom Fluß herabgeschwemmten Deodar-Cedern. Der erste Wald davon, den wir bald darauf trafen, war zum Theil niedergebrannt; doch fanden sich noch viele herrliche Bäume. Es sind mächtige kerzengrade Stämme, oft von hundert Fuß Höhe und einzelne bis vierzig Fuß Umfang. Die dachförmig ausgebreiteten Aeste sind mit aufrecht stehenden Zapfen besetzt.

Der breite Sian und der größte aller Nebenflüsse, der Gumti, endlich der Hersile und der Ganges selbst wurden auf schwankenden Cedernbrücken überschritten. Bei den netten Schweizerhäuschen des Dorfes Dherati diente ein sechs Stockwerk hoher Thurm als Festung, wie man sagte, gegen die Schafräuberhorden. Von hier führte ein Sangho über den Bhagirathi, etwa siebenzig Fuß hoch über dem Wasser schwebend. Dann gab's wieder einen Zufluß des Djanevi zu passiren. Ein Baum mit eingehauenen Stufen leitet hinab zu einigen Felsblöcken am Uferrand; zwei andere Bäume, durch übergelegte rohe Holzstücke verbunden, bilden eine sehr holperige, noch obendrein schief nach der einen Seite gesenkte Brücke. Durch die Lücken derselben sieht man sechzig Fuß tief unter sich den tosenden Fluß, der etwa

zwanzig Fuß breit zwischen schroffen Felsen sich hindurch drängt. Dicht neben der Brücke liegt an der Felswand ein ovaler Stein, ungefähr einen Fuß lang und roth angemalt: der Leib des als Bhairam verehrten Gottes. — Unser Lagerplatz gewährte eine prachtvolle Ansicht in den schäumig brandenden Zusammenfluß des Bhagirathi und Djanevi, so wie in das wilde zerrissene von zertrümmerten Felsen bedeckte Thal. Mich erinnerte dieser Anblick lebhaft an den Engländer Hodgson, der in einer solchen Gegend des Himalaya-Gebirges über Nacht am 26. Mai 1826 ein Erdbeben erlebte. „Wir stürzten," sagt er, „aus dem Zelte und waren Zeugen von den Wirkungen der Erdstöße und von der grauenvollen Lage, in welcher wir uns befanden. Unser Zelt stand zwischen ungeheuren Felsenmassen, deren einige über hundert Fuß im Durchmesser hielten und die wahrscheinlich alle bei früheren Erderschütterungen von den über uns befindlichen Felsenabhängen herabgestürzt waren. Die uns umgebende Scene, mit all ihren Schrecken vom Monde beleuchtet, stellte sich wahrhaft grausend dar. Bei dem zweiten Stoß rollten allseitig Felsen von den Piks herab dem Flußbette zu. Das dadurch hervorgebrachte Getöse läßt sich eben so wenig beschreiben, als es je aus meinem Gedächtniß entschwinden wird. Nachdem das Krachen der in der Nähe herabstürzenden Blöcke vorüber war, hörten wir noch das schreckliche Tosen in fernen Schluchten. Mit Bangigkeit blickten wir zu den über unseren Häuptern befindlichen Felsen hinauf, in der Erwartung, daß der nächste Stoß auch von ihnen einige Fragmente abwerfen würde, wo wir dann ohne Rettung verloren gewesen wären. Doch die Vorsehung fügte es so, daß sich in dieser Nacht keine Stöße mehr ereigneten." Es war eine schauerlich wilde Gegend. Ihr entsprach der Weg, der über die Brücke hinaus im Zickzack bald auf schwindelerregenden Treppen, bald auf Brettern, die über die Klüfte und Abgründe gelegt waren, uns zur Höhe hinaufführte. Wir kreuzten den Fuß des mit schönen Cedern bestandenen Dekani-Pik. Hier liegt das Heiligthum des Flußgottes Bhairam, von aufgerichteten Steinhaufen und lappenartigen Fahnen, die man an Stöcke bindet, umgeben. — Ein starker Moschusgeruch bezeichnete hin und wieder die Fährte der zahlreich hier lebenden

Moschusthiere. Auch frische Bärenspuren kamen häufig vor. Von Vögeln ließ sich außer einer Art Rebhuhn und dem Monalfasane wenig blicken. Der letztere hat die Größe eines kleinen Truthahns mit dunkelblau und grün metallisch glänzendem Gefieder. Man hört nicht selten sein gackerndes Geschrei, wenn er auffliegt, und sieht den blendenden Glanz seiner Federn durch die Zweige der Cedern hindurch schimmern. — Jeder Steg und Weg, jeder offene Platz hat hier seinen Namen, der im Munde der Pilger lebt. Man zeigte uns einen wüsten Trümmerhaufen als Denkmal eines Dorfes, das ein Bergsturz verschüttete.

Der Bhagirathi wird nun immer mehr in die Felsen eingeengt. Vorher, wohl noch achtzig Fuß breit, muß er sich hin und wieder durch ein schroff eingeschnittenes Flußbett von zwölf Fuß Breite hindurch winden. Einmal überbrücken ihn Felsblöcke dicht neben einer hohen, nie schmelzenden Schneewand. Zuweilen verbirgt er sich unter Schneebetten. Nahe vor Gangotri wird er wieder breiter, strömt aber doch mit furchtbarer Heftigkeit, indem er beständig mit dumpfem Donner große Steine und Felsblöcke in seinem Bette fortwälzt. Der berühmte Tempel von Gangotri entspricht keinesweges den Erwartungen, die man sich davon macht. Es ist ein ganz schmuckloses steinernes Häuschen, im Innern mit einem kleinen silbernen Bilde der Ganga, und außerdem auch mit einigen rohen Steinbildern des Schiwa und Bhairam ausgestattet. Die Ummauerung hat kaum vierzig Schritt im Umfang. Nahe dabei stehen einige vom Sturm zerzauste alte Cedern, Pappeln und Birken. Fakhire hocken rund umher unter den überhangenden Klippen. Die das Thal begrenzenden Felswände, hoch und steil genug, auch ganz romantisch mit spitzen Zacken und Kronen versehen, verdecken indeß leider den erhabenen Hintergrund der weißen Schneespitzen, deren Anblick uns bisher auf dem ganzen Wege ergötzt hatte. Diese unendlichen Massen der mannigfaltig geformten Piks erschienen alle so, als wären sie erst eben aus der bildenden Hand einer ungeheuren vulkanischen Kraft hervorgegangen, ein schreckliches Chaos der Verwüstung vor Augen stellend. Jenseits des Flusses da, wo die höheren Bäume aufhörten und das Rhododendron beginnt, hatten wir diese schroffen Eisnadeln oder runden Kugel-

formen, diese dünngeschliffenen überhängenden Krystallwände, diese Burgen und Vesten mit tausend Zinnen so nahe und klar vor uns, daß die Grenze des ewigen Schnee's einer weißen Decke glich, die sich in vielen Zipfeln und Ausläufern in die Waldregion hineinzog, während der dunkle Cedernwald bis zum Fluß hinab von breiten kahlen Streifen durchfurcht wurde, welche, wie eine Riesenspur, den Alles niederschmetternden und zertrümmernden Sturz einer Lawine andeuten. Dazu denke man in der Tiefe den brausenden Strom mit seinen zahlreichen Stromschnellen und schäumenden Wasserfällen. Der blendende Schein des Schnee's wurde durch den Contrast mit der tiefblauen Farbe des Firmamentes noch gehoben. Des Nachts funkelten die Sterne mit einem Glanze, wie ihn die dichtere Atmosphäre nicht kennt. Stiegen sie hinter den weißen Gipfeln hervor, so ging das Licht wie ein heller Blitz von ihnen aus. Dagegen verschwanden sie auch im Untergehn eben so plötzlich hinter den Alpenriesen.

Bei schönem heiteren Wetter stiegen wir wieder bergab. Diesem verdankten wir es, daß wir im Nordost die himmelhohen Eiszacken des Rudruh-himaleh, mehr nach Süden den glatt und scharfkantig in die Luft steigenden Eiskamm des Sitpurikanta erblickten. Weiter gegen Südwest zeigte sich durch eine Schlucht in wundervoller Klarheit ein schön gerundeter Schneegipfel allseitig von Gletscherumwallungen eingeschlossen. Nach anderthalb Stunden befanden wir uns an dem Abhange, über den die Nilungbrücke gelegt ist. Aus drei sehr dünnen Balken bestehend, führt sie in einer Höhe von siebenzig Fuß über den etwa dreißig Fuß breiten, zwischen senkrechten Ufern eingeengten Strom. Auf der anderen Seite windet sich der Weg steil in die Höhe und man gelangt bald zu einem hölzernen Thore, welches den Pilgern die Straße nach Gangotri andeutet. Der nördlich ziehende Weg geht nach Tübet.

In dem Dorfe **Mukba** schlugen wir auf einer sonnigen, mit Steinen gepflasterten Terrasse unsere Zelte auf. Solche marktartigen Plätze, gewöhnlich in der Mitte der Dörfer gelegen, dienen als Dreschtennen. Man nennt sie Djoka oder Patang. Des Abends sammelt sich dort das Volk zum Tanzen und Singen. Die Häuser des Dorfes haben viele Stockwerke, aus quer über

einander gelegten Balken gebaut, deren Zwischenräume mit Steinen ausgemauert sind. Eine schmale Spalte zwischen je zwei Querbalken macht den einzigen Zugang für das Licht aus. Nur an den beiden oberen Stockwerken, welche die Wohnzimmer enthalten, sieht man zuweilen ein paar Fensterchen, wie an einem Taubenhause; auch hat man wohl Balkons oder es läuft eine Gallerie dicht unter dem ziemlich flachen Bretterdache herum. Das Erdgeschoß enthält die Viehställe und den Bienenstand. Neben diesen Thurmhäuschen stehen noch ganz kleine viereckige hölzerne Gebäude als Vorrathskammern, deren Thüren mit einem großen sichelförmigen Stück Eisen verschlossen werden. Eine Menge hübscher Kinder spielten vor den Häusern. Die Frauen sahen dagegen in ihren dicken Turbanen und plumpen steifen Wolljacken äußerst häßlich aus. Die Männer, hochgewachsen und mit stattlichen Bärten, sehen ganz martialisch aus; ihre Mützen mit steifen Spitzen gleichen einem macedonischen Helme, der unbiegsame dicke Wollstoff ihrer Kleidung einer Rüstung. Man baut hier Gerste, Weizen und verschiedene Hirsearten. Behufs Urbarmachung des Bodens wird in der ganzen Gegend am oberen Gangeslauf ein Stück Cedernwald niedergebrannt, und der Landmann säet dann um die verkohlten Baumstämme eine Art rothen Fuchsschwanz, dessen Blätter als Gemüse und dessen Samen als Mehl zum Brote dienen. Als Fruchtbäume pflanzt man Aprikosen, und die Dörfer liegen gewöhnlich inmitten eines Aprikosenwäldchens. Es ist der wilde Baum, hoch und stark, mit zahlreichen, aber kleinen Früchten von der Größe einer Kirsche. Der Pfirsichbaum wächst ebenfalls hier überall wild und trägt ähnliche Früchte: klein, aber von angenehm säuerlichem Geschmack.

Behufs Fortsetzung unserer Reise versahen wir uns in Mukba mit Mehl, Reis und Lastschafen zum Transport des Proviants; auch wurde die gehörige Anzahl Kuli's in Accord genommen. Unseren ursprünglichen Plan, über den Nilungpaß in Tübet einzudringen, mußten wir wegen mancherlei Hindernisse aufgeben, und wir entschlossen uns endlich, über einen der Gebirgspässe nach Kunamer zu gehen.

Um in das Thal des Gumti zu gelangen, mußten wir einen sehr steilen Berg erklimmen. Dicht unter dem Kamme passirten

wir einen Birkenwald. Das Ansehn dieses Baumes ist hier viel schöner als bei uns; denn selbst die alten Stämme behalten ihre weiße Rinde, wenn gleich rissig und spröde. Sie erscheint immer weiß, bei den jungen Bäumen fast silberfarbig. Sie wird als Schreibmaterial gebraucht, indem man an dem glatten astlosen Stamm eines halbwüchsigen Baumes einen Längsschnitt macht und die einzelnen Lagen der dünnen Rinde vorsichtig ablöst. Man gewinnt so Stücke von drei Fuß Quadratfläche. — Vom linken Ufer des Gumti zogen wir wieder bergan, eine Menge reißender Bäche überschreitend. So erreichten wir endlich eine Bergwiese, 8000 Fuß hoch gelegen, wo wir Rast machten. Rings um unsere Zelte prangte ein wahrer Blumengarten voll prächtiger Anemonen, Fingerkräuter, Weidenrosen, Lilien, Astern; etwas höher auf dem Felsen blühte auch der schöne himmelblaue Alpenmohn des Himalaya. Bei unserer Ankunft ließ sich auf dem von der Sonne beleuchteten Berge, an dessen Fuße wir lagerten, eine große Heerde wilder Schafe, wohl an achtzig Köpfe stark, sehen. Sie schienen durchaus nicht scheu und ließen die Jäger nahe herankommen; doch wurde keins erlegt. Der Knall verscheuchte die ganze Heerde, und rasch wie der Wind waren sie hinter dem Kamme verschwunden. Diese Thiere leben meistentheils an der Grenze des ewigen Schnees. Sie haben eine sehr dichte rothbraune, vor der Brust schwarzzottige Wolle und gerollte Hörner. Eins der Schafe, welches ein Junges führte, machte die entsetzlichsten Sprünge, um einen Adler von ihrem Lamme abzuhalten. — Bei Sonnenuntergang sahen wir die Gipfel der Eisberge hell erglühen. Die Höhe unseres Platzes betrug 11,272 engl. Fuß.

Der folgende Morgen brachte starken Nebel. Dieser löste sich zuletzt in einen feinen Regen auf, der den ganzen Tag anhielt. Dadurch wurde die Beschwerlichkeit unseres Weges außerordentlich erhöht, da derselbe uns über kahle, mit schlüpfrigem Grase bewachsene Bergrücken und steil abfallende Alpenwiesen führte. Wir kletterten an den Geröllwänden hinauf und herab und hatten dabei die vielen Nebenflüsse des Gumti zu durchwaten. Das eiskalte Wasser derselben war oft so reißend, daß wir uns nur mit Mühe in der Strömung aufrecht erhalten konnten.

So erreichten wir das erste Schneebett, welches den Gumti stundenweit bedeckt. Von da ab wand sich der Pfad einen steilen Abhang in die Höhe. An einer scharf überhangenden Granitwand des Abhanges suchten wir einigen Schutz gegen den eiskalt rieselnden Regen und den schneidenden Wind, der unsere Glieder erstarren machte; doch war der Platz zu beschränkt, um daselbst sammt den Kulis zu übernachten; rings umher aber gab es nichts, als schroffe Abhänge und Klippen zu sehen. Nach langem Bemühen fanden wir endlich einen etwas weniger steilen Abhang an dem tiefen Thale eines Quellflusses vom Gumti. Die Zelte wurden aufgeschlagen, so gut es gehen wollte; doch floß der Regen überall durch. Das mitgenommene naß gewordene Holz wollte nicht brennen, und erst nach mancherlei vergeblichen Anstrengungen flackerte ein kleines Feuer auf, an welchem wir selbst unsere Chocolade kochten, da der Koch vor Kälte krank war; indeß konnten wir uns eben so wenig dadurch, als durch den Genuß des Branntweins vollkommen erwärmen. Die Höhenmessung ergab 11,719 Fuß über dem Meere.

Ein höchst angenehmer Sonnenschein begünstigte am nächsten Tage die Uebersteigung des Passes, den wir vor uns hatten. Bald erreichten wir die Schneebrücke des reißenden Flusses und stiegen von da beständig bergauf und über kahle Geröllfelder. Die Vegetation fand wenig Erdreich. Nur an den zahlreichen Bachrieselstellen standen niedrige gelbe Fingerkräuter nebst Ranunkeln; Moose und gelbe Flechten mit schwarzem Rande überkleideten die Steine. Kein lebendiges Wesen ließ sich in dieser todten Wüste blicken, kein Vogel belebte mit seiner Stimme diese einsamen öden Geröllflächen. Nur einzelne Käfer sah ich fliegen, aber ihr eintöniges Summen verschwand bald in der tonlosen Luft und bewirkte um so stärker das Gefühl der Abgeschiedenheit. Nach anderthalbstündigem Marsche traten wir in ein weites glänzendes Schneefeld ein, an vielen Stellen so weich, daß wir bis an die Knie einsanken. Die Trümmerhaufen eines eingestürzten Felsens erschienen wie eine Oase, in welcher wir ausruhen konnten, um frische Kräfte zu sammeln. Der Nebenfluß des Gumti, dessen Laufe wir folgten, war schon lange unter der Decke der ungeheueren Gletscher und Schneemassen ver-

schwunden; nur da, wo es galt, tiefe Risse und gefährliche Spalten zu überspringen, hörte man ihn am unabsehbaren Boden des Abgrundes brausen. Wir kamen glücklich über alle diese Schwierigkeiten weg; aber bis zur Spitze des Passes war noch ein weiter anstrengender Weg zurückzulegen. Eine steile Gletscherwand mußte erstiegen werden, während der Wind von den benachbarten verwitterten Felszacken beständig Schauer kleiner Steine auf uns herabschüttete. In vier Stunden erreichte ich nebst noch zwei anderen Reisegenossen die Höhe des Lamakaga-Passes von 15,355 Fuß. Ein kahler Trümmerkegel von weißem Granit bildete die noch etwa 300 bis 400 Fuß höher gelegene Spitze desselben. Wir drei ersten Ankömmlinge hatten wenig von der Bergkrankheit zu leiden. In einem um so schlimmeren Zustande befanden sich unsere Kulis und unser englischer Dolmetscher. Sie klagten namentlich über unerträgliche Kopfschmerzen. Kraftlosigkeit, Beängstigung und Uebelkeit sind die Symptome des Uebels, welches man hier Bies (Gift) oder Mundara nennt. — Inzwischen hatten unsere Führer nach dem Wege gespäht. Sie kehrten zurück und erklärten, es sei unmöglich, nach dieser Richtung weiter vorzudringen, weil durch frische Lawinen dort ein senkrechter Absturz von 500 bis 600 Fuß entstanden sei. Es blieb nun kein anderer Rath, als westlich über den höchsten Trümmerkegel zu klettern und von dort über furchtbar steile Schnee- und Eisbänke das Hinabsteigen zu versuchen. Wir setzten uns in Marsch, doch auf der höchsten Spitze hüllte uns plötzlich ein kalter Nebel ein, der sich allmählig in einen dichten Schloßenschauer verwandelte, wodurch wir Ersten im Zuge von den Uebrigen gänzlich abgeschnitten wurden. An ein Halten war indeß nicht zu denken, denn der Tag neigte sich schon zu Ende. Im Finstern konnten wir den so gefährlichen Weg unmöglich zurücklegen und eben so wenig konnten wir ohne Lebensgefahr auf diesen Höhen die Nacht zubringen. Also vorwärts mit den Führern. Wir gelangten glücklich die erste Schneewand hinab. Leider bestand indeß der untere und gerade der steilste Abhang aus einer glatten Eismasse. Wir fingen an, mit der Axt in der Hand, Stufen einzuhauen. Es dauerte peinlich lange und man mußte sich während der sauern Arbeit über einem

schwindelnden Abgrund schwebend mit Händen und Füßen anklammern, um nicht auszugleiten und hinunterzustürzen. Endlich erreichten wir das Ende des Eises und eine weniger gefährliche Schneefläche; aber Niemand war uns gefolgt, auch hinderte das dichte Schneegeriesel jeden Rückblick. Wir schickten daher einen der Führer zurück. Unterdessen ließ der Schnee etwas nach und der Nebel zerriß auf einen Augenblick. Wir sahen die ganze Reihe der Kulis noch oben auf dem Kamme stehen. Sie schauten verzagt hinab, und erst als sie uns gewahr wurden, bequemten sich Einige der muthigsten, durch Drohungen und Stockprügel angetrieben, uns zu folgen. Es ging ziemlich gut bis zur Eiswand; hier aber verloren mehrere den festen Grund und fuhren mit dem schweren Gepäck auf dem Rücken in die Tiefe hinab. Es sah gefährlich aus, doch kam gottlob Keiner zu Schaden. Auch unser Dolmetscher, der wohl hundert Fuß tief und in eine Eisspalte hinabglitt, wurde gesund und, einiges zerrissenes Zeug, so wie die geschundene Haut abgerechnet, heil zu uns gebracht. Der übrige Weg im halbgeschmolzenen Schnee ging ziemlich gefahrlos hinab bis zu einer Geröllschurre von 300 Fuß Tiefe, an der wir hinabsteigen mußten, um in die Thalebene zu gelangen. Hier verzweifelten die Kulis gänzlich. Einige heulten laut, andere warfen sich mit dem Gesicht glatt auf den Boden. Uns blieb nichts übrig, als ihnen das Gepäck abzunehmen und es auf unsere eigenen Schultern zu laden. Es war nicht schwer, denn das lästigste Stück, die durchnäßten Zelte, hatten wir auf dem Kamme zurücklassen müssen. Das Thal war durch einen Gletscher ausgefüllt, den Geröll bunten Schiefers in allen Schattirungen vom Violett bis zum Gelbroth bedeckte. Die Seitenwände des Thales hatten ein grausenerregendes zerrissenes und wüstes Ansehn. Wir schritten auf einer etwas geneigten Ebene hinab, bald über festen oder halbgeschmolzenen Schnee, bald über Eismassen, die durch unergründlich tiefe Spalten und Schründe durchfurcht waren. Merkwürdig erschienen die Massen todter Wander-Heuschrecken, die allenthalben zerstreut lagen. Aus den Abgründen unter uns vernahmen wir oft das dumpfe Brausen von Gewässern. Diese erwiesen sich am Ende des Gletschers als ein Fluß, der daselbst aus einem niedrigen

Gletscherthor in einer Breite von zehn Ellen laut tosend hervorschoß. Wir folgten seinen Ufern, die noch hin und wieder Schneebrücken trugen, und gelangten so in das klippige Bissahir-Thal, das röthlich beleuchtet vom Sonnenuntergang vor uns lag. Die Schneepils standen in Nebeldunst gehüllt, durch welchen sie mit undeutlichen Formen goldig erglänzten.

Am Zusammenfluß von zwei Gletscherflüssen schlugen wir unser Lager auf. Niedrige Cypressen und Weiden lieferten Brennholz genug, um ein tüchtiges Feuer anzuzünden; wir empfanden daher erst mit Einbruch der Nacht den Mangel der Zelte, welche am folgenden Morgen nachgeholt wurden. — Unsere nächste Aufgabe war, den reißenden Baspa-Fluß zu umgehen. Dies ließ sich nicht anders thun, als durch Uebersteigung eines thurmhohen Gletschers. Zu dem Ende mußten Alle Hand anlegen, um Stufen zu hauen und das Gepäck hinüberzuschaffen. Der durchaus nicht gefahrlose Uebergang kostete drei Stunden Zeit. Nach einstündigem Marsch über kahle Trümmerflächen bereitete uns ein vom Regen stark angeschwollener reißender Nebenfluß des Baspa neue Hindernisse. Abermals gebrauchten wir drei Stunden, um über die schroffen Steinschurren seiner Thalwände bis an die Schneebrücke zu gelangen, welche ihn oberhalb bedeckte. Die Zelte sammt den dazu gehörigen Kulis mußten auf diesem Wege an Stricken durch den Fluß geflößt werden. Das Thal wurde nun allmählig breiter; doch geriethen wir in ein Netz kleinerer Bäche, deren eiskaltes reißendes Wasser wir oft knietief durchwaten oder auf improvisirten schwankenden Baumbrücken überschreiten mußten. Der Thalgrund war mit Gras bewachsen; an den Seiten stiegen Berge mit schneeigen Gipfeln empor; unabsehbar ausgedehnte Geröllschütte zogen sich daran hinab, deren unfruchtbare Oede der Gegend einen schaurigen Charakter verlieh. Späterhin verengte sich das Flußthal wieder, und die steilen Geröllwände waren mit schrecklich zerrissenen und zerklüfteten Felsen gekrönt. Die starren Kuppen sahen aus, als hätten sich die gewaltigsten Naturkräfte an ihrer Zersplitterung versucht. Wir kletterten an der steilen Uferwand hinauf. Plötzlich zeigte sich ein jäher Absturz von fast tausend Fuß Tiefe zu unseren Füßen. Augenscheinlich war hier eine

ganze Wand in den Abgrund gerutscht. Es schien fast unmöglich, ohne Lebensgefahr hinabzugelangen, denn nirgends gab der Fels einen Anhaltepunkt. Doch, was halfs, wir mußten hinüber. Der Führer versuchte es zuerst, den Fuß auf hin und wieder vortretende Steine setzend. Wir folgten ihm nach einander mit großer Vorsicht und kamen ohne Unfall hinunter, obwohl die losgetretenen Stücke des Gerölls beständig unter unseren Füßen hinabrollten und jeder Windstoß Schauer von kleinen Steinen auf uns herabschüttete. Das Gepäck herunterzuschaffen, kostete große Mühe. Die böseste Stelle stand uns indeß noch bevor. Es war eine Steinschurre, fast eine Viertelstunde lang, an welcher wir in einer Höhe von etwa 400 Fuß über dem Flusse entlang kletterten unter beständiger Gefahr, entweder mit den losen Steinen in den Fluß hinabzufahren oder unter den senkrechten Wänden von zerbröckeltem Thon und Gestein, die bei der leichtesten Berührung einzustürzen drohten, begraben zu werden. Endlich erreichten wir das erste Birkengebüsch und einen betretenen Fußpfad. In der Ferne weidete Vieh auf einer Alpenwiese; auch verkündeten Bärenfährten und gelbschnäbelige Krähen, daß es noch lebende Wesen gäbe. Nun erblickten wir Rosengebüsch am Wege und bei einer Biegung des Flusses die ersten hohen Bäume, Tschilkiefern und Roitannen; dann in der Ferne den thurmähnlichen Holztempel von Tschetkul. Smaragdgrüne Weizenfelder auf den Uferterrassen wurden mit Freuden begrüßt, und ehe die Dunkelheit einbrach, hatten wir das große Dorf gewonnen.

Tschetkul, freundlich zwischen fruchtbaren Terrassen und Weizenfeldern gelegen, hat schon einen ganz chinesischen Anstrich im Baustil der Häuser und Tempel; auch verkehrt man hier viel mit Tübet. In den Tempeln verehrt man den Dalai-Lama. Der uns zunächst stehende hatte ein von schön geschnitzten Säulen getragenes Portal; an den Wänden hingen zahlreiche gewundene Gehörne des Bharalschafes, reiches Holzschnitzwerk, besonders Drachenköpfe, verzierten die Dachkanten. Die Häuser sind aus Balken, mit Steinfütterung der schmalen Zwischenräume, zusammengefügt. Ein Baum mit eingehauenen Stufen führt zu einem Balkon, den buntes Holzschnitzwerk einfaßt, und hier ist auch der Eingang zu den Wohnzimmern. Der Balkon des

ersten Stockes dient gewöhnlich den Frauen zum Sitz, welche sich hier nicht, wie überall im Gangesthale, verbergen. Sie tragen ein höchst wunderliches Costüm. Ihren Kopf deckt ein runder Filzhut. Daneben haben sie am Hinterkopf einen großen perrückenartigen Busch von rother Wolle befestigt, unter welchem eine Fülle dicker, ebenfalls aus rothbrauner Wolle gedrehter Flechten hervorquillt. Den Hut schmückt ein Immortellenstrauß. Ein Stück rothes, braunes oder weißes selbstgewebtes Wollenzeug wird zweimal, über die linke Schulter gehend, um den Oberkörper geschlagen und bildet auf dem Rücken über der Taille einen Knoten, von wo es in Falten, wie eine Schärpe, bis zu den Knöcheln hinabfällt. Die rechte Schulter bleibt nackt; eine messingene Spange befestigt das Zeug an der linken. Der ganze Anzug gleicht fast einer altfranzösischen Schäfertracht. Die Gesichtszüge verrathen die tartarische Abkunft. Die Weiber sahen sehr häßlich, die Männer mit ihren schwarzen, langherabfallenden Haaren und Bärten erträglich aus. Nur die letzteren spinnen Wolle, gehen daher auch, wie in Mukba, mit dem Körbchen am Arm und der Spindel in der Hand umher. Die Frauen besorgen das Vieh und den Acker. Die Felder sind mit niederen Steinmauern eingezäunt. Man baut Weizen, Buchweizen, eine Kohlart, hin und wieder auch Tabak.

Wir hätten von hier aus trefflich nach Tübet vordringen können; aber die Bedenklichkeiten der Dorfbewohner machten einen Querstrich durch unsere Rechnung. So setzten wir denn, nachdem wir an diesem Orte vier Tage geweilt, am 22. Juli unseren Marsch fort. Es ging anfangs über Wiesengründe und Flächen, die mit großen Granitblöcken besäet waren. Späterhin kam ein Wald von Tschilkiefern und Pappeln; einzelne Cedern begannen wieder. Endlich kündigten uns Aprikosen- und Wallnußbäume die Nähe des großen hübsch gebauten Dorfes Sangla an. Die Häuser mit platten Dächern und Schornsteinen sind reich mit Schnitzwerk verziert. Der ganz chinesisch aussehende Tempel hat krumm ausgeschweifte Dachspitzen und ist ringsum von einer Säulengallerie mit den künstlichsten Holzverzierungen eingefaßt. Ein Spaziergang durch's Dorf brachte uns mit den Bewohnern in nähere Berührung. Unter den

beim Tempel versammelten Vornehmen zeichnete sich der Mukdiar, (das Dorf-Oberhaupt) durch seine Kleidung aus. Es waren dies Beinkleider von blaugestreiftem Wollenzeuge, über dem Knöchel stark verengt, ein langer weißwollener Rock mit umgeschlagenen, unten rothbesetzten Schößen, ein breiter Gürtel, zierliche Schuhe und eine braune Mütze. Ein kleines Dachgebäude mit weit vorragenden drachenförmigen Eckspitzen, nahe bei dem Tempel, enthielt zwei Kasten mit Tragstangen, ähnlich der Bundeslade. Ein anderes mehr zurückstehendes Gebäude zeigte an seinen Wänden wunderbare Malereien, in matten grauen und braunen Farben allerlei symbolische Figuren darstellend, darunter besonders Fische und Drachen. Nach dem Flusse zu sahen wir ein roh aus Steinen errichtetes Bethäuschen. Eine Fahne stak darauf; sonst enthielt es weiter nichts als eine Nische, worin ein Betcylinder, ganz wie eine Kaffeetrommel gestaltet. Man nennt solch ein Ding, welches mit Fell überzogen ist und auf einer beweglichen Axe ruht, Manneh oder Lamake Manneh. Die Vorübergehenden pflegen dabei zu verweilen, indem sie den Cylinder drehen, um ihre Andacht zu verrichten. Sonst läßt man auch wohl Schnüre von Holzperlen, eine Art Rosenkränze, zum Gebet durch die Finger laufen.

Wir überstiegen nun den Harang-Paß. Auf dem höchsten Kamme desselben fand sich ein kleines Tafelland fast ganz von Steinpyramiden eingefaßt, welche theilweis von sehr zusammengesetzter Bauart und mit Vorsprüngen zum Sitzen versehen waren. Den Platz bedeckte eine reiche Alpenflora von blauem Mose, gelben und rothen Fingerkräutern, schönen Gräsern und Rhododendron. Durch einen Wald von verschiedenen Fichten-Arten, untermischt mit ungeheuren Cedern, die allmählig dichter wurden, gelangten wir nach dem Dorfe Mebbar (Mebur) auf einer Anhöhe über der Sutledsch gelegen, in welche der Baspa sich ergießt. Der Tempelplatz mit einer offenen Säulenhalle diente uns als Lagerort. Nicht weit davon stand ein Altar mit Schafhörnern darauf und unter einem Dache eine jener weiß angestrichenen dickbäuchigen Urnen, vor welchen die Lamaiten ihre Gebete verrichten; es sollen Schriftrollen vom Lama darin sein. — Wir lernten hier die Art und Weise kennen, wie man

das sehr geschätzte kostbare Cederöl gewinnt. Kieniges Cederholz, in viele kleine Stücke zerspalten, wird sorgfältig in einen neuen runden Topf geklemmt, so daß beim Umdrehen nichts herausfallen kann. Dieser wird darauf umgekehrt über eine kupferne Schale in eine kleine Grube gestellt, jede Oeffnung derselben aber mit Steinchen und Moos genau verstopft. Den Topf bedeckt man mit einem Haufen Holzscheite, der wohl zwei Stunden lang brennen muß. Am andern Morgen wird die Grube geöffnet und das Kupfergefäß herausgenommen, in welchem sich das Cederöl als eine dünnflüssige theerartige Masse gesammelt hat. Man braucht es sowohl innerlich, als äußerlich bei Unterleibskrankheiten und Hautausschlägen, eine Wirkung, die dem bei uns neuerlich angewandten Fichtennadel-Decoct entspricht.

Statt der Kulis erhielten wir in Mebbar eine Anzahl ganz hübscher junger Mädchen zum Transport der schweren Lasten, wie das die hiesige Sitte mit sich bringt. Das Romantische dieses ungewöhnlichen Geleites wurde noch erhöht durch ihre eigenthümliche Tracht: die langen Haarzöpfe mit dem rothen Wollbusch, die kleine braune, inwendig rothe Filzkappe, kokett auf die Seite geschoben, das hinten in einen Bausch zusammengenommene Gewand mit den blanken, auf der bedeckten Schulter befestigten Messingzierrathen. — Indem wir durch einen Wald von Nadelhölzern zogen, erblickten wir an mehreren lichten Stellen zuerst die tief unten brausende Sutledsch, den Hyphasis der Alten. Am jenseitigen hohen Ufer erschien ein Dorf, wie ein Schwalbennest über einer 500 Fuß hohen fast senkrechten Wand gebaut; die Getreideterrassen desselben nahmen sich so gefährlich aus, als könne man keinen Fuß darauf setzen, ohne in den Abgrund zu gleiten. Auch sahen wir hier die ersten Neoza-Kiefern (Pinus Gerardiana), Bäume von ästig gebogenem Wuchse mit bleigrauem, in's Silberne spielenden Stamme von höchstens anderthalb Fuß Durchmesser. Ihre runden hellgrünen Früchte haben die Größe eines Kinderkopfes; die vorjährigen hingen noch zwischen den jungen grünen, welche erst in zwei Monaten völlig reif werden. In wunderlieblicher Umgebung entfaltete sich das nächste Dorf Barang vor unseren Blicken;

warme Frühlingslüfte umwehten uns dort, und schöne Rebengelände drängten sich an die mit rothen Früchten prangenden Aprikosenbäume. Die platten Dächer der hohen Häuser trugen Haufen aufgeschütteter Aprikosen, welche man zur Bereitung des Khatai trocknen wollte. Immer brachte man noch frisch geschüttelte Früchte hinzu. Wir durften nach Herzenslust zugreifen, und die rothbackigen Mädchen, welche sie fortschafften, schütteten uns die Hüte voll. Etwa eine halbe Stunde weiter nahmen wir die Spuren eines großen Lawinensturzes wahr, der ein ganzes Thal mit einem etwa 50 Fuß hohen Walle von mehreren tausend dicken, oft mitten durchgebrochenen Baumstämmen vollgestopft hat; unter dieser mit Steinen und Erde zu einem compacten Ganzen verbundenen, etwa zehn Fuß hohen Schicht liegt noch vierzig Fuß hoher Schnee. Wir stiegen über die Lawinenreste zum Flußbett der Sutledsch hinab, welches hier sandig und voll Kieselgeröll ist; das Wasser des Flusses sieht gelb und trübe aus. Nach etwa vier Stunden erreichten wir eine Granitklippe, bei welcher eine Seilbrücke über die Sutledsch geht. Von dem Gipfel der Anhöhe überschauten wir die Weingärten und Felder des äußerst romantisch gelegenen Dorfes Puari. Es ist auf einer in den Fluß vorspringenden Klippe, etwa 150 Fuß hoch über dem Wasserspiegel erbaut und rings von Weinbergen umgeben, deren Reben man hochstämmig zu Lauben gezogen hat; diese hingen damals voll ellenlanger, aber leider noch nicht gereifter Trauben. Aus dem Safte derselben braut man ein berauschendes süßschmeckendes Getränk, Rak genannt. Die hohen netten Balkenhäuser, eins dicht neben dem andern, lassen nur ganz enge Gäßchen zwischen sich frei; Balkons zieren die obern Stockwerke; die Thüren sind durch lange Ketten verwahrt, welche man von den Balkons aus festhalten und anziehen kann. Am Eingange des Dorfes stand neben dem großen Lama-Tempel ein kleines offenes Haus, worin Pauken und eine Art ungeheurer Posaunen, wie solche zu religiösen Feierlichkeiten dienen, aufbewahrt werden. Die allerwärts gebräuchlichen großen Gebetrollen (Manneh's) waren hier aus Kupfer getrieben und mit Lama-Charakteren beschrieben. — Auf einer Klippe sitzend, labten wir uns in der lauen balsamischen

Sommerluft lange an dem freundlichen Blick auf die netten Häusergruppen, die lachenden Weinlauben und die starren Felsen im Hintergrunde mit den schwarzen Cederwäldern auf ihren Rücken. Leichtes Gewölk flog windgejagt vorüber an den im Abendroth glühenden Schneehörnern des Raldang, und schon war das Thal in matte Dämmerung gehüllt, als die Lama's (Priester) des Tempels in ihren langen rothen Mänteln erschienen und einen melancholischen Gesang anstimmten, zuerst ein Vorsänger und dann der ganze Chor drei- und vierstimmig antwortend. Die Scene machte einen wunderbar feierlichen Eindruck. Erst spät kehrten wir zu den schattigen Wallnußbäumen zurück, unter denen wir unsere Zelte aufgeschlagen hatten.

Mittelst der erwähnten Seilbrücke setzten wir über die etwa neunzig Schritt breite Sutledsch. Man wurde mit einem wollenen Strick um die Hüfte an das Krummholz festgebunden und fuhr damit längs des Seiles dem andern Ufer zu. Mit uns ging es ziemlich rasch; aber das Gepäck verursachte mehr Aufenthalt. Jämmerlich sah es aus, wie unsere mitgeführten Schlachthammel nur an einem Beine hängend über das brausende Wasser gezogen wurden; auch ein großer uns begleitender Hund wurde unter furchtbarem Geheul hinübergeschickt. — Hinter dem nächsten Dorfe Namens Kongi hörte der Weinbau auf; dagegen gilbte der trefflichste Weizen auf den kleinen Terrassenfeldern, welche mit Aprikosenbäumen voll reifer Früchte umgeben waren. Das ansehnlichste Gebäude war ein Tempel von der eigenthümlichen Bauart, wie wir sie überall im höhern Gebirge fanden, das nur von Lama-Dienern bewohnt wird. Hohe Mauern schließen einen viereckigen Hof ein; die Tempelgebäude haben keine Fenster, und zierliche Cederholz-Säulen tragen das flache Schieferdach. Beim Gottesdienst, wenn man den Gesang der Priester so nennen kann, wird das Innere der Tempel durch Lampen erleuchtet. Das Volk bleibt ohne thätigen Antheil daran, auch habe ich außer dem Umdrehen der Gebetscylinder *) keine reli-

*) Man trifft dergleichen in vielen Gegenden Asiens. Es giebt Gebet-Räder von fünf Ellen Durchmesser, und die Umdrehung derselben gilt für eben so gut, als sagte man alle darauf geschriebenen Gebete her. Kleinere

giösen Ceremonien bemerkt. Ein hölzernes chinesisches Tempelchen in der Mitte des Hofes hält etwa 15 bis 20 Fuß im Quadrat und ist 15 Fuß hoch. Zierlich geschnitzte vierkantige Säulen stützen das Dach mit breit überstehendem Rande, dessen vier Ecken in Form von Drachenköpfen oder anderen wunderlich gestalteten Ungeheuern sich aufwärts krümmen und hölzerne Glocken tragen. Dergleichen Häuschen dienen als bequemer Rastort für Reisende. Auf dem dortigen Hofe stand außerdem ein großer Baldachin von rother Seide; daran hingen viel Gold- und Silberflittern; auf der Spitze aber prangte der weiße buschige Schwanz eines Yack-Ochsen, wie man solche überall in Indien bei der Tafel der Vornehmen als Fliegenwedel gebraucht. — Wir stiegen von hier aus noch über tausend Fuß aufwärts bis zu dem ungemein reizend, fast an der Kante des Berges gelegenen Dorfe Koti. Es ging zwischen Hecken von weißblühenden Spiräen, und eine lange schattige Allee von Aprikosenbäumen mündete auf einen großen freien Platz, von rießenmäßigen Nußbäumen eingefaßt und von dem üppigsten Rasen begrünt. Links standen auf einem kleinen Plateau die zierlichen Häuser, rechts zog sich eine dicht von Blumenflor umblühte Wasserleitung hin und verlor sich, in viele Arme zertheilt, unter dem Gesträuch, welches die zu bewässernden Felder begrenzt. — Höher hinauf traten wir wieder in den Cedernwald ein, der sich in einer Region von 8 bis 9000 Fuß Höhe fast durchgehends vorfindet. Einzelne Stämme hatten bei nicht eben bedeutender Höhe eine ungeheure Dicke. Ein Zwillingsbaum maß 36 Fuß im Umfang, mehrere andere waren ihm fast gleich. Von da gelangten wir auf den Tschinidak-Weg, eine wohl erhaltene Straße, die von einer Gesellschaft englischer Kaufleute mehr als zwanzig Meilen lang über das rauheste Gebirge geführt ist, und zwar blos aus Speculation, um nämlich die Weintrauben von den wenigen Orten, wo sie gedeihen, so schnell als möglich nach der englischen Gesundheitsstation Simlah zu schaffen, damit sie noch frisch und eßbar dort

---

Gebetmaschinen werden auch über Laternen angebracht und von dem Wärmestrom in Bewegung gesetzt; andere werden von Gewichten, wie Wanduhren, getrieben.

ankommen. Auf dieser geebneten Straße ging es mit uns sehr rasch vorwärts, so daß wir binnen einer halben Stunde den Ort Tschini vor Augen hatten. An den Abhängen zogen sich überall Wassergräben hinab, um die Feldterrassen zu berieseln oder kleine Mühlen zu treiben. Diese letzteren bestehen aus einem Häuschen, kaum groß genug, um ein oder zwei Personen zu beherbergen. Das Wasser stürzt mit Gewalt aus einer hölzernen Rinne auf ein horizontallaufendes Rad, dessen breite Felgen schräg wie die Windmühlenflügel gestellt sind. Die Axe trägt an ihrem oberen Ende den runden Mühlstein, der unmittelbar durch die Drehung des Rades in Bewegung gesetzt wird. Gewöhnlich findet man in diesen Mühlenhäuschen eine Person des schönen Geschlechtes beschäftigt, das Mehl fortzunehmen und das Korn aufzuschütten.

Nachdem wir auf eine freie Höhe gekommen, gewannen wir die Aussicht auf das linke Ufer der Sutledsch. Es zeigten sich zunächst baumlose, aber mit frischem Grün bedeckte Höhen. Ueber ihnen ragten die mit ewigem Schnee bedeckten Vorberge des Raldang in die Wolken. Welch ein herrlicher Contrast der schwarzen Cedernwälder zu den lichtgrünen Alpenwiesen und dem weißen Schnee! Leider waren die höchsten Spitzen durch ein heranziehendes Gewitter verdeckt. — An der sanft abfallenden Seite eines Berges dehnte sich Tschini aus. Kaum hatten wir daselbst unsere Zelte aufgeschlagen, als sich das Gewitter mit großer Heftigkeit entlud, furchtbar krachte der Donner und erschütterte die Luft so, daß sich eine Menge Lawinen von den Schneebergen ablös'ten und mit Prasseln neue Wege zu den alten Schneeschütten auf der andern Seite des Flusses bahnten. Der Regen goß die ganze Nacht, und erst gegen Mittag klärte sich das Wetter auf. Ich benutzte diesen Zeitpunkt, um den Tempel auf dem Hauptplatze des Ortes zu besichtigen. Das Dach desselben trug an jeder Ecke einen großen hölzernen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln und die gewöhnlichen Holzglocken als Zierrath; auch die Säulen waren von sehr kunstreicher Arbeit. Mit dergleichen Holzschnitzwerk beschäftigt sich eine eigene Kaste oder vielmehr Unterabtheilung der Priester. Es giebt hier freilich nicht solche Kastenunterschiede wie bei den Hindu's, aber doch

wird der Sohn eines Lama wieder Lama. Alle übrigen Dorfbewohner mit Ausnahme des Mukdiar nehmen einen niedrigeren Rang ein und müssen Kriegsdienste thun.

Der fortdauernde Regen und die nothwendige Ausbesserung unserer hart mitgenommenen Kleidungsstücke hielt uns mehrere Tage in Tschini fest. Wir faßten inzwischen den festen Entschluß, den Lauf der Sutledsch noch weiter aufwärts zu verfolgen und, sofern es nur irgend möglich, die Grenze von Tübet zu überschreiten, wie uns denn solches nachher in der That gelang.

Siebentes Kapitel.

Am 29. Juli brachen wir von Tschini auf. Zur Seite der Dakstraße, die uns noch eine Zeit lang geleitete, lagen die Gersten- und Weizenfelder des Dorfes. Die Ernte war grade im Gange. Meistens sieht man nur die Frauen mit kurzen Sicheln in einer Reihe die schmalen Terrassenfelder entlang gehen, um die Aehren abzuschneiden; diese werden dann von einem Manne sammt einigen Kindern in Büschel zusammen gebunden. Der Halm bleibt größtentheils stehen und wird abgebrannt oder untergepflügt. Dann bewässert man die Terrasse und säet zur zweiten Saat Buchweizen, Hirse, Fuchsschwanz oder Erbsen und Bohnen. Beim Schneiden des Getreides singen Alle im Chor eine melancholische Weise, die mit einer lang gehaltenen Note schließt, während ein Theil der Schnitter die Melodie weiter singt. In dieser Gegend sah ich auch mit Ochsen pflügen, welche vor einen ganz hölzernen einfachen Pflug gespannt waren.

Ueber einem schönen Wasserfall sahen wir am jenseitigen Ufer der Sutledsch das Dorf Pangi liegen. Nachdem wir den Fluß auf einer Brücke überschritten, mußten wir eine steile Anhöhe von Granittrümmern hinanklimmen. Es ging an einzelnen zerstreuten Häusergruppen vorüber; dann durch eine Nußbaum-Allee, unter deren Schatten Himbeerhecken voll scharlachrother Früchte und riesige Balsaminen standen. So erreichten wir end-

lich den höchsten Punkt des Ortes, dessen Häuser sich in verschiedenen Gruppen am Berge heraufziehen. Neben einem thurmähnlichen Gebäude, welches mit Bharal- und Steinbockgehörn geziert war, schlugen wir unser Lager auf, während der Regen strömte. Ein Baum mit eingehauenen Staffeln, die gewöhnliche Art der Treppen, führte zur Thüre des Thurmes, der als Magazin diente. Unsere Bedienung suchte Schutz unter der Veranda des benachbarten Tempels; in das daneben stehende Häuschen, in welchem die zum Tempel gehörigen Trommeln, Pauken und die sieben Fuß langen Posaunen aufbewahrt wurden, flüchteten sich Andere und vertrieben sich daselbst die Zeit durch künstlerische Leistungen auf den Instrumenten. Gegen Abend klärte sich der Himmel auf, und wir konnten den Ort näher in Augenschein nehmen. Da die Häuser hier mit der einen Hälfte im Berge stecken, so hielt es nicht schwer, auf die platten Dächer zu gelangen, und von einem zu dem andern springend, eine Uebersicht oder Einsicht des Ganzen zu gewinnen. Von einem der Dächer lockte uns eine Leiter in den Hofraum hinab. Das dazu gehörige sehr stattliche Gebäude war verschwenderisch mit Holzschnitzwerk geschmückt. Statt der fehlenden Fenster hatte das ganze obere Stock durchbrochenes Täfelwerk, dessen Oeffnungen große Blumenbouquets oder allerlei Ungeheuer darstellten. Der Hahn spielte unter den ausgeschnitzten Figuren eine Hauptrolle; er prangte über allen Thüren und auf der Dachkante. Die Aussicht ist in diesen Gebirgsgegenden überall derselbe schwarze Cedernwald, dieselbe Granitmauer, dieselben Schneegipfel und derselbe wildstürmende brausende Strom. Nichts desto weniger bietet die im Besonderen immer wieder veränderte Scenerie doch stets neue Reize, als hätte man noch nie Aehnliches gesehen. So auch hier der Blick von den Dächern. In einer grausenhaften Tiefe, wohl zweitausend Fuß unter unserem Standpunkte, machte die Sutledsch eine starke Krümmung, und von jenseits her stürzten Wasserfälle zu ihrem Bette hinab, wie weiße Bänder im schwarzen Walde erscheinend. Oberhalb der dunkeln Waldregion himmelte an einer steilen unermeßlich hohen Granitwand ein Dörfchen zwischen grünen Terrassen. Gar wundersam nehmen sich dergleichen Dörfchen aus. Sie schweben an den Felsen wie

Schwalbennester in einer Fensternische. Die hinaufführenden schmalen Pfade sehen aus wie ein Kohlenstrich an einer glatten Wand, und man begreift nicht, wie dort oben Menschen über diesen Abgründen ackern, sich anbauen und zeitlebens wohnen können. Man denkt, Pflug und Ochsen müßten in die schwindelnde Tiefe hinunterstürzen, ein Regenguß, ein Schneesturz oder eine Lawine müßten die Aecker sammt den Häusern herabwischen. In der Nähe gestaltet sich die Sache freilich ganz anders; es giebt festen Boden genug, um sich daselbst anzusiedeln und die Feldterrassen in gehöriger Weise anzulegen. Die Dächer des Dorfes, welches wir da oben wahrnahmen, waren gelb und roth von den hoch aufgehäuften Aprikosen, dem Hauptreichthum und dem vorzüglichsten Nahrungsmittel der Einwohner. Sie leben im Winter von diesen Früchten. Man kocht dieselben mit Mehl oder Grütze, ißt sie auch wohl roh. Halbgedörrt schmecken sie nicht übel. Sind sie aber beim Trocknen vom Regen angefeuchtet, so geht der ganze Haufe in eine unangenehm riechende Essiggährung über, wodurch nichts weiter bleibt als eine braune elastische Masse, mit dicker Staubkruste überzogen; denn die als plattes Dach über einer Unterlage von Birkenrinde festgeschlagene Erde vermischt sich in ihren durch den Regen aufgeweichten Theilen mit den halbfaulen Früchten, so daß diese eine widerliche Säure mit einem rhabarberähnlichen Beigeschmack annehmen. Einem solchen Genusse entspricht die abscheuliche Art des Tabakrauchens, welche man hie und da wahrnimmt. Diejenigen nämlich, welche sich die Hukah- oder Wasserpfeife, selbst nicht in der einfachsten Form einer Kokosnuß mit darauf befestigtem thönernen Aufsatze, verschaffen können, helfen sich damit, daß sie in feuchten Lehmboden ein Loch als Pfeifenkopf machen. Eine Röhre geht unter dem Boden weg und mündet in einen von oben hineingesteckten Halm oder hohlen Zweig, durch welchen sie den Tabaksdampf so hastig einziehen, daß sie in fürchterliche Husten- und Brechkrämpfe verfallen. Die durchgehends beliebte Hukah wanderte übrigens in dem Haufen unserer Kuli's selbst auf dem Marsche von Mund zu Mund. Außerdem wird immerfort gesungen; nur bei den steilsten Bergen entsteht eine Pause. Sind auf den Rastplätzen die Lasten abgeladen, so pflegen die Kuli's oder Ku-

lia's, wenn solche dabei sind, sich in einen Kreis zusammen zu setzen, indem sie ihren Lohn erwarten und sich gegenseitig inzwischen gewisse Insecten aus den Haaren lesen, bei welchem amüsanten Geschäft sie eben so viel Unbefangenheit als Geschicklichkeit an den Tag legen. Es schien diese gegenseitige Dienstleistung eine besondere Gunstbezeigung der Damen gegen das männliche Geschlecht und eine besondere Höflichkeit der Herren untereinander zu sein.

Wir verließen Pangi in Begleitung einer Anzahl Frauen, die uns in ihrem besten Putze mit Halsbändern von Silber- und Zinnperlen als Trägerinnen dienten. Nahe bei diesem Orte zogen wiederum jene seltsamen dickbäuchigen Lehm-Urnen des Lama-Cultus meine Aufmerksamkeit auf sich. Es sind aus Lehm roh geformte, bald ovale, bald kugelige Klumpen, Urnen oder Glocken von zwei bis drei Fuß Durchmesser, auf einer zwei Fuß hohen Unterlage stehend und mit einem Bretterdach überdeckt. Zuweilen sind sie aus Steinen zusammengesetzt, anderer Orten wie ein Korb aus Zweigen geflochten, aber immer mit Lehm überschmiert und weiß angemalt. Späterhin sah ich sie reihenweis zu dreien gestellt, jede von besonderer Farbe, nämlich gelb, grau und weiß. Ueberall an den Wegen und bei den Dörfern findet man Leute davor beten. Fragt man nach der Bedeutung, so erhält man nur die kurze Antwort: „Gott". Wahrscheinlich enthalten sie, wie bereits bemerkt wurde, Gebetsrollen, die vom Oberlama in Teschulumbu unterschrieben sind. Zugleich mit diesen „Tschochden" beginnen die nicht weniger wunderlichen Manneh paddehung's: regelmäßig zusammengesetzte Steinhaufen in Form langer schmaler Altäre; die glatten Schieferstücke der oberen Fläche enthalten stets dieselben Zeichen. Es sollen die Anfangsbuchstaben aller Hauptgötter sein. Einzelne sind musterhaft schön beschrieben, andere nur bekritzelt, wie von Kinderhänden. Diese Gebetsteine betrachtet man mit der größten Ehrfurcht. Man geht auch immer so vorbei, daß man sie zur Rechten hat; deshalb sind immer zwei Wege daneben angelegt, einer für die Kommenden und ein anderer für die Gehenden. —

Auf unserem Wege zu dem Passe Errengkhal kamen wir durch Alpenwiesen, die mit der frischesten Alpenflora prangten.

Neben Gentianen, die ich hier zum ersten Mal entdeckte, standen gelbe und rothe Potentillen, dunkelblaue Vergißmeinnicht, gewürzhaft duftender Thymian, Münze und endlich ganz versteckt hinter schwarzen Granitklippen wunderschöner himmelblauer Alpenmohn. Aber welche Ueberraschung wurde uns zu Theil, als wir endlich zu dem höchsten Kamme gelangt waren! Vor uns hin zog sich eine einzige scharfbegrenzte Leiste von weißem Granit ohne alle Vegetation (so sind alle hohen Gebirgskämme des Himalaya, man kann nicht auf ihnen entlang gehen); nur an einer Stelle war ein Durchbruch, eine Art Thor. Kaum traten wir in dieses ein, so rollte sich vor uns das prächtigste Alpenpanorama auf. Es waren die Gebirge des *chinesischen Gebietes*, des Purgeul, in langen Zügen sich hinter einander aufthürmend und voll magischen Reizes, umflossen von einem duftigen violetten Blau. Wie gewöhnlich fanden sich auch auf dieser Paßhöhe Denksteine oder Steinhaufen am Wege. Die Reisenden heften wohl einen Zeuglappen an einer mitgebrachten Stange und stecken sie oben auf das Monument, wo viele solcher Fahnen flattern. Andere begnügen sich, einige Blumen auf diese Altäre zu werfen. — Allmählig senkte sich nun der Weg. Eine Stunde lang ging's im Fichtengehölz bergab. Unterhalb des Tigarflusses begannen auch die Cedern wieder. Unter denselben bemerkte ich Löwenzahn und Malven; auch eine Art Johannisbeere mit schönen hellrothen Früchten, welche aber einen Fettüberzug haben, so daß sie unangenehm terpentinartig schmecken. Wir passirten den Fluß auf einem dreißig Schritt langen Sangho. Dahinter lag äußerst romantisch das Dorf Lipe zur Seite einer hohen Felswand zwischen Terrassenfeldern. Auf die Bewässerung derselben verwenden die Gebirgsbewohner viel Fleiß und sind Meister in der Anlage von Wasserleitungen. Der Fluß unten ist in lauter kleine Wassergerinne getheilt, die jedes eine der früher erwähnten kleinen Mühlen treiben. Oft sieht man solche Gerinne auch hoch über dem Wege auf langen Fichtenstangen schweben. Jedes Feld ist unterhalb durch eine Mauer begrenzt, welche von einer duftenden Clematishecke gekrönt wird. Neben gelben Weizenfeldern grünte die junge, der Gerstenernte nachfolgende Saat des Buchweizens. Die Abhänge werden bekleidet

durch Malven, Stockrosen und mannshohe Kugeldisteln mit weißen oder hellblauen Blüthenbällen; auch eine wunderliebliche Art Kapern breitete weithin ihre Blüthenbüschel und frischen Guirlanden aus. Das Dorf selbst beginnt ganz nach vaterländischer Weise mit einer Umgebung von Brennnesseln und Saudisteln. Am Tempel imponirte die Veranda aus dem trefflichsten Cedernholz mit geschmackvollen geschnitzten Blumenmustern: ein Miniaturbild des salomonischen Tempels. Bunte Tücher, Fahnen und Roßschweife (Yackschwänze) dienten zu seiner Verzierung, wie das auch bei vielen Häusern, namentlich den Priesterwohnungen, gefunden wird; außerdem wendet man zum Schmuck das Gehörn der Schneegazelle, so wie die Hörner des Steinbocks und des wilden Schafes (Bharal) an. Auf jeder Seite des Tempels stand eine uralte fast laub- und astlose Cypresse mit kolossalem Stamme. Das Dorf ist sehr belebt. Wir sahen hier mehrere Chinesen aus dem Innern Tübets, unter andern einen dicken feisten Burschen, seines Gewerbes ein Schmied, sehr geschickt im Repariren der Gewehre, übrigens durchaus in seinem Nationalcostüm mit dem langen Zopf und der trichterförmigen Mütze. Die Frauen hatten dieselbe malerische Tracht wie jenseit des Passes mit denselben Messingzierrathen. Auf ihnen ruht auch hier die ganze Last des Ackerbaues und der häuslichen Geschäfte, während die Männer sich den ganzen Tag mit ihren Pfeifen umhertreiben.

Hinter Lipe gab es abermals einen Paß zu ersteigen. Auf der Höhe desselben übersahen wir eine große Strecke vom Thal der Sutledsch, im Norden durch den dreifach gruppirten Schneeriesen Purgeul begrenzt. Unmittelbar vor uns waren großartige Felspartbien und öde sonnenverbrannte Geröllwände, mit einzelnen verkümmerten Kiefern besetzt. Im Nordwesten, wo eine kahle graue Bergreihe sich an die andere anschließt, zeigte sich unterhalb einer traurigen Geröllwand die Oase von Kanum, unser Ziel. Dies ist eins der größten Dörfer, welche wir im Gebirge besucht haben. Weit und breit strömt Alles hierher zusammen, um Einkäufe zu machen. Man verfertigt Gold- und Silbersachen, Stiefel, Schuhe von Wollzeug (Socken), schöne Decken nebst Teppichen und künstliches Holzschnitzwerk; auch befindet sich eins

der größten Lamaklöster und zwei bedeutende Tempel an diesem Orte, so daß derselbe fast den Rang einer Hauptstadt im Bezirk Kunauer einnimmt. Die Häuser liegen in verschiedenen Absätzen treppenartig am Berge über einander. Zu unserem Lagerplatz, nahe bei einem der großen Tempel, drängte sich eine Menge Neugieriger. Man bot uns allerlei Waaren, chinesische Seidenstoffe, Silberpfeifen, Tuchstiefel, Messer und Dolche feil. Alle Kaufleute begannen damit, daß sie eine Art schlechter Rosinen auf großen Messingschüsseln zum Geschenk machten; die von ihnen geforderten Preise aber waren so übertrieben, daß sie trotz ihrer Rosinen wieder zum Zelte hinausgejagt wurden. — Als es anfing, kühler zu werden, stiegen wir zum Dorf hinauf. Alles lebte von fleißigen Leuten, welche mit dem Einbringen der Ernte beschäftigt waren. Ein wohlhabender Mann ertheilte oben von dem Dache seines Hauses herab Befehle. In einem weiten, mauerumschlossenen Tennenraum ließ man das Getreide durch Pferde ausdreschen; denn diese werden nur hierzu, nie zum Reiten oder zum Wagenziehen, gebraucht. Man jagt die wilden Thiere auf dem ausgebreiteten Getreide umher; doch erregt diese Art des Dreschens einen gräulichen Staub, und das Stroh wird dabei ganz zertreten. — Auf dem Dache eines der größeren Häuser ging ein alter Mann im rothbraunen Mantel und rother Mütze auf und nieder, indem er seinen Rosenkranz sehr eifrig zwischen den Fingern spielen ließ. Während dessen breitete ein jüngerer Mann und eine Frau, in dieselbe Farbe gekleidet, das Getreide auf dem Dache aus. Andere Rothröcke schleppten neue Weizenbündel herbei. Rosenkränze trugen sie alle. Es waren die Schwestern und Brüder des Lama-Klosters und dessen Vorsteher der Alte. — Eins der letzten und größten Gebäude fesselte unsere Aufmerksamkeit, es umschloß einen offenen Hof. Ein alter Mann mit ehrwürdigem weißen Barte und mit dem gewöhnlichen rothen Mantel bekleidet, stand auf dem Dache und winkte uns. Er gab sich für einen Hauptlama aus und führte uns auf einem mit Staffeln versehenen Baume, der einzigen hier gebräuchlichen Art Treppe, in den Hof hinab, wo er mittelst eines langen hölzernen Schlüssels eine große Doppelthür öffnete, als Zugang zu einem Heiligthume oder kleinen Tempel, in den

er uns aus besonderer Gunst wollte hineinschauen lassen. Gar wunderliche Sachen sahen wir in diesem halbdunkeln Raume aufgehäuft; denn das Licht fiel nur durch die Deckenöffnung und durch die Thür, deren Schwelle wir nicht übertreten durften. Die Hauptsache war ein großes vergoldetes Götzenbild, den Mahavedi vorstellend. Das goldumrahmte Bild stand in einer Art Schrein mit zwei geöffneten goldbesternten Thüren, und nahm sich in der magischen Beleuchtung von oben recht schauerlich aus. Außerdem bemerkten wir eine Menge Trommeln, Pauken und dickbauchiger Trompeten; ferner Fahnen, eine große Glocke und verschiedene thönerne, grob angemalte Figuren. Die Wandbekleidung bestand aus Thonfliesen mit sechs oder sieben Buddhafiguren auf jeder. — An einer Wasserleitung schöpften eine Menge Frauen Wasser. Sie trugen das Wasser in einer Art hölzerner Butte auf dem Rücken; eine wollene Schnur dient als Tragband. Diese Gefäße, von lackirtem Holz mit eisernen Reifen zusammengehalten und oben bis auf ein Spundloch ganz verschlossen, zeichneten sich durch kunstvolle Arbeit aus. Auch andere Holzgeräthe bekundeten große Geschicklichkeit der Handwerker. Wir sahen Schüsseln, aus dem schönsten Maserholze dünn und zierlich gearbeitet. — Noch vor Sonnenuntergang gewannen wir Zeit, uns an der herrlichen Ansicht des tiefen, baumgeschmückten Thales mit den schroffen Felswänden und hoch oben mit dem Cedern- und Fichtenwalde zu ergötzen. Ein hoher alterthümlicher Thurm über dem tausend Fuß tiefen Abgrund, vormals zu Kriegszeiten eine Zufluchtsstätte der Einwohner, dazu die Dächer voll Aprikosen, die gelben Kornfelder und die dunkeln Nadelgehölze bildete im Dämmerlichte eine Landschaft von höchst eigenthümlicher Mischung heiterer und düsterer Farben. Von unserem Zelte aus konnten wir uns an dem schönen Wechsel der rothen und blauen Farbentöne in der Abendbeleuchtung noch lange ergötzen, bis der klarste Nachthimmel seinen Baldachin voll funkelnder Lichter darüber ausbreitete.

Ehe wir in der Frühe aufbrachen, besahen wir noch das Innere des großen Haupttempels. An einem Kletterbaume stiegen wir zu der niedrigen Thür des Gebäudes hinan und fanden dort ein langes gelb angestrichenes Vorzimmer. Hier trat uns

die majestätische Gestalt des Oberlama entgegen. Ich glaubte einen Weisen der alten Zeit, einen Seneca oder Cato, vor Augen zu haben. Eine rothbraune faltenreiche Toga umfloß den ehrwürdigen Greis; sein schneeweißes Hauptthaar war kurz, der lange Bart fiel ihm auf die Brust hinab. Der Rosenkranz hing ihm am Gürtel, unter dem Arm trug er ein Buch. Nachdem er uns begrüßt hatte, öffnete er die Thüren des Tempels. Auch hier war das größte der Götterbilder ein vergoldeter Mahadö (Erdengott), die übrigen kleineren waren von Stein und Bronze. Rechts und links standen grün lackirte, goldbemalte Schränke mit vielen Schiebkästen, welche Schriftrollen enthalten sollen. Eine Menge mystischer Gegenstände füllte den übrigen Raum. —

Die Felder von Kanum verschwanden jetzt unter unseren Schritten; die Gegend wurde furchtbar wüst und öde. Nach einer Viertelstunde traten wir wieder in das Thal der Sutledsch ein, an deren Ufern sich der Weg von einem Abhang zum andern wand. Nur kümmerliche Neoza-Kiefern, blattloser Wermuth und stachlichte Astralagusbüsche beherbergte der dürre Fels hie und da. Beide Flußufer sahen aus, als wären sie erst jüngst aus dem Feuerofen hervorgezogen. Kahl und sonnenverbrannt starrten die Klippen zwischen endlosen Geröllflächen, welche gigantischen Aschenhaufen glichen. Es war in der That eine schauerliche Einöde, zudem die Abhänge so steil, daß man kein Zeichen eines betretenen Pfades entdecken konnte. In den losen Geröllflächen hinterläßt der Fuß des Wanderers keine Spuren. Die Steine und Felsblöcke rollen unter den Tritten die Berge hinab. Wehe dem, der verweilt! Mit eiligen Schritten mußte man vorwärts, oder man folgte den hinabstürzenden Felsentrümmern. Die Musik der polternden und klappernden Steine begleitete uns den ganzen Tag. An einigen steilen Stellen der Felswände mußten auch erst Fußstapfen eingehauen werden, ehe wir sie passiren konnten. Wir stiegen beständig bergan, abgespannt durch die Hitze und den niederschlagenden Eindruck einer solchen Wüste. Erst nahe am Gipfel des vor uns liegenden Kammes brach wieder einige Heiterkeit bei uns durch, wie ein Sonnenblick durch zerreißendes Gewölk. Dort sprudelte nämlich eine Quelle, die einzige auf dem ganzen Wege, welche von den lasttragenden

Jungfrauen und Kuli's mit Freudengeschrei begrüßt wurde. Doch spendete sie nur bitteres kupferhaltiges Wasser. Mich erfreute hier das vaterländische Weidenröslein. — Bald erstiegen wir nun den Paß. Von oben sahen wir deutlich den kleinen Fluß Ropa, den wir noch überschreiten mußten, aber in welcher grausenhaften Tiefe! An einem fast senkrechten Gerölle kletterten wir bald springend, bald schurrend hinunter. Indeß schon etwa 800 Fuß tiefer wurde der Boden fester, und es zeigten sich Astern, Rittersporn und Mohn. In der Mitte der Höhe (1500 Fuß) begann ein Kiefernwald. Die letzten tausend Fuß ging's wieder sehr steil und beschwerlich; auch wurde der Weg häufig durch Schneebäche mit jähen Abstürzen unterbrochen. An den Ueberresten einer Schneelawine stiegen wir zum reißend dahin schießenden Ropa hinab. An einer engen Stelle seines Bettes zeigte sich in der Mitte ein großer Felsblock als Haltpunkt zum Bau einer Brücke. Ohne Verzug wurde das Werk begonnen; denn schon fing es an, in der Tiefe des Thales zu dämmern. Alle Kuli's mußten Hand anlegen; Steine wurden zusammengetragen, Bäume gefällt und in das Flußbett eingekeilt. Sobald wir den Felsblock in der Mitte erreicht hatten, ging Alles rasch von statten, und wir gewannen glücklich den jenseitigen Rand der Uferwände, deren unterer Theil, wie bei allen bedeutenderen Flüssen des Gebirges, aus senkrechten Mauern bestand. Nach dreistündiger schwerer Arbeit waren wir Alle sammt dem Gepäck drüben. Wir stiegen darauf nicht ohne neue Mühseligkeit zu unserem Rastort Tschasu hinab. Die letzte Strecke war eine in den Stein gehauene Treppe von vielen hundert Stufen. Am Ende derselben begannen Aprikosengärten, Weinlauben und Wiesen. Die Viehheerden kehrten eben heim, ein Anblick, den man selten im Gebirge hat. Der Ort zählt etwa vierzig hübsche Häuser, die sich terrassenförmig in's Thal hinabziehen, wo die letzten zwischen Weinlauben versteckt sind; auf vielen flatterten rothe und weiße Fahnen nebst Yackschwänzen an langen Stangen. An den Wegen standen hie und da hölzerne gelb, grau und weiß gemalte Tschochden. Wir schlugen unsere Zelte auf einem platten Dache auf. Man brachte uns Rosinen, Aprikosen und frische Milch zur Erquickung, auch eine Menge chinesischer

Waaren. Die Tracht ähnelte der chinesischen, selbst falsche Zöpfe kamen bei den Männern vor.

Kaum hatten wir Tschasu im Rücken, so begann wieder die wilde nackte Felseneinöde. Rundum nichts als glatter kahler Schieferfelsen, bald in großen Tafeln oder Blöcken den Weg versperrend, bald zerbröckelte und verwitterte lange Geröllschurren bildend; dazwischen hin und wieder eine verkrüppelte Kiefer nebst dem grauen trockenen Wermuth. Das einzig Erfreuliche war die Kette der majestätischen Schneeriesen, die wir an dem höchsten Punkte sahen, bei welchem wir wieder in das Thal der gelbgrau strömenden Sutledsch einbogen. Der Weg zog sich in nordöstlicher Richtung über dem Flußufer hin, etwa 1800 Fuß höher als der Wasserspiegel, und ihm so nahe, daß man einen Stein hineinwerfen konnte. Wir folgten schweigend dem Führer, der vorangehend die Fußstapfen eingrub und die haltbaren Stellen mit ihren festen Steinen heraussuchte. Oft mußte man, um glatte Felswände zu umgehen, einige hundert Fuß hinabgleiten; oft ging es über die äußersten Zacken vorspringender Klippen neben dem schroffen Abgrunde hin. An manchen Stellen blieb nichts übrig, als auf dem Bauche zu rutschen, während der Führer die Füße leitete und ein Anderer mit der Hand den Kragen festhielt. Die Alpenstöcke erwiesen sich fast nutzlos, weil man beide Hände gebrauchte, um sich anzuklammern. Am schlimmsten waren solche Stellen, an welchen man genöthigt wurde, über das Geröll hinabzuklettern, weil die von den Nachfolgenden losgetretenen Steine auf die Vorangehenden hinabrollten oder wenn der Vordermann die ganze Erdschicht, auf welcher der Weg fortlief, hinabgestoßen hatte. Es war eine der gefahrvollsten Parthien unserer ganzen Reise, und wie die Gepäckträger über alle bösen Punkte hinwegkamen, ohne den Hals zu brechen, ist mir ein vollständiges Räthsel. Der beständige Anblick des unter unseren Füßen gähnenden Abgrundes, welcher immer bereit schien, uns mit jedem hinabrollenden Steingerölle zu verschlingen, machte einen so erschöpfenden Eindruck, daß man sich auf jeder etwas sicheren Stelle ermattet niederließ; doch trieb die Sonnengluth den Ruhenden bald wieder vorwärts, um das anstrengende Seiltänzerspiel auf's neue zu versuchen. So

wurde eine Felsenecke, eine Krümmung des Flußbettes nach der andern langsam und mühselig bei schwüler Gewitterluft zurückgelegt. Zu unserer Freude war die Nordseite des Passes etwas weniger wüste und steil. Der überstiegene Nordostabhang desselben lief in eine kleine Ebene aus, an deren Ende sich unser Lagerplatz Kora zeigte. Wir sahen uns hier wie durch einen Zauberschlag in ein Paradies versetzt. Hohe Mauern und Hecken bezeichneten die Grenze der Wüste und umschlossen die fruchtbarsten Getreidefelder; zahlreiche Bäche durchrieselten den Boden; die ganze Gegend schien ein zusammenhängender Garten zu sein. Dichter Rasen und der Schatten uralter. Aprikosenbäume lud zum Niedersetzen ein. Man brauchte nur die Bäume anzurühren, um einen Ueberfluß der reifesten süßesten Früchte zu haben. Schöne Schmetterlinge und andere Insecten umschwärmten die Blumenbeete an den Rändern der Bächlein, während wir oben keine Spur eines lebenden Wesens bemerkt hatten. Die Einwohner brachten uns bald Milch und in Asche gebackene Kuchen herbei. Die Menge von Bernsteinzierrathen und die fuchsrothe Farbe aller Kleidungsstücke, die tübetische Leibfarbe, der von hier ab herrschende allgemeine Gebrauch von Hosen und Stiefeln auch bei den Frauen, verkündete uns den innigsten Verkehr mit Tübet. Die Männer tragen Klappmützen, Sandalen oder hohe Zeugstiefel an den Füßen, und um den rothen Rock einen breiten Gürtel, worin die Pfeife, das Messer, ein Löffel und andere Kleinigkeiten stecken. Die Weiber unterscheiden sich von ihnen nur durch den Mangel des Gürtels und durch ihre zahllosen dünnen Haarflechten, welche netzartig über den Rücken herabfallen, durchflochten mit Korallen, Bernstein, Muschelstückchen und silbernen Schellen. Am Abend gruppirte sich die ganze neugierige Bevölkerung um unser Zelt; selbst über Nacht blieben sie um ihre Feuer gelagert. Es herrschte eine unaufhörliche Fröhlichkeit; lachend und singend verbrachten sie die Zeit. Bei unserem Scheiden begleitete uns die männliche Bevölkerung wohl anderthalb Stunden weit bis zur Sutledsch. Die Frauenwelt blieb auf den benachbarten Weinbergen zurück, mit hellen Klagetönen singend: Tantun ne re ho! was „Glückliche Reise" bedeuten soll.

Um auf das linke Ufer der Sutledsch überzusetzen, hatten wir die berühmte Brücke von Namtu zu passiren, eine von den dreien, die im oberen Kunauer über den wüthenden Strom gehen. Sie ist von starken behauenen Balken gebaut, welche gewiß sechs bis sieben Tagemärsche weit hergeholt werden mußten; ihre Länge beträgt 82 Schritt. Wie alle Brücken im Himalaya, auch die kleineren, wegen der Frühjahrsschwellen ziemlich hoch angelegt sind, so auch diese. Sieben neben einander liegende Balken bilden den mittleren Theil, der etwa 70 bis 80 Fuß über dem Wasserspiegel schwebt. — Am linken Ufer machte das Kieselgeröll bald dem Thonschiefer Platz. Den Boden durchschnitten zahlreiche Bäche, umsäumt von Astern, Glockenblumen und einer Art Geißblatt, der Wachholder war hin und wider zu baumartigen Stämmen erwachsen. Nach vier Stunden traten wir in das Gebiet des Dorfes Dubling ein. Es schien einer der ergiebigsten Striche in dem unfruchtbaren Steinlande. Man baut Weizen, drei Arten Gerste, Erbsen, Hirse und eine sehr wohlschmeckende Steckrübe; der größte Reichthum besteht jedoch in Aprikosen, für welche die platten Dächer nicht Raum genug boten, so daß die abgeernteten Felder sie beherbergen mußten. Alle Wege und Stege waren schlüpfrig von den zertretenen Früchten. In den Hofräumen beschäftigte sich die weibliche Bevölkerung überall mit Erntearbeiten, bei denen es oft wunderliche Ceremonien giebt. Ich sah zwei Frauen den eben gedroschenen Weizen reinigen. Eine Räucherpfanne stand neben dem Platz, und jedes Mal, wenn sie ein Sieb voll ausgeschwungen hatten, gingen sie um dieselbe herum, streuten Cypressenblätter darauf und weheten mit einem großen Büschel von Cypressenzweigen darüber hin. Die Frömmigkeit der Einwohner bezeugten im Dorfe viele lange Steinwälle von aufgehäuften Steintafeln mit Lama-Inschriften und gutgehaltene Tschochden. Neben letzteren lagen kleine braune Mehlkuchen, in welche ein Kreis von angebrannten kleinen Stöckchen gesteckt war. Dazwischen hatte man, wahrscheinlich zum Opfer, Körner von verschiedenem Getreide gestreut. Die Häuser ruhen auf steinernen Unterlagen. Ein Staffelbaum führt zu der niedrigen Thür des unteren Stockwerkes, dann tritt man in ein neben den Viehställen befindliches großes Zimmer,

wo die ganze Familie, wenn sie nicht auf dem Dache beschäftigt ist, auf Brettern sitzt. Die Weiber spinnen oder spulen die Wolle für den Webstuhl, das einzige Geräthschaft nebst einer Handmühle, einigen hölzernen Näpfen und irdenem Geschirre. Was nicht arbeitet, raucht Tabak. An der einen Wand öffnen sich die Eingänge zu den dunkeln Schlaflöchern. Das obere Stockwerk enthält die Vorrathskammern für das Korn und die Hülsenfrüchte. Wir durchstreiften die Häuser, ohne daß die Leute darin fürchteten, man besudele durch unreine Berührung die Wohnung, wie das im flachen Indien der Fall ist, wo der kriechende Hindu ganz unverhohlen, wiewohl mit tiefgebeugtem Kopf und gefalteten Händen, sagt: „Herr, du wirst deines Sklaven Haus besudeln, habe die Güte, dich fortzubegeben.“ Ueberhaupt scheinen die guten Bergbewohner keine Reinlichkeit zu kennen. Als ich einem allerliebsten schwarzäugigen Kindchen das Gesicht am Bach abwusch, erregte das eine allgemeine Heiterkeit und Gelächter. Es ist allerdings auch das lustigste Völkchen, das ich je gesehn, freundlich, zutraulich und geschwätzig, ohne durch Zudringlichkeit zu belästigen, wie die chinesischen Tübetaner. Sie untersuchten allerdings unsere Kleidungsstücke, Taschen nebst Geräthen und brachen bei jeder neuen Entdeckung in ein schallendes Gelächter aus. Das Hauptstück ihrer seltsamen Tracht bilden weite Pumphosen von fuchsrothem selbstgewebten Wollenzeug. Eine Menge Bernstein (Poschu), Glaskorallen und Amulete, in zahlreichen Schnuren um Hals, Brust und Rücken herabhängend, fehlte bei keiner der Frauen, eben so wenig die geleimten, zu vierzig oder funfzig den Rücken bedeckenden Haarflechten, während den Männern ein Zopf vom eigenen Haar oder brauner Wolle genügte. Die Frauen zeichnen sich durch eine ungemein sanfte Stimme aus, zu der das vierkantige Gesicht oft schlecht paßt. Der Gesang ist melodisch, die Sprache klingt viel weicher, als im unteren Kunauer. Während ich einige der hübscheren Frauen mit ihren Kindern zeichnete und der neugierige Haufe mich umdrängte, wurde mir ein seidenes Taschentuch entwand; im Hochgebirge des unteren Kunauer kann man dagegen unbesorgt Alles liegen lassen. Die von mir zum Geschenk dargebotenen Stecknadeln und Glaskorallen wurden mit lautem Jubel empfangen. Unser Zelt

schmückte man mit Blumen. Zu den uns dargebrachten Früchten gehörten namentlich auch Johannisbeeren und eine Art Judenkirschen von angenehm säuerlichem Geschmack.

Bei dem nächsten Dorfe Dabling bemerkten wir ungemein große Mannehpaddeha's; einer derselben war 500 Schritt lang und 6 Fuß breit, oben ganz mit Schiefertafeln belegt, von denen einige Inschriften in weißen Buchstaben auf rothem oder gelbem Grunde enthielten. Wir wanderten dicht am Ufer der hier dunkelgrünlichgelb gefärbten Sutledsch hin. Der Granit wurde anstehendes Gestein. Am jenseitigen Ufer starrte eine fast senkrechte, tausend Fuß hohe graue Granitwand, über welche sich jedes kleine Schneebächlein, von den höheren Kuppen herabrieselnd, als Cascade in den Strom niederstürzte. Auf einer scharf vorspringenden Felsenecke liegt das Dorf Kab, bei welchem sich der tübetische Strom Li mit der Sutledsch, hier Guhé genannt, vereinigt. Beide drängen sich brausend zwischen steilen grauen Felswänden und bilden beim Zusammenstoß furchtbare Wirbel; doch unterscheidet sich noch weithin die gelbgrüne Fluth des Guhé und die graublaue des Li. Das Gerücht hatte uns den Bewohnern als Riesen mit langen schwarzen Bärten vorgemalt. Sie standen daher bei unserer Ankunft erwartungsvoll vor dem Eingange des Dorfes, darunter viele Weiber in der rothen chinesischen Tracht. Sie waren mit tausenderlei Zierrathen von Bernstein, Schankmuscheln, Lasursteinen, Türkisen und Topasen behängt; viele Halsbänder bestanden aus achatähnlichem bunten Tübet-Glas. Man bewirthete uns mit Aprikosen und Khatoi; auch Blumensträuße von gefüllten Stockrosen nebst rothen und gelben Todten- oder Studentenblumen (Tagetes patula, flos africanus) wurden uns aufgedrungen. Weiter aufwärts steigend, wurden wir bei einem heiligen Platz von alten weißbärtigen Lamas feierlich begrüßt und mit Blumen, Früchten, auch Tabak beschenkt, für welche Gastfreundschaft man indeß nachher eine kleine Entschädigung forderte. — Abends lagerten wir bei dem Dorfe Namdja. Dicht neben uns bestellte man den Acker. Der Holz-Pflug wird von Yackochsen gezogen, die ein Mann an der Nase führt; ein anderer regiert den Pflug. Weiber und Kinder hacken singend den gepflügten Boden noch einmal um. Der meistens schwarze

Yackochse ist hier das gewöhnliche Hausthier. Die zum Pflügen gebrauchten sind häßlich und kurzbeinig; der Seidenhaar-Behang unter dem Leibe fehlt ihnen fast ganz, eben so der buschige Schwanz, den man zum Verkauf abzuhauen pflegt. Die Reit-Yackochsen sind bei weitem schöner, sie haben einen stattlichen Buckel, einen starken, seidenartigen Behang, gewundene Hörner und tragen den Kopf hoch. —

Von Namdja aus glückte es uns endlich am 6. August, die Grenze Tübet's zu überschreiten. Die Lastschafe wurden gesattelt und bepackt; mit dem übrigen Gepäck tummelte sich eine fröhliche Schaar rothbehos'ter Frauen und Mädchen unter unaufhörlichem Gelächter und Gesang; vier Reitochsen, denen das weiße Seidenhaar des Bauches und der buschige Schwanz fast bis auf die Erde herabhing, standen bereit, uns auf ihrem wolligen Rücken aufsitzen zu lassen. Es kostete dies einige Mühe; denn sie sind sehr scheu, drehen den Kopf beständig, als ob sie stoßen wollten und schlagen mit den Hinterfüßen. Gegen zehn Uhr setzten wir uns in Marsch. Der Weg wurde bald so steil, daß die armen Thiere höchst melancholisch zu stöhnen, zu grunzen und endlich zu röcheln anfingen, was uns denn eben sowohl als der unbequeme Sitz zum Absteigen veranlaßte.

Schauerlich aber imposant ist der Anblick der steilen rauhen Felsenmassen von bröckligem Schiefer, zwischen denen der tobende tübetische Strom seine dunkelgelben Wogen hindurchwälzt. Kein Strauch, kein grünes Kraut erfreut das Auge; ringsum nichts als zertrümmertes oder in starren Klippen emporragendes Gestein, nach unten jäh abfallend, nach oben in schneeschimmernde Spitzen und Zinken auslaufend. Die Schneeregion wird von einem grünen Saum umzogen; doch außer dem Bereiche des Schneewassers schwindet die Vegetation und es bleibt nur der trockene Wermuth nebst verkrüppelten Cypressen.

Wir stiegen höher und höher. Plötzlich war der Weg durch eine senkrecht abfallende Schlucht unterbrochen, die der Bach Kupsung in die Uferwand der Sutledsch eingerissen hatte. Eingehauene Treppenstufen führten 400 bis 500 Fuß hinunter; den Yackochsen schien dieser Steilpfad besonders beschwerlich. Der in schönen Cascaden zum Strom abfließende Bach hatte trink-

bares Wasser, dergleichen wir auf dieser Tour nur noch zweimal fanden. An den Ufern lagerte eine Heerde tübetischer Lastschafe nebst Ziegen, mit Kaschmirwolle und Shawlwolle beladen. Wir kreuzten hier die große, von Ladak durch Tübet gehende Straße. — Auf der jenseitigen Höhe fanden sich zuerst stachlichte Steppenpflanzen, dann auch Rosen, Weiderich und Gentianen. Wir näherten uns nämlich in fortwährendem Bergansteigen immer mehr der Schneeregion und dem Passe an der Grenze des himmlischen Reiches. Von einem großen Blocke gelben Granites, welcher den Gipfel des Passes bildet, gewannen wir daselbst zuerst einen freien Blick in das geheimnißvolle Land. Vor uns reihte sich in gedrängten, vielfach gebrochenen Linien ein Gebirgszug an den andern, der nachfolgende immer niedriger als der vorhergehende, bis sich zuletzt an die unendlichen Hügelreihen ein weiter gradliniger Horizont anschloß: die Hochebene von Tübet. Den Lauf der Sutledsch begleiteten mehr und mehr sanft geneigte Hügel, kahl und einfarbig grau, gleich den zuletzt durchwanderten; nur die Thaleinsenkungen verriethen hie und da frische Oasen. Links thürmte sich der majestätische Purgeul auf, mit seinen tausend spitzen Kegelzacken einem riesigen Termitenhaufen vergleichbar; seine größere Hälfte war weiß von frisch gefallenem Schnee. Wald ließ sich nirgends entdecken, und doch hatte das weitumfassende wüstenartige Gemälde in der prachtvollen Beleuchtung einen wunderbaren Reiz, der noch erhöht wurde durch den Gedanken des dahinter verborgenen Unbekannten. Wie beneidete ich die Lämmergeier um ihren Flug, welche hoch über unsern Häuptern kreiseten! —

Auf einem sanft niedergehenden Zickzackwege zogen wir hinab durch hohe Ginsterbüsche voller Rebhühner und kleiner Berghasen. In zwei Stunden gelangten wir, zuletzt auf einem ermüdend steilen Wege, nach Schipki. Dieser tübetanische Grenzort, im Halbkreis um ein Bachthal erbaut und etwa 200 Fuß hoch über dem Spiegel der Sutledsch sich erhebend, die man hier Lüng nennt, liegt inmitten eines Aprikosenwaldes und wird umgrünt von seinen reichen Feldern, welche vermöge der künstlichen Bewässerung eine zwiefache jährliche Ernte bringen. Wir errichteten unangefochten unser Zelt auf dem Dache eines

einstöckigen unbewohnten Hauses. Die zopftragenden rothröckigen Gestalten der Tübetaner umdrängten uns neugierig und sahen uns lächelnd zu. Sie rauchten dabei aus ihren kleinen silbernen Pfeifen oder drehten ihre Gebetrollen. Andere untersuchten kopfschüttelnd das Zeug unserer Kleider, die Knöpfe, Messer und Geräthschaften, kurz Alles, was wir um und an uns hatten. Die Weiber, eben so rothröckig, mit bunten Steinen, Messing und Bernstein behängt, standen ein wenig ferner und lachten unmäßig. — Obgleich es durch ein kaiserliches Mandat bei Strafe des Bauchaufschneidens verboten ist, Fremden Lebensmittel zu reichen, brachte man uns doch Milch und Aprikosen, so viel wir verlangten. Allmählig kam das ganze Dorf, Alt und Jung, heran, um die neuen fremden Gestalten zu begaffen und zu belachen. Die Männer sind groß und schön gewachsen; doch verrathen ihre breiten Backenknochen und schief liegenden Augen die tartarische Abstammung. An Gesichtszügen, Tracht und Sitten gleichen sie fast durchaus den nördlichen Bissahirleuten; nur daß diese freundlich, lustig und bescheiden sind, die Tübetaner dagegen das unverschämteste, schmutzigste und gemeinste Gesindel, beseelt von Schachergeist und Betrügerei. Beide Geschlechter tragen rothwollene Kaftans, Hosen und hohe Zeugstiefel von bunten Flecken; nur sind die Beinkleider der Frauen etwas länger. Die vielen Stränge ihrer fettglänzenden schwarzen Zöpfe werden durch zahllose Muscheln, Bernsteinstücke und nachgeahmte Glas-Achatsteine zusammengehalten. Den Hals zieren außer den Amuleten zehn bis zwanzig Schnüre von Bernsteinstücken, Lapis Lazuli, Türkisen und falschen Steinen. Den Männern genügt ein einziger Zopf, der aber, um recht lang und stark zu erscheinen, mit Schafwolle durchflochten wird.

Da uns kein chinesischer Beamter zurückwies, so versuchten wir, am folgenden Tage noch einen weiteren kleinen Ausflug in das Land zu unternehmen. Nachdem wir mehrere Hügelvorsprünge durchkreuzt, erreichten wir das nächste Bachthal mit dem Dorfe darin; denn wo das Wasser fehlt, findet man nur dürres Schiefergeröll mit Disteln, stachlichtem Traganth, Ginsterbüschen und Steppengräsern kümmerlich bewachsen. Die Lage des nettgebauten Dorfes Kjok entsprach ganz der von Schipki.

Schon oberhalb des Bachthales zeigten sich in langen Reihen die gebräuchlichen Steinplatten mit der unveränderlichen Inschrift: „Om man neh pa neh hung", zuweilen auf einer Tafel mehrfach wiederholt. Zuletzt ging es etwa 400 Fuß steil niederwärts. Ich war der Gesellschaft vorangeeilt und sah auf den Dächern der ersten zerstreut liegenden Häuser die Weiber mit Dreschflegeln ihren Weizen ausdreschen, während man im Kunauer und Baspathal zu diesem Zweck Pferde oder Ochsen über das Getreide hintreibt. Im Schatten eines breitwipflichen Aprikosenbaumes suchte ich Schutz vor der Sonnengluth; aber kaum hatte ich mich niedergelassen, so strömten die neugierigen Dorfbewohner schaarenweis herbei, um die seltene Erscheinung eines Europäers in Augenschein zu nehmen: Weiber in Hosen und Zeugstiefeln mit Filzstulpen, Männer im rothen und weißen Baku mit breitem Wollgürtel, die Dorfältesten, ihre silbernen Tabakspfeifen rauchend. Mit großer Zudringlichkeit wurden meine Kleider, meine Taschen, meine Pflanzenmappe und Insektenschachteln gemustert; es fehlte wenig, daß sie mir das Zeug vom Leibe rissen. Als das Haupt unserer Gesellschaft sammt seiner Begleitung erschien, ging das Besehen und Untersuchen von Neuem an. Da sie bald unsere Kauflust merkten, so brachten sie eine Menge sonderbarer Waaren, Zierrathen, Halsbänder, Pfeifen, stellten ihre Preise aber ganz ausverschämt hoch. Jeder trägt einen messingenen Löffel, eine Zundertasche und eine von Wolle gewirkte Steinschleuder am Gürtel; sie führen unter vielen anderen räthselhaften Instrumenten auch eine kleine messingene Zange, um die Haare am Kinn auszurupfen, bei sich. Die Gesichter waren großentheils abschreckend häßlich mit kaum vorstehender Stumpfnase und einem großen geöffneten Munde. Von den schmutzigen Weibern spannen viele Wolle an der Spindel. Alle wollten ihre Waare gern für Geld losschlagen; in anderer Hinsicht zeigten sie sich jedoch sehr argwöhnisch. Gesammelte Samenproben wurden mir heimlich aus den Taschen entwendet. Die Namen von Fluß und Dorf konnte ich nur unter der Bedingung erfahren, daß ich dieselben nicht niederschreiben wollte. Als ich versuchte, einen ehrwürdigen Greis zu zeichnen, wollte er mir das Zeichenbuch entreißen, und da ihm dies nicht gelang,

fiel er angstvoll vor mir auf die Knie und faßte mich beim Bart. So entdeckte ich ein Mittel, die uns zu unbequem werdenden Gäste aus unserem Zelte zu entfernen; ich machte nämlich Miene, sie zu zeichnen, und sogleich liefen sie Hals über Kopf davon, wie vom bösen Geist getrieben. —

Wir kehrten über Schipki nach Namdja zurück. Als ich dort allein im Zelte saß, erschien eine Schaar Lamas und stimmten einen Gesang an. Zuerst sagte Einer eine Art Anrede her; dann fiel der ganze Chor mit angenehmen Stimmen in lang gehaltenen Tönen ein. Der Gesang erinnerte an die Kirchenlieder mit dem Amen der Chorknaben. Das Ganze machte sammt den wunderlichen Gestalten in ihren rothen Mänteln und Mützen mit dem gelben Lama-Zeichen einen höchst feierlichen Eindruck.

Zur Vervollständigung unserer spärlichen Mittheilungen über die nördlich am Himalaya gelegenen Länder schalten wir im Folgenden einige Notizen ein aus einer früheren Reise des englischen Capitains Samuel Turner durch Butan und Tübet. Derselbe verließ Calcutta in Begleitung eines englischen Lieutenants und eines Wundarztes nebst mehreren Dienstleuten. Der von dem Unternehmen benachrichtigte Rajah von Butan schickte dem Capitain an der Grenze einen Geleitsbrief durch sein Gebiet entgegen; auch mußte ein besonderer Bote desselben den Befehl überbringen, die Fremdlinge ungehindert durch den Gebirgspaß zu lassen, welcher zu der Festung Buradevar, dem Schlüssel zu Butan, von Süden her, führt. Hören wir nun den weiteren Bericht aus dem Munde des Herrn Turner.

„Buradevar nimmt eine erhabene Gebirgsfläche ein, die von der Umgebung der höheren Berge durch ein tiefes Thal abgeschieden wird. Von dort aus übersieht man den Paß, der an einigen Stellen kaum für zwei Mann neben einander breit genug ist. Das Ehrengeleit bis zur Festung gaben uns fünf Bergmädchen, das Haar in langen schwarzen Flechten gebunden.

Als wir näher kamen, begrüßte uns ein blasender Herold. In Buradevar selbst bewillkommneten uns die vornehmsten Beamten und beschenkten uns nach Landessitte mit weißen seidenen Schnupftüchern. Man bewirthete uns überall mit Thee und einem etwas säuerlich schmeckenden Branntwein, der aus Reis, Weizen, Gerste oder anderem Getreide bereitet wird; als Zuthat dient die Blüthe der sarazenischen Pestwurz (Cacalia saracenica). Der Festungs-Commandant saß, während wir ihm unsere Aufwartung machten, im Winkel seines Zimmers an einem Fenster auf einer hölzernen, mit einem Tigerfell überzogenen Fußbank, welcher ein Scharlachtuch unterbreitet war. Zu seiner Rechten glimmte in einem silbernen Gefäße wohlriechendes Holz, auf einem anderen zu seiner Linken brannten drei dünne rohrähnliche Kerzen. Das Gemach war mit Göttergemälden ausgeschmückt. In einer Ecke standen kleine Bildsäulen, vor denen Lampen brannten und ein Menschenschädel lag; auch hatte man Blumen, Früchte und Getreide dahin ausgestreut. Die Wohnung bestand aus Bambuspfahlwerk. Zu dem ersten Stock, das in einer Höhe von acht Fuß auf gabelförmigen Stämmen ruhte, führte eine gewöhnliche Leiter. Der Fußboden der Zimmer, deren Scheidewände Licht und Luft durchließen, bildete gespaltenes Bambusrohr. Der untere Raum barg allerhand Vorräthe. Das hoch emporragende Strohdach wurde von einem in der Mitte sich erhebenden Maste getragen. Im Uebrigen enthielt der Platz außer den Schuppen für die Besatzung nur noch etwa ein Dutzend Häuser. — Der Commandant lud uns ein, ihn nach einem benachbarten Berge hin zu begleiten, wo er seine Andacht verrichten wollte. An dem dazu bestimmten Tage setzte sich nun ein langer Zug in Bewegung. Vor uns her wurden fünf weiße Flaggen an langen Bambusrohren getragen; diesen folgten zwei andere Stangen, an denen von oben bis unten Lappen von farbigem Seidenzeuge hingen und die von ihren Trägern beständig herumgedreht wurden. Nachher kamen sieben Mädchen mit fliegenden Haaren, die einen feierlichen Gesang anstimmten. Ein Priester zu Pferde führte sie. Er trug eine hohe dicke Wollen-Mütze und eine Scharlach-Weste. Hinter den Mädchen ritten zwei Trabanten und der Commandant in einer goldgestickten blauen Atlas-Weste,

über seine Schultern hing ein brauner Shawl; sein Haupt bedeckte eine Art Dreimaster mit gelbem Blech statt der Kokarde. Zwei Priester, wir und eine Menge Bedienten beschlossen den Zug. Bei unserer Ankunft auf dem Gipfel des ziemlich beschwerlich zu ersteigenden Berges stellten sich die sieben Mädchen oder Bajaderen in eine Reihe und schlugen zu ihrem Gesange den Tact sowohl mit den Händen, als auch mit den Füßen. Unter einem mächtigen Baum erblickte man einen Altar, drei Fuß hoch und mit buntfarbigen oder gelben seidenen Tüchern ausgeschmückt. Auf demselben standen brennende Lampen, so wie Schüsseln mit Blumen und Früchten. Davor standen zwei Trompeter und sechs Priester, welche kleine Trommeln rührten, auf Cymbeln spielten und auf einem Instrumente bliesen, das aus einem menschlichen Schenkelbein gefertigt war; man fertigt nämlich hier zu Lande gern allerhand Sachen, so namentlich Rosenkränze, aus Menschenknochen, um sich dadurch an den Tod zu erinnern; auch trinkt man aus Hirnschädeln. Als wir uns dem Altar näherten, bekam Jeder von uns eine angezündete wohlriechende Ruthenkerze, die wir halten mußten. Ein Priester bot uns eine Tasse mit Reis, worin ebenfalls solche Ruthenkerzen steckten. Wir berührten den Reis nur, dann ward er auf den Altar gestellt, und die Priester ließen nun etwa zehn Minuten lang einen Gesang mit Musikbegleitung erschallen. Darauf wurde in tiefen hohlen Tönen gebetet, und es folgte eine stille Pause. Nach dieser Pause band sich der Commandant ein weißes Tuch vor Mund und Nase, wusch sich die Hände, streuete Reis nebst Münze in Form kleiner Muscheln oder Kauris aus, welche die ärmeren Zuschauer auflasen, und reichte auch uns davon zum Ausstreuen. Nach diesem Zeichen der Mildthätigkeit trank der Oberpriester Thee; während dem wurde dem Commandanten eine Schüssel mit einer Art Brotfrucht gebracht, die er kostete, uns darbot und die dann unter die Priester sammt ihren Trompetern vertheilt wurden. Ein Tanz der Bajaderen und lautes Freudengeschrei beschloß die Feierlichkeit. Nachdem wir zur Wohnung des Commandanten zurückgekehrt waren, wiederholte sich die ganze Ceremonie; wir wurden daselbst bewirthet und der Commandant sagte uns, alles dies sei geschehen, um theils

den Göttern für unsere Ankunft zu danken, theils uns eine glückliche Reise und fröhliche Heimkehr zu erbitten. Wir ritten bei der Gelegenheit auf Butan-Pferden, einer eigenen Race, die man Tangun nennt. Die meisten sind Schecken, schwarz und braun auf weißem Grund. Sie haben eine Höhe von dreizehn Fuß, einen kurzen Leib, sind sehr feurig und vereinigen Schönheit mit unermüdlicher Ausdauer. Schwer belastet, gehen sie an schwindelnden Abhängen sicherer, wie selbst die Esel, einher. Die Hitze der südlicheren Gegenden vertragen sie nicht gut, sondern lieben die Bergluft."

„Hinter Buradevar ging der Weg noch immer bergan, oft auf eingehauenen Stufen. Auf einem Gipfel angelangt, erhielten wir von unseren butanischen Begleitern den guten Rath, in dieser Höhe das tiefste Stillschweigen zu beobachten, um durch unsere Reden die Urgeister nicht zu wecken oder die feine Luft nicht zu erschüttern, als wodurch heftige Regengüsse entstehen könnten. Wir leisteten dem Rathe Folge; aber kaum hatten wir den Berggipfel verlassen, so stellte sich der Regen dennoch ein. Wir erstiegen darauf einen noch höheren, bis zur Spitze dichtbewaldeten Berg. Die mannigfaltigsten Moose, durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre gefördert, bekleideten hier mit grüner Sammethülle alte Bäume; Schlingpflanzen bildeten überall Laubgänge und Festons. Bei einem heiligen Orte mußten wir eine kleine Münze zurücklassen, um dadurch eine glückliche Reise zu erzielen. Weiterhin wanderten wir durch wilde Gebirgsgegenden, bald auf Steintreppen uns an schroffen Wänden emporwindend, bald über loses Geröll und an überhängenden Felsen vorüber. In einem tiefen Bette brauste der Tehintschieu, der vor der Hauptstadt Butan's Tassisudon vorbeifließt und sich ostwärts von Buradevar in den Brahmaputra mündet. An den Abfällen der Berge bemerkten wir zwischen den Waldungen Terrassencultur; indianische Feigen dienten häufig als Hecken, und überall fanden wir durch Bambusröhren Wasser an den Weg geleitet, um den Durstigen zu erquicken. Hin und wieder sahen wir Himbeeren und Erdbeeren; auch Pfirsich-, Limonien- und Pomeranzenbäume gedeihen an geeigneten Plätzen. Ein auf dem Vorsprung eines hohen Berges gelegenes Dorf war zur Hälfte zerstört.

Vor einigen Jahren erfaßte nämlich ein furchtbarer Orkan neun Häuser sammt ihren Bewohnern, schleuderte sie in die jähe Tiefe und zerschmetterte das Holzwerk sammt den Menschen und Geräthschaften so sehr, daß man später beim Nachsuchen auch keine Spur davon entdecken konnte. Um das Herab- und Hinaufsteigen an klaffenden Schlünden zu ersparen, waren hie und da Luftschiffbrücken nach Art der Sangho's angebracht, indem von einer Höhe bis zur anderen zwei Taue von Schlingpflanzen ausgespannt sind, und in dem darunter hängenden Reifensitz haspelt sich nun der Reisende mittelst der Hände über den Abgrund. Besser gefiel uns indeß eine Kettenbrücke, auf der wir bei dem stattlichen Bergschlosse Chuka über den Tehintschieu setzten; diese bestand aus fünf gleichlaufenden Ketten mit darüber gelegten Brettern und Bambus-Matten, auch ein Geländer fehlte nicht. Hinter Chuka heimelte uns gar angenehm der Ruf des Kuckucks an, eben so Tausendschönchen, Hundsrosen und Nesseln. Eine Meile von uns entfernt zeigte sich ein Schneeberg, und die Luft war selbst über Mittag noch sehr kalt; während der Nacht mußten wir ein Feuer anzünden."

„Am ersten Tage des Juni passirten wir ein lieblich grünendes, von einem Bach durchschlängeltes Thal. Ein ansehnliches Kloster krönte den Gipfel eines Berges, und eine halbe Stunde weiter erschien Butans Hauptstadt Tassisudon. Sie nimmt ein Bachthal ein, das eine Stunde lang und halb so breit ist. Weiden wachsen an den Rändern des Baches, Laub- und Nadelholz an den Bergen umher; in dem Thale selbst liegen zwischen Kornfeldern und Obstgärten einzelne zerstreute Häuser, so wie mehrere Klöster. Wir bekamen eine Wohnung in der Nähe des fürstlichen Palastes. Gleich am Tage nach unserer Ankunft erhielten wir eine Audienz beim Rajah. In einem großen Zimmer empfingen uns die vornehmsten Staatsbeamten. Alle begleiteten uns durch mehrere Gänge und auf sehr hohen Leitern durch die verschiedenen Stockwerke des Gebäudes, bis wir ganz oben zu dem eigentlichen Quartier des Rajah gelangten. Man öffnete uns ein kleines hübsch eingerichtetes Gemach, in welches das Licht durch einen gewölbten, mit Vorhängen versehenen Balkon einfiel. Im Innern stand vor dem Haupteingang ein

Schirm. An den blaufarbigen Wänden hingen in Seide gestickte Bilder von Personen. Die Thüren, Pfeiler und Bogen des Balkons waren roth angestrichen und vergoldet. Der Rajah trug einen Rock von braunrothem Tuch und saß mit gekreuzten Füßen auf Polstern in einer Ecke des Zimmers. Links von ihm bildeten mehrere Götzen, umgeben von heiligen Opfergeräthen, eine Gruppe, rechts stand ein Schreibtisch, vor ihm eine kleine bemalte Bank, welche den Theetisch vertrat. Wir überreichten ihm eine weiße seidene, mit Franzen verzierte Schärpe. Dann mußten wir uns auf Polster niederlassen. Nachdem die Unterhaltung durch Dolmetscher eine Zeit lang gedauert hatte, setzte man vor uns drei kleine Bänke, und ein Diener brachte einen silbernen Theetopf. Der Rajah schüttelte denselben gewaltig, goß etwas von dem Getränk in seine hohle Hand und schlürfte es schnell hinunter. Darauf schenkte der Hausminister eine lackirte Tasse voll, welche der Rajah hielt. Auch unsere Tassen wurden gefüllt. Inzwischen betete der Rajah leise, tauchte einen Finger dreimal in die Tasse, träufelte als Trankopfer einige Tropfen auf den Boden und schlürfte seinen Thee; nachher leckte er die Tasse fein säuberlich aus und wickelte sie in ein rothes Seidentuch. Uns schmeckte das Getränk sehr widerlich; die Ingredienzen dazu schienen Mehl, Butter, Salz, Thee und andere Dinge zu sein. Die Beamten mußten sich mit dem bloßen Zusehen begnügen; wir dagegen bekamen noch Citronen, getrocknete Aepfel, Wallnüsse, Gemüse und eingemachte chinesische Früchte. Schließlich hing ein Minister einem Jeden von uns eine seidene Schärpe um. Einer unserer früher hierher gekommenen Landsleute wurde bei Gelegenheit einer solchen Audienz ganz besonders ausgezeichnet. Er erhielt nämlich ein geblümtes seidenes Kleid, das er gleich anziehen mußte. Der Rajah band ihm ein seidenes Tuch als Gürtel um den Leib, ein anderes als Turban um den Kopf, er drückte seine Schläfe mit den Händen, legte ihm ein Götzenbild auf den Kopf und murmelte dabei einige Gebete. — Des anderen Tages wurden wir abermals zum Rajah eingeladen. Ich schenkte ihm einige englische Waaren, und die wechselseitige Schärpenbeschenkung wurde wiederholt. Dies geschieht hier zu Lande immer bei Besuchen. Kein Geschäft

wird ohne Schärpenwechsel abgemacht; ja, jeden Brief begleitet eine Schärpe selbst in die weiteste Ferne. Man führt diese Schärpen aus China ein, rothe und weiße, die ersten für Geringere, die anderen für Vornehme. — Die größte Ehre erwies uns der Rajah dadurch, daß er uns zur Tafel lud. Da uns aber die butanische Küche nicht behagte, so ließen wir unsere Portionen durch unsere Leute zubereiten. Nachdem wir uns zu Tische gesetzt, verzehrte der Rajah sein einfaches Mahl, bestehend aus Reis nebst Wurzeln, indem er sich dabei elfenbeinerner Stäbchen bediente; nur selten griff er zum Löffel. Ich bot ihm von unserem Wein und Zuckerwerk an; er dankte jedoch, weil er sich als Lama (die Fürsten sind hier nämlich zugleich Priester) der starken Getränke enthalten müsse. Er wunderte sich über die Mannigfaltigkeit unserer Speisen, indem er hinzufügte, daß er nur Getreide, Wurzeln und Baumfrüchte genieße, niemals aber etwas aus dem Thierreich, um nicht den Tod irgend eines lebenden Geschöpfes zu veranlassen, was seiner Religion widerstreite.*) Manche Speisen, die uns der Rajah von seinem Tische reichen ließ, z. B. geronnene Milch in Butter hart und zäh gebraten, waren uns ganz ungenießbar. Dagegen schmeckten seine weißen Wurzelknollen angenehm süß. Etwas uns vorgesetzter Honig brachte das Gespräch auf die Bienen, die ganz frei an den Häusern ihre Waben von sechs Zoll Dicke bauen; denn man duldet sie so, wie bei uns die Schwalben. Der Rajah äußerte darüber, daß die Bienen gesetzlich nicht beeinträchtigt werden dürften und daß man ihre durch gemeinschaftliche Arbeit gesammelte Nahrung blos zur Erhaltung Aller verwende, indem man von den reicheren Stöcken Vorräthe sammele für die ärmeren. Gegen Abend entfernten wir uns, um den Rajah nicht in seiner Abendandacht zu stören; denn die Lama's versammeln sich hier dreimal des Tages zu ihren Andachtsübungen, des Morgens, Mittags und zur Nacht. Im Klosterpalaste wohnen nicht weniger als funfzehnhundert Priester,

*) Ein Engländer wollte einem Lama die Wirkung eines Vergrößerungsglases zeigen und suchte zu dem Ende eine Fliege zu haschen; allein der Lama sammt den übrigen Anwesenden geriethen darüber ganz außer sich, weil sie den Tod der Fliege befürchteten.

sämmtlich ehelos. Allwöchentlich gehen sie unter Anführung eines älteren Priesters zum Baden. Vor der langen Procession wird eine Stange getragen, an welcher in Ketten ein eiserner Topf mit wohlriechendem Holz hängt. Die Priesterkleidung besteht durchweg aus einer wollenen Weste, ein Schurz reicht bis an's Knie und ein karmoisinrother Mantel bedeckt zugleich den Kopf; gewöhnlich wird derselbe so geknüpft, daß der rechte Arm sich völlig frei bewegt. Ein an der rechten Hand hängender Rosenkranz wird fleißig abgebetet. Die meisten Priester zeichnen sich durch weißere Hautfarbe aus. Alle Butaner haben schwarzes Haar, das dicht am Kopf geschoren wird; auch die kleinen feingeschlitzten Augen sind schwarz; die Wimpern und Augenbraunen sind dünn behaart, eben so der Bartwuchs. Auf Schnurrbärte hält man sehr, doch selten erfreut sich der Mann eines recht hervorstechenden. Unter den Augen wird das Gesicht mongolisch breit. Der Körperbau ist im Allgemeinen gut. Kröpfe kommen hier, wie fast in allen Gebirgsgegenden zum Vorschein, zuweilen so mächtig, daß sie bis auf die Brust niederbaumeln."

„Tassisudon ist eigentlich gar keine Stadt, sondern nur ein einziges großes Kloster, um welches erst in einer Entfernung von einer halben Stunde zerstreute Häuser liegen. Das Aeußere des Klosterpalastes besteht aus einer dreißig Fuß hohen im Quadrat gebauten Mauer. In einer Höhe von ungefähr funfzehn Fuß sieht man die zum zweiten Stockwerk gehörigen Fensteröffnungen mit schwarzhaarigen Vorhängen. Der Raum auf gleicher Erde hat blos schmale Mauerluken, die wenig Licht einlassen. Zwei Treppen-Eingänge führen durch die äußere Mauer zu einem stark mit Eisen beschlagenen Flügelthor, und durch dieses gelangt man in das innere siebenstöckige Gebäude, jedes Stockwerk funfzehn bis achtzehn Fuß hoch und nur auf Leitern zu ersteigen. Inmitten des Gebäudes erhebt sich mit einem kupfernen reich vergoldeten Dache ein Söller, worin der vornehmste Götze nebst seinem Gefolge steht. Große Höfe mit rothbemalten reich vergoldeten Säulengängen trennen das innere Gebäude von der äußeren Ummauerung. Der untere Raum an der Außenmauer schließt die Vorrathskammern und die Küchen ein; das zweite Stockwerk wird von den höheren, ein drittes

von den niederen Beamten bewohnt. In dem inneren Palast wohnt der Rajah fast allein. — Unser Quartier befand sich in der Nähe dieses Klosterpalastes; aber bei der etwas rauhen Witterung litten wir von der Kälte. Oefen oder Kamine giebt es hier nicht. Will man sich zur Winterzeit erwärmen, so zündet man auf einem flachen Stein ein Feuer an; der Rauch aber hat völlige Freiheit, so daß er die Zimmer schwärzt und sie in förmliche Rauchkammern verwandelt."

„Von Tassisudon aus machten wir einige Ausflüge. Der Palast eines benachbarten Lama, den wir besuchten, zeichnete sich durch eine Menge weißer Fahnen aus. Vor demselben stand eine jener kleinen verschlossenen Kapellen, die sich besonders an Kreuzwegen und anderen belebten Punkten finden. Alle Vorübergehenden entblößen bei einem solchen Tempelchen das Haupt, und die Reiter steigen vom Pferde ab. Außerdem giebt es in Menge aufgemauerte Altäre mit Inschriften auf Tafeln. In der Nähe jenes Palastes weidete ein heiliger Ochse; auch sahen wir dort Häuser mit Schmelzöfen und Ambosen, worin Schmiede die Götzen nebst anderen Tempelgeräthschaften fertigten. In den höheren Berggegenden giebt es viele Einsiedler. Auf einem der höchsten Gipfel fanden wir ein steinernes Haus, mit einer Mauer umzogen. Wir öffneten die Thür des Thorweges, und ein Knabe im Vorhof lud uns ein, näher zu treten. Mittelst einer Leiter stiegen wir in die eigentliche Wohnung hinein, wo uns ein Priester empfing und uns Thee nebst Butter, Käse und geröstetem Korn vorsetzte. Allmählig versammelten sich noch mehr Priester, die uns als Fremdlinge anstaunten; namentlich erregten unsere Kleider ihre Verwunderung. Erst spät kehrten wir von diesem Ausflug heim, und der Rajah machte uns nachher darüber Vorwürfe, weil wir in den schauerlichen Wäldern gar leicht von wilden Thieren hätten zerrissen werden oder von bösen Geistern Unheil erfahren können. Als gleich darauf einem meiner Begleiter eine Unpäßlichkeit zustieß, so mußte dies natürlich ein böser Geist entgelten. Zur Vertreibung des Uebels schickte der Rajah einen Priester, der über einem Kessel mit kochendem Wasser beten und allerlei Ceremonien verrichten mußte. Wenn der Rajah erkrankt, so erheischt die Hofsitte, daß

der Leibarzt alle verordneten Arzeneien stets mit einnehmen und demnach auch alle Wirkungen derselben, als Erbrechen und Purgiren, mit durchmachen muß. — Wir besuchten auch eine bei der Stadt befindliche Papierfabrik. Das Material dazu liefert die Rinde eines Baumes. Sie wird in schmale Streifen geschnitten, in einer Lauge von Holzasche gekocht, in Schichten gelegt, getrocknet und zuletzt auf einem breiten Stein mittelst eines Hammers zu Fasern geschlagen. Diese kommen in ein Gefäß mit Wasser und werden so lange abgespült und durchgerührt, bis alle Theile zergangen sind und einen klebrigen Teig bilden. Den faßt man in Rohrformen und trocknet die Bogen. Das also gewonnene butanische Papier übertrifft an Festigkeit das europäische und indische. Vergoldet wird es auch nach China hin ausgeführt, wo man es in seidene Zeuge verwebt."

„Während unseres längeren Aufenthaltes in Tassisudon erregten ein paar widerspenstige Befehlshaber eine Empörung gegen den Rajah. Erst nach mehreren vergeblichen Anstrengungen wurden die Aufrührer, welche bis in die Nähe der Hauptstadt vordrangen, zu Paaren getrieben. Die Gefechte waren aber lustig anzusehen und kosteten wenig Blut. Jeder sucht nämlich vielmehr sich selber zu schützen, als anzugreifen. Die ganze Kriegertracht ist auf Schutz berechnet. Eine Menge loses Zeug hängt am Leibe, darüber ein Mantel und auch wohl noch eine wollene Decke. Ein Helm aus Bambusrohr oder eine gesteppte baumwollene Mütze schützt den Kopf. Der Kampf besteht in kleinen Scharmützeln. Man versteckt sich hinter Bäumen und in Klüften, zeigt sich nur bisweilen herausfordernd, eilt aber bald wieder in seinen Schlupfwinkel. Beim Verfolgen setzt man nur so lange nach, als der Feind flieht; steht er still, so hält man ebenfalls ein. Die Waffen bestehen aus einem langen graden im Gürtel hängenden Schwert, einem sechs Fuß langen Bogen von Bambus nebst Köchern mit Pfeilen, und einem großen Schild. Manche haben auch Luntenflinten, die sie beim Abfeuern auf Gabeln legen. Bei Belagerungen schleudert man Steine mittelst besonderer Maschinen und zündet die Gebäude des Platzes durch Feuerpfeile an. — Wir lernten bei dieser Gelegenheit auch die Sitte kennen, daß jeder vornehme Herr unterwegs von einem

Hornbläser begleitet wird, der von dem Moment an, wo der Herr zu Pferde steigt, bis zur Beendigung der Tour ununterbrochen bläst. Diese blasenden Begleiter besitzen eine wunderbare Geschicklichkeit im Aushalten des Tones. Manche können fünf Minuten, ohne abzusetzen, fortblasen, indem sie währenddem die Luft durch die Nasenlöcher einziehen."

„Auf einem Landsitz unweit der Hauptstadt gab uns der Rajah ein Stiergefecht zum Besten. Den Kampfplatz umgaben Leute mit Prügeln in der Hand. Die beiden fortgetriebenen Stiere, welche übrigens von außerordentlicher Größe waren, näherten sich allmählig seitwärts und rannten endlich wüthend gegen einander los. Das dauerte so etwa eine halbe Stunde; dann trieb man die Thiere mit Prügeln aus einander und in den Stall zurück. — Der Rajah rühmte sich in seinen Unterredungen mit uns auch, ein Pferd mit einem Horn (ein Einhorn) zu besitzen; doch bekamen wir dasselbe nicht zu sehen." —

„Den 8. September verließen wir Tassisudon und brachen nach Tübet auf. Unser Weg führte uns anfangs sehr steil auf einen hohen Berg. Von dem Gipfel desselben erblickten wir einen großen Klosterpalast, umgeben von einem Fahnenwald. Die vielen Klöster des Landes, alle dicht mit Mönchen vollgepfropft, welche in Ehelosigkeit leben und größtentheils dem Gebet obliegen, lassen uns den natürlichen Schluß machen, daß Butan wenig bevölkert sein kann, und daß die Arbeitenden eine schwere Last haben, indem sie ein bedeutendes Heer von Nichtarbeitenden, die ihre Herren sind, unterhalten müssen. Viele junge Leute widmen sich freiwillig dem Klosterleben; jedes Haus, worin mehr als vier Knaben, sendet einen davon in's Kloster; zuweilen wählen sogar alle männlichen Bewohner eines Dorfes den Beruf der Mönche. Schon zehnjährige Burschen können in's Kloster treten, werden in der Religion unterrichtet und müssen die älteren Mönche bedienen. Bis zum zwanzigsten Jahre bleiben sie in Dienstbarkeit; dann werden sie eigentliche Mönche. Abgesehen davon, daß das Himmlische, wenn es in äußeren Formen erscheint, überall für Halbgebildete etwas sehr Anziehendes hat, erklärt sich der Drang der Butaner zum Mönchsleben auch daraus, daß die Mönche mit den regierenden Rajah's gleich-

sam verwandt sind und als die kenntnißreichste und vornehmste Klasse Aussicht auf alle Staatsämter haben. Manche geben aber auch die angesehensten Aemter auf und siedeln sich, von Gefühlen der Frömmigkeit getrieben, auf der Spitze eines Berges an, um daselbst in stiller Einsamkeit ein ganz beschauliches Leben zu führen, nachdem sie sich mit einem reichen Vorrath von Reis und Getreide versehen. Gehen ihnen diese Nahrungsmittel aus, so sorgen Andere, welche sie als Heilige betrachten, für ihre Unterhaltung, bis endlich der Tod ihrem träumerischen Dasein ein Ende macht."

„Da einige Tübetaner uns begleiteten, so hatten wir schon unterwegs Gelegenheit, tübetanische Sitten kennen zu lernen. So essen die Butaner gerösteten Reis oder Korn zu ihrem Butterthee; die Tübetaner vermischen dagegen den Thee mit fein gemahlenem Gerstenmehl. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Klößen, welche sie aus Mehl und Theebutter zusammenballen. Ihr elfenbeinernes Eßstäbchen, ein Messer und einen Zahnstocher tragen sie beständig im Gürtel. Manche haben auch Spielwürfel bei sich. Die Tabakspfeifen erhalten sie fast beständig in Gluth."

„Den 13. September überschritten wir die Grenze von Tübet. Diese wurde bezeichnet durch einen Steinhaufen, worin lange Fähnlein gesteckt waren. Dadurch sollten zugleich die bösen Geister verscheucht werden, welche besonders an den Grenzen ihr Wesen treiben. Bald nachher erblickten wir auf der Höhe eines Berges einen Kirchhof. Da nämlich die Tübetaner ihre Leichen nicht begraben, sondern sie zum Fraß für die Geier und Raben aussetzen, so legen sie ihre Kirchhöfe, welche nur aus ummauerten viereckigen Höfen bestehen, auf Höhen an. In stark bevölkerten Landestheilen läßt man auch Hunde hinein, sofern die Mägen der Vögel nicht ausreichen, um alle Todten darin zu vergraben."

„Die Gegenden, welche wir jetzt durchzogen, trugen das Gepräge der Wildheit. Auf diesen Steppen wächst nur Gras für die Seidenschwanz-Ochsen, und das Bisam- oder Moschusthier bewohnt die Einöden des Hochgebirges. Dies zierlich gebaute flüchtige Thier, meistens graulich weiß von Farbe und

an Größe einem halbjährigen Rehe gleichend, wird von den Jägern entweder in Schlingen gefangen oder geschossen. Es wird bekanntlich wegen seines Bisams geschätzt, der aus den Runzeln und Falten des Beutels ausschwitzt. Er besteht aus kleinen rundlichen Körnern, die etwas zähe und hart sind; auf glühende Kohlen geworfen, verbrennen sie. Die Chinesen, Hindu's und andere asiatische Völker verbrauchen eine große Menge zum Wohlgeruch; in Europa wird er gewöhnlich nur in den Apotheken wegen seiner krampfstillenden Wirkung gehalten. Die frische Masse soll beim Ausschneiden leicht Taumel und Blutsturz verursachen, wenn man nicht Nase und Mund dagegen verwahrt; auch kann man das lebendige Thier schon aus der Ferne riechen, so stark ist der Bisam oder Moschus. In Tübet, wo es den besten giebt, ist derselbe Staatseigenthum und wird durch ein öffentliches Siegel gegen Verfälschung gesichert. Die Thiere dürfen hier auch nur durch eigends dazu angestellte Jäger erlegt werden. — In den Schneegebirgen, welche wir nachher erreichten, sahen wir Halbesel (Equus hemionus), in der Mongolei Dschiggetaï, d. i. Langohr, hier Gurkah genannt. Sie gleichen den Maulthieren, haben ein Eselskreuz und sind falb; nur die Mähne, das Rückgrat und der Schwanz ist braun. Sie tragen den Kopf hoch, wie die Hirsche, und wiehern fast wie die Pferde. Sie streifen in kleineren Heerden auf grasreichen Bergweiden umher und übertreffen im Laufen das beste Pferd; auch lassen sie sich schlechterdings nicht zähmen. Man stellt ihnen eifrig nach wegen ihres schmackhaften Fleisches."

„Auf einer öden Hochebene hatten wir gewaltig viel vom Winde auszustehen, der uns eisig kalt durchwehte. Zur Winterzeit bringen die Winde in Tübet erstarrende Kälte; zur Sommerzeit erregen sie fürchterliche Staubwolken, und ihrer Wuth erliegen oft selbst die Thiere auf dem Felde, so daß sie todt niederfallen. — Weiterhin kamen wir zu drei Heilquellen, wo der Boden überall mit einer weißen salzigen Masse bedeckt war, dessen sich die Einwohner als Seife beim Waschen bedienen. Dann zogen wir bei mehreren öden Dörfern vorbei, deren Bevölkerung vor den Kinderpocken geflüchtet war. Sobald nämlich diese irgendwo ausbrechen, flüchten alle Gesunden und überlassen

die Kranken ihrem Schicksale. Die Häuser der Dörfer gleichen den Ziegelöfen und sind von Feldsteinen ohne Sand und Mörtel aufgeführt. Der Kälte wegen liegen sie gewöhnlich an der Mittagsseite der Berge; auch haben sie nur kleine Luft- und Lichtlöcher. Ihr elendes Aussehen entsprach der Gestalt des Landes, das nur reich an Viehheerden und edlen Steinen ist; man zeigte uns unter Anderm Quarzkrystalle von zehn Pfund. — Bei einem großen Kloster von etwa 150 reihenweis hinter einander liegenden, durchweg weiß angestrichenen Häusern verfolgten uns viele Bettler und waren bemüht, uns durch Masken, Possen, Sprünge und Musik für sich zu gewinnen. Die Landschaft wurde hier anmuthiger, fruchtbarer und volkreicher. Man sieht viel kleine Dörfer von vier bis zehn weißen Häusern, zwischen denen Weidenbäume grünen. Auf einem Fluß schwamm ein aus Flechtwerk gefertigtes und mit Rindshäuten überzogenes Boot."

„Am 22. September zogen wir in Tischulumbu oder Lubrong, Residenz des Tischu-Lama, ein. Letzterer war damals ein anderthalbjähriges Kind, in dessen Körper der kürzlich verstorbene Tischu-Lama wiedergeboren, zurückgekehrt war. In seinem Namen führte der Bruder desselben nebst dem ersten Minister oder Mundschenk, Sadik genannt, der als Staatskanzler zugleich eine hohe geistliche Würde bekleidet, die Regierung. Der vorhergegangene Tischu-Lama, nächst dem Dalai-Lama zu Lassa der heiligste Papst Asiens, hatte auf einer Reise nach Peking seinen Tod gefunden. Diese Reise dauerte 181 Tage. An allen Stationen waren für den Lama und sein Gefolge auf Befehl des Kaisers von China Wohnungen aufgeführt. Ueberall strömte unterwegs die Bevölkerung herbei, dem heiligen Mann ihre Ehrfurcht zu beweisen. Wegen der ungeheuren Menge konnten indeß nur die Vornehmen vorgelassen werden, und diese hielten sich sehr geehrt, wenn sie mit ihren Häuptern die heiligen Füße berühren durften. Viele baten demüthig um einen farbigen Abdruck seiner Hand. Der Lama tauchte dieselbe in Safran und machte täglich einige tausend solcher Abdrücke auf weißes Papier. Fast auf jeder Station erhielt er vom Kaiser Geschenke an Pferden, seidenen Zeugen, Edelsteinen und kostbaren Rosenkränzen. Die anderen Landesfürsten thaten ein Gleiches. Ein Mongolenfürst

brachte ihm allein 300 Pferde, 70 Maulthiere, 100 Kameele, 1000 Stück Seidenzeuge und 64,000 Thaler an Silber. Die kaiserlichen Prinzen reisten ihm entgegen, und der Kaiser selbst holte ihn ein. Während der Anwesenheit des Lama in Zhehol gab es täglich Festlichkeiten, und die übrige Zeit verwandte der Lama auf Segenspendungen. Auf einem Throne sitzend, legte er betend den kaiserlichen Prinzen die Hand auf das Haupt; bei anderen vornehmen Personen wickelte er seine Hand in Seide ein und berührte dann segnend die Häupter; bei gemeinen Leuten bediente er sich eines zierlich aus rothem wohlriechenden Holze geschnitzten vergoldeten Stabes, am Ende wie eine Wasserrose gestaltet und mit Franzen versehen, durch welche die zu Segnenden berührt wurden. Mitten unter den Andachtsübungen und Festlichkeiten wurde der Lama von den Blattern hingerafft und versetzte durch seinen Tod ganz China in Trauer. Der Kaiser ließ einen goldenen Sarg für die Leiche anfertigen und beorderte tausend Priester, denselben in einer Sänfte bis nach Tischulumbu zu tragen. Auf dem Rückwege strömte wieder Alles herbei, den heiligen Sarg zu berühren."

„Bei unserer Ankunft in Tischulumbu wurden wir im Palast untergebracht und erhielten eine Menge Leute zu unserer Bedienung. Des anderen Tages ertheilte der Regent uns Audienz. Der Empfangssaal war mit braunen und weißen Steinen getäfelt, bekam sein Licht von oben, hatte ringsum rothbemalte und reich vergoldete Säulen, blaue mit zwei rothen und einem gelben Streif gezierte Wände, so wie dem Eingang gegenüber den Thron des verstorbenen Lama, vor welchem angenehm duftende Kerzen brannten, deren Wohlgeruch den ganzen Saal erfüllte. Links von dem Throne saßen der Regent und der Sadik in ihrem geistlichen Schmucke. Beide empfingen nach üblicher Wechselung der weißen Schärpen meinen Empfehlungsbrief sammt den Geschenken, unter denen vornehmlich ein Rosenkranz aus Perlen und Korallen hervorstach. Man setzte uns Thee mit Butter in schönen Porzellan-Tassen vor, denen der Drache des himmlischen Reiches eingebrannt war. Zum Beschluß gab es getrocknete Rosinen, Datteln, Aprikosen, Mandeln und andere dergleichen Früchte. Den Angelpunkt unserer mittelst eines Dolmetschers gepflogenen Unter-

haltung bildete die Wiedergeburt des Lama und seine Versetzung nach einem andern Orte, nämlich nach Terpaling, wohin man ihn der Erziehung wegen in den nächsten Tagen bringen wollte. Zur Verherrlichung dieses Actes war von Lassa her bereits ein chinesischer General mit Soldaten eingetroffen, welche dem Tischu-Lama als Ehrenwache dienen sollten. Wir durften bei dem Feierzuge nicht gegenwärtig sein. Obgleich der Weg bis Terpaling kaum vier deutsche Meilen betrug, so dauerte die Prozession doch zwei volle Tage wegen der vielen Andächtigen, die sich vor dem Kinde niederwarfen. Als der Regent wieder heimkehrte, umgaben ihn die vornehmsten Staatsbeamten und es folgten 300 Reiter. Er selbst war mit allerlei Beuteln zu Messern, Theetassen, Gold und dergleichen, sein Pferd aber mit Seidenkuh-Schwänzen, rothen Quasten und kleinen Glöckchen behangen. Sein Oberkleid bestand in einem mit Zobelpelz gefütterten Rock von gelbem Atlas. Auf seinem Kopfe trug er einen gelblackirten, stark in der Sonne glänzenden Hut, an seinen Füßen rothe Stiefel. Einige seiner Begleiter hatten ungeheure Hüte, deren Ränder zwei Fuß im Durchmesser hielten. Am Wege hatte man dem Regenten zu Ehren Holzstöße angezündet, und viele Leute warfen sich vor ihm nieder.

Tischulumbu, in einem ebenen, von Felsgebirgen umgebenen Thale gelegen, besteht aus einem großen Kloster von 3 bis 400 Häusern, worin Mönche wohnen, aus Tempeln, Grabmälern und dem eigentlichen Klosterpalast des Lama. Alle Gebäude sind von Grund aus gemauert, haben zwei Stockwerke und Fenster mit Vorhängen. Der Klosterpalast umschließt zwei Prachtgrabmäler verstorbener Lama's. Der goldene Sarg des erst jüngst verstorbenen Lama steht innerhalb einer schönen Pyramide. Bei der Oeffnung des Sarges sieht man die Leiche in sitzender Stellung. Oben auf der Pyramide prangt eine große Muschel, deren Höhlung eine kleine goldene Bildsäule des Lama birgt. Darüber hängen die von demselben bei Lebzeiten gebrauchten Rosenkränze von Perlen, Smaragden, Rubinen und andern Edelsteinen. Die ganze stufenweis aufsteigende Pyramide ist mit Silberplatten belegt. Auf den Stufen stehen allerlei Kostbarkeiten als Geschenke, welche ihm im Leben gemacht wurden. Zur

Rechten sieht man sein lebensgroßes Bild in Silber, und vor demselben liegt ein heiliges Buch. Vor der Pyramide befindet sich ein weiß bekleideter Altar, auf dem Früchte, Blumen, Getreide, Oel und andere Speiseopfer liegen; dazwischen brennen Lampen und wohlriechende Kerzen; von der Decke hängen verschiedene mit Perlen gestickte Zeuge in Sammet und Seide herab.*) Die Umfassung der Pyramide bildet ein sehr hohes Gebäude, dessen äußere Mauern mit vergoldeten Sonnen, Monden und Halbmonden besäet sind. An den Ecken fehlen die chinesischen Drachen und Glöckchen nicht. Ein vergoldetes Dach bedeckt das Ganze. Die zwei mächtigen Flügelthüren des Eingangs sind roth angestrichen und mit goldenen Buckeln beschlagen. Unter dem Eingange selbst sitzt stets ein Priester, dem es obliegt, hier ein heiliges Feuer zu unterhalten und zu beten. In dem Klosterpalast, wo wir einquartiert waren, leben 2500 Priester, die sich täglich dreimal zum Gebet versammeln. Jeden dritten Tag hörten wir ein lautes Schreien. Die niederen Geistlichen beten und musiciren außerdem noch in ihren einsamen Zellen; überdies halten sie täglich innerhalb der Mauern einen feierlichen Umzug. Obgleich das tübetanische Volk keinen Kastengeist kennt, so haben doch die Klosterbewohner einen verschiedenen Rang. In manchen Klöstern giebt es neun Grade; die Vorsteher derselben werden frei gewählt. Den Rangverhältnissen entspricht die Bestattung der Todten. Die regierenden Lama's werden gewöhnlich sitzend in einem Sarg verschlossen; zuweilen aber wird ihr Körper auch in einem eigens dazu erbauten Ofen verbrannt, in eine kalkige Kohle verwandelt, dann zerbrochen und als heilige Arznei überall hin vertheilt. Die unteren Lama's werden durchgehends verbrannt, und ihre Asche bewahrt man in kleinen hohlen Götzenbildern auf; dergleichen findet man in den Klostersälen oft zu

---

*) Neun Jahre später, nachdem Turner dies gesehen, brach der Rajah von Nepaul in Tübet ein, bemächtigte sich aller Schätze Tischulumbu's und brachte die Beute in sein Land. Ein gegen ihn abgeschicktes Heer des chinesischen Kaisers zwang ihn darauf, alle Schätze zurückzugeben, die aber doch nur theilweise an ihren alten Ort zurückkehrten. Seitdem halten die Chinesen beständig Truppen an den Grenzen von Nepaul, verhindern auch allen Verkehr zwischen Tübet und Bengalen.

Tausenden aufgestellt. Die Leichname der Nichtgeistlichen giebt man den Vögeln und Hunden preis, wie bereits erwähnt wurde; nur die scheint man der Erde anzuvertrauen, die kein ehrliches Begräbniß verdienen sollen. Man feiert ein jährliches Todtenfest, an welchem alle Tempel und Häuser durch Lampen erleuchtet sind. — Die Bekenner des Lamaismus spalten sich hier zu Lande in zwei Partheien, in die rechtgläubige, welche sich gelb kleidet und durch den chinesischen Hof beschützt wird, ferner in die freigläubige, welche sich roth kleidet und eines vorzüglichen Ansehens in Butan genießt; die Priester der letzteren Parthei dürfen heirathen. Der Hauptgott, derselbe, welcher in Japan, China, Burmhan und Indien als Buddha, Fo oder Gautma verehrt wird, heißt hier Maha-Munie, d. i. der große Heilige. Zu seiner Verehrung versammeln sich oft auch die Nichtgeistlichen in den Tempeln, und es wird dann abwechselnd in Chören bei furchtbar lärmender Musik gesungen. Die Instrumente entsprechen größtentheils denen in Indien: sechs Fuß lange Trompeten, bis drei Fuß im Durchmesser haltende Trommeln, Oboen, Cymbeln, Halbtrommeln, Seemuscheln, Hörner. Vereinigt mit einigen hundert Männerstimmen machen sie einen gewaltigen Eindruck. — Während unseres Aufenthaltes in Tischulumbu kamen viele Kalmücken als Pilger an. Sie brachten dem Tischu-Lama 250 Pferde, Pelzwerk, Lederwaaren und Butter in Häuten als Beweise ihrer Verehrung. — Es führen von hier aus Hauptstraßen nach Ladak, Butan, Nepaul und Lassa. Die vornehmsten Handelsgegenstände, welche von Tübet nach Bengalen gehen, sind: Goldstaub, Silber, Moschus und Borax. Letzteres ist ein gelblich oder graulich-weißes Salz, das im Schlamme und an den seichten Ufern mehrerer Seen von Tübet und Persien in sechsseitigen Säulen sich bildet, mit Erde vermischt in kleinen Körnern vorkommt und von den Metallarbeitern als Schmelzmittel gebraucht wird; außerdem dient es auch zu Glasuren bei Porzellan und Steingut, so wie zu Emaille-Arbeiten. Schon die Venetianer führten dies Salz von Asien nach Europa."

„Die Witterung in Tübet ist rauher, als die im mittleren Europa, obgleich es mit Nordafrika unter gleicher Breite liegt. Das macht die Höhe des Landes. Vom März bis Mai ist das

Wetter sehr veränderlich; Regen, Hitze und Gewitter wechseln. Vom Juni bis September dauert die eigentliche Regenzeit, so daß dann alle Flüsse sehr anschwellen. Vom October bis März ist die Atmosphäre immer rein und heiter. Drei Monate hindurch herrscht die strengste Kälte, wobei natürlich die Nachbarschaft der mit ewigem Schnee bedeckten Berge mitwirkt. Die Luft ist hier so scharf, daß die Einwohner das nach außen gehende Holzwerk ihrer Häuser mit schlechtem Kattun umwickeln, damit es nicht zerreißt; unsere Kisten zerplatzten und sprangen nach und nach. Da das Erdreich im Winter außerordentlich dürre und dann vom Winde leicht weggewehet wird, so begießen die Tübetaner ihre Felder mit Wasser, das eine Eiskruste bildet, wodurch das Feld befestigt und zugleich gedüngt wird. Die Winterkälte macht durch den ausdörrenden Frost auch das Fleisch gar. Man bringt ganze Schafe zu Markt, die, wie in Petersburg, auf allen Vieren aufgestellt werden. Solche ausgefrorene Schafe erhalten sich auch in der warmen Jahreszeit. Wir verzehrten viel solches gefrorene Fleisch und fanden es schmackhaft. Es sieht fast so weiß wie gekochtes aus, läßt sich aber weniger schneiden, als reißen. Wir aßen es ohne alle weitere Zubereitung; aber dem ungefrorenen rohen frischen Schaffleisch, was den Tübetanern ein Leckerbissen ist, konnten wir keinen Geschmack abgewinnen. Die tübetanischen Schafe, welche überall auch zum Lasttragen verwandt werden, sind nur klein und haben einen schwarzen Kopf, schwarze Beine und eine breite Schnauze; ihre feine Wolle wird in ganz Indien sehr geschätzt. Von diesen Schafen kommen die unter dem Namen Baranken oder Schmasgen bekannten Lämmerfelle, deren Wolle seidenartig und zart gekräuselt ist. Um recht gute Baranken zu erzielen, schlachtet man die Schafmütter kurz vor dem Lammen. Die Felle machen einen wichtigen Handelsartikel für Rußland und China aus."

„Da sich der Winter mit starken Schritten näherte und der Regent befürchtete, ich würde späterhin die Schneemassen nicht überwinden können, so ertheilte er mir die Abschiedsaudienz. Ich hatte in Tübet ein sehr einförmiges Leben geführt, indem ich mich hauptsächlich mit Erlernung der Landessprache und mit Schachspielen, das man hier sehr liebt, beschäftigte. Am 2. De-

cember begannen wir zu Pferde unsere Rückreise. Als es unterwegs ziemlich stark fror und wir uns auf einer Eisfläche mit Schlittschuhlaufen ergötzten, erzählten uns unsere tübetanischen Begleiter, daß sie das auch in Peking gesehen hätten. Wir gingen über Terpaling, wo wir dem jungen Tischu-Lama unsere Aufwartung machen durften. Das anderthalbjährige Kind saß auf seidenen Kissen, und über ihm hingen allerlei seidene Zeuge. An der einen Seite standen die Eltern desselben, an der anderen mehrere Hofleute. Ich übergab dem Kinde eine Schärpe nebst schönen Rosenkränzen und erhielt von den Eltern eine Schärpe zum Gegengeschenk. Das Kind selbst nahm aus einem vor ihm stehenden goldenen Schälchen etwas Zuckerwerk und reichte es mir. Es hatte eine braune Gesichtsfarbe, kleine schwarze Augen und ein ausdrucksvolles Wesen. Seine Mutter glich in dem Schmuck ihrer Perlen, Rubinen und Smaragden am Kopf, an den Halsschnüren und Ohrgehängen den reich ausgestatteten Marienbildern der katholischen Wallfahrtsörter. Der Vater trug ein gelbes, golddurchwirktes und mit dem chinesischen Drachen geziertes Atlasgewand. Er stammte aus Lassa her; von dort hatten ihn Widersacher vertrieben. Er nahm uns freundlich auf und schien ein großer Freund vom Bogenschießen zu sein. Er sprach sich sehr entzückt darüber aus, daß der verstorbene Tischu-Lama in seiner Familie wiedergeboren sei, und fügte hinzu, er freue sich, daß er diesem Umstande auch das Glück verdanke, Engländer kennen zu lernen. Er bewirthete uns nach Landesweise ganz vortrefflich, und beim Essen zog er das rohe frische Hammelfleisch allem übrigen vor. Seine Frau durfte aber, so lange sie den Lama noch stillte, kein Fleisch genießen, auch keine starken Getränke trinken, sondern mußte sich auf den Genuß von Früchten beschränken. Beide Eltern waren musikalisch und unterhielten uns mit Gesang, Flöte und Zither. Von den zahlreich andringenden Anbetern, welche dem Lama ihre Ehrfurcht bezeigen wollten, wurden nur Wenige vorgelassen. Die meisten mußten sich damit begnügen, das an's Fenster gehaltene Kind zu sehen; sie warfen sich dann neun Mal auf die Erde nieder. Ein Kalmückenhaufe brachte die herrlichsten Gold- und Silberbarren."

„Auf unserer weiteren Rückreise kamen wir vor einem Nonnenkloster vorbei, dergleichen es mehrere hier giebt. Bei dieser Gelegenheit muß ich noch eine Bemerkung machen. Es herrscht nämlich in Tübet die seltsame Gewohnheit, daß die in einem Hause wohnenden Brüder sich nur eine einzige Frau nehmen, welche der älteste Bruder auswählt. Oft leben fünf Brüder, und zwar nicht etwa nur arme Leute, mit einer einzigen Frau zusammen. Die Verheirathung geschieht ohne kirchliche Gebräuche. Trennen sich Eheleute, so dürfen sie nicht wieder heirathen. — Hinter dem Nonnenkloster begegnete uns eine ganze Heerde der schönsten Ziegen, aus deren Haaren in Kaschmir die kostbaren Shawls gefertigt werden. Sie erreichen nur die Größe eines kleinen Schafes und tragen zweierlei Haare, lange grobe, welche zu Kameelgarn dienen, und kürzere feine seidenartige. Sie haben emporstehende Hörner und ihre Farbe ist verschieden: schwarz, weiß, bläulich, hellröthlich. — Gegen Ende Decembers trafen wir in Butan ein und erreichten von da ohne besonders merkwürdige Ereignisse Calcutta."

„Ganz Tübet ist ein gebirgiges Hochland, das große Sandwüsten und mit Gras bewachsene Ebenen, darunter treffliche Weiden, aber wenig Boden besitzt, der sich zum Feldbau eignet. Viele Tübeter führen deshalb ein Nomadenleben. Man findet im Lande nur wenig Dörfer, auch keine eigentlichen Städte, sondern nur Klosterpaläste und Festungen. Das größte aller Klöster ist Lassa, der Sitz des Dalai-Lama. Es soll sechs (englische) Meilen im Umfang haben und von einer Mauer umschlossen sein, auf welcher fünf Reiter neben einander reiten können. Drei Tagereisen von Lassa wohnt eine Lamanin, die, wenn sie nach Lassa kommt, stets mit dem größten Pomp empfangen wird; man bringt ihr das kostbarste Räucherwerk entgegen, und Alles wirft sich vor ihr nieder. Die sämmtlichen Mönchs- und Nonnenklöster ihres Bezirkes stehen unter ihrer Aufsicht. Ueberhaupt ist ganz Tübet ein wahres Priesterland, ein vielfach zusammengesetzter Kirchenstaat."

Nachdem wir zwei bedeutende Pässe von 10 bis 12,000 Fuß überstiegen, erreichten wir Tschini wieder. Der Ort erschien uns bei heiterem Wetter viel freundlicher als das letzte Mal. Es war viel von dem Schnee, der damals den Berg bedeckte, herabgethaut; man hörte oft Lawinen donnern, ohne jedoch eine zu sehen. Die Felder waren schon mit dem frischen Grün der zweiten Ernte, des blühenden Phapar, bedeckt, und reife schöne Weintrauben mit blauen länglichen Beeren wurden uns in Fülle geboten. Man war grade damit beschäftigt, die Weintrauben in große Körbe, zum Transport nach Simlah, einzupacken.

Am 20. August verließen wir Tschini und zogen an der Sutledsch hinab. Von einer Höhe erblickten wir gleich anfangs nicht sehr fern den Baspa bei seinem Einfall in die Sutledsch. Nach siebenstündigem Marsch gelangten wir in das Dorf Miru. Hier treibt man viel Bienenzucht. Ein kleines Haus war von Bienen ganz umschwärmt, und die Fluglöcher befanden sich im ersten Stock. Die Bienenstöcke, welche ich, nach erhaltener Erlaubniß einzutreten, mir genauer betrachtete, waren nichts weiter als etwa 8 Zoll tiefe und 6 Zoll hohe Löcher in der Wand. Die Bienen aber summten im ganzen Hause zwischen den Geräthen und Bewohnern einträchtig umher.

Des folgenden Tages erreichten wir bei dem schweizerisch gelegenen Dorfe Urni die Grenze der Traubencultur, und zugleich nahmen wir daselbst von den Aprikosen Abschied. Weiterhin ist kein von den aufgehäuften Früchten rothes Dach mehr zu sehen. — Unser Rastort Tschigaon gehörte zu den reizendsten, die ich gesehen habe. Unter riesigen Nußbäumen liegen seine hohen Terrassen über einander mit einem grünen Grasplatz an der tiefsten Stelle. Ein Deval (Tempel) mit geschmackvoll ausgeschnitzten Gallerien nebst einem fünfstöckigen thurmartigen Gebäude begrenzte den Platz. Sämmtliche Häuser haben ein sauberes Ansehn. Ein bretterner Umlauf ohne Geländer umgiebt das obere hölzerne Stockwerk, zu dem ein einfacher Leiterbaum hinaufführt. Wir drangen ohne Umstände in eins derselben ein, und die Leute ließen uns gewähren. Die reinliche Hausfrau war eben beschäftigt, ein Muß aus Pfirsichen, Aruka genannt,

zu kochen, während der Mann den Tschipattiteig knetete zu den dünnen Gerstenkuchen, welche die Stelle des Brotes vertreten. Eine Schaar niedlicher Kinderchen verkroch sich furchtsam vor der fremden Erscheinung. Die Zwischenräume der Häuser sind durch Hecken von drei Ellen hohem Hanf und Brennnesseln ausgefüllt; auch wuchert dort eine Art weißblühender Kürbis von der Größe eines Kinderkopfes. Wir sahen ein Mädchen beschäftigt, in einem hölzernen Mörser Aprikosenkerne zu zerstampfen, aus denen man ein Oel von angenehm bitterem Beigeschmack gewinnt. Das Mädchen hatte sehr hübsche Gesichtszüge, eben so die Müllerinnen, welche die kleinen Wassermühlen, in denen die Hirse geschroten wird, beaufsichtigen.

Die Mannigfaltigkeit der Vegetation nahm zu, je weiter wir in dem Sutledschthale hinabstiegen. Das südlichere Klima trat in Bambus, Kapersträuchen, kletternden Feigen, duftenden Clematisarten, Trompetenblumen (Bignonia) und Dalbergien immer deutlicher hervor. Besonders reich an üppig schönen Pflanzen ist das Thal des reißenden Babeflusses, den wir auf einem Sangho überschritten, unweit seiner Einmündung in die Sutledsch, zu deren südlichem Ufer wir bald nachher auf der Wangtubrücke gelangten. Prachtvoll ist hier die Gebirgslandschaft, die den brausenden Strom umgiebt; seine schroffen Ufer steigen zackig himmelan, oben mit Wald gekrönt, im Hintergrund das schattige grüne Thal des Babe. Als wir nachher wieder am linken Ufer aufwärts stiegen, ging es durch einen Wald von Eichen und Birnbäumen, endlich auch durch Nadelgehölz. Einzelne Bäume waren von riesenhaftem Wuchs; eine Ceder maß 36 Fuß im Umfang. — Bei dem Dorfe Tranda überfiel uns ein heftiges Gewitter. Nachdem es ausgetobt, genossen wir von einer nahegelegenen Berghöhe des anziehendsten Blickes über die weite Berglandschaft, nordwestlich und südöstlich am Horizont mit dem ausgezackten Saume der Schneepiks. — Der Weg nach Seran zu führt im Zickzack hinunter und hatte wunderliebliche Parthien, wo schäumende Wasserfälle, kühle von Quellen durchrieselte Felsgrotten, blühendes Gebüsch und mit Gurken umrankte Bäche äußerst romantisch abwechselten. Seran ist ein elendes Dorf, aus wenigen verfallenen Hütten bestehend; aber

der Rajah von Bissahir hat hier eine Sommerresidenz: ein zweistöckiges einfaches Haus. Wir rasteten hier. Der Abend war schön, doch die Hitze im Zelt sehr drückend. Wir suchten und fanden bald einen höchst anmuthigen Badeplatz. Ueber eine ganz mit Schlingpflanzen umwucherte zackige Felswand stürzte eine Quelle in zwei Cascaden herab, deren jede von einem kleinen Bassin aufgenommen wurde. Dichtes Gebüsch von Balsaminen, Jasmin und Fettflurren (Gloxinia) umrahmte den Spiegel der Bassins, deren krystallhelles Wasser die wohlthuendste Erfrischung gewährte. An dem daraus herfließenden Bache standen zahlreiche Monumente, Grabsteinen ähnlich. Auf allen war eine Gestalt in einem Weiberrocke, die rechte Hand erhebend, abgebildet; doch konnten wir über die Bedeutung dieser anscheinend sehr alten Denkmale keinen näheren Aufschluß erhalten.

Nachdem wir die Hochebene von Seran verlassen, ging es fast beständig bergab. Bei einer Biegung des Weges, wo sich derselbe bedeutend herabsenkte, zeigte man uns in der Ferne die Hauptstadt von Bissahir, Rampur, auf einem Vorsprung des Ufers liegend. Die Umgebung des reißenden Flusses ist hier sehr lieblich; seine Ufer sind zwar noch steil, allein sie bilden nicht mehr so hochaufstarrende Felsenmauern, wie weiter nach oben, und die erste Terrasse, welche die Frühjahrsschwellen überfluthen, wird von dem saftigsten Sammetgrün überkleidet. Auf einer gutangelegten Straße folgten wir von Rampur aus dem Laufe der Sutledsch und zogen dann, das Flußthal verlassend, südwestlich dem Paradiesgarten von Kotghur zu, wo das Ende unserer mühseligen Bergreise bei zwei deutschen Missionaren gefeiert wurde. Es waren dies sehr liebenswürdige Leute. Sie haben sich ganz hübsche Häuser erbaut, mit einem Park umgeben, und eine große Schule für die Hindu's eingerichtet, welche auch zahlreich zur Kirche zu kommen scheinen.

Am 4. September langten wir in dem Hafen der Ruhe, in der englischen Gesundheitsstation Simlah, an. Unser schönes englisches Hotel bezogen wir in einem etwas verwilderten Costüm, statt des Rockes mit einem grobwollenen Mittelding von Mantel und Waffenrock angethan, in dem breiten Leibgürtel einen Hirschfänger, statt der Schuhe Sandalen an den Füßen,

das lange Haar rückwärts über den Kopf gekämmt, mit struppigem Barte. Die Haut im Gesicht hatte sich bei mir zweimal ganz abgeschält und dunkelbraun wieder ersetzt. Fast die ganze, mindestens 180 deutsche Meilen lange Gebirgsreise wurde zu Fuß zurückgelegt. In der Ebene wäre dies freilich nicht von Belang; man muß indeß dabei in Anschlag bringen, daß Erhebungen von 15,000 Fuß, also mehr als Montblanc-Höhen, vorkommen, und daß häufig ein Brocken zum Frühstück, nachher aber noch eine Schneekoppe zu übersteigen war. Oft mußten wir Abhänge erklettern, an denen eine Ziege Schwindel hätte bekommen können; ganze Tage hindurch mußten wir im halbgeschmolzenen Schnee fortwandern, und oft mußten wir selbst bis an die Knie im eiskalten Wasser stehen, um mit steifgefrorenen Händen Brücken über die reißenden Bergströme zu bauen. Dabei lebten wir von zähem Bocksfleisch und hartem Schiffszwieback oder ledernem Schipatti (Gerstenkuchen), wozu, nachdem der Weinvorrath ausgegangen, ein Schluck Branntwein vorzüglich befunden wurde. Ueber unsere zerrissenen Röcke und Jacken, aus denen der Ellbogen hervorschaute und an denen die ursprüngliche Farbe weniger zu erkennen war, als die vegetabilischen und geognostischen Producte der durchreisten Gegenden, tröstete man sich leicht; aber viel schlimmer war es bei der Seltenheit des Leders, da man die Kühe in Indien durchweg nur aus Altersschwäche sterben läßt, mit Schuhen ohne Sohlen auf steinigem Erdreich und scharfen Felsen. Diese Uebelstände nöthigten uns, nach und nach die Tracht der Gebirgsbewohner anzunehmen. Aber trotz solcher Unbequemlichkeiten und Mühseligkeiten stelle ich die Bergreise im Himalaya als den interessantesten Theil des bisher Geschauten und Erlebten oben an. — Hier galt es nun, die erschöpften Kräfte eine Zeit lang zu stärken, die äußere Erscheinung nach modernstem Schnitt zu erneuern und sich mit allem Nöthigen behufs Fortsetzung der Reise auszurüsten; doch gar wunderbar kommt es mir vor, wenn ich des Morgens beim Erwachen statt eines naßgeregneten Zeltes über meiner Nase mich in einem eleganten und mit allem möglichen Comfort ausgestatteten Zimmer befinde. Allabendlich entfaltet sich, besonders auf der breiten Straße oder dem Corso, an dem unser Hotel liegt, das

regste Leben dieses Badeortes, wo es voll englischer Officiere ist, die sammt ihren Familien sich hier aufhalten. Dann zeigt sich Alles zu Pferde, selbst das schöne Geschlecht stolzirt und galoppirt auf den wildesten arabischen Rennern einher. Alte Damen lassen sich im Jampan tragen. Dies ist ein an Riemen zwischen zwei Bambusstangen hängender Sessel, der von vier Trägern in bunter Livree transportirt wird. Zwölf dergleichen bunte Burschen gehören zu jedem Jampan, um sich wechselseitig abzulösen. Ueberhaupt findet man hier das indische Bedienten-Unwesen wieder in vollster Glorie. Man braucht für das Umhertragen der Billets eigene Diener, die nichts weiter thun; man braucht Kleiderausklopfer, Stubenfeger, Schuhputzer, Lampenanstecker, Tischdecker, Aufwärter, Hundejungen (ein wichtiger Posten), Pferdebesorger, Thürsteher. Jeder hat seinen besonderen Namen, welche alle zu erlernen schon viel Mühe kostet. Der erwähnte Corso erstreckt sich auf der einen Seite etwa anderthalb deutsche Meilen weit in gerader Richtung, auf der anderen Seite führt er eben so lang rund um einen Berg zwischen einer Menge zerstreuter Landhäuser hin, die oft sehr großartig und mit schönen Parkanlagen umher am Waldessaum liegen, von mächtigen Cedern und Fichten dicht umgeben. Auf diese Weise scheint die Stadt, aus der Ferne gesehen, aus lauter einzelnen Pavillons zu bestehen; nur die Bazare, an einer ziemlich steilen Bergwand terrassenartig über einander sich erhebend, haben etwas mehr Zusammenhang. Es giebt hier drei große Bazare oder Straßen von Kaufläden, wo man die verschiedensten Trachten sieht: Sikhs mit ganz spitzen Turbanen, auf denen sie gewöhnlich einen eisernen, am Rande scharf geschliffenen Ring tragen, ein gefährliches Wurfgeschoß, Afghanen mit rothem Kaftan und schönen langen Bärten, Kaschmirer, die nicht verfehlen, ihre kostbaren Shawls zur Schau zu tragen. —

Mein weiterer Reiseplan war, die Kaschmirer in ihrem eigenen Vaterlande kennen zu lernen. Dazu bedurfte es wiederum mancherlei Vorbereitungen. Leider sah ich mich gezwungen, die Reise allein zu machen; indeß begleiteten mich auch ferner drei meiner bisherigen Bedienten, deren Treue sich vielfach erprobt hatte. Außer dem Troß der übrigen nöthigen dienstbaren

Geister folgten mir einige treffliche Himalaya-Pferde, Ghunt genannt; auch versah ich mich mit einem Jampan und den dazu gehörigen zwölf Trägern, von denen immer vier in Thätigkeit gesetzt werden. Ich entschloß mich, durch das Untergebirge des Himalaya über Belaspur, Jualamuki nach Nurpur zu ziehen, um von da Kaschmir zu erreichen. —

Gegen die Mitte des October brach ich von Simlah nach Belaspur auf, wo ein Officier des Maha Rajah von Lahore mir die Perwanna überbrachte. Damit wurde mir die Erlaubniß ertheilt, durch die Staaten des Rajah zu reisen und zugleich der königliche Befehl an die einzelnen Gouverneure gegeben, durch deren Bezirk mein Weg führte, mir allen möglichen Vorschub zum weiteren Fortkommen zu gewähren. Die gut gebaute Stadt liegt in einem ziemlich ausgedehnten fruchtbaren Thale unweit der Sutledsch, und in der Entfernung weniger Meilen erheben sich einzelne burggekrönte Berge. Diese erinnern an die mittelalterige Zeit unseres Vaterlandes. Die Befestigungen auf jenen Gipfeln dienten nämlich lange zur Sicherheit der kleinen Tyrannen, welche Reisende und Thalbewohner plünderten, nun aber sind die Adlernester zerstört.

Etwa eine Meile weit zogen wir noch am linken Ufer der Sutledsch hin; dann setzten wir in einem viereckigen Holzkasten mit fußhohen Wänden über den Fluß. Das gemeine Volk bewerkstelligt dies mittelst aufgeblasener Ochsenhäute, die der Mann auf dem Rücken bis an's Ufer trägt, sie in's Wasser und sich darauf legt; mit der einen Hand hält er sich fest, während er mit einem Holze in der anderen Hand steuert und so das jenseitige Ufer gewinnt.

Achtes Kapitel.

Es war am 16. October morgens zehn Uhr, als wir nach Ueberschreitung der Sutledsch das Pendschab (Panjab) betraten. Der persische Name (panj fünf, ab Wasser) bedeutet

das Fünfwasser-Land oder die zwischen der Sutledsch (nach Einmündung der Bäas „Gharrah" genannt) und der Atok (Indus) gelegene Ebene, nördlich begrenzt vom Himalaya, und außerdem noch bewässert von der Ravie, Tschenab und Dschilum. Der zwischen zwei Flüssen befindliche Bezirk heißt Doab (do zwei, ab Wasser), so daß das Pendschab von der Natur in fünf Doabs getheilt worden ist. Unter diesen sind die drei östlichsten am fruchtbarsten; die übrigen westlichen sind bergig und durch endlose Schluchten zerrissen, auch meist nur sehr dünn bevölkert. Die Hand des Schöpfers aber hat das ganze Land reichlich mit Allem gesegnet, was die Menschen beglücken kann; denn es wird von den unversiegbaren Quellen des Himalaya getränkt und von schiffbaren Strömen durchzogen, hat einen tiefen aufgeschwemmten Boden und ein herrliches Klima.

Unser Weg führte anfangs über glatte schwarze Felsen, hier und da auf eingehauenen Treppen, oft in wahrhaft halsbrecherischer Weise bald auf, bald ab, immer wieder nach der malerisch in seinem tiefen Flußbette sich schlängelnden Sutledsch zurück. Eine Meile weiter ging es schon besser. Hier fand ich eine Menge Menschen um einen Beyragi versammelt. Es ist dies ein eigenthümlicher philosophischer Mönchsorden, in welchen nur Menschen von hervorstechenden geistigen Anlagen nach sorgfältiger Prüfung aufgenommen werden. Sie zeigen sich fast immer einzeln und durchziehen ohne anderes Besitzthum als höchstens einen Topf, um den ihnen geschenkten Reis zu kochen, das wärmere Asien von einem Ende zum andern. Der Beyragi, den ich vor mir sah, war ein junger kräftiger Mann; eine Blumenkrone umschloß die Fülle seiner mit Asche gepuderten Locken, über seine Schultern fiel eine große Guirlande herab; sein bis auf das Hüftband nackter Körper war mit Asche grau gefärbt. Als ich mich ihm näherte, schritt er auf mich zu, nahm seinen Kranz vom Kopf und hielt ihn mir mit ausgestreckten Armen entgegen; da jedoch Niemand von den ehrfurchtsvoll umherstehenden Hindu's denselben abnahm, so setzte er ihn wieder auf sein Haupt. Darauf nahm er die von frischen Todtenblumen und Immortellen gewundene Guirlande, hielt sie mir ebenfalls entgegen und auf meine Einladung, mich damit selbst

zu bekränzen, that er dies, wiewohl zögernd, als harmonire dies nicht mit seiner Würde. Auf meine Frage, wer er sei, antwortete er: „Mein Name war Tammu Wazier (erster Minister) des Rajahs von Nadaun. Nun diene ich dem großen Herrn und bin mehr als damals: mein Name ist Tammu Schah.“ — Wir übernachteten bei einem Gehätty oder einer Hütte, wo der Reisende das Nothwendige findet, sich selber eine Mahlzeit zu kochen, so wie Futter für die Pferde. Auch stehn da ein paar Tcharpoi oder Landesbetten, das sind mit Stricken überflochtene Rähme auf vier Füßen; doch wehe dem Neuling, der sich ihnen anvertraut: es gehört die dicke Haut eines Indiers oder lange Gewohnheit dazu, die Bisse des zahllosen, darin hausenden Ungeziefers nicht zu empfinden.

Wir durchzogen nun eine ziemlich gut bebaute und bei allem Auf- und Absteigen doch mehr offene Gegend. Die von dem Himalaya getrennte hohe Gebirgskette, Mori genannt, war mit ihrem ewigen Schnee durch keine Anhöhen im Vordergrunde versteckt; indeß hingen zum Theil Wolken an diesen Gipfeln, die Regen befürchten ließen. Am Abend war starkes Wetterleuchten, und in der Ferne rollte der Donner. Mein kleines Zelt wurde zwischen zwei Citronenbäumen in einer wild romantischen Landschaft aufgeschlagen. Ein Flüßchen durchschneidet da, hin und wieder kleine Wasserfälle bildend, die Ebene, verborgen in einer dicht von Felsen umschlossenen tiefen Schlucht; an einer Stelle aber erweitert sich das Flußbett zu einem kleinen Teiche, den senkrechte Felswände ummauern, und der Blick fällt wie in einen Abgrund hinab auf die Wasserfläche; den Rand kränzte tropische Vegetation. Zwischen hohen Bäumen zeigten sich einige Dörfchen. Es war eben die Reis-Ernte. Ich fragte einen Landmann, ob es eine gute sei. Er bejahete es, und auf meine weitere Frage erhielt ich zur Antwort, das 5 Seer (10 Pfund) Reis nach unserem Gelde etwa 2 bis 3 Kreuzer kosteten. Ich fand dies äußerst wenig, sagte jedoch, indem ich mich verstellte: „Ich sehe, daß Du mich für einen Europäer hältst, der die Preise nicht kennt; einem Indier würdest Du so viel nicht abfordern.“ Er lachte und erwiederte, ich habe Recht.

Die Landschaft öffnete sich allmählig immer mehr. Ueber-

haupt ist der allgemeine Charakter des Landes der eines weiten Thales oder einer Ebene, wo das Fortkommen leicht wäre ohne die fast jede halbe Stunde den Weg unterbrechenden Wildbäche mit tief eingegrabenen Betten, zu denen man eben so mühselig hinabsteigt, als dann wieder hinaufklimmt. Die vorzüglichsten Bäume sind der Pisang-, Mango- und Feigenbaum, obgleich auch die Eiche, der Sauerdorn (Berberis aristata) und Himbeeren vorkommen. Affen werden schon in Belaspur selten, dagegen häufig Papageien, das gestreifte tropische Eichhörnchen, besonders aber Tauben aller Gattungen. Das Wasser ist überaus herrlich. In jedem Dorfe, oft auch mitten im Walde findet man eine mit Mauerwerk eingefaßte Quelle, gewöhnlich ein Viereck, zu dessen Tiefe Stufen hinabführen. Zunächst dem Sprudel steht wohl ein Götzenbild; bei mancher Quelle ist auch ein Satti-Mal errichtet, wo ein Weib sich mit der Leiche ihres Mannes verbrannte. Das Volk gleicht an Sitte, Gestalt und Tracht durchaus den Bewohnern im nördlichen Hindostan; allein statt willig und sanftmüthig zu sein, wie jene, sind diese Menschen unvernünftig und widerspenstig. Das mußte ich an meinen Trägern erfahren, die mir unendlich viel zu schaffen machten, obgleich ich ihnen Lohn zahlte, während sie sonst gewöhnlich hier zu Lande mit Gewalt in den Dörfern gepreßt werden, ohne nachher etwas zu erhalten. So sollte einmal in einem Dorfe Einer der Träger meinen halben Tisch und einen Stuhl, eine Last von nicht zehn Pfund, tragen; allein in dem Augenblick des Aufladens weigerte er sich dessen und suchte das Weite. Mirza, der mich begleitende Soldat des Maha Rajah, versetzte ihm einen tüchtigen Bambusstreich, dem eine tüchtige Tracht Schläge folgte; doch auch dies in Indien oft lediglich probat gefundene Mittel half nichts. Der Mann krümmte sich heulend zu den Füßen des Soldaten und beharrte bei seiner Weigerung. Da erschien mein Munschi (Secretair), der Brahmine Thaker Das. Ich theilte ihm den Vorgang mit, und er versprach mir, Alles in Ordnung zu bringen. Er entfernte sich ungefähr auf dreißig Schritt, stellte sich auf ein Gemäuer, welches einen heiligen Baum umgab, und hatte alsbald die Mehrzahl der Dorfbewohner um sich versammelt. Er öffnete nun sein Kleid, um den Kulis seinen Brah-

minenstrick zu zeigen und sprach: „Ich bin Dein Herr; mein Name ist Thaker Das, ein Brahmin, und der Diener des großen Königs (Maha Rajah). Wie kannst Du es wagen, ihm nicht einen Tag dienen zu wollen, dem ich mein ganzes Leben widme; Du ein Zemindar (Bauer) und ich ein Brahmin!" — Diese Worte brachten die trefflichste Wirkung hervor, und Alle stellten sich mir auf das Bereitwilligste zu Diensten.

Bei Nadaun, einem bedeutenderen Orte von vielleicht 250 Häusern, schlug ich mein Lager unter großen Feigenbäumen an dem hohen Ufer der wasserreichen Bäas auf. Es fand sich hier ein Bettler von der Jhatanat oder Bauern-Kaste ein. Er begann zu singen, um ein Almosen zu empfangen. Da mir indeß diese Art von Müßiggängern sehr verhaßt sind, so befahl ich, ihm nichts zu geben. Er setzte sich nun trotzig vor mein Zelt und sagte, daß er die ganze Nacht da sitzen bleiben würde. Wirklich richtete er sich dazu ein, und seine Stimme erscholl lauter, als zuvor. Ich wußte aus Erfahrung, daß man Leuten dieser Art in Indien willfahren muß oder sich böse Händel zuzieht und ließ ihm daher eine Kleinigkeit reichen. Darauf ging er tanzend von dannen.

Jenseit der Bäas liegt an einem in die Ebene hervortretenden Gebirgszug der berühmte Wallfahrtsort Jualamuki, ein Ort von 5 bis 600 Häusern. Eine große Bevölkerung ist hier zusammengedrängt, und außer einer Menge Affen, welche die Dächer und Straßen erfüllen, sieht man die verschiedensten Arten der Büßenden. Jedem wird nach seinem Tode ein Grab gesetzt, und diese Gräber nehmen einen bedeutenden Raum des Ortes ein. Der Tempel enthält eine merkwürdige Naturerscheinung. Nachdem man das große Eingangsthor durchschritten hat, erblickt man zahlreiche Kapellen, auf und ab an der Seite eines etwa 300 Fuß hohen, grauen Sandfelsens erbaut, sämmtlich von Stein, zum Theil aus Einem Felsenstück gehauen. Der eigentliche Haupttempel hat ein reich vergoldetes Dach; vor demselben befindet sich ein kleineres offenes Gebäude, in welchem zwei vergoldete Tiger, gräßlich gearbeitet, liegen. Das Innere des Tempels, an dessen geöffneter Thüre ich stehen blieb, obgleich die Sihk-Religion das Eintreten eines Europäers nicht

als eine Entweihung brandmarkt, zeigt eine bis zur halben Höhe des Raumes aufsteigende Felsenwand. In der Mitte derselben befindet sich eine grabesartige Vertiefung, an deren beiden Enden Fakhire sitzen. In dieser Vertiefung brennt ein Feuer, das sich zuweilen über eine Fläche von zwei Quadratfuß ausbreitet; auch an anderen Stellen des glatten Felsens schlagen kleinere Flammen heraus. Die Opfernden überreichten beim Eintreten ihre meistens aus Blumen bestehenden Gaben den Fakhiren, welche sie vor das heilige ewig brennende Feuer halten und dann in den hinteren Tempelraum werfen. Ich hielt das Ganze anfangs für ein Kunststückchen der Brahminen; jedoch überzeugte ich mich in einer der Kapellen vom Gegentheil. Ich trat in dieselbe ohne Umstände ein und fand hier ebenfalls zwei Stellen der senkrechten Felswand, an welchen Flammen emporloderten und zwar nicht aus einer Oeffnung, sondern aus kleinen kohlenfarbigen Vertiefungen. Der Geruch gleicht ganz dem des brennenden Spiritus mit einer aromatischen, höchst angenehmen Beimischung. Unter jeder der beiden Stellen befand sich in dem Felsboden ein Becken mit Wasser, dem Ueberrest des nicht verbrannten Gases, welcher jedoch noch so viel Brennstoff enthält, daß ein von Zeit zu Zeit an die Oberfläche gebrachtes Licht das Ganze noch eine Minute lang entzündet. Das Wasser selbst ist in beständiger Bewegung, durch das Ausströmen von Naphta-Gasarten auf die Wasserfläche erzeugt, so daß es den Schein des Siedens hat. Das trübe Wasser ist ganz geschmacklos, die Farbe des Feuers ist röthlich ohne viel Hitze. — An verschiedenen Stellen im innern Raum des großen Tempels erblickt man die unglaublichsten Gestalten von Fakhiren. Sie sind, obgleich nackt und nicht als Götzen gekleidet, dennoch mit den Attributen der Gottheit versehen, welche sie vorstellen, indem sie unbeweglich, wie Steinbilder, ihr ganzes Leben hindurch da sitzen. Einer derselben, Gogranath mit untergeschlagenen Beinen vorstellend, hielt den linken Arm ausgestreckt, der auf einem geschickt angebrachten Postumente ruhet; der dunkelfarbige mit Asche bedeckte Mensch hatte vollkommen das Ansehn einer steinernen Statue. Es war ein schöner kräftiger Mann, reich mit Geschmeiden behangen und in seinen stierenden Todtenblicken den Ausdruck einer bis zum

Wahnsinn gesteigerten Schwärmerei. Viele Fakhire in den Straßen der Stadt haben die Denkmäler, in denen sie leben, zu ihrem Grabe bestimmt, und sind sie gestorben, so braucht nur der enge Raum vermauert zu werden. Manche derselben besitzen schöne Häuser und Gärten; denn Fakhir bedeutet im Grunde nur ein von den weltlichen Geschäften zurückgezogener Mann, welcher entweder vom Betteln lebt oder von seinem früher erworbenen Vermögen. Daher sind einige auch etwas bekleidet und tragen alsdann eine Schnur von Oelkernen (Elaeocarpus) um den Hals; andere haben eine orangefarbene Tracht. — Des Abends feierte man eines der größten Götzenfeste. Der ganze Ort und besonders die Fakhir-Häuser waren erleuchtet; an und vor dem Tempel hatte man einige tausend Lampen angebracht; Gewehre und Böller wurden abgefeuert, Raketen stiegen in die Luft, zahllose Glocken wurden geläutet; in den Straßen und vor den glänzenden Buden wogte das bunteste Getümmel, Hunderte von Bajaderen sangen und tanzten auf den Plätzen nach dem Klange rauschender Instrumente.

Zwei kurze Tagereisen weiter liegt die Festung Haripur in einem Bergkessel. Auf den Anhöhen stehen Wartthürme, um die Kaufleute und überhaupt die Bewohner von der Annäherung eines Feindes zu benachrichtigen, damit sie sich bei Zeiten in die Festung flüchten können. Es giebt da eine unglaubliche Menge Affen, die Bäume wimmeln von Papageien und viele Pfauen wandern umher. Die Tracht des Gebirges weicht hier jener der Ebene. Bei den Männern werden die Beinkleider weiter und faltenreicher, der Turban ist schwarz, ein starker schwarzer oder dunkelbrauner Bart ziert das Gesicht. Die Frauen haben einen blauen Rock mit einem breiten rothen Saume; vom Kopf am Rücken hinab hängt der rosenfarbige Schleier, ohne das Gesicht zu verhüllen. Uebrigens ist das weibliche Geschlecht des Pendschab wegen seines schönen Körperbaues, seiner weißen Zähne und kleinen Füße berühmt. Die Gehättys, wo der Reisende sich seine Lebensmittel kocht, sind hier äußerst reinlich. Die Dörfer sind oft so dicht mit Bäumen umpflanzt, daß sie aus der Ferne einer Baumgruppe gleichen. In den Gärtchen vor den Bauernhäusern bemerkte ich Rosen, Jasmin, Studenten-

oder Todtenblumen (Tagetes) und Balsaminen (B. impatiens). — Am Abend nahm ich die dargebotenen Künste einiger Taschenspieler in Anspruch. Dazu gehörte auch das oft gerühmte Stück, aus einem Mango-Kern einen drei Fuß hohen Baum in einer halben Stunde wachsen zu lassen. Zu dem Ende wird ein Kern in die Erde gesenkt und bald bringt der Taschenspieler ihn keimend, dann sechs Zoll hoch, immer den Kern mit den Wurzeln zum Vorschein; das letzte Mal ist es jedoch ein abgeschnittener Zweig, der im Boden stecken bleibt.

Unsere Märsche gehen jetzt schon rascher vorwärts, da Jeder meiner Leute weiß, was er zu thun hat; denn es dauert in Indien immer einige Zeit, ehe neue Bedienten ihr Geschäft genau kennen lernen, zumal die Bedürfnisse eines Europäers von den indischen so ganz verschieden sind. Vom Kammerdiener bis zum Reitknecht, vom Koch bis zum Tafeldecker ändert sich die Art der Dienstleistung. So hat der Eingeborene sein Pferd anders gezäumt und gesattelt, und wenn er ausreitet, so hebt ihn der Reitknecht auf das Pferd, auch reitet er eine kurze Strecke im Schritt, wobei sich der Reitknecht oder die beiden Reitknechte am Pferdeschweif festhalten; der Europäer dagegen schwingt sich selbst auf das Pferd und reitet im Galopp davon, so daß der Reitknecht nachlaufen muß. Bei den Eingeborenen braucht der Kammerdiener nur die Kleider zum Ankleiden hinlegen, der Koch beschränkt sich für gewöhnlich nur auf die Zubereitung des Reises und einer würzigen Brühe, der Tafeldecker hat nur ein paar kleinere Blätter als Teller und ein großes Blatt der Banane als Tischtuch zu besorgen, während dies alles bei dem Europäer viel mehr Umstände verursacht. Oft hat der Letztere auf seiner Reise aber auch mit den religiösen Vorurtheilen des Landes zu kämpfen. Wenn man lange eine bessere Kost entbehrt, so erregt wohl der Anblick eines mit den herrlichsten Fischen gefüllten Teiches die Hoffnung eines guten Mahles. Da heißt es nun, die Fische seien heilig. In diesem Falle bleibt nur übrig, daß man den Kulis, die meistens gute Angler sind, befiehlt, zu fischen, ohne sich durch das Geschrei der Menge irre machen zu lassen. Freilich dürfen sie nur in streitfähiger Zahl dem Teiche nahen; denn das Volk wird bald einen

gräulichen Lärm beginnen. Die unbefugten Angler aber setzen ungestört ihr Geschäft fort, indem sie behaupten, daß der weiße Herr solches befohlen habe. Die Umwohner eilen darauf zu dem Reisenden, um über die Entweihung Klage zu führen. Dieser muß ihnen vollkommen Recht geben und sich höchst ärgerlich zeigen über den mißverstandenen Befehl und seine Leute schnell zurückrufen lassen. Inzwischen sind jedoch schon Fische genug gefangen, um ein gehöriges Mahl daraus zu bereiten.

Der Weg nach Nurpur führt unmerklich abwärts in die große Ebene des Pendschab, die sich bis an's Meer erstreckt. Diese Ebene unterscheidet sich jedoch sehr wesentlich von jener todten hindostanischen Fläche, die sich zwischen Kaunpur und den Siwalik-Gebirgen ausdehnt: schwellende Hügel durchziehen sie, ohne sie zu unterbrechen und große Baumgruppen schmücken sie. Die hiesige Gegend ist gut angebaut und mit kleinen Dörfern angefüllt, welche sie, in ihr Baumgrün eingehüllt, verschönern, während noch immer das Auge durch das Hochgebirge Mori, im Osten und Nordosten, erfreut wird. Höchst malerisch zeigt sich die Festung Nurpur auf einem etwa 2 bis 300 Fuß hohen Hügel. Während im Himalaya alle Berge in einer Spitze enden, findet man zu seiner Ueberraschung auf der Höhe dieses Berges eine anderthalb Meilen weit ausgedehnte Fläche, wo die Festung mit ihrer elenden Häusermasse und ihrem endlosen Bazar erbaut ist. Die Bevölkerung mag 6000 Seelen betragen, unter denen zwei Dritttheile Kaschmirer sind. Eine weiße Haut und helle, doch coloritlose Gesichtszüge, ein längliches Gesicht mit hervorstehenden fast jüdischen Zügen nebst dunkelbraunen oder schwarzen Haaren und Bart machen sie leicht kenntlich. Die ganze Kleidung des Volkes besteht in einem weißen Wollenhemde, langärmlich und vorn offen, der Schlitz gestickt und mit Knöpfen versehen; den Kopf bedeckt ein Tuch oder eine weiße Mütze. Die reichen Kaschmirer kleiden sich wie die übrigen Indier. — Man hat in Nurpur gute Stahlfabriken und Waffenschmiede. Beim Feldbau ist eigenthümlich die Art, nach dem Pflügen noch die Schollen zu zerreiben. Zu dem Ende werden vier Ochsen oder Büffel vor ein Brett gespannt; auf demselben stehen als Belastung zwei Männer, welche das ganze Feld be-

fahren. — Bei Anbruch der Nacht wanderte ich einsam umher, meine Doppelflinte auf dem Rücken. Ein Raubvogel zog, wie ich glaubte, über die Dächer hinweg; ich schoß, und im nächsten Augenblick lag ein Vampyr, eine Fledermaus von der Größe eines Marders, in der Straße. Viele Menschen stürzten auf den Schuß aus ihren Häusern, und als sie den noch am Boden umher kriechenden Vampyr, ein ihnen heiliges Thier, sahen, erhoben sie ein furchtbares Geschrei, das bald in ein wüthendes Geheul ausartete. Mir war bekannt, was sich unlängst in Mattra zugetragen hatte, wo die Affen besonders heilig gehalten werden und wo zwei englische Officiere einen alten zudringlichen Affen, statt ihn nach Landessitte mit Steinen wegzutreiben, todtgeschossen hatten. Sie flüchteten vor der aufgeregten Menge auf ihren Elephanten; doch konnten sie auch da nicht den Steinwürfen des mitlaufenden Volkes entgehen; schwer verletzt befahlen sie endlich dem Führer, das Thier durch die Dschumna schwimmen zu lassen; allein der reißende Strom riß den Elephanten in die Tiefe, so daß Alle ertrinken mußten. Eben so waren zwei andere Europäer ein Opfer des Fanatismus geworden. Mir stand vielleicht ein ähnliches Schicksal bevor. Immer mehr Menschen rotteten sich zusammen und umgaben mich in einem weiten Kreise. Einige hielten mir das verwundete Thier hin, dessen gellendes Gekrächze sich mit dem Geschrei der Indier zu einem scheußlichen Chor vereinigte. Ich selbst hatte mich vor einem Hause niedergelassen, so den Rücken deckend und die Zudringlichsten mit dem Gewehre mir vom Leibe haltend. Einige Leute der Obrigkeit erschienen und erkundigten sich nach der Ursache des Auftrittes, zogen sich aber bald wieder zurück. Der Haufe wurde nun noch ungestümer, die Verwünschungen lauter, und schon suchten Viele nach Steinen, deren sie jedoch glücklicher Weise nicht fanden. Ich behielt indeß meine kaltblütige lautlose Haltung, bis es fast ganz finster geworden war und benutzte einen Augenblick, wo das Geschrei etwas nachließ, um zu erklären, daß ich, getäuscht durch die Dunkelheit, aus bloßem Versehen einen Vampyr mit einer Nachteule verwechselt habe. Wie der Indier oft schnell von einem Affect zu dem entgegengesetzten übergeht, und denjenigen, welchen er eben erst mit dem Dolche

bedrohte, im nächsten Augenblick mit Küssen erstickt, so geschah es auch diesmal: man fand bald meinen Mißgriff natürlich und bat mich demüthigst, doch ja in Zukunft der Vampyre zu schonen. — Gleich am nächsten Tage hatte ich Gelegenheit, meine Erfahrungen abermals zu bereichern. Einer meiner Leute schoß nämlich einen Adler. Da meine Kulis schon genug belastet waren, so ließ ich einem auf dem Felde arbeitenden Bauer einen Lohn anbieten, wenn er den Vogel bis zum nächsten Dorfe tragen wolle. Der Mann weigerte sich dessen, weil seine Kaste ihm dies verbiete. Einer meiner Kulis entgegnete: „Daß Du ihn berührest, ist gegen Deine Kaste, aber nicht, daß er Dich berührt.“ Damit banden sie den blutenden Adler auf den Rücken des Mannes, der ihn nun mit gutem Gewissen trug.

Die unabsehbare Ebene des Pendschab zur Linken, rechts die Gebirge mit ihren leuchtenden Schneekuppen, bot die heutige Wanderung eine der reichsten und großartigsten Naturscenen dar. Schon der Morgen in dem Garten, wo ich mein Lager aufgeschlagen, war reizend. Ein paar freistehende Dattelbäume, eine große Baumgruppe und meine Zelte bildeten den Vordergrund, mit Menschen der verschiedensten Farbe und Kleidung angefüllt, von dem prachtliebenden Sihk und Muhammedaner bis zu dem einfachen Hindu; im Hintergrunde stieg die Festung empor und die majestätischen Formen des Hochgebirges zeichneten sich scharf am violetten Horizont. Im Osten stand Aurora, in glühende Farben gekleidet. Dann ward, wie mit einem Zauberschlage aus Nacht heller Tag, aus tiefem Schlafe fröhliches Erwachen. In klaren lieblichen Tönen begrüßte der Bulbul, die Nachtigall des Orients, den Morgen, der goldene Mangovogel begann seinen Klageruf, geschwätzig flatterte der bunte Meynar von Baum zu Baum, schreiend durchzogen glänzende Papageien die Luft und lärmende Affen schwangen sich von Ast zu Ast. In dem Dickicht flatterte die blaue Amsel, die Einsiedlerdrossel rief der Nacht ihr letztes Lebewohl zu, durch die Ebene stolzirten Pfauen, und die Lerche jubelte steigend der Sonne entgegen. — Die Gegend, durch welche wir zogen, war sehr fruchtbar, voller Flüsse und Seen, gut angebaut und dicht bevölkert, darunter namentlich Weber und Kleidermacher aus

Kaschmir. Die Menschen sind schmutzig, sonst aber wohlgenährt, auch nicht ohne Schmuck. Wir bewunderten den Wuchs ungeheurer Bäume. Weiterhin kamen wir durch einen Graswald, so hoch, daß sich ein Elephant darin verbergen könnte; jeder Halm war fingersdick. Es sollen sich Tiger darin aufhalten. An vielen Stellen sieht man Sümpfe, und während der Regenzeit muß Alles unter Wasser stehen. Endlich zeigte sich Jesrode pittoresk auf einem Berge. Vier kleine Thürme krönen einzelne Spitzen der Anhöhe, auf der sich der röthliche Palast des vormaligen Rajah stattlich ausnimmt. Der Rajah wurde durch den Maja Rajah von Lahore, Ranjiet (Rundschiet) Singh, seiner Souveränitätsrechte beraubt und starb dann bald. Der Bal Dewal, ein isolirter Schneeberg, nahm sich von hier imponirend aus. An ihm führt der kürzeste, aber beschwerlichere Weg von Nurpur nach Kaschmir vorbei; ich wählte indeß eine bequemere, wenn gleich längere Route.

Der Boden wurde nun weniger ergiebig, das Volk mager von Ansehn, wahrscheinlich wegen des ungesunden Fieber-Klimas, welches unter dem Hochgebirge herrscht, wo sich dicht verwachsener Jungel- oder auch Graswald ausbreitet. Das Riesengras machte uns bald wieder zu schaffen; noch unangenehmer aber wurde das Steingerölle, indem wir die letzten wellenförmigen Ausläufer des Hochgebirges überschritten. Wir lagerten unter einem großen Feigenbaum an einem Teich. In demselben badeten sich mehrere weibliche Gestalten. Zu dem Ende kommen gewöhnlich mehrere Mädchen zusammen und waschen sich hinter einem, von einem anderen Mädchen vorgehaltenen Tuch; einige kauern sich auch auf einen Stein nieder und schöpfen das reinigende Element mit beiden Händen über sich. Die Mädchen und jüngeren Frauen tragen hier blaue Beinkleider, darüber fällt ein weiter Rock von der Hüfte bis zum Knie, ein rothes Leibchen ohne Rücken bedeckt die Brust, ein weißes vom Kopfe hernieder flatterndes Tuch den Rücken; die alten Weiber begnügen sich mit einem langen bunten Rock.

Am Ufer des Flusses Tauhi prangt stolz auf dem Scheitel einer Anhöhe das erst neuerlich erbaute Fort Balla, und am andern Ufer liegt ebenfalls auf einer Anhöhe die Stadt Jom-

muh, Sitz eines Rajah, dessen weißer Palast angenehm in's Auge fällt. Vor den Thoren der Stadt breiten sich nach allen Richtungen Ruinen und große verfallende Gebäude aus: Zeichen jetzigen Elendes und ehemaliger Größe. Ein endloser abgesonderter Bazar bedeckt den Raum zwischen den Ruinen und dem Palast. In dem dazu gehörigen hübschen Garten, der sich am Flusse hinzieht, steht ein Pavillon und rund herum in einzelnen Behältnissen allerlei Thiere, theils der Seltenheit wegen, theils um gemästet zu werden. So fette Hammel und besonders Gänse, eine unerhörte Sache für einen Hindu. Die Tauhi rollt zwischen anmuthigen Bergen ihre krystallhelle Fluth in einem breiten Bette über den steinigen Boden. Gegenwärtig kann man allenfalls durchwaten; allein da keine Brücke hinüberführt, so muß Jeder, der von einem Ufer zum andern will, sich entkleiden. Indem wir unsere Wanderung zur Seite des Flusses fortsetzten, wiederholte sich eine stets wechselnde Scene von badenden Schönen. Es sind besonders die durch reizende Formen ausgezeichneten Kaschmirerinnen und man sieht dieselben truppweise, in schmutzige weite Gewänder gehüllt, sich nach dem Wasser zu bewegen, woselbst sie dann sämmtlich die Arme aus den weiten Aermeln ziehen, das ganze Kleid aufrollen, als dicken Turban um den Kopf wickeln und nun, wie durch zauberhafte Verwandlung, plötzlich in dem blendend weißen Costüm der Nymphen erscheinen. Die eingeborenen Frauen sind um eine Schattirung dunkler, als die aus Kaschmir stammenden.

Der Weg von Jommuh bis Aghnur führt durch eine höchst fruchtbare und gut angebaute Gegend; einige klare Bäche bewässern die Felder. Die Bauern fand ich alle wohlberitten; sie hatten ihre Pferde mit den eingeernteten, dieselben ganz verhüllenden Bohnen belastet. Aghnur, an dem reißenden Ghanab (Tschenab) gelegen, wird durch ein stattliches Fort beschützt. Der Ort ist unbedeutend. Das Gebirge Tricota (Dreiberg) nimmt sich von hier aus höchst imponirend aus. An der Nordseite desselben liegt der Wallfahrtsort Tricota Devi mit einem Tempel, der seine Berühmtheit einer merkwürdigen Quelle verdankt. Diese ergießt ihr Wasser sehr reichlich in ein Becken und zwar stoßweiße, gleichsam pulsirend. Während neun Monate ist dasselbe

kalt, dagegen vom December bis zur Mitte des Februar so heiß, daß man die Hand nicht ohne Schmerz hineintauchen kann. Der Schnee des Tricota mag während der Wintermonate allen Zufluß von den Höhen in die Quelle verhindern, weshalb diese dann ihre eigenthümliche heiße Temperatur beibehält.

Von Aghnur aus ging es aufwärts gegen das immer großartiger sich entfaltende Hochgebirge zu, bald über Felsen und glatte Felsentrümmer, bald durch Waldbäche, auf und nieder. Die Formation der ersten Bergreihe entspricht jener der Sivalischen Kette des Himalaya: ungeheure runde Steine, über einander gehäuft und mit Gerölle untermischt, bilden die Berge bis zur Spitze hinauf; da, wo ein Nullah oder Wildbach einige hundert Fuß tief eingerissen hat, kommt Sandstein als Grundlage zu Tage. Wir stiegen durch das jetzt trockene Bett der Kotheri allmählig höher und labten hin und wieder den Blick an den Reizen der Landschaft. Von der Hitze erschöpft, lagerten wir uns um einen Brunnen, Dendrah genannt, wo ein alter Fakhir sich ein steinernes Haus gebaut hatte. Es war ein höchst anmuthiger Platz. Zahlreiche Affengesellschaften sprangen von Baum zu Baum, Züge von Papageien und Pfauen durchrauschten die Luft, und großblumige Bäume, von den Riesenarmen mächtiger Schlingpflanzen umwunden, standen zerstreut um den kleinen Thalgrund der Quelle, aus welcher der Fakhir den Leuten das Wasser schöpfte. Auf mein Befragen erwiederte er, daß er bereits seit seinem Mannesalter hier hause und gegenwärtig 92 Jahre zähle. Den hinterwärts emporragenden Berg mußten wir fast bis zur Spitze erklimmen; diese ist, wie alle andern hier, kaum breiter als ein Messerrücken. Weiter hin gelangt man zu einer seltsamen Sandstein-Bildung, die man von einer Anhöhe überblickt. Bis in die Tiefe hinab erheben sich nämlich in zahlloser Menge isolirte, in kleine Abflachungen auslaufende Spitzzacken, die zusammen einem ungeheuren Hechelbrette ähneln. Der Berg schien ohne Ende und als wir den höchsten Paß, ich mit Hülfe meines Ghunt, erreicht hatten, begann das mühsame und gefahrvolle Hinabsteigen. Ich mußte mich dabei ganz auf meine eigenen Beine verlassen; auch schon vorher hatte ich mich entschlossen, zu Fuße zu gehen, nachdem

meine breitschulterigen Kaschmirer Träger mich in meinem Jampan heute viermal fallen gelassen hatten, sei es aus Ungeschicklichkeit oder sei es aus Absicht, um mich zu veranlassen, ihnen ihre Last zu erleichtern. Einige derselben warfen, ärgerlich über die Anstrengung des Marsches, gelegentlich mein Bettgestell so hart auf den Boden, daß zwei Füße und der Rahmen brachen. Ueberhaupt scheinen mir die Kaschmirer schwer zufrieden zu stellende streitsüchtige Menschen zu sein; dabei haben sie eine rauhe übelklingende Gaumensprache. Das Aeußere der alten Männer trägt jedoch den Stempel des Ehrwürdigen, und Mancher derselben könnte zum Modell für einen Patriarchen dienen. Da ich von Simlah bis Jommuh nur eine Klasse derselben, die Schneider und Shawlweber, gesehen, so stellte ich mir den ganzen Menschenschlag unansehnlich vor. Die Folge lehrte, wie sehr ich darin irrte. — Der Weg zieht oft in schwindelnder Höhe, am Rande tiefer Abgründe und vorüber an abenteuerlich gestalteten Felswänden. Mehrmals mußten die Pferde hinabspringen, nachdem man ihnen die Last abgenommen, oder mit dieser viele Fuß tief hinabrutschen. Auf dem Vorsprunge einer mehrere tausend Fuß senkrecht abfallenden Felswand führte nur ein schmaler holperichter Pfad von der Breite eines Pferdes einige hundert Schritte hin, und plötzlich kam eine so jäh niederschießende Stelle, daß man dieselbe kaum ohne Schwindel betreten und aufrecht gehend nicht zurücklegen konnte. Da die geringe Breite den Maulthieren und Pferden das Umkehren nicht erlaubt, so fürchtete ich, daß eins oder das andere stutzig werden und in den Abgrund stürzen möchte. Obgleich nun manche stutzten und zauderten, andere wie Espenlaub zitterten, so schienen sie dennoch die Gefahr zu ahnen und passirten alle glücklich die Stelle. — In dem Städtchen Poni, mit seiner verfallenen Burg, an einer tiefen und engen Schlucht und hoch über dem gleichnamigen Flusse gelegen, machten wir Rast. Kurz vor dem Aufbruch hätte ich beinah ein unerwartetes Ende genommen. Als ich nämlich, wie gewöhnlich, vor dem Zelte frühstückte, während dasselbe abgebrochen wurde, fiel es plötzlich um und zertrümmerte im donnernden Falle den Tisch, vor welchem ich saß. Nur ein wenig weiter zur Rechten geneigt, würde die

durch das daranhängende Dach an 600 Pfund schwere und 25 Fuß hohe Zeltstange mir unfehlbar den Kopf zerschmettert haben. Es ergab sich nachher, daß nach Einziehung der Seile einer der Pflöcke, an welchen die noch übrigen Kreuzstricke befestigt waren, sich in dem umgeackerten Boden losgerissen und so den Sturz des schweren Zeltes verursacht hatte.

Die Straße von Poni nach Rajauri geht fortwährend zwischen zwei ziemlich hohen Gebirgsketten hin, dabei bald auf, bald nieder und durch die von den Wildbächen ausgewühlten Schluchten. Kleinere Hügelreihen durchkreuzen sich nach allen Richtungen, die höheren streichen indeß meistens von Ost nach West. Die zum Theil verfallenen oder zerstörten Häusergruppen der unbedeutenden Dorfschaften sind in den Thälern oder burgähnlich auf den Höhen erbaut. Der Sicherheit wegen hat man sie eng zusammengerückt und jedes einzelne Haus gleicht einer kleinen Festung, in welche man auf einer leicht nachzuziehenden Leiter steigen kann. Die Abhänge des schneebedeckten Hochgebirges Pir Panjahl (d. i. Paß) entsenden nach dieser Seite hin zahlreiche Bäche und Flüsse mit herrlichem Wasser. Bei Moradpur kommt man auf die ehemalige große Straße von Lahore nach Kaschmir; die Unterkunftsstationen derselben scheinen jetzt zu Ruinen herabgesunken zu sein. Weiterhin begegnete ich dem Rajah von Rajauri, wie er grade mit der Hühnerjagd beschäftigt war. Man bedient sich dabei einer großen Art Sperber, die, sobald das Rebhuhn auffliegt, auf dasselbe im eigentlichen Sinne geworfen werden. Der Rajah begrüßte mich sehr freundlich und führte mich nach dem ehemaligen prächtigen, nun aber verwilderten Garten, wo sonst die Kaiser auf ihrem Wege nach Kaschmir rasteten. Der Rajah, ein Bruder des vertriebenen und dann in Lahore als Staatsgefangener verstorbenen Fürsten, sandte nachher Blumen, Früchte, Fische, ein Schaf, Hühner für mich, Lebensmittel für meine Leute. In dem Garten bemerkte ich unter Anderm eine Menge Pflaumenbäume, große Rosenhecken, die indische Wucherblume (Chrysanthemum indicum) und weiße Jonquillen mit gelbem Kelche, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Unter den Platanen zeichneten sich ein paar durch ihre Mächtigkeit aus; ihr Stamm maß fünf bis sechs Fuß im Durch-

messer. Eine noch bestehende Wasserleitung versorgt einige Fontainen. Eins der großen verfallenen Gebäude beherrscht eine schöne Aussicht nach dem vorüberfließenden Fluß und dem gegenüberliegenden bedeutenden Ort, welchen Mauern und Thüren schützend umringen. Man sieht um Bajauri noch tropische Erzeugnisse, als Baumwolle, Bananen ꝛc.; allein das Klima hat aufgehört ein tropisches zu sein. Im Januar giebt es Schneestürme, und der Schnee bleibt oft zwei Tage lang liegen. Die Gegend ist übrigens kahl, und eine große Plage für den Reisenden sind die Zizyphus-Dorne, deren gekrümmte Stacheln Alles zerreißen, was ihnen nahe kommt.

Das Thal der Tauhi, dem wir folgten, öffnet sich vor den Hochgebirgen nach Süden, wird reichlich von Bächen oder Flüßchen bewässert, und sollte demnach wohl sehr reizend sein; dennoch ist es ungeschmückt, aber so hoch das Wasser geführt werden konnte, sind die Abhänge zu Reisfeldern in Terrassen abgegraben. Der Uebergang von der tropischen Vegetation zu einer nördlichen geschieht auffallend plötzlich. In Rajauri hatte mich der Rajah unter Magnolien und Bananen empfangen; bei Berrde, nur einige Meilen weiter, begrüßte uns der Sohn des Rajah unter einer Gruppe von Linden und wilden Kastanien.

Am 12. November überstiegen wir den Ratten oder Ratan Panjahl, eine über 9000 Fuß hohe Gebirgskette. Von der Höhe schweift der Blick über sieben Bergreihen hinweg bis zur Ebene des Pendschab. Oben findet man Fichten, die Firnen selbst sind baumlos wegen des steilen Abfalles; denn die eigentliche Spitze bietet auch nicht einen Fuß breit Fläche dar. Etwa vierzig bis funfzig Fuß unter der Spitze liegt auf der höchsten Stelle des Passes Ratan Schahi, bestehend aus drei Häusern und einer Art Thurm, wo ein Posten Soldaten des Maha Rajah das ganze Jahr über bleibt, während im Winter die anderen Bewohner thalwärts ziehen. Stücke von Eis, die selbst die Mittagswärme nicht schmelzen konnte, lagen im Schatten und eins fand ich in der Sonne. Ein peinlicher Wind schauerte uns kalt durch die Glieder. Beim Hinabsteigen nach Perghamgalla überraschte mich die reichgeschmückte Natur auf der Nordseite des Passes. Zu den majestätischen Formen der Riesenbäume gesellte

sich die üppige Farbenpracht des Herbstes in ihren tausendfältigen Abstufungen vom Goldgelb der Kastanienbäume bis zu dem bräunlichen Grün der verschiedenen Nadelhölzer: alles der europäischen Vegetation verwandt, und doch viel großartiger und herrlicher in ursprünglicher Naturwüchsigkeit! Nie wird dieser Eindruck meinem Gedächtniß entschwinden! — Der ganze Ort Perhamgalla steht im Winter leer; der Schnee soll manchmal hundert Fuß tief liegen. Der daneben fließende gleichnamige Fluß ist ein reißendes helles Gebirgswasser; er soll am Hochgebirge aus einem Teich entspringen, aus welchem die Dumdum nach Kaschmir, die Perhamgalla nach Süden hin geht. Wir lagerten eine Meile stromaufwärts. Der Weg dahin ist höchst romantisch; ein prächtiger Wasserfall zur Rechten würde in Europa manchen Reisenden aus weiter Entfernung herbeilocken.

Das Thal der Perhamgalla wird, besonders während der ersten drei Meilen unserer darin fortgesetzten Wanderung, so eng von ungeheuren Bergen eingeschlossen, daß an vielen Stellen nie ein Sonnenstrahl eindringen kann. Die Ursache davon, daß die Südseite durchaus kahl ist, während die nördliche bis hoch hinauf den schönsten Baumwuchs zeigt, schien mir in dem wiederholten Frieren und Aufthauen zu liegen, wodurch die Vegetation mit Ausnahme der Gräser zerstört wird. Wo immer im Thale ein ebener Platz sich öffnet, bedecken ihn kolossale Kastanienbäume, von weißbärtigen Affen belebt; die Stämme erreichen eine Dicke von 6 bis 7 Fuß im Durchmesser, doch haben sie mit den unsrigen wenig Aehnlichkeit. Außerdem findet man Eichen und Steineichen nebst Kiefern, Fichten und Tannen. An einer Stelle stand eine große Gruppe Riesenlilien (L. giganteum); ein Stiel davon maß neun Fuß und hatte sechs Samenkapseln. Einer meiner Leute bildete sich aus dem abgeschnittenen Stengel, der an den beiden äußersten Enden gebogen ist, ein musikalisches Instrument, auf welchem er zu meiner Freude spielte, wie die Hirten der Schweiz und Tyrols den Kühreigen. Bei unserem Vorbeiziehn vor dem kleinen Orte Dobran hatten die weiblichen Bewohner, wie es allgemeine Sitte des Gebirges ist, die flachen Dächer ihrer Häuser bestiegen und feierten des Fremdlings glückliche Ankunft in Gesängen; dies heißt: Wonnemun. Zwei Mei-

len weiter folgt der Ort Poschian, bewohnt von Krämern und Victualienhändlern, die im Winter nach Rajauri ziehen. Mein Zelt wurde daselbst auf den Dächern verschiedener Häuser aufgeschlagen.

Beim Erklimmen des Passes Pir beobachtete ich mit Interesse die allmählige Abnahme der Vegetation, bis diese endlich in der Region des ewigen Schnees allmählig erstirbt. Es stellte sich da die klimatische Reihefolge Süddeutschlands dar in den Pappeln, Kastanienbäumen, Linden, Steineichen, Ulmen und Erlen am Bache, bis hinauf zu der von Norwegen, wo verkrüppelte Nadelhölzer und zuletzt Birken den Platz einnehmen. An einer Schlucht erspähte ich unter Birken ein neues strauchartiges Rhododendron. Spindelbäume (Euvonymus) und Ulmen lagen mit ihren Stämmen am Boden, manchmal eine Länge von vierzig Fuß erreichend. Der Aufgang nach dem Pir Panjahl ist sehr steil. Ich sah hier im Geiste den Zug der delhischen Kaiser. Wegen der vielfach lockeren Unterlage eines unter dem Fußtritt nachgebenden Thonschiefers schien es mir fast unmöglich, daß schwere Elephanten diese Straße ziehen konnten; auch wird erzählt, daß hier einstmals eine Abtheilung Elephanten mit ihrer Frauenbürde in den Abgrund gestürzt sei. Der Paß führt in einer Einsattelung zwischen den beiden höchsten Punkten des Gebirges hindurch; nordwärts zieht sich ein bedeutendes Schneefeld hin, auf der Südseite starrt nackter Fels; ringsum eine trostlose Einöde. Gegen das Pendschab hin streift das Auge bis zum Horizont wohl über zwanzig hinter einander gereihete Gebirgsketten. Der Blick in das Thal Kaschmir wird durch die vorgelagerten Berge versperrt. Auf der Höhe des Passes steht ein kleiner Thurm, jenem des Ratan Panjahl entsprechend, wo einige Sipoys des Maha Rajah das ganze Jahr wohnen. Daneben befindet sich ein Fakhir-Grab, wo man einige Kauri's (kleine Muscheln, als Scheidemünze) opfert, wie zum Dankopfer, daß man den gefährlichen Paß glücklich im Rücken habe. Beim Hinabsteigen sahen wir in der Ferne ein Raubthier, fast weiß mit langem Schweif, vielleicht ein großer Leopard. Nach einer halben Stunde raschen Fortschreitens erschienen plötzlich vor uns die Gebirgsmassen von Tübet, jenseits des Thales Kaschmir, mit

ihren beiden höchsten Punkten Mer und Ser: eine zwiefache majestätische Pyramide, die Spitzen nahe bei einander, die eine schwarz, die andere weiß. — Alihabad, das einzige auf diesem Wege erhaltene Serai und zugleich ein Militärposten, gewährte uns Unterkunft zur Nacht. Wir hatten hier, von Schneebergen nach allen Richtungen umgeben, eine erstarrende Kälte auszustehen. Meine Indier husteten in allen Tönen, und die Tapfersten unter ihnen saßen statt zu schlafen um ein Feuer, indem sie sich die Zeit mit Gesang vertrieben.

Der Weg nach Hirpur geht über die zum Theil sehr steilen Abfälle des Gebirges, bald hinab in tiefe Schluchten, bald wieder hinauf zu beträchtlichen Höhen; an manchen Stellen ist er künstlich an einer senkrechten Felswand aufgemauert. Man kommt an einem Thurm vorüber, der über einem jähen Abfall wie angeklebt hängt, und wo schwer zu erklimmende Felshöhen dem Auge entgegenstarren. Derselbe soll einem Räuber oder, wie die Sage will, einem Menschenfresser zur Behausung gedient haben. Von den Gefahren dieser Passage zeugen indeß noch immer die Gerippe von Pferden und Tragochsen, so wie menschliche Schädel, wahrscheinlich Wanderern angehörig, die etwa in einem Schneegestöber ihr Leben einbüßten. Weiterhin geht es an der malerisch gelegenen Veste Inganali Killah, einem vormaligen Raubschloß, vorüber. Von da gelangt man steil abwärts in das Thal der Dumdum, dicht bewaldet und belebt von mancherlei seltsamen Vögeln; auch große fliegende Eichhörnchen bewegten sich mit ihren mächtigen Bogensprüngen von Zweig zu Zweig. — Hirpur ist ein kleiner ärmlicher Ort, in geringer Entfernung überragt von den weißen Kuppen des Pir Panjahl. Am Abend setzte sich ein fast gänzlich unbekleideter Fakhir vor mein Zelt, um zu singen, während mir ungeachtet meiner wollenen Einhüllungen die Hände vor Kälte zitterten. Ich ließ dem Manne eine Rupie reichen und ihm sagen, er möge sich irgendwo ein Unterkommen suchen; allein er that es nicht und sang fort. Eine dargebotene wollene Decke nahm er ebenfalls nicht an: unbekleidet zu bleiben, sei sein Gelübde. Er sang mit klangvoller Stimme Loblieder zur Ehre Gottes; auch wünschte er mir in einigen Strophen Glück und Segen. Ich schlief darüber ein,

und als ich früh erwachte, dauerte der Gesang, wiewohl mit heiserer Stimme, noch fort, Zeugniß gebend von einer in der That bewunderungswürdigen Beharrlichkeit. Mit Sonnenaufgang schwieg der Fakhir; aber nun begannen meine Leute ein ungewöhnliches Lärmen. Mein Wasserträger wußte nicht, was er anfangen sollte: sein lederner Wasserschlauch war zu Stein geworden, und er konnte keinen Tropfen herausbringen; mein Tafeldecker brachte mir erschrocken eine zerbrochene Flasche, worin das Wasser, als eine ihm neue Merkwürdigkeit, gefroren war; mein Kammerdiener endlich wußte nicht, was er mit den hart gefrorenen Waschschwämmen machen sollte. Meine nacktbeinigen Bedienten stiegen jämmerlich umher, bis ein tüchtiges Feuer, das ich anzünden ließ, bald Allen neues Leben einhauchte.

Durch das bald sich sehr erweiternde Thal der Dumdum fortschreitend, traten wir in Kaschmir ein. Die Häuser zweier muhammedanischen Heiligen waren mit großen Platanen, Pappeln und einer Menge Iris umgeben. Die Pappel hat hier einen bis zum Alter glatten weißen Stamm, daher der Name Saffeda, d. i. die Weiße oder der Weißbaum. Ueberhaupt finden sich hier fast alle europäischen Pflanzenformen, obgleich in anderer Art, wieder. Die Aepfel sind köstlich, und die ganze Gegend ist mit dergleichen Bäumen bepflanzt.

Von Ramu aus, wo wir in der Nacht zum 18. November rasteten, fallen die Höhen anfangs noch steil ab, dann verflachen sie sich allmählig und sanft gegen die Ebene hin. Plötzlich sieht man in einer Schlucht die Dud Ganga fließen. Nun windet sich die Straße um eine Anhöhe, und vor den freien Blicken entrollt sich eine Reihe von Dörfern, an den Ufern des Flusses gelegen, dazu üppig bebaute Reisfelder. In der Mitte eines jeden Dorfes stehen Platanen und Pappeln; alle werden von Obstbäumen mit grüner Hülle umgeben, so daß dadurch die sonst durchweg mit Feldern bedeckte Thalfläche das Ansehn eines Parkes gewinnt. Auch gegen die aufsteigenden Gebirgshöhen hin ist die Landschaft geschmückt und wohl bebaut. Wir folgten dem schlängelnden Laufe der Dud Ganga, und befanden uns, ohne es zu ahnen, unvermerkt in der Hauptstadt K a s c h m i r, auch Srinagra oder die heilige Stadt genannt. Nur das Fort und

eine sehr schöne Pappelallee verräth den ehemaligen kaiserlichen Lustort des untergegangenen prachtliebenden Herrscherstammes.

In einem Garten, welcher Fruchtbäume, Weinreben und einige Seringabüsche enthält, stehen zwei kleine einstöckige zierliche Eckgebäude, über einem großen Teich erbaut. Das eine war damals grade von einem augenblicklich abwesenden Engländer, Herrn Vigne, eingenommen, das andere wählte ich zur Unterbringung meiner Habseligkeiten und ließ mein Zelt vor demselben aufschlagen. Inzwischen erschienen einige Boote voll alter Frauen unter meinem Fenster und beehrten mich mit dem Willkommgesange Wonnemun; indeß entsprach dieser Gesang vollkommen der entschiedenen Häßlichkeit ihrer Gestalten. Darauf machte mir der Kazi oder der muhammedanische Stadtrichter seine Aufwartung und überbrachte mir im Namen des großen Rajah von Lahore, dem ich empfohlen war, ein Geldgeschenk, wie solches üblich ist. Endlich kehrte auch Herr Vigne von seinem Spaziergang zurück. Ich begrüßte ihn mit Freuden und lernte in ihm einen offenen, äußerst heiteren Gesellschafter kennen. Er war vor einigen Wochen von Iscardu, dem kleinsten Staate Tübets, hier angelangt, und herzlich froh, diese mit mancherlei Gefahren verbundene Reise beendigt zu haben. So verging mir der erste Tag, ohne viel mehr von der Stadt selbst gesehen zu haben, als einige Ruinen ehemaliger Paläste, zerfallene und zerfallende Häuser nebst schmutzigen Gassen. Alles dies konnte keinesweges meinen Erwartungen von diesem vielgepriesenen Lande entsprechen. Allein wie ganz anders, sobald sich der Blick über die Stadt erhob, wo das Riesengebirge der Erde seine tausend Schneekuppen erschimmern ließ. Die Form und Farbe der Berge, die Ruhe und Harmonie, welche auf der ganzen Landschaft lag, Pflanze und Wasserspiegel unbewegt, mit einem Worte: der Eindruck dieser großartigen Natur wird mir stets in der Erinnerung fortleben. — Am Abend speiste ich einmal wieder in der angenehmen Genossenschaft eines Europäers, und zum Nachtisch sandte mir der Statthalter von Kaschmir frische Früchte, Trauben, Aepfel, Birnen und Nüsse, durchgehends von vortrefflichstem Geschmack. Schon vorher waren einige Dutzend Hühner, eine Heerde Schafe und andere Lebensmittel

angelangt. Das von mir bezogene Pavillon hatte eine ganz sommerliche Einrichtung. Die Wände meines Zimmers zeigten bis auf eine Höhe von zwei Fuß die feinste Schnitzarbeit, für welche Kaschmir sich besonders auszeichnet, um der Luft den Durchzug durch die offenen Zwischenräume zu gestatten; eben solche geschnitzte Fenster gingen nach allen vier Seiten, werden jedoch für den Winter mit Papier verklebt. Diese Einrichtung wollte mir in meinen leichten Kleidern, zumal ich erst aus dem heißen Indien gekommen, keinesweges behagen, und über Nacht mahnte mich die Kälte sehr empfindlich daran, daß die Jahreszeit schon bedeutend vorgerückt sei.

Mein erster Ausflug galt dem berühmten See Dall. Ein Damm sperrt ihn gegen den Fluß Dschilum ab, um das Eindringen desselben bei hohem Wasserstande zu verhindern. Durch eine unterhalb des Berges Tacht-i-Soliman (Salomonsthron) angebrachte Schleuse geht der einzige Ausfluß des Sees. Wir landeten auf der Ropetang-Insel, deren regelmäßige Form die Bildung durch Menschenhand verräth. Mehrere Zweige des nahen Hochgebirges erstrecken sich fast bis an den Wasserspiegel. Auf dem einen dieser Bergrücken steht hoch über dem See ein mächtiges dreistöckiges, aber unvollendetes Gebäude, Kulima genannt; es stammt aus der Zeit des Kaisers Jehanghir, und hatte die Bestimmung einer hohen Schule für Muhammedaner. Unterhalb der Höhen wird das Ufer von einer kleinen Ebene umsäumt, welche mit einigen Dörfern und großen Gärten geziert ist. Dazu gehört der vom Kaiser Jehanghir angelegte Nischad Bagh oder „Garten der Wonne“. Von dem Thore desselben bis zu dem Hauptgebäude führt eine Allee. Die Mitte dieser Allee nimmt ein großes Wasserbecken nebst einer Reihe von Springbrunnen ein, und über dem Becken sind mehrere einzeln stehende elegante Gebäude auf weiten Bögen erbaut, so daß die Durchsicht nicht gestört wird. Die an und für sich schon sehr lange Allee scheint durch optische Täuschung endlos, denn die Zwischengebäude und Bäume werden gegen das Hauptgebäude zu kleiner, so daß dieses nun einen um so mehr imponirenden Effect macht. Große Platanen gaben dem, jetzt zur Wildniß herabgesunkenen Garten ein stattliches Ansehn, und die Aussicht

von dem äußerst zierlich mit Schnitzwerk eingefaßten Hauptgebäude hat immer noch viel Malerisches. Der Gärtner überreichte mir einen Strauß gelber, weißer und rosenfarbener indischer Wucherblumen, wofür er ein Geschenk erhielt. Ein von der Stadt aus bis zu diesem Garten hinlaufender Dammweg durchschneidet die Mitte des Seespiegels und gestattet eine Durchfahrt für die Boote nach der Insel Tschar Tschunar hin nur unter einer Brücke, wo man eine Tiefe von 24 Fuß hat; sonst findet man überall auf 6 bis 8 Fuß Grund. Diesem Umstande ist es zu verdanken, daß eine dortige Wasserpflanze den ganzen Spiegel mit ihren prächtigen Blumen bekränzt. Nachdem wir unter der Brücke durchgefahren, besuchten wir erst den Schalimar-Garten, wo das gut erhaltene Hauptgebäude ein von Fontainen umsprudeltes Erdgeschoß bildet, dessen Dach auf zwölf schwarzmarmornen Säulen ruht. Südwestlich von diesem Garten befindet sich ein von dem Großmogul Akber angepflanzter vielgerühmter Platanenwald. Die 1200 mächtigen Platanen bilden Alleen in einem Viereck mit mehreren Unterabtheilungen, welche sich für eine Heerschau im Sommer vortrefflich eigneten. Die erwähnte Insel Tschar Tschunar, eine künstliche Schöpfung der mongolischen Kaiser, enthält inmitten eines, natürlich verwilderten, Gartens ein Gebäude mit einem kleinen Thurm, von dem aus man den See bequem überschaut. Er wird von unzähligen Enten belebt, welche sich von der Wassernuß (Trapa bispinosa) nähren. Einer unserer Bootsleute hatte ein Dschinghel oder 14 Fuß langes Mauergewehr mitgebracht und tödtete damit durch einen einzigen Schuß auf eine unglaubliche Entfernung nicht weniger als acht Enten. Unsere Bootsleute sangen fröhliche Lieder und bewegten die Ruder im Tact, oft zwischen jedem Schlage in die Hände klatschend oder die Ruder an einander stoßend. So kamen wir zuletzt noch zwischen den bewunderten „schwimmenden Gärten“ hindurch. Es sind dies 15 bis 20 Fuß haltende Vierecke, von Weiden geflochten und mit Erde einige Zoll hoch bedeckt, um Melonen und Gurken darauf zu ziehen. Die Oberfläche der Erdschicht erhebt sich kaum über den Wasserspiegel: ein Beweis für den Charakter des Klima's sowohl, als des Sees. Dieser ist nämlich beständig ruhig, sofern sein Ab-

und Zufluß so regelmäßig von statten geht, daß keine Fluth zu fürchten ist, welche jene Inselchen wegschwemmen könnte; auch herrscht stets eine so vollkommene Windstille in dem Thale, daß der See nie Wellen schlägt. — Der erwähnte isolirte Berg Tacht-i-Soliman ist äußerst mühsam zu erklimmen. Oben steht ein alter Buddha-Tempel. Von dem 1200 Fuß hohen Gipfel aus umfaßt der Blick das ganze Thal Kaschmir. Bewegungslos spiegelt der See in seiner ruhigen Klarheit das Bild der Nachbarberge ab; an seinen Ufern breitet sich die Stadt aus; die Dschilum windet sich wie eine silberglänzende Schlange durch die grünen Saaten der Ebene; der Pir Panjahl endlich, mit seinen weißgepuderten, kronenartig umzackten Häuptern zum blauen Aether emporhimmelnd, umschließt das wundervolle Gemälde, ohne es zu beengen.

Ein Staatsboot holte mich aus meiner Wohnung ab zu einem Besuche bei dem Statthalter Mehan Singh. Es war mit dreißig Ruderknechten bemannt, und hatte eine unförmliche Gestalt, nämlich 60 bis 70 Fuß Länge auf 6 Fuß Breite. Der an der Spitze gleich einem Kutschbock angebrachte Sitz war mit Kaschmirshawl oder richtiger Paschmina, wie man die aus der Ziegenwolle bereiteten Zeuge nennt, gefüttert. Wir bedurften mehr als einer halben Stunde, um Schärghur, den Palast des Statthalters, zu erreichen. Der Haupteingang von außen ging über eine breite hölzerne Stiege. Ein offener Pavillon auf der Terrasse diente zum Empfangsaal. Inmitten eines großen Vierecks, von Lattenwerk, das wie Brüsseler Spitzen gearbeitet war, umgeben, saß Mehan Singh auf einem Lehnsessel. Die Officiere der beiden in Kaschmir liegenden Sihk-Regimenter mußten bei dieser Gelegenheit die Wache abgeben. Ihre Tracht in Roth und Gold nebst rothseidener Schärpe ist höchst geschmackvoll und reich; die meisten trugen auch in dem, nach Sitte der Sihk, niederen Turban einen schwarzen kaschmirer Reiherbusch. Der damals als Statthalter figurirende Oberst Mehan Singh war ein dicker unbehülflicher Mann im besten Lebensalter, doch mit gebleichtem Haar, eine Folge seiner Ausschweifungen. Ein langer ungestutzter Bart verkündete den Sihk, dazu dicke Lippen, halb geöffnete Augen; die Züge seines Antlitzes hatten das Gepräge

der Sinnlichkeit und der Gutmüthigkeit. Er war in einen gelbseidenen Schlafrock eingewickelt, ein weißes Tuch bedeckte den Kopf. Nach den gewöhnlichen Complimenten sagte er mir mit lallender Zunge, daß der Maha Rajah von Lahore (Lahur) ihm den Auftrag gegeben habe, mir meinen Aufenthalt in Kaschmir so angenehm wie möglich zu machen. Ich erwiederte, daß mein Aufenthalt wegen der vorgerückten Jahreszeit nur von kurzer Dauer sein werde, daß er mir jedoch erlauben möge, das Thal nach Belieben zu durchwandern. Die Antwort lautete, ich könne hier als Herr schalten und walten. — Nach der Verabschiedung besah ich noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt. Dazu gehören vor Allem die sonderbaren sieben Brücken über die Dschilum. Große Stämme der Deodar-Ceder, 15 bis 20 Fuß lang, wie ein Scheiterhaufen über einander geschichtet, bilden die Pfeiler. Aus diesen wachsen bei den meisten große Lindenbäume, deren Same durch Vögel dahin gebracht wurde, und beschatten einen Theil der Brücke. Die einzelnen Pfeiler werden durch andere Deodar-Stämme ohne Geländer verbunden, und die Querbalken, auf denen man geht, sind so weit von einander, daß man überall den Fluß durchsieht. Hin und wieder stehen auf diesen Brücken auch Häuser und Hütten, meistens Buden. Das Ganze: die Pfeiler sammt ihrer Ueberbrückung, die Linden und Häuser würde ein Sturm über den Haufen werfen; doch hat alles dies schon seit etwa 500 Jahren unversehrt so bestanden, da ein Wind oder gar ein Sturm in Kaschmir unbekannte Größen sind. An den Ufern des Flusses bemerkt man eine Menge aus Balken zusammengesetzter Einfriedigungen: eine Art großer Käfige für die badenden Frauen. Die Dschilum selbst ist mit stets auf- und abrudernden Booten angefüllt, wodurch die Stadt das Ansehn reger Betriebsamkeit erhält. Als wir ein Boot bestiegen hatten und der mich begleitende Herr Vigne durch eine unvorsichtige Bewegung in's Wasser fiel, aber als guter Schwimmer alsbald wieder auf der Oberfläche zum Vorschein kam und dann, um sich in dem kalten Wasser zu erwärmen, noch eine Weile umherschwamm, erregte dies das Erstaunen aller Kaschmirer, die keine Schwimmer sind. — Wir besuchten darauf mehrere Moscheen, zuerst die des Schah Hamedan. Die originelle

Bauart nähert sich der chinesischen, wie in einigen Gegenden des englischen Himalaya. Das Gebäude hat die Form eines regelmäßigen Vierecks. Außerhalb ist in der Mitte ein zierlich geschnitzter Balkon angebracht. Das im innern Raum durch schlanke freistehende Säulen getragene Dach springt weit über die Wände hervor und endet an den vier Ecken mit Quasten oder Schellen. Es steigt in drei Abtheilungen auf, deren letzte eine schlanke Pyramide trägt, die in einer goldenen Kugel mit darauf befindlicher, verkehrt herzförmiger Spitze statt des muhammedanischen Halbmondes endet. Diese Form der Moscheen herrscht im ganzen Kaschmirthale; auch sind sie sämmtlich aus Deodarholz erbaut. Eine derselben, welche noch aus den Zeiten der einheimischen Fürsten stammt, bildet ein großes gleichseitiges Viereck von 126 Schritt, und die vier Hauptsäulen des Daches haben eine Höhe von 50 Fuß; doch ist das Gebäude bereits zur Ruine geworden. Auf meine Bemerkung, daß man bei der Aufführung die Richtung nach Osten und Westen nicht genau beachtet habe, zogen alle Muhammedaner ihre Kabala hervor: eine in einer herzförmigen, schwarz emaillirten Silberbüchse befindliche Magnetnadel, die ihnen beim Gebet die Richtung Mekka's andeutet. In einer dritten, ganz dunkeln Moschee, die aus dem übrig gebliebenen Kern eines zerstörten uralten Buddha-Tempels besteht, sahen wir den Grabstein des zweiten muhammedanischen Königs Seynulabad Dien, der Künste und Wissenschaften in das Thal einführte; unter andern die Kunst, Glas zu verfertigen; auch ließ er zuerst die unter den Haaren der Tübetziegen wachsende Wolle zu Tüchern verarbeiten und verschrieb dazu Weber aus Turkistan. Ich nahm eine der hiesigen Shawlfabriken in Augenschein. In dem die ganze Breite und Tiefe des Hauses einnehmenden Dachzimmer befand sich die Werkstätte. An sieben Weberstühlen saßen sechzehn Menschen, und die Schnelligkeit, mit welcher man die Fäden durchzog, erregte meine Bewunderung. Es wurde eben eine Duschala (ein langer Shawl) von 3000 Rupien an Werth, gefertigt. Während des Winters arbeiten die Weber in einem ungeheizten Zimmer, um durch Dunst oder Rauch die Farben nicht zu verderben. Bei einem der hiesigen berühmten Waffenschmiede sah ich einige sehr zierlich gear-

beitete Dolche und Gewehre. Man fabricirt auch das feinste Papier und das kostbarste Rosenöl. Die lackirten und Glaswaaren des Thales werden sehr gesucht. Sonst verarbeitete man den Chalcedon und Bergkrystall Iskardu's zu Vasen, Tassen und Tellern. Der Bergkrystall wird häufig und oft von außerordentlicher Größe gefunden. Ich sah eine solche Steinmasse, die nur durch vier Menschen fortgeschafft werden konnte. — Durch die schmutzigen Straßen, die langen Bazare und über zwei Kanäle wanderten wir zuletzt nach der Bergfestung. Unterhalb derselben erbaute Kaiser Akber ein besonderes mit starken Mauern und Thürmen umgebenes Quartier, Nagernaghur genannt. Einst war dies der schönste Theil der Stadt mit einer Menge von Bauwerken, zu denen man viele Säulen und edle Steinarten der zerstörten alten Tempel aus der Vorzeit Kaschmirs verwendet hatte. Jetzt liegt Alles in Trümmern. Die Festung enthält eine Sihk-Besatzung, und der Zugang wurde uns nicht gestattet. Auf einem gegen die Stadt zu senkrecht abfallenden Felsen erbaut, ist es ein fester Punkt, der Kaschmir vollkommen beherrscht, dem indeß Wasser mangelt. Ohne schweres Geschütz möchte die Citadelle nicht leicht einzunehmen sein; doch wegen der äußerst schwierigen Engpässe würde es ungeheure Vorarbeiten erfordern, einen Artilleriepark in das Thal zu bringen.

Ich unternahm einen Ausflug, um den östlichen Theil von Kaschmir kennen zu lernen. Mein Weg führte unter dem letzten Abfall des Tübet Pansahl hin, der in mächtigen über einander gethürmten Steinmassen steil emporsteigt. Die Quellen an dieser Seite sind sämmtlich eisen- und schwefelhaltig, auch von etwas höherer Temperatur, als die äußere Luft. Der erste bedeutende Ort, zu welchem man kommt, ist Pampur, wichtig durch den Bau des Safrans, der im ganzen Thale nur hier wächst. Einige Stunden weiter überraschte mich die bis zu einer sehr ansehnlichen Höhe getriebene Abgrabung eines Berges in Terrassen, deren Erde durch wahre Cyklopenmauern befestigt wurde. Diese Riesenarbeit deutet auf eine frühere starke Bevölkerung. Wenn unlängst in dem ganzen Thale trotz aller unbebauten Stellen noch 800,000 Menschen lebten, so scheint es wohl nicht übertrieben, daß zu der Zeit, wo Ventipura, die vormalige Hauptstadt Kasch-

mirs, blühte, nicht weniger als drei Millionen in diesem kleinen Lande zusammengedrängt waren. Zu Ventipura gehörte das erwähnte Mauerwerk. Außer zwei zerstörten Tempeln fand ich übrigens auf dem ungeheuren Raum der untergegangenen Stadt kein Denkmal, ja nicht einmal das Bruchstück irgend einer Säule oder Statue. — Indem ich meinen Weg zu Fuß fortsetzte, traf ich zwei Kaschmirer, deren Einer den Andern vor sich hertrieb. Der Letztere heulte erbärmlich und warf sich von Zeit zu Zeit vor dem Ersten nieder, um sein Mitleid zu erflehen; allein er erhielt zur Antwort nur tüchtige Schläge und mußte weiter. Auf mein Befragen ergab es sich, daß der Weinende ein Dieb sei, den der Andere, der Eigenthümer, ertappt hatte. Der Bestohlene legte mir die Sache zur Entscheidung vor, und der Dieb erwartete geduldig, welche Strafe ich ihm zuerkennen würde. Unterdessen kamen Sihk-Soldaten zu uns. Beim Anblick derselben änderte der Kläger augenblicklich seine Sprache und behauptete, nichts zu vermissen; der Dieb umarmte ihn und beide gingen versöhnt von dannen. Alles dies geschah, wie ich nachher erfuhr, aus Furcht vor den Sihks, denen der Reiche das Richteramt immer theuer bezahlen muß, ohne von dem Entwendeten etwas zurückzuerhalten. — Wir sollten über die Dschilum nach Tokena, unserem Nachtlager, übergesetzt werden; doch ehe wir den Fluß erreichten, brach die Nacht ein, und wir verirrten uns. Es wurde stockfinster; unsere Pferde wollten nicht von der Stelle; wir stiegen ab und wanderten auf's Gerathewohl fort. Bald fiel der Eine, bald der Andere in einen Graben oder über einen Stein. Plötzlich gähnte ein grauenvoller Abgrund zu unseren Füßen: es war das jäh abfallende Ufer der Dschilum. Wir wußten jedoch nicht, ob der Punkt der Ueberfahrt vor oder hinter uns läge. Alles Rufen blieb erfolglos, und wir entschlossen uns endlich, stromabwärts zu gehen. Doch mußten wir uns etwas entfernt von dem hohen und steilen Ufer halten, damit nicht Jemand durch einen Fehltritt bei der schwarzen Finsterniß in die Fluthen stürze. So ging's denn weiter, über Stock und Block, durch Felder und über Einzäunungen weg; nach einigen hundert Schritten aber kehrten wir immer wieder an den unglaublich sich schlängelnden Fluß zurück, hier den Fährmann

rufend. Nach stundenlangem Stolpern und Fallen erblickten wir endlich den Schimmer eines Lichtes. Glücklicher Weise kam es von der Fähre. Ich athmete freier. Nie erlebte ich eine dunklere Nacht. Das kleine Boot, in welchem wir übergesetzt wurden, ging mit uns so tief in's Wasser, daß die leiseste Welle unseren Untergang bewirkt hätte; indeß gelangten wir wohlbehalten an's jenseitige Ufer und von da nach unserem Rastort.

Am andern Morgen lag dichter Nebel auf dem Thale, und es war bitter kalt. Die aufsteigende Sonne beschien die obere Schicht der dicken Atmosphäre und verlieh ihr eine warme gelbbraune Farbe. Bald brachen ihre Strahlen jedoch siegend hindurch und erleuchteten die Schaar der wandernden Fremdlinge. Die Gegend wurde nun höchst anmuthig. Manche Insel schmückte die Dschilum; seltsam geformte Anhöhen traten an's Ufer, und mehrere Zuflüsse bildeten bei ihrer Einmündung reizende Auen. Bei Bidschbahar, an Ausdehnung vielleicht zunächst der Hauptstadt die bedeutendste Stadt Kaschmirs, geht eine Brücke über die Dschilum; auf ihren Pfeilern wachsen auch Lindenbäume. Von hier ab ostwärts dehnt sich eine fruchtbare, von Wasserleitungen durchzogene Ebene zwischen zwei schönen Bergrücken bis unter den Schnee der tübetanischen Hochgebirge aus.

Bei meiner Ankunft in der Stadt Islamabad beobachtete ich mehr als je die optische Täuschung, welche Kaschmir um diese Jahreszeit mit sich bringt. Die Luft ist nämlich so wenig durchsichtig, daß eine Entfernung von einer (englischen) Meile drei bis vier Meilen, und ein vier Meilen weit entfernter Berg funfzehn bis zwanzig Meilen weit scheint. Dagegen kann man an einem halb hellen Tage wirklich funfzehn bis zwanzig Meilen weit sehen; allein dann erscheint die Entfernung endlos. Diese Eigenthümlichkeit mag Ursache gewesen sein, daß manche Reisende Kaschmir zu einem viel größeren Lande gemacht haben, als die Messungen ergeben. — Islamabad war vor nicht langer Zeit die zweite Stadt Kaschmirs. Eine regelmäßige Straße enthält große Häuser; allein jetzt sind alle öde, manche schon in Trümmern zusammengesunken und werden nur noch von Eulen oder Schakalen bewohnt. Ein Tempel steht über einer Felsenhöhle, aus welcher eine reichfließende Quelle hervorströmt und

ein paar kleine Teiche nährt. Diese strotzen von so viel heiligen Fischen, daß das Auge keinen Punkt in dem Wasser auffinden kann, wo nicht ein Kopf derselben sich an der Oberfläche zeigt.

Islamabad liegt beinah am Ende des Thales in dieser Richtung. In der Umgegend finden sich die Ruinen einiger Schlösser sammt ehemaligen, nun wild verwachsenen Gärten der mongolischen Kaiser. Bei Mattan, einem ganz von Brahminen bewohnten Orte, sprudelt in einem Tempel eine äußerst reichhaltige Quelle, deren Wassermenge in einem Becken gesammelt und von da in großen Kanälen der Ebene zugeführt wird. Der Sage nach soll ein europäischer Arzt zwanzig Meilen von hier eine in den Boden versinkende Quelle angetroffen und in dieselbe klein geschnittenes Stroh hineingeworfen haben, welches in dem Becken von Mattan wieder zum Vorschein gekommen sein soll. Der Schlüssel zu dem Problem, wie die Natur diese Wasserfälle vereinigt und zu Tage fördert, ist indeß nur eine Stunde weiter von hier zu suchen. Ein Zug schwarzer Marmorfelsen verliert sich nämlich unter schwellenden Erdhügeln, führt aber zu Höhlen, welche nach der Meinung der furchtsamen, abergläubischen Eingeborenen bis in's Innerste der Erde reichen. Kein Thalbewohner hat es je gewagt, sie zu betreten, in der festen Ueberzeugung, dadurch mit dem ersten Schritte in die Gewalt der dunkeln Mächte zu kommen. Einer meiner Begleiter versicherte mich mit ernsthaftestem Gesichte, daß die größte dieser Höhlen sich viele Stunden weit unter die Erde hin erstrecke und daß von dem Hauptwege aus nach allen Richtungen Säle, Zimmer und Gänge ausliefen, deren Wände mit Götzenbildern und Inschriften angefüllt seien. Er beschwor mich, nicht hinein zu gehen; denn Keiner, der sie betreten, sei zurückgekehrt; im Innern strömten reißende Gewässer, in welche der schlüpfrige, steil abfallende Pfad den Neugierigen stürze, auch sollten Dschins oder böse Geister darin sein, deren Anhauch die Menschen tödtete. Ich erklärte, daß ich mich vor Dergleichen nicht fürchte, und wandte mich zu der kleinsten Höhle. Eine in den Fels gehauene Treppe führt zu dem 80 bis 100 Fuß hoch über der Thalfläche gelegenen Eingangsthor. Von da gelangt man in einen 20 Fuß langen, 12 Fuß breiten und eben so hohen Raum. Im Hinter-

grunde desselben ist ein kleiner Tempel in den Fels gehauen. Drei Stufen gehen hinauf. Die verschlossene hölzerne Thür ließ sich nur mühsam öffnen. Im Innern war indeß weder das Bild eines Götzen, dem das Heiligthum geweiht sein konnte, noch irgend ein Eingang zu den endlosen Höhlen zu entdecken. Ich faßte nun die größte Höhle in's Auge. Die Marmorfelsen des Gebirges enthalten eine Menge Felsenritzen, die mich erwarten ließen, daß die mir so gefahrvoll geschilderten Höhlen voll labyrinthischer Gänge wären; überdies schien die Sage von dem tödtenden Hauche der Dschins auf böse Dünste hinzudeuten. Ich befahl also, mehrere Fackeln anzuzünden und wollte eine derselben vor mir halten, damit der Dschin solche wohl früher als mein eigenes Lebenslicht ausblasen möge. Während des Anzündens der Fackeln sah ich einen mir neuen Vogel dasitzen, und sagte einem meiner Diener, er möge denselben schießen. Einer der Kaschmirer betrachtete mich mit Verwunderung und bemerkte: „Maha Rajah (großer Herr), das wird hier nicht möglich sein." Mein Diener schüttelte lächelnd den Kopf über den Aberglauben, schritt mit meiner Doppelflinte bewaffnet vor, zielte und drückte los; allein die Kapsel des einen so wie des anderen Schlosses zündete nicht, und er sah mich bedenklich an. Doch gab er etwas feines Pulver in die Pistons, steckte frische Kapseln auf, folgte dem Vogel zu der Stelle, wohin er geflogen war und drückte beide Schlösser los: abermals vergebens. Da brachte er mir das Gewehr mit den ganz ängstlich gesprochenen Worten: „Hier schlage ich nicht mehr an." Ich gab auf's neue Pulver und wollte eben anlegen, um den Volkswahn zu zerstören, als seien die Thiere an diesem Orte gefeit; allein der Vogel war inzwischen verschwunden. Es ging nun vorwärts in die Höhle. Der Eingang, ungefähr 30 Fuß über der Thalfläche, ist ziemlich schwer zu erklimmen. Im Anfange öffnen sich mehrere Pforten zu den verschieden gestalteten, von der Natur gebildeten kleinen Kammern; keine derselben hat einen Ausgang oder eine Verzierung. In einer Kammer fand ich ein neues Grab, in einer andern ein menschliches Gerippe. Dringt man tiefer ein, so bleibt bald nur ein einziger Gang übrig, und dieser endet durch die immer niedriger und niedriger werdende Decke nach 50 bis

60 Schritten, von denen 20 im Schlamme des herabtriefenden Wassers zurückzulegen sind; ein unterirdischer Kanal mag von da aus bis Mattan gehen. Dies war die berühmte endlose Höhle.

Von Mattan aus ritt ich noch nach Korau Pandau, auf einer 2 bis 300 Fuß sich erhebenden Hochebene gelegen. Da hinauf führt ziemlich beschwerlich eine durch Regengüsse im lockeren Erdreich gebildete Schlucht. Oben hat man eine baumlose, wie mit der Hand geebnete Fläche vor sich, einer Wüste ähnlich, welche durch die erwähnte optische Täuschung ungeheuer scheint. Am östlichen Ende derselben zeichnet sich vor nebelgrauen Anhöhen ein dunkler Punkt aus. Das ist Korau Pandau. Mein Ghunt brachte mich bald im gestreckten Galopp vor diesen herrlichen Tempel. Seine riesigen schwarzen Massen thun eine düstere Wirkung; doch mäßigen die von außen angebrachten schlanken Säulen die Strenge des ernsten Stiles, auch mußten die großen runden Oeffnungen über den Thoren reichliches Licht in das Innere eingelassen und den Tempel freundlich gemacht haben. Korau Pandau soll Ursprung und Namen der ältesten Dynastie Kaschmirs verdanken, welche nach einer Regierung von dreizehn Jahrhunderten im fünf und zwanzigsten Jahrhundert vor Christo erlosch. Hier soll das alte Sri Naghur, die heilige Burg des Pandau-Geschlechtes, gestanden haben, und wirklich heißt dieser Ort bei den Brahminen noch Srinaghur.

Von Islamabad wanderte ich zwei Meilen bis Kaniball, wo meine Boote auf mich warteten, da wir auf der Rücktour den Fluß hinunter fahren wollten. Die Dschilum hört dort auf schiffbar zu sein, und es führt über dieselbe die letzte große Brücke, ich sage die letzte „große" Brücke; denn in keinem Lande giebt es wohl so viele Ueberbrückungen über die zahllosen kleineren oder größeren Flüsse und Bäche. Die Dschilum fließt zwischen hohen Ufern; sie soll oft funfzehn bis zwanzig Fuß anschwellen, und verursacht dann Ueberschwemmungen. Unterwegs trafen wir ein paar Fahrzeuge, die Birkenrinde luden; manche Stücke davon hielten drei Quadratfuß. Man gebraucht sie zum Einwickeln der zu versendenden Aepfel und Birnen; die größeren Stücke werden zum Verfertigen der langen schlangenförmigen Pfeifenröhre des Hukah nach Indien

ausgeführt. Wir fuhren bis tief in die sternenhelle Nacht hinein. Im regelmäßigen Tacte bewegten sich die Ruder. Die Schiffer stimmten zuerst mit ihren kräftigen reinen Stimmen Rundgesänge an, welche sie bald mit dem Zusammenschlagen der Ruder begleiteten, bald damit den Chor verstärkten; dann sangen sie sanftere Weisen, nur durch das Plätschern der Ruder im Wasser gedämpft. So landeten wir endlich wieder in Kaschmir. Die Häuser an den Ufern sind sämmtlich aus Holz, meistens zwei und dreistöckig, oft sogar vierstöckig erbaut, manchmal aber nur ein einziges Fenster breit. Ein so schmales Haus sieht fast aus, als sei es gemacht, um so zu erproben, ob hier niemals ein leiser Wind wehe; denn ein Luftzug, sollte man denken, würde es umblasen. —

Es war bekannt, daß ich Seltenheiten sammele, und daher kamen beständig Menschen in mein Quartier, welche allerlei Sachen zu verkaufen hatten. Am letzten Tage meines Aufenthaltes in der Stadt beschäftigte ich mich gegen Mittag damit, die Sonnenhöhe zu messen. Um diese Zeit wimmelte der Garten voll Kaschmirer, und als sie mich vor dem Quecksilberspiegel niederknien sahen, traten einige hinter mich, um zu wissen, was ich vorhabe. Herr Vigne verfertigte unterdessen eine Skizze des Gartens. Nachdem er fertig war, kam er zu mir und bemerkte, daß die umherstehenden Eingeborenen doch sehr über unsere Geschicklichkeit in allen Dingen erstaunen müßten. Ich erklärte mich gegen diese Ansicht und mein Kammerdiener, den ich aufforderte, unumwunden zu sagen, was man hier von uns dächte, erwiederte darauf, daß die Kaschmirer uns beide für vollkommen verrückt hielten, ja alle Europäer wären in ihren Augen Narren, da sie gemeine Steine und Pflanzen davon trügen; selbst der Statthalter sähe in Herrn Vigne einen Einfaltspinsel, sofern derselbe seine Zeit dazu verwende, Ruinen, schlechte Häuser oder gemeines Volk zu zeichnen. Ueberhaupt hat für den Orientalen nichts Werth, als Schätze, welche die Genüsse des irdischen Lebens verschaffen, und die Religion, welche die Genüsse des himmlischen Lebens verspricht. — Der Statthalter überreichte mir bei meiner Abschiedsaudienz im Namen des Maha Rajah das Kelhat oder Ehrenkleid. Als ich ihm kund that, ich wolle

in westlicher Richtung durch den Baramulla-Paß nach Attok gehen, so betrachtete er mich mit einigem Befremden und bemerkte, daß ich sehr böse Wege finden werde. Ich wählte diese Straße indeß dennoch, da ich von verschiedenen Seiten her in Erfahrung gebracht, es sei bei weitem die beste, daß sie aber deshalb von den Sihk als besonders schlecht verschrien werde, um die Engländer abzuhalten, sie näher kennen zu lernen.

Es war am 3. December, als ich mein Boot bestieg und die Dschilum hinabfuhr. Da, wo der Siönd, ein kleines Flüßchen (das aber mit dem Sind nichts zu thun hat), einmündet, liegt ein hübscher Garten, den unter Andern auch die berühmten Rosen Kaschmirs in drei Arten schmücken, und ein Strauch war so freundlich, mir selbst um diese Jahreszeit noch eine Blume zu bieten. Die Vereinigungsstelle der beiden Gewässer ist den hiesigen Hindu's besonders heilig. Ein kleiner Tempel auf einer Insel bezeichnet den heiligsten Punkt. Dort kommen nicht selten Selbstaufopferungen vor. Sie geschehen gewöhnlich so, daß der aus Schwärmerei, Gram oder Krankheit den Tod Suchende an einem bestimmten Tage im Beisein einer großen Menschenmenge die vorgeschriebenen Waschungen vornimmt, dann vollbringt er die erforderlichen Tappa (Anbetungen) seiner Sekte, setzt sich betend in's Wasser und rutscht nun langsam immer tiefer und tiefer hinab, bis die Wogen des Flusses über seinem Haupte zusammenschlagen.

In einem Dorfe Hayapur wünschte ich ein Haus zum Nachtquartier. Der Ortsvorsteher führte mich in ein für Kaschmir palastartiges Gebäude, welches ein angesehener Mann nebst seiner Familie bewohnte. Er schickte sich sogleich an, es für mich zu räumen; allein mein Bettgestell konnte weder zur Thüre, noch zum Fenster hineinkommen. Ich durchsuchte nun jedes große Haus des ganzen Ortes, fand indeß kein passendes und ließ daher mein Zelt am Ufer aufstellen. Man mag aus dieser Darstellung ersehen, auf welch eine einfache Weise der Europäer sich hier zu Lande ein Quartier verschafft. Man durchwandert den Ort und wählt sich das beste Haus. Es versteht sich dann von selbst, daß der Eigenthümer auszieht, zufrieden mit der

Ehre, die der Herr Europäer seinem Dache erweist. Von einem Danke oder gar einer Bezahlung ist keine Rede.

Die Dschilum ergießt sich doppelarmig in den Wuller-See. Unweit des Ufers liegt eine kleine Insel mit den Ruinen eines großartigen Buddha-Tempels bedeckt; auch ein Palast soll hier gestanden haben. In der Nähe waren eine Menge Boote mit dem Einsammeln der Wassernuß beschäftigt. Dies in dem schlammigen Boden gedeihende Knollengewächs dient einem großen Theile der Bevölkerung zur ausschließlichen Nahrung. Wir fuhren in sechs Stunden durch den See. Den bewegungslosen Spiegel desselben umschleierte ein dichter Dunstkreis, welcher die Ufer nach allen Richtungen verhüllte; zahllose Schwärme Wasservögel vom riesenhaften Pelikan bis zur winzigen Seeschwalbe durchzogen lautlos die Luft. Die vorher durch das Thal nur träge hinschleichende Dschilum hat, nachdem sie den See verlassen, mehr Strömung, und die Fahrt ging demnach rascher vorwärts; doch erreichten wir erst nach Sonnenuntergang Baramulla. Ich schlug mein Lager in dem offenen Saale eines Dharmsalla auf. Dies ist eigentlich ein Sihk-Tempel oder vielmehr die Wohnung eines Sihk-Priesters, welcher jedem Reisenden seines Glaubens ein Unterkommen zu geben verpflichtet ist und seine eigene Subsistenz durch milde Gaben fristet. Der hier lebende war ein hoher Priester und der von mir eingenommene mit Marmorsäulen verzierte Raum diente ihm zum Audienzsaal. Vor demselben stand in einem geschmackvollen Gebäude des Hofes ein mit gelb und rothseidenen Teppichen reich umhangener Thron. Ein paar Stunden vor Tagesanbruch weckte mich nun ein seltsames Singen. Ich schlug die Augen auf, und sah vor mir auf dem Thron den alt ehrwürdigen Priester mit schneeweißem Barte sitzen. Er hielt in der Hand einen Fliegenwedel vom Seidenschwanze des tübetanischen Ochsen, welchen er fortwährend mit silberner Handhabe bewegte; eine Oellampe brannte über seinem Haupte, und vor sich hatte er das Gesetzbuch der Sihk aufgeschlagen, aus dem er mit lauter Stimme einzelne Stellen sang. Es war eine bitterkalte Nacht; nichts desto weniger hatte der Greis schon um vier Uhr sein Priesteramt angetreten. Zugleich ertheilte er Audienz oder, wie

man hier sagt, er hielt seinen Dhurbar, und von Zeit zu Zeit kamen Leute, sich Raths bei ihm zu erholen. Nachher erschien vor mir eine Deputation der Brahminen des nahen auf einem Berge befindlichen Tempels. Sie setzten sich auf den Boden, wickelten ein großes Packet aus vielen Tüchern und legten es zu meinen Füßen. Es enthielt die Reliquie eines Riesenzahns, von dem ich am Abend vorher gehört hatte und den ich zu sehen wünschte. Die Brahminen begannen eine lange Erzählung von dem Dschin, der ihn besessen hatte. Als nämlich der heilige Kasyapa noch an dem See Latiserr lebte, der vormals das Thal bedeckte, betete er eines Tages zur Göttin Matta. Der Dschin oder böse Geist wollte ihn in seiner Andacht stören, allein der Heilige bat ihn, seiner Wege zu ziehen. Dies that er jedoch nicht, sondern zupfte den Betenden am Turban. Kasyapa drehte sich nun um und gab dem Dschin eine Ohrfeige von solcher Mächtigkeit, daß der Geist vor Schmerz heulend davon lief. Dabei fiel ihm aus dem Munde ein Zahn, welcher seit vielen tausend Jahren in dem Tempel aufbewahrt und den Pilgern gezeigt wird. Auf meine Bitte, die Reliquie ihrer Hüllen zu entledigen, kam zu meinem nicht geringen Erstaunen das obere Gebiß eines Elephanten zum Vorschein. Ich bemerkte den Priestern, der Dschin müsse nach seinen Zähnen zu urtheilen ein Elephant gewesen sein; allein jene schworen hoch und theuer, daß dies nicht einmal der größte Zahn ihrer Geister sei, die stets die Gestalt von Riesen hätten.

Baramulla ist die Grenzstadt Kaschmirs. Dicht dahinter reichen von Norden her die Felsen des Abfalles der Schneegebirge bis an die Ufer der Dschilum, die sich hier aus einem sanften Fluß in einen rauschenden Strom verwandelt. Felsen und Fluß verbindet ein Thor. Dies bildet die Grenzmarke gegen Westen. Auf dem Rücken meines munteren Bergkleppers zog ich langsam durch dies Thor und verließ so gedankvoll das Thal, von dem einst eine Brahmine mir sagte: „Und welches ohne Zweifel das irdische Paradies ist.“

Die Südseite des so merkwürdigen Thales von Kaschmir zeichnet sich am meisten durch romantische Reize aus. Dort ist der Abfall des Pir Panjahl mit der üppigsten Vegetation bedeckt, dort liegen zwischen sanft auslaufenden Hügelreihen größere oder kleinere Thäler, durchflossen von den reinsten Gebirgswassern, welche höher hinauf zahllose Fälle bilden. Durch die offenen kleinen Flächen, wo südlichere Gewächse gedeihen, gelangt der Wanderer bald an den Rand eines Flüßchens, welches ruhig das fruchtbare Erdreich durchschlängelt; kein Lüftchen säuselt in den bewegungslosen Blättern der Bäume, und die tiefe Stille wird nur durch die süßen Töne der blauen Amsel oder des Bulbul unterbrochen. Diese nahen sich furchtlos, wie in den Tagen der früheren Unschuld, dem Menschen und begleiten ihn treu auf seinen einsamen Wegen. Je weiter man fortschreitet, desto mehr verengt sich das Thal, desto höher werden die näher zusammen rückenden Berge. Dann erscheint dem Europäer die Pflanzenwelt um so lockender, je mehr sie der bei ihm einheimischen verwandt ist, wenn gleich sich dieselbe Art nirgends wiederfindet. Aepfel- und Birnen-, Pflaumen- und Aprikosenbäume wachsen hier wild, Ulmen und Weiden verbergen die blinkenden Wellen des Bergwassers, das sich durch das Rauschen über herabgerollte Steine kund giebt. Weißdorn und Pfaffenkäppchen umstehen weit ausgebreitete Ahorn- und Lindenbäume oder ungeheure wilde Kastanienstämme, in deren Schatten Lilien und Narcissen, Rittersporn und Eisenhütchen, türkischer Hollunder und Rosen blühen. Mehr nach dem Ursprung hin stürzt das Flüßchen als schäumender Katarakt über schwarze Felsen durch Nadelgehölz, das von der majestätischen Deodar-Ceder übergeht zu Tannen, Fichten und Föhren; auf diese folgen Steinbrecher und Wachholder. Noch höher oben, da, wo das Flüßchen in mehrere Bäche sich theilt, die durch enge Schluchten fließen und als weißer Schaum von Stufe zu Stufe in Abgründe niederstäuben, beginnt Alpenflora unter niedergedrückten Erlen und Birken; es zeigen sich mehrere Gattungen Rhododendron und Daphne. Nach diesen, auf einer bereits zwischen dem Schnee gelegenen Ebene, steht niedrig am Boden eine fremdartige Vegetation. Auf der Höhe angelangt, wandert man bald

über die festgefrorene Kruste eines Schneefeldes fort, bald klimmt man auf glatten Steinen empor, bald wiederum tastet man vorsichtig mit dem Stabe umher, ob der lockere Schnee keine Schlucht verberge. So erreicht man eine der hohen Spitzen. Nun schweift der Blick rechts und links über das starrende Reich des ewigen Winters, südwärts über einen Schauder erregenden kahlen Abgrund des Pir Panjahl und über die dahinter gelagerten vielen lang gezogenen Bergketten hinweg bis zur Ebene des Pendschab, die in dem Dunstrauch des glühenden Indiens verschwindet. Nun wenden wir uns zum Thale von Kaschmir. Jenseits desselben, aus der Nordseite, steigen die Berge urplötzlich in den kühnsten Formen empor. Nur spärlich wachsen die Bäume; die Flüsse bilden in ihrem weiten steinigen Bette eine fortlaufende Reihe von Katarakten, und ihre Geröll-Ufer erscheinen vollkommen kahl; dort, wo sich auch Bleibergwerke befinden, sind Steine über Steine, Felsen über Felsen, wie von Cyklopenhand, gethürmt. Aber die weiß schimmernde Farbe der obersten Regionen bringt dem Auge die höchsten Punkte näher, als jeden anderen Theil des Gebirges. Die Schneeberge erscheinen daher als mauerartige Einfassung des Thales. Darüber erhebt sich fast an beiden Enden desselben der Diamal, so wie die weiße und schwarze Pyramide des Mer und Ser, gleichsam als Denkmal des Schöpfungstages, wo das Wort der Allmacht Tag und Nacht sonderte. Das anmuthsvollste landschaftliche Bild gewährt indeß die Tiefe des Thales selbst, welches von Saatfeldern hell umgrünt, mit Dörfern und Baumgruppen besäet ist, von Alleen und Kanälen durchzogen wird; die Ufer der stolz dahin strömenden Dschilum aber sind mit Städten, Burgen und Palästen geschmückt. Dort baut man nicht nur Weizen, Roggen und Gerste, sondern auch Tabak, Reis, Baumwolle und Safran; dort sieht man in den Gärten auch noch Maulbeerbäume, Granat-Aepfel, Pfirsiche, Wallnüsse, Haselnüsse und Mandeln; dort prangt über dem Spiegel der Seen mit ihren großen rosenrothen Blumen die Nil-Lilie (Nelumbium speciosum, Nilum in Indien, auch ägyptische Bohne genannt). Diese merkwürdige Pflanze, welche auf den alten Denkmälern des Nil häufig abgebildet wird, jetzt aber nicht mehr in Aegypten wächst, kommt wegen einer eigen-

thümlichen Bildung ihrer Blattstiele nie unter das Wasser, wenn dasselbe auch während der Blüthezeit, wie bei manchen Teichen Indiens, in wenigen Tagen zehn bis zwölf Fuß hoch steigt; denn während dem wachsen die Blätter nicht nur äußerst schnell, sondern die Blattstiele sind auch äußerst dehnbar, so daß sie immer hoch herausragen. Deswegen hat diese Nil-Lilie in der Hindu-Religion eine so hohe Bedeutung. Während nämlich die ganze Schöpfung im Wassermeer begraben ist, schwimmt sie mit ihrem schilfrohrartigen Stengel als schönes Sinnbild der wieder erstehenden Erde auf dem Wasserspiegel, und ihr Blumenkelch wird die Wiege der neugeborenen Schöpfung. Die Frucht gleicht einem umgekehrten Kegel, oben mit 20 bis 30 Vertiefungen, und in jeder eine weiße Bohne, wie eine Haselnuß groß; die halbreifen grünen Bohnen sind eßbar. Die Stiele werden als Gemüse, unserm breiten Mangold nicht unähnlich mit einem etwas scharfen Beigeschmack, gekocht und von allen Klassen gegessen; die Wurzel wird gestoßen und mit Zucker eingemacht. Aus dem Mark der Stengel zieht man Fäden zum Nähen; der Saft dient zum arzeneilichen Gebrauch gegen Ruhr. Dies Gewächs sowohl, als die Wassernuß, beides tropische Pflanzen, werden in den Mythen als von den Göttern eingeführt bezeichnet. Uebrigens kommt in dem Thale selbst kaum eine Pflanze vor, die man wildwachsend nennen könnte; der überall verbreitete hohe Culturzustand vergönnt keiner unnützen Raum. Alles ist hier zierlich und geordnet. Des Wanderers Schritte durch Wald und Hain werden durch keine Schmarotzer- und Schlingpflanzen, durch keine stachlichte und dornige Gesträuche aufgehalten. Weder Moos noch Flechten überziehen die Stämme und Aeste; selbst Farrenkräuter sind selten: ein Beweis für die Trockenheit der Luft. Der Frühling überschüttet das ganze Thal mit der reichsten Fülle seiner Blüthen; die Dörfer sind dann von Farbenpracht völlig eingehüllt, und selbst in den Wäldern schimmert allseitig das Weiß und Roth der Fruchtbäume hervor, während die höheren Gebirgsabhänge mit dem Scharlach des Rhododendron und dem Gelb der Berberitzen prangen. In der späteren Jahreszeit wechselt die Natur ihr buntes Kleid mit dem üppigsten Grün, das, fernher gesehen, jeder farbigen Stickerei

ermangelt; doch der Nähertretende findet stets Blumen in Menge, vor Allem an einer Stelle, unweit der Stadt Patan, Gulmargh genannt. Dahin, als zu dem Garten der Schöpfung, wallfahrten alljährlich die Thalbewohner. In allen Gärten aber behauptet immer den ersten Rang die Königin der Blumen, die Rose Kaschmir's (R. biflora), die durch Schönheit und Wohlgeruch alle ihre Schwestern übertrifft.

Daß in der Urzeit das Thal von Kaschmir das Becken eines Sees gewesen, ist keinem Zweifel unterworfen. In der Mitte des Thales kommen vereinzelte, 2 bis 300 Fuß hohe Hügel vor, welche wahrscheinlich durch vulkanische Kräfte emporgehoben wurden. Der Boden der eigentlichen Ebene besteht aus einer hellfarbigen leichten Schlamm-Erde, mit feinem Sand gemischt und äußerst fruchtbar. Die Höhe des eiförmigen, mit keiner anderen Ebene in Verbindung stehenden Thales über der Meeresfläche beträgt 5,818 Fuß, die Höhe der umschließenden Pässe 11 bis 14,000 Fuß. Dadurch wird das eigenthümliche Klima bedingt. Im Frühjahr, wenn der Schnee geschmolzen, fällt gewöhnlich viel Regen. Der Sommer ist glühend heiß; doch kann man vor der Hitze immer leicht auf die nahen kühlen Berge flüchten. Dann sind Regenschauer, die oft auch mangeln, nöthig, um den Erntesegen herbeizuführen. Der Herbst bringt fast beständig heitern Himmel und ist überaus herrlich. Um die Mitte des November beginnen Nachtfröste, welche bald alles Grün zerstören. Am Saum der Gebirge wird nun das üppig gewachsene Gras niedergebrannt und in der Ebene zündet man durch Pflanzenstengel große Feuer an, sich daran zu erwärmen. Dann zieht überall Rauch über das Thal hin. Die Quellen dampfen in der Frühe und über den Seen schweben leichte Nebel; auch durch Fußgänger oder Reiter wirbelt Staubgewölk auf, und das Ganze bildet einen dichten, den Blick beschränkenden Dunstkreis, welcher jedoch nur ein paar hundert Fuß hoch ist. Besteigt man eine Anhöhe, so erfreut man sich bald wieder des blauen Himmels mit glanzvoller Sonne. Gegen die Mitte des December fällt der erste Schnee, welcher die Atmosphäre wieder klar macht und bis zum März ohne aufzuthauen, gewöhnlich ein paar Fuß hoch, liegen bleibt; die Seen setzen Eis an, selten die

Dschilum. Die Luft von Kaschmir ist trotz der zahlreichen Flüsse und Seen trocken, so daß wohl kaum ein verfaulter Baumstamm irgendwo gefunden wird; daher die Gesundheit der Bewohner. Die beständige Windstille aber läßt das Klima viel wärmer erscheinen, als es wirklich ist, so daß die ärmere Klasse in derselben leichten Kleidung Winter und Sommer auszuhalten vermag. Gewitter sind das ganze Jahr hindurch höchst selten und unschädlich; Niemand erinnert sich, daß hier ein Blitz jemals einen Baum getroffen oder ein Haus angezündet, oder ein lebendes Wesen getödtet habe.

Die wilden Thiere Kaschmir's entsprechen im Allgemeinen denen des Himalaya. Während des Winters ziehen Heerden großer Hirsche von den Gebirgen Ladhaks in das Südende des Thales hinab, wo sie die Felder und Gärten verwüsten. Die Einwohner treiben sie dann in ein enges Thal und erschlagen sie mit Keulen. Bären, hellbraun und von riesiger Größe, hausen vielfach in den Bergen; doch greifen sie nie einen Menschen an. Der Panther hat hier eine fast weiße Farbe, mit wenigen schwarzen Flecken. Das Mäusegeschlecht ist zahlreich, fliegende sowohl, als gewöhnliche; doch fehlt der Vampyr. Eidechsen sind selten; die Schlangen halte ich für unschädlich; nur hie und da soll eine Brillenschlange sich zeigen. Die in Indien so gefährlichen Tausendfüßer sind hier unschädlich; Scorpione giebt es nicht. Ameisen finden sich nur auf den Bergen. Wilde stachellose Bienen, die ihre flaschenförmigen Nester an die Endzweige der Bäume hängen, erzeugen den besten, sehr berühmten Honig. Die zahmen Bienen hält man in langen, von Weiden geflochtenen Körben. — Unter den wilden Vögeln giebt es einen außerordentlich großen Geier, der die höchsten Gebirge bewohnt. Die Kaschmirer schleichen sich zu ihm heran und werfen ihn, da er sich, wie alle Geier, schwer vom Boden erhebt, mit einem Prügel todt. Er hat einen starken Moschusgeruch; sein Pelz, der den Kropf bedeckt, wird zu Kappen verwendet, denen man wunderbare Eigenschaften zuschreibt und die man deshalb theuer bezahlt. Der graue Reiher kommt hierher, um zu brüten. Dem Männchen hängen rückwärts vom Kopf zwei schwarze Federn herab. Diese, eine Zierde am Turban der Vornehmen,

werden gesammelt. Man fängt zu dem Ende den Vogel in Netzen, zieht ihm die zwei Federn aus und giebt ihm die Freiheit zurück; auf das Tödten desselben ist eine schwere Geldstrafe gesetzt. Gleich ergötzlich für Auge und Ohr ist die erwähnte blaue Amsel mit ihrem Ultramarin über dem schwarzen Gefieder herrlich schimmernd und volle harmonische Töne aus dem von ihr gern gesuchten Schatten der Bäume sendend. Der Bulbul Kaschmirs, gelbgefiedert, macht eine eigene, sonst nirgends in Asien heimische Art aus. Neugierig begleitet er den Menschen überall hin und für die ihm dargebotene Nahrung dankt er durch süßen Gesang. Von Hausvögeln kennt man nur das Huhn und die Taube, nicht aber zahme Enten und Gänse; die Haustauben werden nicht gegessen, sondern vielmehr zur Belustigung der Vornehmen abgerichtet. Der treue Gesellschafter des Menschen, der Hund, ist hier, wie in allen muhammedanischen Ländern, verachtet und entartet; nur die Gebirgsbewohner haben eine edlere Art. Kleine häßliche Schafe und muntere Ziegen, deren Milch ganz vortrefflich, sind allgemein, Kühe selten; denn man liebt die Milch derselben nicht, zieht auch Oel der Butter vor. Das Abschlachten würde übrigens als Mord mit dem Tode bestraft werden. Esel und Maulthiere kommen häufig mit Salz beladen in's Thal, woselbst keine oder wenige erzeugt werden, da ihre Stelle in jeder Rücksicht durch die kleinen, aber starken und lebhaften Pferde vertreten wird.

Die Bevölkerung von Kaschmir hatte bis in's 16. Jahrhundert ihre eignen Könige, welche früher der Hindu-Religion, seit 1311 dem Islam zugethan waren; doch 1586 wurde sie durch den Großmogul Akber, 1752 von den Afghanen, 1819 von den Sihks unter Rundschit Singh unterworfen. Die Zahl der hartgedrückten Einwohner, auf einem Flächenraum von 8 bis 9 Quadrat-Meilen, ist seitdem von 800,000 auf ungefähr 200,000 zusammengeschmolzen, genau die Zahl, welche früher für die Einwohner der Hauptstadt angenommen wurde, während diese gegenwärtig nur etwa 40,000 Seelen hat. Die große Masse der Bevölkerung besteht aus Muhammedanern. Die Hindu, etwa 25,000, sind sämmtlich Brahminen, welche nach der gewaltsamen Unterdrückung des Brahma-Cultus durch die

Muhammedaner aus Indien einwanderten. Die Bekenner beider Religionen haben viele Wallfahrtsörter, unter denen die der Hindu, wie überall, durch irgend eine Seltsamkeit der Natur ausgezeichnet sind. Dazu gehört auch die Soyam-Verehrung. Von Zeit zu Zeit bricht nämlich in den Gebirgen bei Baramulla eine Flamme aus dem Boden, die Soyam heißt. Sobald dies bekannt wird, wandern große Züge der Thalbewohner zu der Stelle, verrichten ihre Andacht vor der Flamme, graben in den ringsum erwärmten Boden Vertiefungen und stellen ihre Töpfe hinein, um so ihren Reis ohne Feuer zu kochen. Die Flamme hat keinen Geruch und scheint der geheimnißvollen Flamme zu Joalamuki zu entsprechen. — In den Köpfen aller Kaschmirer spukt vornehmlich der Glaube an die Dschin-Geister, deren Einfluß nur dadurch gebrochen werden kann, daß man nie etwas sagt, ohne hinzuzufügen „Inschalla", d. i. wenn es Gott gefällt. Diese Dschin bewohnen die hohen Berge, schweben über dem Wasser, hausen in den Abgründen unter Eis und Schnee. Alles Schlimme, was einem Menschen widerfährt, ist ein Werk der Dschin. Auf den höchsten Berggipfeln umklammern sie seine Brust und benehmen ihm den Athem; wenn er in eine Tiefe stürzt, so fielen die Dschin auf ihn in Form eines ungeheuren Steines. Oft sitzen sie an den schmalsten Stellen eines Passes, um dem Vorübergehenden Verderben zu bereiten; der Kaschmirer wählt dann einen anderen Weg, oder wartet, bis der Geist hinweg gegangen. An der engsten, wirklich schauerlichen Stelle des Baramulla-Passes, wo an dem schmalen Fußpfad die Felswand jäh niederschießt und wo in einem zweitausend Fuß tiefen Kessel die Dschilum über mächtige Steinblöcke ihre weiß schäumenden Wogen wälzt, zeigte mir ein Sihk-Soldat einen Platz, wo er einst einen Dschin sitzen fand. Da der Punkt schauerlich war, so konnte ihn nur ein böser Geist zum Sitz gewählt haben. Es zeigte sich keine Möglichkeit, den gefährlichen Paß auf einem Umwege zu umgehen: rechts stiegen die glatten Felswände empor, links fiel der Blick in die jähe Tiefe. Der Soldat wartete nun eine Stunde, in der Hoffnung, daß der Dschin den Platz verlassen und ihm erlauben würde, vorüber zu gehen; allein vergebens: der Abend kam und das

nächste Nachtlager war noch weit. Da nahm er in der Noth seine Zuflucht zu dem letzten Auskunftsmittel. Er schlich sich nahe herzu und feuerte sein Gewehr auf den Geist ab. Der Geist ächzte, drehte sich um und flog in den Abgrund. Ich fragte den Soldaten, wie der Dschin ausgesehen habe. Er antwortete: „Wie ein Reisender, mit einem Bündel auf dem Rücken"; so sähen alle Dschin im Gebirge aus, und dieser habe sich noch zum Schein gestellt, als ob er schliefe. Ich fragte weiter, ob er nicht versucht habe, den schlafenden Dschin aufzuwecken. Er antwortete: Nein! Davor hätte er sich wohlweislich gehütet, dann würde ihn der Dschin augenblicklich in die Tiefe geschleudert haben. Ein sonderbarer, auch in Indien heimischer Aberglaube ist, daß aus dem Munde eines zu Tode gejagten Thieres Flammen kommen, welche dem mitleidslosen Jäger ein unfehlbar Verderben bringendes Fieber zuziehen, und die Erfahrung soll wirklich lehren, daß wenigstens der Hauch eines durch Wunden zur Wuth gereizten Tigers für den Jäger tödtlich wird.

Die Kaschmirer sind ein kräftiges Geschlecht von vortrefflichem Wuchs und schönen regelmäßigen Zügen. Die Haare sind schwarz, die Augen groß, die Wangen, was sonst in Indien nicht vorkommt, mit Karmin übergossen. Der Bau ist indeß zu stark und musculös, um auf einen feineren Adel Anspruch machen zu können; nur unter den Brahminen, so wie unter den Webern und Schneidern fand ich edlere Formen und geistreichere Gesichtszüge. Dagegen sah ich auf der anderen Seite einzelne Personen von wahrhaft herkulischer Gestalt. So hatte der Mukadam oder Aufseher meiner Träger einen ungeheuren Kopf, der auf starken breiten Schultern ruhte. Sein langer schwarzer Bart, seine gebogene Nase und großen Augen erinnerten mich an ein Bild Abrahams, wozu auch seine Tracht paßte. Die mittleren Klassen der hiesigen Muhammedaner und die hiesigen Brahminen tragen nämlich immer den langen muhammedanischen Rock und darüber entweder den kürzeren Ueberrock oder einen doppelten Shawl, der oft Kopf und Schulter in seinen Faltenwurf einhüllt. Die Kaschmirer besitzen sehr gute natürliche Anlagen; sie sind arbeitsam, betriebsam und zu Allem geschickt; sie

beobachten scharf, fassen schnell; allein sie leiden an den Mängeln der geistigen Ausbildung. Nur Wenige genießen einigen dürftigen Unterricht in den Schulen der Städte, wo hauptsächlich das Lesen und Schreiben des Persischen gelehrt wird. Diese Sprache herrscht in den Städten vor, obgleich das Thal seine eigenthümliche Sprache hat, die zum Sanskrit gehört. Alle Bewohner lieben leidenschaftlich Musik, Gesang und Bajaderentanz; auch sind die Tänze der weißen Kaschmir-Mädchen überall in Indien gesucht. Ihre Kleidung besteht dabei aus einem goldgestickten Musselin-Rock von rother oder einer anderen grellen Farbe, der nicht weniger als 22 Ellen im Umfang hält, und ein wenigstens fünf Ellen langer reicher Musselin-Schleier umfließt Kopf und Oberleib, ohne das Gesicht zu verdecken; außer dem Schmuck der zahlreichen Ohr-, Arm-, Finger- und Zehen-Ringe sind an den Knöcheln noch kleine Schellen, auch wohl an den Fingern ein paar silberne oder metallene Deckel befestigt, die wie Kastagnetten auf einander geschlagen werden. Ich sah hier eine, gar nicht einmal hübsche Tänzerin, die an begeistertem Ausdruck Alles übertraf, was ich bis dahin in Indien gesehen. Der Gesang dieses Volkes unterscheidet sich wesentlich von dem indischen und entspricht mehr dem europäischen. Die Liebe zum Gesang ist ein Ausfluß ihrer unzerstörbar heiteren Laune, welche sie sich selbst im größten Elende bewahren. Ich sah oft bei einer sehr empfindlichen Kälte junge und alte Leute blos mit ihrem gewöhnlichen Baumwollen-Hemde bekleidet in einer Ecke sitzen, indem sie nur ihr Gluthkörbchen mit sich führten, und dessen ungeachtet ließen sie die muntersten Lieder ertönen, als sei ihr Zustand der glücklichste der Welt. Dies Gluthkörbchen besteht aus einem großen irdenen, mit Weiden umflochtenen Topf voll glühender Kohlen, welcher unter das Hemd des Niederhockenden auf den Boden gestellt wird. Nachts legen sich Männer, Frauen und Kinder über das Körbchen mit der Brust, wodurch diese bei allen eine braune Farbe erhält. — Die vormals höchst kriegerischen Thalbewohner sind unter dem Joche der eingedrungenen Fremdlinge, welche ihnen den Gebrauch der Waffen untersagten, die harmlosesten Geschöpfe geworden, und ihr Herz hat sich so sanft gestimmt, daß es ihnen peinlich ist, Schmerzen zu ver-

ursachen, ja sogar im Falle der Selbstvertheidigung bringen sie nicht leicht einem Menschen eine Wunde bei. Verbrechen sind unbekannt. Ein Reisender darf sorglos neben seinem Gepäck unter dem nächsten besten Baume in jedem Theile des Thales schlafen. Dagegen kommen kleine Diebereien häufig vor. Die einzigen jetzt üblichen obrigkeitlichen Strafen sind Geldbußen und Schläge. Der Despotismus hat aber die Geknechteten schlau gemacht und die Wahrheitsliebe steht bei ihnen nicht hoch. Allein in dieser Hinsicht zeigen sie sich anders im gegenseitigen Verkehr, anders gegen Fremde. So richtet sich auch ihre Gastfreundschaft nach den besonderen Umständen. Kommt der Reisende in Begleitung einer amtlichen Person nach einem Dorfe, so erhält man von den Bewohnern sauere Gesichter, da die amtlichen Plagegeister ihnen gewöhnlich Alles abzwacken, was sie besitzen. Kommt man jedoch allein oder nur mit seinen eigenen Leuten, so darf man des freundlichsten dienstwilligsten Empfanges gewiß sein. Das Wonnemun der Frauen, die sich vor dem ersten Hause des Dorfes in einem Halbkreis aufstellen, zu je drei oder vier die Arme in einander geschlungen und Loblieder auf den herannahenden Gast unter tactmäßiger Bewegung singend, ist ohne Zweifel eine uralte Sitte, wie denn auch die Tochter Jephta's im A. T. (Richt. 11, 34) ihren Vater in ähnlicher Weise bewillkommnet. In den Gebirgen, wo die Straßen oft nicht Raum genug vergönnen, sieht man alle weiblichen Bewohner sich auf den Dächern der Häuser singend herum bewegen. Bei der Dürftigkeit der Bevölkerung ist dies indeß dermalen zu einer Art Bettelei geworden. Eine nicht ungewöhnliche Sitte des Almosen-Bittens ist bei den Brahminen, dem Pferde, welches man reitet, mit Ungestüm in die Zügel zu fallen, und eine bedeutende Summe zu fordern. Dies wird als Ausbruch der Verzweiflung in äußerster Noth betrachtet. Auch das indische Durma-Sitzen findet statt, und man kennt Fälle, wo ein Bittender vor dem Thore eines Mächtigen zwanzig Jahre zubrachte, bis endlich sein Wunsch in Erfüllung ging. Eine andere seltenere Sitte ist, daß das Volk in Procession am hellen Tage mit vorgetragenen Fackeln barhaupt und barfuß durch die Straßen nach der Wohnung des Statthalters zieht, um bei ihm eine

Bitte anzubringen. Dies bedeutet: „Deine Gerechtigkeit ist so dunkel, daß man sie am hellen Tage nicht sieht; sie hat mich so weit gebracht, daß ich weder Schuhe unter meinen Füßen, noch ein Tuch besitze, mein Haupt zu bedecken.“ Uebrigens darf ein Untergebener sich seinem Vorgesetzten nicht nahen, ohne Geld auf der flachen vorgestreckten Hand darzureichen. Sind dies etwa nur ein paar Rupien, so wirft sie der Empfangende vor sich auf den Teppich, von wo sie ein Diener aufhebt; ist es eine größere Summe, so berührt der Herr das Geld mit der Hand und ein Diener nimmt es für ihn in Empfang. Man kann ein so dargereichtes Geschenk, Nuzzur genannt, nachdem man es berührt hat, auch wieder zurückgeben, was jedoch leicht verletzt, sofern das Verschmähen so ausgelegt wird, als sei die Gabe zu gering erachtet. Verläßt dagegen ein Untergebener nach Verrichtung des kleinsten Dienstes einen größeren Herrn, so muß dieser ihm eine Gabe oder nach Umständen ein Ehrenkleid reichen. Bei Besuchen angesehener Personen werden immer Geschenke gewechselt. Nimmt man nach einem Gastmahl von dem Wirthe Abschied, so werden auf einem Präsentirteller verschiedene feine Zeuge oder sonst Etwas als Geschenk für den Gast gebracht. Was man immer lobt, wird augenblicklich angeboten, und läßt sich nicht immer in guter Manier ablehnen, ohne den Wirth zu beleidigen. Hat man eine Einladung zu einem Gastmahl erhalten, so läßt der Wirth den Gast durch ein Boot, hier, wie in Venedig, die Equipage, abholen. Bei der Landung warten Bediente mit Oel- oder Strohfackeln, um bis zum Thor des Hauses zu leuchten. Dort begrüßt der Hausherr, umgeben von seiner immer zahlreichen Dienerschaft, den Gast, und geleitet ihn in den Saal, dessen Fußboden dicke Wollenzeuge mit darüber ausgespanntem weißen Musselin bedecken. Das vorhergehende Weggeben der Schuhe oder Pantoffeln ist bei dem Staub und Schmutz der Straßen durchaus nothwendig. Inmitten des Kreises, den die Gesellschaft bildet, steht während der kalten Jahreszeit eine große eiserne Schüssel mit Kohlen und zu beiden Seiten desselben zwei kolossale Leuchter mit mächtigen Schaftalglichtern, die ein Diener unablässig putzt; in einigen Häusern brennen auf den hohen Leuchtern auch Oellampen,

und manchmal wird außerdem noch ein Kaminfeuer angezündet. Unter den vielen Gerichten mundet dem Europäer am meisten der Peschauer-Reis, der beste, den man kennt; auch die rothen Feldhühner Kaschmirs und Hühner mit Morcheln haben mir stets trefflich geschmeckt. Beim Weggehn leuchten wieder Diener mit Fackeln. Ueberhaupt darf Niemand einem Kaschmirer oder selbst Mehreren zumuthen, bei Nacht allein von einem Hause zum andern ohne Fackeln zu gehen; denn sie fürchten sich da vor den bösen Geistern, gegen deren Einflüsse freilich ihre Talismane mit einem Koranspruche schützen, doch nur bei Tage, aber in dunkler Nacht wird der Talisman wirkungslos. Die geschätztesten sind von einem schwarzen Steine, Yemini (von Yemen) genannt, der gegen jedes Uebel und jede Krankheit helfen soll. Die am meisten herrschenden Krankheiten sind Fieber und Blattern. Das gesunde Klima bewirkt, daß sich Leidende hier Jahre lang halten, die in einem anderen Lande längst ein Raub des Todes geworden wären. — Wenn ein Brahmine gestorben ist, so gehen die Frauen desselben nebst den verwandten Wittwen laut wehklagend von Haus zu Haus, indem sie sich im Zweiviertel-Tact die Brust auf's heftigste mit den Fäusten schlagen und dazu ausrufen: Hei Hei, Hei Hei, Hei Hei, Hei Hei, Hei Hei. Gleich desselbigen Tages wird bei Sonnenuntergang die Leiche verbrannt. Die Asche bringt man nach Ganga, und nachdem sie in den dortigen heiligen Teich geworfen ist, führen Wittwen die hinterbliebene Frau des Verstorbenen an den Teich und schneiden ihr unter dem entsetzlichsten Geheul das Haar ab. Auch das Verbrennen der Wittwen, Sati genannt, kommt öfter vor, und wird dadurch bedingt, daß eine Frau ihrem Manne bei der Verheirathung ein solches Versprechen gab. Nach dem Tode des Mannes bleibt ihr dann nur die Wahl zwischen Schande oder Erfüllung ihres Versprechens. Sobald der Sterbende ausgeathmet, pflegt daher die Frau, die das Gelübde gethan, ohne ein Wort zu sprechen, ihre Haare aufzulösen, dann erhebt sie einen großen Topf mit Wasser und gießt sich denselben über den Kopf. Damit hat sie sich zur Sati (d. i. tugendhafte Frau) geweihet. Die Priester erscheinen nun alsbald, um zahllose Gebete und Ceremonien zu verrichten. Eine Menge Freunde und Verwandte

begleiten sie in's Bad, wo Brahminen des höchsten Ranges sie mit heiligen Flüssigkeiten salben und ihr das Gesicht mit Tumrick und Safran in Streifen bemalen. Ein Tuch von weißem oder safrangefärbtem Musselin wird um sie geschlungen, und von diesem Augenblicke an betrachtet man sie als eine Heilige, die bereits einer höheren Welt angehört. Während der wenigen Stunden ihres Lebens bleibt sie unbeweglich vor dem Leichnam ihres Gatten sitzen, und das Volk kommt wohl zu ihr, wie zu einem Orakel, um sich von ihr wahrsagen zu lassen. Unterdessen wird der Holzstoß oder auch ein bloßes Gerüste von Stroh mit einem Baldachin desselben Stoffes errichtet. Die feierliche Procession setzt sich gegen Sonnenuntergang in Bewegung. Eine ohrbetäubende Musik eröffnet den Zug. Die von zwei Brahminen geführte Sati wandert, eine Fackel in der Hand, vor der Bahre, auf welcher die mit Blumen und gelben Tüchern bedeckte Leiche ihres Mannes liegt. Auf dem Verbrennungsplatze nähert das Weib selbst zuerst ihre Fackel dem Scheiterhaufen; dieser wird in demselben Augenblicke durch viele andere Fackeln unter dem betäubenden Lärmen der Instrumente und Stimmen angezündet. Sogleich ist Alles nur Eine Flamme, und wenn nach kurzer Zeit das Feuer erlischt, so sieht man die beiden entseelten Körper von glimmender Asche bedeckt. Meistens wird Holz zum Scheiterhaufen angewandt. Ich zweifelte an der Möglichkeit, einen Körper blos mit Stroh, wie die Religionsbücher eigentlich vorschreiben, zu verbrennen; man versicherte mich jedoch, die letzte Sati sei auf diese Weise verbrannt; nach dem Erlöschen des Feuers habe das Weib ganz so dagesessen, wie in dem Momente des Anzündens, nämlich mit ausgestrecktem rechten Arm, die linke Hand auf der Brust; allein gleich darauf sei das Bild in Asche und Knochen zerfallen. Am nächsten Morgen werden die körperlichen Ueberreste zusammengelegt und eine weiße, rings umpflasterte Denksäule von drei bis fünf Fuß darüber erbaut.

Wie die verschiedenen Eroberer im Laufe der Zeit auf Kaschmir eingewirkt haben, zeigen deutlich die noch übrig gebliebenen Spuren ihres Daseins. Auf das abgeschlossen wohnende Volk, welches das reiche Thal mit Kanälen durchzogen, durch Anlagen von Terrassen cultivirt, mit großartigen Hindu-Tempeln ge-

schmückt hatte, stürzten plötzlich die Bekenner des Islam, bekehrten es mit List und Gewalt zu ihrem Glauben, zerstörten in ihrem wilden Fanatismus die Werke der früheren Jahrhunderte bis auf wenige Ueberreste und erbauten eine große Anzahl Moscheen, welche nun zum Theil wieder Ruinen geworden sind. Zur Glanzzeit der mongolischen Kaiser Delhi's mußte das Interesse für nützliche sowohl, als religiöse Institutionen dem des Vergnügens weichen. Serai für die Unterkunft des kaiserlichen Gefolges, Gärten und künstliche Inseln wurden angelegt; Paläste zum Sommeraufenthalt erstanden aus den Steinen der Tempelmauern. Kaschmir war den Großmoguln ein der Erholung gewidmeter Lieblingsplatz; seine Bewohner entwöhnten sich des Waffendienstes und versanken in Verweichlichung. So wurden sie von den Afghanen befunden, welche nur einige unbedeutende Festungen anlegten, um den Besitz des Landes zu behaupten. Den Sihk endlich ist das Thal nichts als eine Provinz, die von oben bis unten nach Kräften ausgesogen wird. Obgleich Kaschmir außer Salz und Schwefel alle Bedürfnisse des Lebens erzeugt, so ist das Elend der Bevölkerung in Folge der Vernichtung ihres Handels und ihrer Fabriken, so wie in Folge ihrer drückenden Sclaverei doch grenzenlos; daher die zunehmende Auswanderung der letzten Jahrzehende. Aber mag immer der Mensch im Gewande der trübseligen Armuth erscheinen, mögen immerhin Paläste und Tempel in Schutthaufen zerfallen, mögen immerhin Felder und Gärten ein Bild der Verwilderung zeigen: das Studium des Menschen, als des herrlichsten Meisterwerkes der Schöpfung, und die Anschauung der großartigen Natur umher bleibt doch stets bildend für den Geist, erhebend für das Gemüth. In unerschöpflicher Schönheit prangen noch heute Thal und Berg; in unverwüstlicher Majestät öffnet sich der schwindelnde Abgrund dem Auge, sprudelt die Quelle aus unterirdischem Born, stürzt sich brausend der Strom über die Felswand und ihm nach donnert die Lawine von den schneegekrönten Gipfeln des Hochgebirges.

Gegen Ende des December erreichte ich Attok. Bis dahin und nicht weiter ist dem Hindu nach dem Gesetz erlaubt zu wohnen, obgleich es auch jenseits, ja bis Peschauer und Kabul hinauf noch Genossen seines Stammes giebt. Ein kleines Thal umschließt den Verbrennungsplatz der in Attok ansässigen indischen Bevölkerung. Dann folgt ein imponirendes, mit einer hohen Kuppel überwölbtes muhammedanisches Grabmal. Von da ab beginnt, auf Anhöhen gelegen, die Stadt, welche in den letzten verheerenden Kriegen bis auf die Festung zerstört wurde. Ihre Mauern bespült der Indus. Wenn man sich demselben nähert, findet man viele Granitblöcke, die von seinen überschwemmenden Fluthen fortgewälzt wurden. Er ist zu dieser Jahreszeit ein klarer, rasch fließender Strom; doch sind sieben Achtel seines sandigen Bettes wasserlos. Mich überraschte hier eine mannigfaltige Landschaftsscenerie. Die steilen Ufer, zwischen schwarzem Thonschiefer eingeengt, werden nach Süden zu, wo hohe Berge emporsteigen, immer steiler; nach Norden hin verflachen sie sich. Dort erblickt man in geringer Entfernung den Punkt, wo die Lander oder der Kabulfluß in den Indus mündet. Gleich oberhalb der Festung geht eine Schiffbrücke, gebildet durch neunzehn riesenhafte Fahrzeuge, über den Strom. Die düstere Ruine eines mächtigen Serai liegt vor der Festung. Diese selbst, von Akber erbaut, erhebt sich mit ihrem phantastisch geschmückten Thor und ihren wunderbaren Formen stolz auf einem senkrecht abfallenden Felsen, welcher von den vorüberrollenden Wogen wie Marmor polirt wurde. Zwischen der Festung und dem Serai führt nach dem Wasserspiegel ein breit gepflasterter Stufenweg. In dem Strombett aber starren, jetzt trocken liegend, die Dschellallia und Kemellia, zwei gewaltige Felsenmassen, die bei bedeutendem Wasserstande das Uebersetzen sehr gefahrvoll machen. Gegenüber, auf dem rechten Ufer, steht auf einem kleinen Plateau, dicht unter den im Halbkreis umher lagernden Bergen, die Citadelle Keyrabad mit drei Wartthürmen auf den höchsten Spitzen. Dies in der That reiche Panorama wird noch anziehender durch das indische und persische Leben, das hier zusammentrifft und beide Völker in den verschiedensten Trachten vereinigt, von den Badenden an der Grenze des Hinduismus

bis zu den goldbedeckten persischen Lanzenreitern, die auf edlen Rossen vorübersprengten. Es drängte mich, nach dem Strom hinabzusteigen, dem Ziele meiner Reise; denn nun hatte ich Indien von einem Punkte bis zum anderen durchwandert, und meine noch übrige Tour war mehr nur Rückkehr. Ich schritt über die Schiffbrücke. Diese und der gegenwärtige Wasserstand hat eine Breite von 40 bis 45 Klaftern; die Tiefe beträgt in der Mitte drei Klafter, die Ausdehnung von einem hohen Ufer bis zum andern etwa 300 Klafter. Während der Regenzeit steigt das Wasser um 50 Fuß. Dann wird die Brücke auseinander genommen und die Schiffe dienen zur Ueberfahrt. Nachdem ich fünf Minuten in Afghanistan verweilt, kehrte ich zu der vieleckig angelegten, hoch ummauerten und mit Zinnen gekrönten Festung zurück. Das Wasserbehältniß derselben, 40 bis 50 Fuß tief und 25 Fuß im Durchmesser, ist so eingerichtet, daß der steigende Strom es füllt. Die Kanonen stehen unter eigenen seltsamen Häusern, was hier zu Lande Noth thut, weil die tropische Gluth das Holz zerreißt. Das Drittel des geräumigen inneren Platzes, wo der Boden eben ist, nehmen Wohnungen ein, welche 4000 Seelen enthalten sollen, so wie ein Bazar. Es finden sich da vornehmlich die Erzeugnisse Peschauers, Kabuls und Persiens. Das Gedränge war sehr groß; dazu gab es Kameele, die sich scheuten, Maulthiere, die ausschlugen, Pferde, die sich bäumten, und dies Alles in einer Straße, wo wegen Beengung des Raumes durch die Buden nicht drei Menschen neben einander gehen konnten.

Die Sonne war bereits untergegangen, als ich von der Festung aus im gestreckten Galopp über die Ebene von Attok wegjagte, um noch vor später Nacht das Dorf Schujanpur zu erreichen, wo meine Lagerzelte standen. Ich dachte daran, daß vor mehr als zwei Jahrtausenden die Kriegerschaaren Alexanders des Großen über diese Ebene dahinzogen. Aber die Fußstapfen des Welteroberers troffen von Blut, und das Elend vieler tausend Menschen folgte seinen glänzenden Siegen. Tröstlicher ist dagegen der Gedanke, daß lange vor Alexanders Zeit auf diesem Wege indische Producte dem Westen zugeführt wurden. Dieser Umstand trug dazu bei, daß entfernt wohnende Völker durch das

Band des gemeinschaftlichen Interesses mit einander verknüpft, und daß selbst in unfruchtbaren Steppen und Wüsten statt der rohen Kraft sanftere Sitten heimisch wurden. Aber umherschweifende Räuberhorden überfielen auch oft die friedlichen Karawanen, und mich überschlich unwillkürlich eine bange Vorahnung der Gefahren, die mir vor der Rückkehr in die geliebte Heimath noch drohten; indeß nur einen Augenblick dauerte der Kleinmuth, der schlechteste aller Reisegefährten. Ich schaute empor zu den ewigen Sternen, die über meinem Haupte funkelten, und meine Brust füllte sich wieder mit Frieden, ja mit freudiger Zuversicht auf den Allmächtigen, der alle Haare unseres Hauptes gezählt hat und ohne dessen Willen uns kein Härchen gekrümmt werden mag.

III.

Reisen in Hinter-Indien.

A.

Des brittischen Gesandten **Michael Symes** Reise in's Reich Birma.

Es war im Frühling des Jahres 1795, als ich mich zu Calcutta an Bord des Seepferdes, geführt vom Capitain Thomas, einschiffte. Mich begleitete der Secretair Wood, der Arzt Buchanan, ein indischer Gelehrter, ein muhammedanischer Dolmetscher, vierzehn indische Soldaten nebst zwei Unterofficieren als Leibwache und eine Anzahl dienstthuender Leute. Unsere ganze Schiffsgesellschaft belief sich auf siebenzig Köpfe.

Am 16. März erblickten wir die Einfahrt in den vielmündigen Irawaddy, und da wir vergeblich auf die Ankunft eines Lootsen warteten, so segelten wir ohne einen solchen den Strom hinauf. Bei einem kleinen Dorfe steuerte ein Boot auf uns zu. Darin saß ein birmanischer Officier, in eine baumwollene, mit einem langen Stück Seidenzeug umwundene Jacke gekleidet. Er zog Erkundigungen nach unseren Verhältnissen ein, schrieb Alles auf und entfernte sich wieder. Am Nachmittag des folgenden Tages kam uns eine kleine Flotte von dreißig Kähnen entgegen, von denen vier sich durch ihre Gestalt auszeichneten. Sie glichen den Staatsböten der Südseebewohner, waren lang und schmal, mit Pfauenfedern und tübetanischen Kuhschwänzen geziert. Jeder Kahn führte eine eigene Flagge und eine lange Stange mit einer vergoldeten Kugel. Drei Beamte gingen an Bord unseres

Schiffes. Der Vornehmste war Befehlshaber einer Landschaft, der andere bekleidete unter dem Titel „Königsohr" einen wichtigen Posten, der dritte machte den Schreiber. Nachdem sie ihre Neugier befriedigt, empfahlen sie sich. Bald nachher ankerten wir bei der Stadt Rangun und begrüßten die Festung mit elf Kanonenschüssen, welche erwiedert wurden. Ich bat um die Erlaubniß, zu landen, damit meine Leute sich ihr Essen bereiten könnten, weil die Indier nichts von der Schiffskost genießen und sich also auf Seereisen mit kalter Küche behelfen müssen; allein wir mußten erst die Einrichtung des für uns bestimmten Quartiers abwarten. Dies war ein einstöckiges Haus, aus Bambus- und Schilfdecken, die zwischen den Pfeilern angebracht waren, zusammengefügt und neunzig Fuß lang. Bei unserem Einzug in das Quartier begrüßte uns eine ohrzerreißende Musik; einige Knaben und Mädchen tanzten dazu. Der erste Stadt-Gouverneur schickte uns verschiedene Körbe mit Wildpret, Enten, Hühnern, Brot und Wurzeln; im Uebrigen aber durfte Keiner von uns die Stadt besehen, und unsere Leute durften ohne begleitende Wache kein Wasser aus einem benachbarten Brunnen holen; auch war den Capitainen der im Hafen liegenden englischen Handelsfahrzeuge jeder Verkehr mit uns streng untersagt. Der erste Gouverneur von Rangun stattete uns späterhin seinen Besuch ab. Er schien etwa sechzig Jahre alt zu sein und trug ein Kriegsgewand: einen Rock von feinem europäischen Tuch mit goldenen spitzen Knöpfen, um den Leib ein Stück gegittertes Seidenzeug und ein Schwert, an den Füßen Sandalen. Acht mit Säbeln bewaffnete Leute begleiteten ihn. Der Eine trug ein bemaltes Kästchen mit Betel- und Areka-Nuß, ein Anderer Schreibmaterial, ein Dritter eine Wasserflasche mit einem goldenen Schälchen bedeckt. Nur mit Mühe war der Gouverneur dahin zu bringen, daß er alle von Mißtrauen gegen uns zeugenden Maßregeln einstellte. Der Grund dieses Mißtrauens lag, wie uns nachher klar wurde, darin, daß sich hier des Handels wegen Leute aus allerlei Völkern aufhalten, Perser, Armenier, Araber, Portugiesen, von denen sich viele, obgleich größtentheils unwissend, zu birmanischen Staatsämtern emporgearbeitet haben, und welche nun den Einfluß der Engländer fürchteten, weshalb

sie dieselben auf alle Weise zu verdächtigen suchten. Unter Anderem verbreiteten sie die Prophezeihung, jene würden in Jahresfrist Herren von Rangun sein.

Behufs einer Fahrt nach Pegu wurden uns drei Böte gestellt. Das meinige hatte drei Zimmer, mit feinen Matten belegt und mit Kattun ausgeschlagen; die Decke aber war so niedrig, daß ich nirgends stehen konnte. Zwölf Leute schlugen taktmäßig die Ruder. Zwei birmanische Kriegsschiffe gaben uns das Ehrengeleit. Das Land, durch welches wir fuhren, war flach und fruchtbar. Wir bemerkten die Fußspuren von Elephanten, wilden Schweinen und Hirschen, so wie die Reste zweier von Tigern verzehrter Antilopen. Anfangs entdeckten wir weder Menschen, noch Wohnungen, und es zeigten sich vielfach Spuren von Kriegsverwüstung; weiter hinauf waren die Ufer jedoch mit zahlreichen Dörfern bedeckt. Nachdem wir ungefähr zwölf bis dreizehn deutsche Meilen zurückgelegt, erblickten wir Pegu, das in grader Linie nicht acht Meilen von Rangun entfernt liegt. Man führte uns in ein für uns eingerichtetes Quartier, worin Jeder außer dem kleinen Schlafgemach ein Besuchzimmer hatte. Für unsere Bedienung waren Hütten aufgebaut. Ein Bambuszaun umgab das Ganze. Der Mäwun oder Oberbefehlshaber der Stadt ließ uns alsbald durch zwei Beamte bewillkommnen, auch machte der Unterbefehlshaber nebst seinem Schreiber uns seine Aufwartung und lud uns ein, den Neujahrsfestlichkeiten, welche hier am folgenden Tage stattfanden, beizuwohnen. Wir ritten daher auf kleinen Pferden zu einem Tempel und sahen von dort aus den Feierzug an. Diesen eröffneten die Garden des Mäwun, etwa 600 Mann, eine überaus buntscheckige, schlechtbewaffnete Schaar. Einige führten unbrauchbare Feuergewehre, Andere Säbel oder Spieße. Manche gingen halb nackt, Manche trugen Sammet- oder Tuchröcke, kurz, lang, ganz und zerrissen, von allen Farben und Formen. Die Kopfbedeckung bestand bei Einigen aus breiten holländischen Hüten, bei Anderen aus Kappen oder aus betreßten Dreimastern. Auf die Garde folgten drei Männer, auf deren Schultern die drei Kinder des Mäwun hockten; dahinter kam der Mäwun auf einem Elephanten, den er selbst lenkte. Er trug eine reichgestickte Sammetmütze und einen dunkeln langär-

meligen Sammetrock, mit goldenen Tressen besetzt. Zum Schaugepränge folgte ihm eine Reihe anderer Elephanten. Der seinige kniete auf den Stufen des Tempels nieder; er selber stieg nun ab und die Stufen hinauf, zog seine Schuhe aus und ging zur Bezeigung der Ehrfurcht ohne Sonnenschirm um den Tempel herum. Dann begab er sich nach dem mit Hallen umgebenen Festplatz, wo für ihn und die Seinigen ein erhabener Sitz mit einem Thronhimmel aufgestellt war. Unsere Sitze entbehrten des Baldachins. Die Belustigungen bestanden in Ring- und Faustkämpfen. Je zwei und zwei traten vor und rangen und boxten so lange, bis Blut floß, oder bis der Mäwun das Zeichen zum Aufhören gab. Die abtretenden Kämpfer krochen zu seinen Füßen hin und wurden von ihm mit einem Stück Baumwollenzeug decorirt. Nach Beendigung dieser Lustbarkeit bewirthete man uns mit Thee und Backwerk. Als wir später dem Mäwun unsere Aufwartung machten, wobei wir ein Schreiben des brittischen General-Gouverneurs nebst den dazu gehörigen Geschenken überreichten, erhielten wir die Einladung, am folgenden Tag einem Feuerwerk beizuwohnen. Von einem Balkon aus sahen wir die verschiedenen Feuerwerkgesellschaften. Die birmanische Sitte erheischt nämlich, daß bei Festlichkeiten die einzelnen Landschaften ihre Leute in die Hauptstadt schicken. Alle wetteifern dabei. Am Abend zogen die landschaftlichen Chöre vor dem Mäwun vorüber. Vor jeder Abtheilung fuhr ein von vier Büffeln gezogener, mit Pfauenfedern und tübetanischen Kuhschwänzen reichlich ausgestatteter Wagen, welcher die Feuerwerke enthielt. Ihm folgten tanzend und schreiend die Männer. Die Nachhut bildeten Mädchen von sechzehn bis zwanzig Jahren, angeführt von bejahrten Frauen und ihren Gesang mit taktmäßiger Bewegung der Hände begleitend. — Auf dem Platz vor den Stadtthoren, wo die Scene sich entwickeln sollte, waren für die Vornehmsten und für uns besondere Tribünen errichtet. Viele tausend Zuschauer wogten umher. Die landschaftlichen Vereine brannten nach einander ihre Feuerwerke ab, größtentheils bloße Raketen, aber von ausgezeichneter Schönheit. Sie stiegen sehr hoch und spielten im Fallen mit herrlichen Feuerströmen. Man hatte sie in hohlen Bäumen mittelst langer Bambusröhren befestigt; doch

ungeachtet aller Vorsicht ward ein Mann auf der Stelle durch eine Rakete getödtet. Zum Beschluß tanzten die Chöre mit Sang und Klang an uns vorüber. Das Volk beobachtete während der ganzen Zeit eine lobenswerthe ruhige Haltung. — Ein andermal ergötzte uns der Mäwun in seiner Wohnung durch Theaterstücke, die von Schauspielern aus Siam in der That meisterhaft ausgeführt wurden. Am letzten Tage des birmanischen Jahres nahmen wir Theil an dem Feste der Wasserbesprengung. Bei dieser Gelegenheit dürfen nämlich die Frauen jeden Mann mit Wasser besprengen, und der Mann mag sich mit derselben Waffe vertheidigen. Als wir beim Mäwun eintraten, sahen wir da drei Kessel mit Wasser stehen. Nachdem man Jedem von uns eine Flasche Rosenwasser gereicht hatte, besprengte ein kleines Töchterchen zuerst ihren Vater, dann auch uns aus einem goldenen Schälchen. Man zog uns nun kattunene Kleider an, und plötzlich stürzten gegen zwanzig Mädchen herein, die uns vier Männer unbarmherzig begossen. Der Mäwun flüchtete, aber Herr Wood bemächtigte sich eines der Kessel und wehrte sich tapfer durch derbes Bespritzen der Schönen. Nach dieser Wäsche kehrten wir heim; unterwegs wurde unsere Begleitung noch häufig auf der Straße begossen und besprengt. Am Abend unterhielt uns der Mäwun mit Tanz und Puppenspiel. Im Uebrigen versorgte er unsere Leute fortwährend mit Reis, Oel, Tamarinden und Gewürzen; mich beschenkte er täglich mit Blumen und Früchten. Meine Leute kauften für mich zum Schlachten wilde Antilopen, Hühner, Ziegen und Lämmer; die zahmen Thiere tödteten wir, um den Ostindiern keinen Anstoß zu geben, immer bei Nacht.

Die Stadt Pegu gleicht einem abgehauenen Baume, aus dessen Stamm ein einziger Schößling wieder aufsteigt. Früher war sie die Hauptstadt eines mächtigen Reiches; aber die Birmanen eroberten und zerstörten sie; nur die Tempel wurden verschont. Seitdem blieb ihr alter Glanz erloschen. Sie wird gegenwärtig von 7000, meistens armen Leuten bewohnt, ist mit Pfahlwerk umgeben und hat gepflasterte Straßen. Alle Häuser ruhen auf Pfählen, so daß das untere Stockwerk mehrere Fuß über dem Boden erhoben steht; alle sind aus

Bambus, die Dächer aus Binsen, weshalb man in steter Feuersgefahr schwebt. [Jeder Hausbesitzer muß daher einen Feuerhaken, einen Feuerausdrücker (eine Stange mit platter Schaufel, gleich dem Brotschieber) und auf dem Dache Wassergefäße halten. Der Bau steinerner Häuser ist den Peguanern untersagt, damit sie solche nicht befestigen. Das Merkwürdigste ist der goldene Tempel des Schomadu oder des goldenen Gottes, ein Gebäude auf zwei viereckigen Terrassen, deren unterste zehn Fuß, die oberste zwanzig Fuß hoch ist, so daß der Tempel dreißig Fuß über dem eigentlichen Boden steht. Eine Seite der unteren Terrasse ist 1391, eine der oberen 684 Fuß lang. Die Terrassen sind von Mauern eingefaßt und werden auf steinernen Stufen erstiegen. Der goldene Tempel ist aus Ziegeln erbaut und gleicht im Hauptumriß einer achteckigen Pyramide, die oben in einen mannigfach zugerundeten Thurm ausläuft. Das Ganze ist eine derbe Masse von 361 Fuß Höhe ohne Eingang und innern Raum. Ein sechs Fuß hoher Rand faßt das Fundament ein, und darauf stehen 57 kleine Tempelchen desselben Baues, jeder 27 Fuß hoch. Ein dicht darüber aufsteigender zweiter Rand enthält 53 ähnliche Tempelchen. Der Hauptkern mißt an jeder der acht Seiten 162 Fuß. Oben auf der Spitze befindet sich ein durchbrochener vergoldeter Aufsatz mit vielen Glöckchen; dergleichen hängen auch an den kleinen Tempeln und verursachen beim Winde ein vieltöniges Geklingel. An den Seiten sind verschiedene menschliche und allerlei wunderliche Gestalten angebracht. Eins dieser Bilder stellt einen Mann Namens Thasiami dar, der mittelst einer Schreibfeder in einem Buche die Tugenden und Laster der Menschen aufzeichnet. Am Fuße des Tempels stehen niedrige Bänke, auf welche die Betenden ihre Geschenke legen, die besonders in Reis, Zuckerrohr und Kokosnüssen bestehen; auch opfert man Betel und Tücher für die Priester, oder man bringt allerlei Schnitzwerk aus buntem Papier, besonders Elephanten, Krokodile und Riesen. An Festabenden opfert man wohl einige Wachskerzen und brennt kleine Feuerwerke ab. Auf dem Fußboden vor dem Tempel werden Bilder des Hauptgottes Gautma oder Buddha von Marmor, von Holz und vergoldet oder auch von Silber feilgeboten. Man

kauft sie, läßt sie von den Priestern weihen und gebraucht sie als Hausgötzen. In und um Pegu befinden sich viele Klöster, besonders in dunkelen Hainen. Sie dienen sämmtlich zugleich als Schulen, worin unentgeltlich Unterricht ertheilt wird. Die Mönche leben von den Früchten ihrer Felder und den ihnen dargebrachten Geschenken. Die Landleute besitzen schöne Büffel, gebrauchen sie aber nur zum Ziehen und Lasttragen. Da sie kein Fleisch essen, so enthalten sie sich auch häufig der Milch, indem sie blos Oel und Salz zu ihren Pflanzenspeisen nehmen.

Am 26. April nahmen wir Abschied von Pegu und ließen uns nach Rangun zurückfahren. Wegen heftiger Regengüsse übernachteten wir zuerst in einem Dorfe. Die Männer waren fast sämmtlich abwesend, da sie um diese Zeit vier Monate hindurch mit der Gewinnung des Salzes an der Seeküste beschäftigt sind. Dichtes Buschwerk und hohes Gras umsäumt hier die Küste. Es sollen sich in dem Gebüsch viele Pfauen aufhalten; auch Tiger lagern darin, welche des Nachts nicht selten auf die Dorfhunde Jagd machen. Zur Regenzeit werden die Reis- und Zuckerfelder oft von den wilden Elephanten verwüstet. — Des andern Tages erreichten wir Rangun wieder. Die Stadt zieht sich eine halbe Stunde am Flusse entlang und ist von Pfahlwerk und Gräben umgeben. Die Straßen sind eng, aber reinlich und gut gepflastert, die Häuser insgesammt auf Pfahlwerk erbaut. In einer Straße der Vorstadt müssen alle unehrlichen Verbrecher zusammen wohnen. Schweine, welche die Stadtbewohner gemeinschaftlich halten, laufen nebst zahlreichen Hunden auf den Straßen umher, um alle Abfälle zu verzehren. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 30,000, zusammengesetzt aus allerlei Volk: Malabaren, Mongolen, Perser, Armenier, Portugiesen, Franzosen, Engländer. Es ist die eigentliche Handels- und Seestadt des birmanischen Reiches. Auf den Werften sieht man Schiffe von 600 bis 1000 Tonnen Last, und die birmanischen Zimmerleute sind vor allen asiatischen berühmt. Der Befehlshaber einer Stadt ließ eben ein großes Fahrzeug erbauen, wobei seine Frau die Aufsicht führte. Ueberhaupt sollen die birmanischen Frauen nicht nur gute Mütter und Haushälterinnen, sondern auch gewandt in anderweitigen Geschäften sein. In den

niederen Ständen haben sie oft viel zu dulden und werden selbst sammt ihren Töchtern als Waare verhandelt. Der zum Schiffsbau so vorzüglich geeignete Thekbaum (Tectona grandis) ist von ausgezeichneter Güte. Die Vortrefflichkeit seines gelblich gestreiften, äußerst harten Holzes besteht hauptsächlich darin, daß es jeden Witterungswechsel verträgt und das eingesenkte Eisen durch sein Oel gegen Rost schützt; auch widersteht es dem Wurmfraß, so wie der Fäulniß. Zu dem Bau der Pagoden nimmt man fast kein anderes Holz. In Java wird das Holz zu den feinsten Tischlerarbeiten benutzt. Es enthält viel Kieselerde und soll schlechtes Wasser trinkbar machen. Die zarten bitterlich schmeckenden Blätter werden gegessen und mit Zucker zu einem Syrup bereitet, den man gegen Schwämmchen eingiebt; mit Limoniensaft gerieben, werden sie roth und machen die Farben der Zeuge dauerhafter; die Blüthen dienen mit Honig gekocht gegen die Wassersucht, die gestoßene blaßrothe Kernfrucht gegen Flechten. — Nahe bei der Stadt steht ein schöner Tempel, ähnlich dem von Pegu. Sein Alles überragender trompetenförmiger Thurm gewährt besonders dann einen imposanten Anblick, wenn das reich vergoldete Dach im Glanz der Abendsonne strahlt*). Klöster sieht man hin und wieder. Die Priester gehen barfuß, barhäuptig, den Kopf geschoren und in einen weiten gelben Mantel gehüllt. Sie leben ehelos und dürfen ihr Kloster nicht ohne Erlaubniß des Vorstehers verlassen. Sie speisen nur einmal und bereiten sich selten ihr Essen. Etliche ziehen früh morgens mit einem schwarzen oder blauen Kasten durch die Straßen der Stadt. Dahinein thun milde Geber gekochten Reis, getrocknete Fische oder Früchte. Das wird zu Mittag von den Priestern verzehrt; die Ueberreste der Mahlzeit kommen an die Armen und die Kinder, welche Unterricht genießen.

---

*) Während des Krieges vom Jahre 1825 diente dieser Tempel den Engländern als militärischer Posten, und die oberen Plattformen waren mit Kanonen besetzt. An der Südseite des Tempels fand sich in einem vergoldeten carmoisinrothen Gezelt ein ungeheures Bild des Gautma, so groß, daß ein Officier sein Ruhebett grade auf die linke Hand desselben stellen konnte. So berichtet der englische Lieutenant Alexander.

Am 25. Mai kam der Mäwun von Pegu mit seiner Familie und einem starken Gefolge, um uns an den Hof nach Ummerapura zu geleiten. Kurz vor unserer Abreise erging von dort her ein Befehl, der Aufsehn erregte. Der Kaiser von China hatte nämlich den birmanischen König wissen lassen, er wünsche noch vor seinem Tode ein Krokodil und ein Nashorn zu sehen. Es sollten daher zwanzig Krokodile und eben so viele Nashörner gefangen und lebendig nach Peking geliefert werden. Sogleich schickte man die Elephantenjäger in die Wälder und die Fischer an den Fluß. Letztere hatten auch bald ihre Zahl zusammen, da diese Unthiere sich daselbst schaarenweise aufhalten. Sie wurden in eigends dazu eingerichtete Kähne gebracht, um sie zu Wasser weiter zu befördern. Die Nashornjäger hatten kein Glück; denn das Einfangen der alten Nashörner ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, erheischt auch große Vorsicht, da das Nashorn außerordentlich fein spürt und in seiner Wuth Alles zerstört. Gewöhnlich suchen die Jäger eine Mutter mit ihrem Kalbe zu überraschen, wenn sich beide gelagert haben. Das alte Thier wird dann zwischen den Ohren oder an einer andern verwundbaren Stelle geschossen und erlegt, das junge aber gefangen und aufgezogen.

Wir fuhren am 30. Mai in sechs schmalen Böten ab, welche zur Erhaltung des Gleichgewichts mit Auslegern versehen waren. Es ging an mehreren Dörfern, kleinen Städten und Klöstern vorüber; doch im Ganzen war die Gegend wenig bebaut. Einige Felder trugen Indigo. Man gewinnt daraus den blauen Färbestoff ohne viele Mühe. Die Stengel werden nämlich in einem alten, mit Wasser gefüllten Nachen eingeweicht, und die daraus herfließende Farbe wird so in ihrem verdünnten Zustande gebraucht. — Unterhalb Prome strandete unser Lastboot. Die Strömung hatte es gegen einen Felsen geschleudert; fast sämmtliches Gepäck ward durchnäßt, manches verdarb, einiges ging verloren. Die Stadt soll größer wie Rangun sein, eine Art Festung beschützt sie. Die Bevölkerung gerieth in verwundernde Bewegung ob unserer fremdartigen Erscheinung. Die Männer glotzten mit weit aufgerissenem Munde, die Weiber lachten und schlugen die Hände zusammen, die Kinder liefen in Schaaren

hinter uns her. Wir sahen Steinmetzen, welche Urnen für die Tempel ausarbeiteten. Nahe dabei war ein Elephanten-Park mit luftigen Ställen zum Schirm gegen Unwetter. Zwei Tagereisen oberhalb Prome liegt die Stadt Miadäh, die dem uns begleitenden Mäwun gehörte. Wir folgten seiner Einladung, einige Tage daselbst zu verweilen. Er ließ auf der Stelle eine Wohnung für uns am Ufer aufschlagen; sechzig Arbeiter vollendeten das Werk innerhalb vier Stunden. Das Haus enthielt drei Zimmer und eine offene Halle: alles aus Bambus, Rohr und Binsen zusammengefügt. Es stand drei Fuß hoch über der Erde; die Festigkeit konnten wir bei einem schweren Ungewitter erproben, das wir darin ausstanden, ohne von Sturm und strömendem Regen etwas zu leiden. Dabei war es so leicht, daß es beim Einsturz vielleicht keinem Schooßhunde geschadet hätte. Die Umgebungen erfreuten uns durch ihre landschaftlichen Reize. Aus den benachbarten Hainen schauen Klöster und Tempel hervor. Der Mäwun besitzt in der Nähe ein Landhaus mit einer Pflanzung des Betels, einer Pfefferstaude, deren Blüthen bekanntlich in ganz Südasien sammt den Nüssen der Areka-Palme gebaut werden. Diese Nüsse, so groß wie Taubeneier, werden bald reif, bald unreif abgepflückt, abgekocht, in Kalk gelegt, zerschnitten und mit dem Betel gekaut. Der Athem wird dadurch wohlriechend, die Zähne aber schwarz.

Während unseres Aufenthaltes in Miadäh besuchten uns viele Vornehmen. Sie ließen sich jedesmal erst anmelden, traten darauf gebückt ein, hockten auf die Fersen nieder und überreichten ein Geschenk an Früchten, das ich bei den Frauen mit musselinen Kopfbinden, bei den Männern mit seidenen Schnupftüchern erwiederte. Der Mäwun schickte mir täglich Früchte, Fische und Milch. Auch Wildpret, Hühner und Ziegen fehlten nicht; aber Rindfleisch gab es nicht, obgleich ein Ochse hierorts nur zwei Thaler kostet. Man rieth mir wohl, einen Ochsen zu erschießen; doch mochte ich nicht wagen, das religiöse Gefühl des Volkes zu verletzen. Schafe hält man nicht, dagegen hat man viel reich milchende Ziegen. — Auf einem Spaziergange begegneten uns achtzehn Frachtwagen. Jeder wurde von sechs Büffeln gezogen, und jeder Büffel hatte eine Glocke am Halse.

Unter dem Plan von bunten Linnen befanden sich außer den Waaren auch die Weiber, Kinder, Affen, Katzen und Papageien der Fuhrleute. Des Nachts schließen sie einen Kreis und zünden ein Feuer darin an, um die Tiger abzuhalten. Späterhin sahen wir auch Mädchen mit Büffeln im Galopp fahren. — Wie man hin und wieder in den katholischen Kirchen Steine antrifft, worin die Fußtritte der Heiligen eingedrückt sind, so auch hier. Wir sahen einige überdachte Granitplatten mit den Fußtritten des Hauptgottes Gautma oder Buddha, mit vielen Sinnbildern verziert. Da man nun auf Ceylon einen ähnlichen Stein verehrt, so glauben die Leute, der Gott habe mit einem Fuße in Hinterindien, mit dem andern auf Ceylon gestanden.

Wir reis'ten weiter und kamen nach zwei Tagen zu der hübschen Stadt Longi, wo der Fluß sich in zwei Arme theilt, jeder 500 Ellen breit. Da ein Kind des Mäwun erkrankte, so mußten wir wieder Rast machen. Die sämmtlichen Aerzte der Umgegend kamen herbei; ein Eilbote mußte aus der Hauptstadt Medicin und noch einen Arzt holen. Doch ward außer Kräuterthee weiter nichts angewendet als Beschwörungsformeln. Die Eltern des Kindes knieten fast Tag und Nacht am Bette desselben. Wir aber benutzten die Zeit zur Jagd auf der schönen Insel und würden wohl viel Wild erlegt haben, wenn uns die Spuren der Tiger nicht von dem Eintritt in's Dickicht abgehalten hätten. Ich besuchte eins der Klöster. Eine Menge vergoldeter Buddha-Bilder stand auf einer Bank, und da man grade ein Fest feierte, so verrichteten viele Leute ihre Andacht. Der Prior des Klosters saß auf einem hohen Gerüst und äußerte seine Verwunderung über unsre fremde Tracht. Er überreichte mir ein Blatt, welches mit einem frommen Spruche beschrieben war.

In Longi kam zu uns die erste Botschaft vom königlichen Hofe. Ein eingeborener Portugiese Namens Dsansi, früher einmal wegen Seeräuberei bei den Engländern angeklagt, bekleidete seit lange in Rangun das Amt eines Hafenaufsehers und Oberzolleinnehmers, obgleich er weder schreiben noch lesen kann. Während unserer Anwesenheit daselbst befand er sich zufällig in der Hauptstadt und ward uns jetzt von da aus entgegengeschickt. Er

erschien in einem Prachtboote, das von uniformirten Ruderknechten bewegt wurde. Sein Aufzug sah lächerlich aus. Er trug einen langen mit Gold besetzten Sammetrock, dazu einen breitkrämpigen goldbetreßten Hut. Seine Manieren hielten die Mitte zwischen Europa und Asien. Er sagte mir, der große Staatsrath (Lotu) habe ihn abgesandt, mich zu bewillkommnen und mir zu melden, daß drei Officiere auf des Königs Befehl mich sieben Tagereisen vor der Hauptstadt begrüßen würden und daß der König eins seiner Böte, von zwei Kriegsböten gezogen, dahin entgegenschicke. Die Auszeichnung, von andern Böten gezogen zu werden, gründet sich darauf, daß der Gezogene zu vornehm ist, um zugleich mit Ruderknechten am Bord sein zu können.

Auf unserer ferneren Tour passirten wir eine ansehnliche Handelsstadt, Migeung-jä, d. i. Krokodilenstadt. Es ankerten hier über hundert große und viele kleine Böte, welche Reis, Zwiebeln, Knoblauch und Oel für die Hauptstadt führten. Die nettgebauten Meierhöfe der Umgegend hatten sämmtlich einen umzäunten Viehhof; Hecken bildeten die Einfassung der Reis- und Gemüsefelder. Ein Dorf hieß „Dorf der goldenen Böte". Es wird nämlich durchweg von königlichen Schiffern bewohnt. Alles aber, was dem Könige zugehört, prangt mit dem Beinamen „golden". So sagt man: „Er kommt von den goldenen Füßen", d. h. vom König; „das hat das goldene Ohr erreicht", d. h. der König hat es gehört. Das Gold cursirt hier auch nicht als Münze, sondern dient nur als Schmuck zu Geräthschaften, namentlich bei Tempeln. — Oberhalb jenes königlichen Dorfes legten wir bei Jainangium, d. i. Steinölbucht, an. Eine Meile ostwärts von diesem Punkte giebt es nämlich sehr berühmte Steinölbrunnen, welche nicht nur ganz Birma, sondern auch viele Gegenden Indiens versorgen. Wir fanden dort viel versteinertes Holz, und man versicherte uns, daß oft selbst die Baumblätter versteinert würden. Die ganze Bucht war mit Oel ladenden Fahrzeugen besetzt. Ungeheure Haufen irdener, mit Oel gefüllter Krüge standen am Ufer, wie die Kugeln in den Festungen aufgethürmt, und ringsumher wohnen Töpfer, die nichts als Oelkrüge verfertigen. Der Geruch dieses Oels ist widrig, die Farbe dunkelgrün, und wohin wir den Fuß setzten,

traten wir in Oel, weil beim Ab- und Einladen nicht selten die Gefäße zerbrochen werden. Die Steinölbrunnen selbst liegen in einer sandigen Gegend. Die Zahl beläuft sich auf mehrere Hunderte. Sie gleichen den gewöhnlichen Bergschachten und sind mit Holz ausgesetzt. Um sie weniger tief zu haben, schaufelt man oben einen Kessel aus und bahnt nach den Brunnen hin einen Stufengang. Das Oel wird vermittelst eines wasserdichten, an einer Winde hängenden Korbes geschöpft. Das Graben eines Brunnens hat seine Schwierigkeit, sofern die untern Lagen aus hartem Gestein bestehen und die in der Tiefe aufgehäufte Stickluft nicht selten Arbeiter tödtet. Erschöpft sich ein Brunnen, so wird er entweder vertieft oder ein neuer Schacht in die Erde getrieben, bis man die Oelquellen erreicht. Die meisten Brunnen sind vier Fuß weit und dreißig Klafter tief. Die gefüllten Krüge werden neben einander in Körbe gebracht und diese auf Ochsenwagen befördert. Dreihundert Krüge kosten an Ort und Stelle nur 25 Sgr. Preußisch. Man gebraucht das Oel, unstreitig als wohlfeilsten Lichtstoff, zu Lampen, zur Bestreichung von Holzwerk, namentlich an Böten, dann auch als Arzenei bei Hautausschlägen und Erkältungen. Bei Pegu findet sich ebenfalls Steinöl, aber nur auf dem Wasser schwimmend.

Unsere weitere Fahrt berührte mehrere bedeutende Handelsstädte, wo wir die hiesigen Seidenmanufakturen kennen lernten; diese liefern aus chinesischer Seide starke Zeuge von schönen hellen Farben. Je mehr wir nach Norden vorrückten, um so dichter ward die Bevölkerung, und jeder Hügel hatte seinen Tempel. Als Doctor Buchanan zum Botanisiren an's Land ging, fand er einen Stier, der von einem Tiger so eben erlegt, aber durch Bauern demselben wieder abgejagt war. Man zog dem Thiere nur die Haut ab; um das Fleisch aber kümmerte sich Niemand, da dasselbe nicht gegessen wird.

In der Stadt Niunda, wohin wir den 9. Juni gelangten, erwarteten uns die Abgeordneten aus der Hauptstadt. In einem mir zu Ehren errichteten Gebäude wurde ich von den birmanischen Herren mit großer Ehrerbietung empfangen. Die Hauptpersonen waren ein Wundok oder Staatsrath zweiten Ranges, zwei Statthalter und ein General. Alle trugen den

Tsabo, d. i. die Adelskette. Den Beschluß unserer Unterhaltung machten Spielleute und Tänzerinnen. Die kleinen und großen Trommeln, die indianischen Guitarren, Harfen und Geigen nebst Clarinetten betäubten und zerrissen unsere Gehörorgane. Die Tänzerinnen stellten die Tänze verschiedener Nationen dar. — Wir besuchten von hier aus die Stadt Pegam, einst die Residenz einer Reihe von Königen. Die Kaufläden enthielten besonders lackirte Waaren, Dosen, Schalen und dergleichen. Der Firniß zeichnete sich durch Feinheit aus; die Malerei bestand in Figuren und Blumen. In den Buden der Lebensmittel standen außer frischen Fischen auch todte Eidechsen feil, für die Birmanen ein Leckerbissen; Fleisch von Säugethieren oder Vögeln fehlte. In einer Vorstadt preßten Leute aus Sesam-Samen Oel. Zu dem Ende wurden an zweihundert Mühlen durch Ochsen in Thätigkeit gesetzt.

Das königliche Boot, welches uns nun aufnahm, enthielt drei kleine niedliche Zimmer; Fußteppiche bedeckten den Boden, Kattune die Decken und Wände. Unter den Ruderern der Kriegsböte ähnelten einige den Bengalen, und ich erfuhr, daß sie Cassayer und bei Gelegenheit eines Einfalles der Birmanen in ihr Land mitfortgeführt wären. Es kommt nämlich in Asien häufig vor, daß in Kriegen der Eroberer aus den Ländern, die er nicht zu behalten gedenkt, eine Menge junger Mannschaft mit sich nimmt, um so das eigene Gebiet stärker zu bevölkern. Man erinnere sich des babylonischen Exils der Juden! — Oberhalb Niunda erhebt sich das östliche Stromufer bis hundert Fuß über den Wasserspiegel. Wir erblickten in dem Fels einige thürartige Oeffnungen, vormals die Eingänge zu Einsiedler-Grotten, für welche man die nothwendige Nahrung hatte an einem Seile von oben herablassen müssen. Der Strom dehnte sich an einigen Stellen eine halbe bis eine volle deutsche Meile aus. Die Bodencultur wurde sichtbar besser, die Volksmenge nahm zu. In der Stadt Sumei-Kium, an der wir vorüberfuhren, befindet sich die bedeutendste Salpeter- und Pulverfabrik des ganzen Königreiches. Weiterhin sahen wir Tabakspflanzungen und eine Menge Ziegelöfen. Die zahlreich prangenden Tempel, so wie herrliche Inseln, mit Dörfern und Städten besetzt, verliehen der

Landschaft einen eigenthümlichen Reiz. In einer kleinen Stadt Sandacht, d. i. Elephantendorf, und in der Umgegend wohnten nur Elephantenaufseher als Diener des Königs, der allein das Vorrecht hat, Elephanten zu halten und darauf zu reiten. Der König ertheilt Andern das Recht als eine besondere große Ehre. Zuweilen wird Einer dadurch auch in's Verderben gestürzt, sofern ihn die Elephanten arm fressen. Man erzählt, daß die asiatischen Herrscher die ihnen zu mächtig scheinenden Großen mit einer Anzahl Elephanten beschenken, welche diese aus Rücksicht auf den Geber prächtig halten müssen. Auf solche Weise wird ihr Vermögen verringert und ihr Einfluß geschwächt. Der birmanische König soll 6000 Elephanten besitzen.

Widriger Wind und die Fülle des Wassers im Flußbett hielt unsere Fahrt vor Ava sehr auf; denn der Strom hatte jetzt seine periodische Ueberschwemmung, die, wie beim Nil, durch Gebirgswasser erzeugt wird und das regenarme Land mit Fruchtbarkeit tränkt. Um der reißenden Strömung auszuweichen, fuhren wir auf dem Ueberwasser zwischen Bäumen, Gebüschen und Schilf. Ava, die ehemalige Hauptstadt des Birmanen-Reiches konnten wir nur flüchtig in Augenschein nehmen. Man unterscheidet die obere und untere Stadt; letztere hat einen Umfang von anderthalb Stunden, die erstere ist kleiner. Eine dreißig Fuß hohe Mauer und ein breiter Graben dienen als Festungswerke. Aber überall kommt der Verfall zum Vorschein. Epheu umwuchert das Gemäuer, Gebüsch unterwurzelt die Fundamente. Bei Verlegung der Residenz nach Ummerapura wurden die besten hölzernen Häuser dahin versetzt; an der Stelle derselben scheinen nun Platanen nebst Bambusrohr über Dornen und Gräser zu regieren. Fledermäuse bewohnen eine große Masse verwitternder Tempel. Diese reißt man nie ein; man baut sie nur auf und überläßt die Zerstörung der unbenutzten der alsbald mit Macht eindringenden Natur. Einen freundlichen Gegensatz gegen das traurig öde Ava bildet auf dem entgegengesetzten Ufer die Stadt Tschahagaing, früher auch einmal Königssitz. An einer schroffen Anhöhe zwischen zwei Bergseiten mit Schneckengängen und stattlichen Tempeln liegend, erschien sie uns in der Sonnenbeleuchtung um so schöner, als der weite Spiegel des angeschwollenen

Stromes einen glänzenden Vordergrund dazu abgab. Gleich nachher tauchte das im Flachland erbaute Ummerapura aus den Gewässern empor. Die Wogen schienen es überwältigen zu wollen, und die zahlreichen hin und her fahrenden Böte bildeten einen beweglichen Kranz um die Mauern. Eine jenseits sich hinziehende Hügelkette beherrschte das anmuthige lebensvolle Gemälde. Die birmanische Hauptstadt liegt eigentlich nicht am Strome selbst, sondern an einem damit in Verbindung stehenden See. Auf der anderen Seite des Sees hatte man nahe bei einem Dorfe für uns im Schatten eines Palmenhaines eine Wohnung eingerichtet. Bei unserer Ankunft wurden wir von mehreren hohen Beamten empfangen. Ich erfuhr, daß der König augenblicklich auf einem Sommersitz verweile, aber demnächst zurück erwartet werde. Man bedeutete mich, die Stadt nicht zu besuchen, da es der Landessitte zuwider sei, wenn ein Gesandter vor seiner feierlichen Audienz ausgehe, inzwischen könnte ich mir ja auf der Seite des Sees, wo unser Haus stehe, nach Belieben Bewegungen machen, welche die Europäer zu lieben pflegten; doch erhielt ich den freundschaftlichen Rath, mich nicht zu weit zu versteigen, da das Weitgehen mich in den Augen des Volkes herabsetze.

Unsere Wohnung ließ nichts zu wünschen übrig. Meine zwei großen Zimmer waren auf's beste mit Teppichen belegt; Tische und Stühle hatte ich selbst mitgebracht. Die Häuser für meinen Secretair und den Doctor standen nahe bei. Kleinere abgesonderte Hütten nahmen die Garden und das übrige Gefolge auf. Ein Bambuszaun umgab das Ganze. An den beiden Eingängen waren Schuppen für die birmanischen Wachen angebracht. Mit Reis, Butter, Gemüse, Gewürz, Salz, Tamarinden-Muß, Brennholz, Kochtöpfen und anderen Bedürfnissen versorgte man uns im Ueberfluß. Mein Gefolge erhielt ein Geldgeschenk, um sich nach Belieben Tabak, Betel und andere Kleinigkeiten zu kaufen. Da jeder höhere Beamte dieses Reiches einen öffentlichen Audienzsaal besitzt, worin er alle amtlichen Verordnungen dem Volke verliest, so wurde auch vor meinem Hause ein solcher Saal errichtet. Ueberhaupt ist es ein eigenthümlicher Zug der birmanischen Verwaltung, daß große Oeffentlichkeit darin herrscht

und alle Geheimnißkrämerei daraus verbannt ist. Am Rande des Haines befanden sich auch Häuser für drei chinesische Abgeordnete, die etwa zwei Monate vor uns eingetroffen waren. Ihre Nachbarschaft konnte uns nicht gerade angenehm sein. Sie führte nämlich eine Musikbande mit sich, die unsere Gehörwerkzeuge mit dem schrecklichen Getöse ihrer Trommeln, Cymbeln, Hackebretter und Blasehörner den ganzen Tag über peinigten. Sie verließen ihre Wohnung nur, um in der Abendkühle an den Ufern des Sees ihre Pfeife zu rauchen. Wir dagegen hatten gewöhnlich schon vor dem Frühstück zu Fuß oder zu Pferde eine Meile zurückgelegt. Eine Ehrenwache von sechs bis acht Soldaten begleiteten uns auf allen unseren Wegen, und die uns begegnenden Eingeborenen warfen sich vor uns auf die Erde nieder. Hinter unserem Haine breitete sich eine große Ebene aus, und schroffe Gebirge begrenzten den südwestlichen Horizont. In den Dörfern der Umgegend wohnten viele Cassayer. Sie zeichnen sich vorzüglich im Gartenbau und in der Landwirthschaft aus, bringen auch nach der Hauptstadt das meiste Gemüse, namentlich Hülsenfrüchte und Zwiebeln. Allmorgendlich ruderten Weiber, von einem Manne begleitet, mit Früchten über den See. Gegen Abend kehrten sie dann heim, indem sie Chorgesänge anstimmten.

Unserm Leben bei Ummerapura ging keine Gemächlichkeit ab. Man ließ es uns an nichts fehlen. Außer dem, was wir vom Hofe erhielten, schenkte uns jeder Besuchende Früchte, Blumen, Reis oder Weizen. Ich gab als Gegengeschenk Eingemachtes, Backwerk und Thee. Man brachte uns auch Honigscheiben, die an Bambus-Schößlingen hingen, und sagte mir, es gäbe in den Wäldern eine große Menge wilder Bienen, und das Wachs derselben sei ein bedeutender Handelsartikel.

Das Abbrennen mehrer Schwärmer verrieth uns die Ankunft des Königs. Eine Mondfinsterniß, welche man hier einem bösen Geiste zuschreibt, bewirkte indeß einen Aufschub aller Staatsgeschäfte. Nach diesem unseligen Ereignisse wurden die Sterndeuter versammelt, um den günstigsten Tag für unsere Audienz zu ermitteln; sie brachten heraus, es sei der 20. August. Zu dem Ende ward erst eine Abschrift und eine Uebersetzung von

meinem Gesandtschaftsschreiben angefertigt, welches ich dem Könige überreichen sollte. Auch machten mehrere vornehme Beamten mir feierlichst ihre Aufwartung; darunter befand sich der oberste Elephantenmeister, der dort keine geringere Rolle spielt, als bei europäischen Höfen der oberste Pferdemeister oder Hofmarschall. Alle diese Herren waren sehr geschmackvoll in Sammet und geblümten Atlas gekleidet und mit der Adelskette geziert. Sie gingen in weitärmeligen Kleidern, und taftene hellgrüne Kappen, bei den vornehmsten mit Goldblättern umflochten, bedeckten das Haupt. Ein zahlreiches Gefolge trug Betelbüchsen, Wasserflaschen, Trinkgeschirre und Spuckbüchsen. Ich setzte ihnen Thee und Eingemachtes vor. Letzteres verschmähten sie, ersteren tranken sie gleich den Chinesen ohne Milch und Zucker. Am Vorabend unserer Audienz wurden die Bestimmungen in Betreff der Rangesordnung verhandelt und mir angezeigt, daß Keiner mit Waffen im Palast erscheinen dürfe. Unsere Geschenke, bestehend in Spiegeln, schönen Glaswaaren, feinem Tuch und anderen Zeugen nebst einer Electrisirmaschine wurden in Kisten gepackt.

Am Audienzmorgen holte man uns nach dem Frühstück ab, alle stattlich gekleidet, so daß wir einen glänzenden Zug ausmachten. Drei Kriegsböte fuhren uns in zwanzig Minuten über den See. Eine gedrängte Masse Neugieriger stand am Landungsplatze. Einige Beamte, so wie einige Elephanten und Pferde erwarteten uns. Für mich war ein Elephant zugerüstet, wodurch ich in einige Verlegenheit kam, da die hiesige Sitte erheischt, daß der Reitende auf dem Nacken des Riesenthieres sitzt und es selbst lenkt. Meinen beiden europäischen Begleitern wurden Pferde vorgeführt. Der Zug bildete eine lange Reihe; voran gingen die Birmanen, dann kamen wir, zuletzt die Chinesen. Langsam bewegten wir uns nach der Stadt zu. Die von uns zu passirenden Straßen hatte man frisch geweißt, auch mit Blumen und Zweigen geziert. Kaum konnten wir uns durch die Schaaren der Zuschauer hindurchzwängen. Sobald wir uns näherten, hockten alle auf die Fersen nieder und verharrten in dieser Stellung, bis wir vorüber gezogen waren. Die Straßen durchschnitten sich in rechten Winkeln. Unter den Gebäuden bemerkten wir nur zwei aus Backsteinen, die Fremden gehörten.

Vor der Stadtburg wohnten lauter Silberarbeiter, deren Waaren in großer Mannigfaltigkeit zur Schau gestellt waren. Wir zogen durch die mit Schießscharten versehene Burg, deren Wälle zwanzig Fuß emporstiegen. Nachdem wir einen dahinter gelegenen Marktplatz überschritten, mußten wir von unseren Thieren absitzen und eine Verbeugung gegen den königlichen Palast machen. Man führte uns in den königlichen Audienzsaal, Rhum genannt, vor dem wir unsere ausgezogenen Schuhe stehen ließen. Bald nach uns erschien der feierliche Zug der Prinzen; zuerst der Prinz von Pegam auf einem mächtigen Elephanten, den er selbst lenkte. Ein hinter ihm sitzender Diener schützte ihn mittelst eines Sonnenschirmes gegen die Sonnenstrahlen. Ihm voran gingen gegen funfzig Soldaten mit Flinten und einige Lanzenträger, an deren Lanzen goldene Quasten hingen. Die anderen Prinzen folgten; zuletzt der Kronprinz. Vor ihm her marschirten einige hundert Mann Fußvolk, sämmtlich in derselben Uniform und gleichem Waffenschmuck. Cassayische Reiter, Herolde mit vergoldeten Stäben, viele Officiere mit vergoldeten Helmen und eine Menge Hofbeamte, alle mit der Adelskette, verherrlichten die Scene. Der Kronprinz ward in einer Prachtsänfte getragen. Nebenher ging ein Edelmann mit einem Sonnenschirm, so wie sechs cassayische Sterndeuter in weißen Röcken und weißer Kopfbedeckung. Elephanten und Rosse beschlossen den Aufzug. Nach zweistündigem Verweilen im Rhum betraten wir den großen Versammlungssaal, worin der Hof seine ganze Pracht entfaltet hatte. Sieben und siebenzig in elf Reihen geordnete Pfeiler stützten die Decke dieses Saales, der in der Mitte 35 bis 40 Fuß hoch, an den Seiten aber niedrig ist. Im Hintergrunde sieht man ein vergoldetes Gitter und darin eine Thür zum Thron, der aber nur dann sichtbar wird, wenn der König in Person erscheint. Dem Throne zunächst saßen die Prinzen, der Kronprinz auf einem Sessel, die übrigen auf feinen Matten mit gekreuzten Beinen. Der mittlere Raum zwischen dem Eingange und dem Thron bleibt stets leer, damit die Blicke Sr. Majestät beim Sitzen nicht etwa auf mißliebige Personen fallen. Wir wurden höflich erinnert, unsere Füße nach dem Beispiel der Andern so zu legen, daß die Fußsohlen sich nicht gegen den

Thron, sondern nach den Seiten hin richteten. Bald nachdem wir eingetreten, erschienen acht Brahminen in weißer Tracht. Sie stellten sich im Kreis um das Throngitter und beteten in einem wohlklingenden Ton ein langes Gebet. Ein Ceremonienmeister warf sich darnach dreimal auf den Boden vor dem Thron, las unser Schreiben vor, that an mich einige Fragen und ließ dann vor uns in Silber, Glas und Porzellan etwa hundert Gerichte stellen; diejenigen, von denen wir aßen, fanden wir sehr schmackhaft. Die Uebrigen nahmen daran keinen Theil. Nachdem wir wohl eine halbe Stunde in dem großen Saale verweilt hatten, gingen wir ab, ohne den König gesehen zu haben. Wir mußten in dem Rhum so lange warten, bis die Prinzen sich wieder entfernt hatten, der Kronprinz an der Spitze des heimkehrenden Zuges; denn so wie beim Kommen der Niedrigste zuerst erscheint, so ist der Niedrigste beim Weggehen der Letzte.

Von dieser Zeit an konnte ich gehen, wohin ich wollte, und mitgegebene Begleiter mußten mir Alles erklären. In den folgenden Tagen besuchten wir den Kronprinzen, der dem Könige am nächsten steht, dann die Mutter der Königin und die Prinzen. Dabei lernten wir die Stadt näher kennen. Alle Straßen sind grade und zum Theil mit Bäumen bepflanzt, alle Häuser sind von Holz, mit Ziegeln gedeckt und durch Wassergefäße auf dem Dache gegen Feuersgefahr gesichert. Schöne Elephanten und Pferde, Seiltänzer, Tänzerinnen und Gaukler scheinen wesentliche Stücke der birmanischen Hofpracht zu sein. Bei der Königin Mutter wurden wir in einen hohen Saal geführt, an dessen Ende ein fünf bis sechs Fuß hoher, von einem niedlichen Geländer eingefaßter Vorsprung sich befand. Rings um denselben saß eine Versammlung von Damen und Herren, innerhalb desselben aber erwartete ein großes Kissen von blauem Sammet mit goldenen Franzen, worüber ein Baldachin schwebte, die königliche Frau. Gestützt auf zwei Dienerinnen, trat sie ein, indeß eine dritte die Schleppe trug. Das Haupt war unbedeckt, und ihr weißes Haar wallte lang von den Schultern herab. Ein weißes Gewand umfloß ihre Glieder, und nur oberhalb der Schultern bemerkte man Goldstickerei. Zwei ihrer Frauen traten vor sie

hin, indem sie mit langen vergoldeten Fächern ihr Kühlung zufächelten. Sie that an uns verschiedene Fragen und sagte unter Anderm, sie würde Gott bitten, daß wir ihr Alter erreichen möchten, indem sie bemerkte, sie sei nun 72 Jahr alt. — Den Sereda oder obersten Geistlichen von Ummerapura, der nach den Prinzen den ersten Rang im Lande behauptet, besuchten wir während seines Aufenthaltes in einem königlichen Kloster. Dies zeichnete sich durch den Reichthum seines Innern aus. Ueberall strahlte uns gediegenes Gold entgegen. Der Sereda empfing uns in der Haupthalle des Gebäudes, einem vergoldeten Gautma-Bilde gegenüber auf einem Atlas-Teppich sitzend, gelehnt an einen Pfeiler. Ein Kreis von Priestern umgab ihn, alle in vorgebeugter Stellung und mit gefalteten Händen, gleich Bittenden, sitzend. Der Sereda allein schaute freien Blickes um sich; auch sah er nicht mager und ernst aus, wie die meisten birmanischen Priester, sondern wohlbeleibt und heiter. Ich schenkte ihm gelbes Tuch und vergoldete Wachskerzen. Auf meine Verwunderung über den Glanz der Räume äußerte er, das mache keinen Eindruck auf ihn; er lebe auf der Erde gleich einem Einsiedler. Späterhin besuchten wir die eigentliche, etwa eine Stunde von der Hauptstadt entfernte Residenz des Sereda. Diese übertrifft an Pracht und Größe alle übrigen kirchlichen Bauwerke und kann in ihrer Art einzig genannt werden, wenn gleich sie nur aus Holz aufgeführt ist. Ein förmlicher vergoldeter Säulenwald erhebt sich gegen sechzig Fuß gen Himmel, und der unermeßliche Aufwand an Gold sowohl im Aeußeren, als im Inneren des Heiligthums erinnert an den salomonischen Tempel. Der Geschmack des schwer zu beschreibenden Ganzen kann freilich dem gebildeten Europäer nicht gefallen. Die umgebenden zahlreichen Höfe enthalten kleinere Tempel mit Bildsäulen. Darunter zeigte man uns einige Rakus oder indische Teufelsbilder aus Erz. — Wir besahen auch die königliche Bibliothek, welche hauptsächlich aus religiösen Büchern besteht. In einem viereckigen Saal sind nämlich eine Menge lackirter und vergoldeter Kisten aufgestellt mit Büchern, deren Titel man auf jeder Kiste verzeichnet hat. Wir bewunderten da vorzüglich schöne Handschriften auf dünnen Blättern von Elfenbein, deren

Band mit Goldblumen verziert war. — Im Uebrigen benutzten wir unseren Aufenthalt in Ummerapura, um unsere schon unterwegs eingesammelten Nachrichten über Land und Volk zu erweitern. Im Folgenden theilen wir das Wesentlichste davon mit.

Die Birmanen verehren den Gautma oder Buddha und leiten ihre Religion von Ueberlieferungen aus der Insel Ceylon her. Sie glauben an eine Seelenwanderung und an eine Vergeltung nach dem Tode. Ihre Gesetze sind durch Offenbarung des höchsten Gottes dem Propheten Menu in 300,000 Versen mitgetheilt und später von den alten Weisen mit Erläuterungen versehen. Darin kommen auch, wie bei uns im Mittelalter, Ordalien oder Gottesurtheile durch Feuer- und Wasserproben vor. Manches Sinnige vereinigt sich da mit Unsinnigem. So heißt es in dem Gesetzbuch: „Ein weiser Fürst ist seinem Volke so theuer, wie ein Arzt dem Kranken, wie die Muttermilch dem säugenden Kinde, wie der Vollmond in einer Winternacht. — Die Strafe desjenigen, welcher ein ungerechtes Urtheil fällt, soll größer sein, als wenn er tausend Frauen, tausend Priester oder tausend Pferde umgebracht hätte.“ Die zehn Gebote dieses Volkes lauten: 1. tödte kein Thier, 2. stehle nicht, 3. treibe nicht Ehebruch, 4. lüge nicht, 5. zanke nicht, 6. zürne nicht, 7. schwatze nichts Albernes, 8. begehre nicht des Nächsten Gut, 9. ersehne nicht des Nächsten Tod, 10. glaube nicht an falsche Götter. — Ein birmanischer Oberpriester äußerte sich über die Sittlichkeit des Wandels also: „Wer stirbt, ohne sich auf Erden das Verdienst guter Thaten erworben zu haben, gleicht einem Wanderer, der ohne Lebensmittel durch unwirthbare Wüsten reist, einem Manne, der ohne Waffen sich in eine Gegend wagt, worin Räuber und wilde Thiere hausen, oder auch dem, der in einem kleinen lecken Boot über einen mächtigen wildwirbelnden Mahlstrom setzen will. — Wer sich von den fünf Werken des Fleisches oder den Vergnügungen der Sinne hinreißen läßt, gleicht einer Motte, die ein Licht so lange umflattert, bis sie in der Flamme ihren Tod findet; er gleicht einem Thoren, welcher auf der Spitze eines Schwertes etwas Honig sieht und gierig darnach haschend, sich das Schwert in das Haupt stößt.“ Wunderlich

erscheint in dem Gesetzbuch die Bestimmung, daß dem Fürsten im Himmel Wohl und Weh des Landes soll zum sechsten Theil angerechnet werden. Den Diebstahl bestraft man das erste Mal mit Brandmarkung auf der Backe, das zweite Mal mit Abhauen eines Armes, das dritte Mal mit dem Tode.

Der birmanische Hof ist glänzend ohne Verschwendung, zahlreich und wohlgeordnet. Auf die königliche Familie folgen die vier Wungi's (wörtlich: Lastenträger) oder Staatsminister. Diese bilden sammt vier Beisitzern, welche aber keine entscheidende Stimme haben, den täglich sich versammelnden Staatsrath. Höher stehen die vier Minister des Innern, die eigentlichen Kabinetsräthe des Königs, denen ein Veto gegen die Beschlüsse der Staatsminister eingeräumt ist. Der Adel erscheint hier zu Lande als eine Last, denn er wird mit Ketten bezeichnet. Der gewöhnliche Edelmann trägt drei Ketten von glattem Draht, der Baron drei Ketten von geflochtenem Draht, der Graf, Standesherr und Fürst sechs, neun und zwölf Ketten, der König vierundzwanzig. Nach dem jedesmaligen Stande bestimmt sich die Gestalt der Häuser, die Form der Kleidung und ihrer Verzierungen, der Stoff der Betelbüchsen, die entweder von Gold oder Silber oder von Holz sind. Die Hoftracht ist sehr kostbar. Ein sammetnes oder geblümtes Atlasgewand reicht bis zu den Knöcheln und hat einen offenen Kragen nebst weiten Aermeln. Ueber dasselbe hängt ein fliegender Mantel von den Schultern herab. Gestickte Kappen bedecken das Haupt. Die Ohrringe bestehen oft aus drei Zoll langen Goldstäbchen, oft aus Goldplatten von solchem Gewichte, daß dadurch das Ohrläppchen zwei Zoll tief niedergezogen wird.

Der Birmane nähert sich in seinem ganzen Wesen mehr dem Chinesen, als dem eigentlichen Indier. Sein schwarzes Haupthaar läßt er lang wachsen; den Bart reißt er sich aus. Von Natur ist er groß, stark und wohlgebildet bis auf die meistentheils platte Nase. Bei seinen Arbeiten verbindet er Ausdauer mit Geschicklichkeit. In die Schenkel und Fersen ritzt er sich allerlei Zeichnungen von Thieren und Zauberbildern, welche bei ihm die Stelle eines Amuletes vertreten. Beide Geschlechter haben eine kupferige Farbe, zeichnen sich durch Lebhaftigkeit und

Neugier aus, rauchen beständig Cigarren, können fast durchweg lesen und schreiben, und sind, da ihnen eine Menge Vorurtheile abgehen, eines höheren Grades der Bildung fähig, als viele andere asiatische Völker. Die Kinder beweisen den Eltern ihre größte Ehrfurcht, diese lieben die Ihrigen auf's Zärtlichste. Alten, Kranken, Schwächlichen und Gebrechlichen wird die sorgfältigste Pflege zu Theil. Bettler giebt es nicht. Wer sich nicht selbst durch Arbeiten ernähren kann, für dessen Unterhalt wird gesorgt. Das schöne Geschlecht bewegt sich eben so frei, wie in Europa, unter den Männern; doch darf keine Frau in einem Gerichtshof erscheinen, sondern muß ihr Zeugniß außerhalb desselben ablegen. Selbst die vornehmsten beschäftigen sich mit weiblichen Arbeiten und halten ihre Dienerinnen dazu an. Weben ist, wie bei den alten Griechen, eine Hauptbeschäftigung. So bemerkten wir selbst bei der Königin-Mutter in einer Halle mehrere Webstühle, an denen Jungfrauen arbeiteten, und in den meisten Häusern fertigt man die baumwollenen oder seidenen Zeuge des eigenen Bedarfes. Diese haben gewöhnlich gewürfelte oder gegatterte Muster, ähnlich wie die Tartans der Bergschotten; auch legen sie fast eben so, wie diese, ihre Kleider an. Ein buntes, rundum gewundenes Tuch, vorn in einen Knoten zusammengebunden, bedeckt den Kopf der Männer; an den Füßen tragen sie Sandalen von Leder. Die Weiber scheiteln das Haar, binden es hinten in einen Knoten zusammen und durchflechten es mit Blumen. Sie hüllen sich meistentheils in ein enges Gewand, an der Brust befestigt und an den Seiten aufgeschürzt. Ueber dem Unterkleide wird eine Art weißer Aermelwesten getragen. Die vornehmen Frauen nehmen sich gar nicht übel aus. Auf dem Kopfe tragen sie eine reich gestickte Binde. Ein zierliches Mieder reicht bis zur Magengrube, und darüber sitzt locker das Jäckchen. Um den Leib wird ein langes seidenes oder wollenes Gewand geschlagen, das bisweilen hinten nachschleppt. Beim Ausgehen wird über die Schultern ein seidenes Umschlagetuch geworfen. Zum vollständigen Anzug gehören roth gefärbte Nägel und Handflächen; auch kommen weder Männer noch Frauen in eine anständige Gesellschaft, ohne die Zähne und die Augenlider mit Spießglanz angeschwärzt zu haben. Beide Geschlechter

haben Löcher in den Ohrläppchen, worein sie ihre Cigarren stecken. Mit Europäern essen und trinken sie unbedenklich; besonders mit Thee und Branntwein lassen sie sich gern bewirthen. Von Streitigkeiten kommt man leicht zu Schlägen. Die Männer bedienen sich dabei der Fäuste, die Weiber der Pantoffeln. Die Hindu's verachten sie, weil diese bei solchen Gelegenheiten sich blos auf Schmähungen beschränken und nicht gleich tapfer darauf losschlagen. Die Ueberzahl der weiblichen Bevölkerung erklärt sich aus den vielen Kriegen, welche dieses Land von jeher zerrüttet und die Männer hinweggerafft haben; daher auch der Gebrauch, Weiber und Mädchen zu verkaufen. Bei diesen findet eine seltsame Entstellung statt. Man dreht ihnen nämlich von Kindesbeinen an die Arme gewaltsam nach außen hin, wodurch das Ellenbogengelenk eine ganz verkehrte Lage erhält. Verheirathungen werden nur als bürgerliche, nicht aber als kirchliche Acte betrachtet. Am Hochzeitstage überschickt der Bräutigam seiner Braut drei Anzüge und drei Stück Musselin, auch wohl Edelsteine, Ohrringe und andere Schmucksachen. Die Brauteltern richten ein Gastmahl aus, nach dessen Beendigung ein förmlicher Ehevertrag aufgesetzt wird. Die Kinder werden zwei Jahre hindurch gestillt, und wir sahen ein solches, welches, nachdem es die Brust hatte fahren lassen, sogleich mit dem größten Wohlbehagen eine Cigarre in den Mund nahm. Bei Beerdigungen wird der Leichnam auf einer Bahre feierlichen Schrittes fortgetragen; die trauernden Verwandten folgen; Weiber gehen voran, indem sie Trauerlieder singen. Die Bahre wird hoch über einen Scheiterhaufen gestellt und dieser angezündet. Die nicht ganz verbrannten Knochen vergräbt man. Die Leichname armer Leute werden nicht verbrannt, sondern in's Wasser geworfen oder begraben, indem man dieselben in Matten wickelt, in ein schmales, drei Fuß tiefes Grab versenkt und die Erde nachher mit den Füßen feststampft. Sehr vornehme Standespersonen balsamirt man mit Honig ein und läßt sie ein paar Monate hindurch in einem Tempel oder in einem anderen dazu bestimmten Gebäude stehen.

Das ganze Volk der Birmanen ist kriegerisch und dienstpflichtig. Den Krieg hält man für die ehrenvollste Beschäftigung,

und die Soldaten kämpfen gewöhnlich sehr tapfer. Das Verlassen der Fahne oder Verrätherei wird zuweilen selbst an den Eltern oder den nächsten Verwandten mit dem Tode bestraft. Die Waffen sind Flinten ohne Bayonette, Schwerter und Lanzen. Das Pulver führen sie bei sich in einem Horn, in einem getrockneten Kürbis oder in einem ledernen Beutel. Das Schwert dient nicht blos zum Fechten, sondern auch zum Behauen des Holzes und zur Bereitung der Mahlzeit. Der Griff desselben ist so lang als die Klinge, so daß sie es auch mit beiden Händen anfassen, um einen tüchtigen Streich zu führen. Bei den Befehlshabern ist die Scheide von Gold oder Silber und mit Edelsteinen besetzt. Die Lanzen sind mit Roßschweifen geziert. Sie haben auch eine Art Wurfspieße, welche von dem Rücken der Elephanten herabgeschleudert werden. Die Pferde der cassayischen Reiter sind klein, gehen aber einen schnellen Paß. Die Haupt-Kriegsmacht Sr. goldfüßigen Majestät beruht in den Kriegsbooten. An der Vorderspitze steht eine Kanone von sechs bis zwölf Pfund; funfzig bis sechzig Ruderknechte, mit Säbeln und Lanzen versehen, so wie gegen dreißig mit Flinten bewaffnete Leute machen die Bemannung aus. Beim Anrücken gegen den Feind läßt man einen vom Ruderschlag begleiteten Kriegsgesang erschallen. In der Regel sucht man zu entern, damit ein hitziges Gefecht Mann gegen Mann entbrenne. Officiere von Rang dürfen ihre Boote vergolden lassen und auch einen goldenen Sonnenschirm tragen. Das Tragen von Waffen ist bei allen Ständen gewöhnlich; selbst die Landleute führen stets Säbel und Schilde.

Die Einkünfte des Königs bestehen in dem Zehnten von allem Gewinn, den man selten in Geld, sondern fast immer in Producten oder Waaren abliefert. An Gewächsen zur Bekleidung und Nahrung fehlt es nicht. Besonders gehört dahin die Baumwolle, welche nebst Bernstein, Elfenbein, Juwelen, Betelnüssen und indianischen Vogelnestern nach China geht. Von dort werden eingeführt Papier- und Stahlwaaren, Seide und dergleichen Zeuge nebst eingemachten Früchten. Die gewöhnliche Speise ist Reis mit wildem Sauerampfer oder zarten Baumblättern und etwas Oel; eine Lieblingsbrühe dazu heißt Napi, bestehend aus

verdorbenen Sprotten und anderen Fischen. Das Verbot des Fleischessens beschränkt sich auf zahme Thiere; Wildpret genießt man halb verstohlen, außerdem Würmer, Eidechsen und Schlangen. An Erzen soll das Land reich sein. Unweit der chinesischen Grenze findet man Rubinen und Sapphire, auch giebt es dort Gold- und Silbergruben. Geprägtes Geld hat man nicht. Das Tauschmittel sind ungemünzte Metallstücke. Jeder Handelsmann besitzt eine Schachtel mit einer Wage zum Wägen der für seine Waaren erhaltenen Gold- und Silberstücke. Die geringste Geldsorte ist Blei, womit Fische, Gemüse, Tabak ꝛc. bezahlt werden. Wenn ein Birmane eine beträchtliche Menge edler Metallstücke zusammengescharrt hat, so baut er eine Pagode und stellt darin mehrere mit Silber bedeckte Götzenbilder oder auch kleinere Figuren von Gold in passenden Behältnissen auf. Ein Marmorbruch in der Nähe von Ummerapura liefert das Material zu sämmtlichen Statuen des Gautma und wird deshalb für heilig gehalten. Das Klima ist sehr gesund; aber die Muskito's sind eine schreckliche Landplage an den sumpfigen Ufern des Irawaddy*). Erdbeben kommen ziemlich häufig vor.

Die Zeitrechnung der Birmanen richtet sich mehr nach den Monden, als nach der Sonne. Der achte Tag des zunehmenden und abnehmenden Mondes, der Vollmond und der Tag vor dem Neumond wird als Sonn- oder Festtag gefeiert. Der Tag zerfällt in acht Theile oder Stunden, die man vom Mittag ab zählt. Privatpersonen halten sich Wasseruhren. In den Städten wird der Zeitverlauf mittelst eines Schlages auf einer mächtig

*) Dieser Fluß soll die merkwürdige Eigenschaft besitzen, Körper zu versteinern. Als Beleg dazu wird aus dem Kriege des Jahres 1825 von dem englischen Lieutnant Alexander folgende Thatsache angeführt. Die Schanzarbeiter erhielten Befehl, ein Haus niederzureißen, welches einer etwanigen Vertheidigung der brittischen Pfahlwerke hinderlich im Wege stand. Indem sie nun die Thekpfeiler, auf denen man das Haus errichtet hatte, umhauen wollten, fanden sie, daß sämmtliche Schneiden ihrer Aexte umgebogen waren. Eine genaue Untersuchung ergab, daß sich die Pfeiler ganz in Stein verwandelt hatten, obgleich das Haus erst seit zehn Jahren gebaut war und die Pfeiler nur jährlich drei Monate lang während der Ueberschwemmungen in Wasser stand. Uebrigens findet sich dort stromaufwärts die Steinkohle nebst Schwefel und Eisenkies.

langen, bei der Wohnung des Stadt-Gouverneurs angebrachten Trommel angegeben. In Ummerapura hat man zu dem Ende ein hohes Gerüst erbaut, so daß die dumpfen Schläge dieser Zeittrommel überall gehört werden können. Die Birmanen lieben Musik und Dichtkunst. Zu den Tonwerkzeugen gehört eine Art Strohfidel aus Bambusstöckchen von verschiedener Länge, welche mittelst Stäben geschlagen werden und liebliche Töne, wie von einem Pianoforte, hervorbringen. Die Glocken ihrer Pagoden werden öfter von andächtigen Leuten mittelst Antilopen- oder Hirschhörner geschlagen, um dadurch die Aufmerksamkeit des Gottes auf sich zu lenken; auch singen sie geistliche Lieder. Heldengedichte verherrlichen die Thaten ihrer Könige und Feldherren. Ihre Sprache ist so klangvoll, daß selbst die ungebundene Rede sich in einem schönen Rhythmus bewegt. Die gewöhnliche oder einheimische Schrift besteht aus kreisförmigen Buchstaben und wird mit einem Griffel auf Palmblätter geschrieben. Die am meisten geschätzten heiligen Bücher bestehen jedoch aus Elfenbein-Streifen und sind in der viereckigen oder Pali-Schrift abgefaßt. Jedes Kloster hat seine Büchersammlung. Sowohl die Priester, als andere Personen führen eine Art Tagebücher, bestehend aus Tuchstreifen mit Lampenruß bestrichen, worauf sie mittelst Stifte von Speckstein allerlei anmerken. —

Nachdem wir uns Alles in Ummerapura angesehen, drang ich in die Minister, mir den Willen Sr. goldfüßigen Majestät in Betreff der Hauptpunkte meiner Sendung kund zu thun. Mir wurde der Bescheid, es solle dies an dem Tage erledigt werden, wo ich die königlichen Geschenke empfangen würde. Diese Geschenke bestanden aus zwei großen Elephantenzähnen und drei großen Kisten. Die eine enthielt Stücke des herrlichsten Bernsteins, die andere einen großen grauen Stein, ähnlich dem Chrysopas, die dritte eine Amethyst-Druse von ausgezeichneten Krystallen. Ich für meine Person erhielt nebst meinen Begleitern Ringe mit Juwelen. Alle Prinzen und Prinzessinnen schickten Geschenke, lackirte Waaren, Pferde, Edelsteine und kostbares Silbergeschirr; ja Jeder, dem wir irgend eine Gefälligkeit erwiesen, brachte uns Etwas. Meine Wohnung glich zuletzt einem förmlichen Waarenlager. Manche Waaren ließen sich wegen

ihrer Größe kaum transportiren. Ich allein erhielt gegen hundert Stück seidene und baumwollene Zeuge aller Art, gegen sechzig Stück silberne Geschirre &c. — Als ich zur Heimkehr aufbrechen wollte, entschloß sich endlich der König, mich in Person zu empfangen. Wir fuhren über den See und passirten eine von lauter Sattlern und Geschirrmachern bewohnte Gasse, wie denn überhaupt hier die gleichnamigen Gewerbe immer zusammengestellt sind. In dem äußeren Hofe des Palastes sahen wir eine große vergoldete Kanone. In dem Audienzsaal standen am Fuße des Thrones große goldene Gefäße und über denselben stieg ein schöner Thurm empor. Nach Verlauf einer Viertelstunde erschien der König, ganz langsam schreitend, indem er sich mit den Händen auf das Geländer stützte. Man sagte mir, die Schwere seiner Bekleidung sei die Ursache davon, da er allein an Gold eine Last von funfzig Pfund trüge. Als er auf dem Thron angelangt war, stand er eine Weile still, um sich zu verschnaufen; dann setzte er sich mit gekreuzten Beinen nieder. Seine Krone bestand aus einer hohen zuckerhutförmigen Haube, reich mit Edelsteinen besetzt. Seine Finger starrten von Ringen, und der Kleidung nach sah der König wie ein gepanzerter Mann aus. An den Schultern klebten ihm zwei goldene Flügel, die ihn aber nicht sowohl hoben, als niederdrückten. Alle verneigten sich tief bei seinem Anblick und falteten die Hände. Vier Priester sangen das Gebet. Nachdem die Namen der vorzustellenden Personen verlesen waren, sprach der König einige Worte, die Amts- oder Standeserhöhungen betrafen und sogleich durch Herolde im Hofe laut ausgerufen wurden. Uns betrachtete Se. Majestät sehr aufmerksam, ohne uns anzureden, und entfernte sich bald. Nachher wurde mir das königliche Schreiben an den brittischen General-Statthalter von Ostindien eingehändigt und zugleich eine Abschrift des Befehls, worin den Engländern gewisse Handelsfreiheiten ertheilt wurden.

B.

Die Gesandtschafts-Reise nach **Siam** und **Hué**, der Hauptstadt von Cochinchina, im Jahre 1822. Von **George Finlayson**, Wundarzt und Naturforscher der Gesellschaft.

Nachdem wir von Calcutta an Bord des John Adam abgesegelt, ankerten wir am 20. Januar bei Singapore (spr. Singapur). Es war gewiß ein glücklicher Gedanke der Engländer, auf dieser Insel eine Handelsstadt zu begründen; denn sie liegt auf dem graden Wege von Bengalen nach China und inmitten der bedeutendsten Inselgruppe des indischen Archipels. Sie gewährt zu allen Jahreszeiten einen sicheren Ankerplatz. Die Atmosphäre ist beständig heiter, und von den furchtbaren Stürmen, welche die chinesischen Meere in Aufruhr versetzen, findet sich hier gleichsam nur der Widerschein der vermehrten Schnelligkeit der Wogen. Die Insel hat einen Flächeninhalt von 12$^1/_2$ geographischen Quadratmeilen und eine wellenförmige Oberfläche. Als die Engländer im Jahre 1819 zuerst Besitz davon nahmen, war sie fast über und über mit Waldungen bedeckt. Merkwürdig ist, daß hier und auf den anderen umliegenden kleinen Eilanden die großen Säugethiere des benachbarten Festlandes, als der Elephant, das Nashorn, der Tapir, der Tiger und der Leopard, gänzlich fehlen. Dagegen sieht man eine Menge Affen, Fledermäuse, Eichhörnchen, darunter das fliegende, Fischottern, Schweine, das kleine indische Reh (Cervus Muntjac) und das Zwerg-Bisamthier (Moschus pygmaeus), ein zartes Geschöpf, kleiner als ein Hase und ohne Hörner. Ferner lebt hier der erst in neuerer Zeit entdeckte Ohrenbär (Ictides, Arctitis ater) mit dickem kohlschwarzen Pelz und gelblicher Schnauze, etwa so groß wie ein Hund und mit einem Rollschwanz versehen. Darin besitzt das Thier eine große Stärke und klettert mittelst desselben auf Bäume; seine Bewegungen sind langsam, seine Natur furcht-

sam; es schläft viel bei Tage und geht über Nacht seiner Nahrung nach. An den Küsten wird auch häufig der Dujong oder die ostindische Meerkuh gefangen, und das eßbare Fleisch davon schmeckt wie Kalbfleisch. Zahlreich sind die gefiederten Bewohner aus den Gattungen der Sperlinge, Kletter- und Sumpfvögel. Raubvögel lassen sich höchst selten blicken, noch weniger hühnerartige Vögel, obgleich das benachbarte Festland von Pfauen, Fasanen, Rebhühnern 2c. wimmelt. Ungemein groß aber ist die Menge der Amphibien, namentlich die Schildkröten, Eidechsen und Schlangen; unter letzteren fehlt es nicht an giftigen, doch kommen Fälle von Schlangenbiß nur sehr vereinzelt vor. Der Boden eignet sich besonders für tropische Baumfrüchte und Küchengewächse, als Eierpflanzen, Yams, Bataten 2c., aber nicht für den Anbau des Getreides. Mit großem Erfolg hat man diejenige Art der Gummischelfen (Acacia) gepflanzt, welche das sogenannte Katechu (terra japonica) liefert. Dies ist ein Rankengewächs von drei bis vier Fuß Höhe; aus den Blättern wird das Katechu ausgekocht, und um es zäher zu machen, setzt man etwas rohen Sago zu. — Bei dem geringen Umfang der Insel kann es nur wenige fließende Wasser geben. Der Mangel daran wird durch die vielen Salzbuchten ersetzt, welche die Küsten ringsum darbieten. An den Ufern einer solchen Bucht hat man den Theil der Stadt Singapore erbaut, wo die Kaufleute wohnen. Die Lage ist sehr gesund; dies verdankt man unstreitig den vorherrschenden Seewinden, welche eine erfrischende Kühle verbreiten. Man zählt drei Quartiere: das malayische, chinesische und europäische. Letzteres nimmt nebst den Militairkasernen den mittleren und westlichen Theil ein. Eine Hügelreihe zieht sich von da landeinwärts, und auf dem höchsten Punkte derselben liegt der Gouvernements-Palast. Die Straßen durchkreuzen sich rechtwinklig. Das Chinesen-Quartier, welches mit dem europäischen durch eine hölzerne, über die erwähnte Salzbucht führende Brücke zusammenhängt, enthält die bedeutendsten Waaren-Magazine. Diese sind, gleich den Wohnhäusern der vornehmsten Chinesen, aus Back- oder Kalksteinen erbaut und mit rothen Ziegeln gedeckt. Die beiden Marktplätze der Stadt bieten stets einen Ueberfluß an Körnerfrüchten, Fischen, Geflügel,

Eiern, Gewürzen rc. dar. Der rege Handelsverkehr ist so mannigfaltiger Art, wie in keinem anderen asiatischen Hafen; hier berühren sich die Interessen von Europa, Süd-Amerika, Neu-Holland, China, den beiden Indien und den dazu gehörigen Inseln.

Wir verweilten in Singapore länger als vier Wochen. Dann setzten wir unsere Fahrt fort und legten am 21. März gegen Sonnenuntergang im Golf von Siam an der Mündung des Menam bei. Es wurde darüber nach Bankok berichtet. Unter Leitung eines Lootsen passirten wir nicht ohne Schwierigkeit die Sandbank an der Mündung und warfen gegenüber der Stadt Packnam die Anker aus. Der Fluß ist hier ungefähr drei Viertelstunden breit und sehr tief; die Ufer sind niedrig und mit Wäldern bedeckt. — Des andern Tags kam in der Frühe ein etwa wie ein europäischer Matrose gekleideter Mann an Bord und zeigte an, daß er von Bankok aus zu uns als Dolmetscher gesandt sei und uns in die Hauptstadt begleiten solle, sobald die Erlaubniß zu unserer Weiterreise von dort her angelangt sei. Inzwischen erhielten wir eine Einladung zu dem Stadt-Gouverneur und machten uns demgemäß in drei Booten auf den Weg. Unser Gesandter Herr Crawfurd und Capitain Dangerfield gingen in Uniform und hatten ihre Diener, ihre Silberstäbe und Staats-Sonnenschirme bei sich. Ein Haufe Volks, aus alten Männern, Weibern und einigen Kindern bestehend, betrachtete uns mit großer Neugier. Vom Landungsplatze aus gelangten wir durch einen engen, mit Holz ausgelegten, ziemlich unangenehmen Gang nach der unansehnlichen Wohnung des Gouverneurs. Wir fanden denselben in einem offenen Zimmer, das flitterhaft mit papiernen chinesischen Laternen, holländischem Glas und bemalten Papier-Stückchen aufgeputzt war. Der hagere, schon etwas ältliche Mann stand auf, bewillkommnete Herrn Crawfurd und führte ihn zu einem Sessel. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch, und bald nachher ward das Mahl servirt, das aus Schweinebraten, gebratenen Enten, Geflügel und einem Pillau bestand. Fast zwei Stunden lang unterhielten wir uns über verschiedene Gegenstände. Beim Abschied stand der Gouverneur auf und schüttelte uns Alle bei der Hand. — Gegen Abend ging ich in Begleitung eines Reisegenossen abermals an's Land, und wir

schlenderten durch den Ort. Die Häuser fanden wir schmutzig und roh aus hölzernen Scheiten zusammengefügt. Das Volk erwies sich gegen uns sehr höflich. Man empfing uns mit freundlichen Gesichtern und wollte uns gern bewirthen. Die Weiber besonders umschwärmten uns mit Geschwätz und Gelächter. Alle erschienen wohlgenährt und stark gebaut, doch mehr unter Mittelstatur. Das Gesicht der Siamesen ist auffallend groß, der Vorderkopf sehr breit; die Backenknochen stehen weit vor, und die behaarte Kopfhaut reicht tiefer herunter, als ich bei irgend einem andern Volke bemerkt habe; bei Einigen zieht sich dieselbe bis auf einen Zoll oder noch weiter gegen die Augenbraunen herab, bedeckt die Schläfen und erstreckt sich fast bis an die äußeren Augenwinkel. Die Zähne suchen sie möglichst schwarz zu erhalten; dies nebst der plumpen rothen Färbung ihres Mundes und ihrer Lippen durch das fortwährende Kauen einer aus Betel, Catechu und Kalk zusammengesetzten Masse macht ihr Aeußeres widerlich. Das Haar tragen beide Geschlechter dicht am Kopf geschoren, nur vorn mit einem Büschel, den sie nach hinten hin kämmen. Den untern Theil des Körpers bedeckt ein blaues oder anders gefärbtes Tuch, über welches die Wohlhabenderen noch ein Stück chinesischen Krepp oder einen Shawl legen; der Oberleib ist meistentheils unbekleidet, und nur bisweilen wirft man ein Stück Tuch um. Dies thun namentlich die jugendlicheren Weiber, so daß sie über ihrer verhüllten Brust eine einfache Schleife bilden; Schultern und Arme bleiben bloß. Längs dem Ufer des Flusses führt ein gepflasterter Fußpfad, und der selten mehr als zwei oder drei Häuser breite Ort dehnt sich in stundenlanger Linie am Flusse aus. Wir gelangten da an eine Art Kloster, wo die Wohnungen der Mönche geräumig und zweckmäßig angelegt, auch im Innern sehr sauber gehalten waren. Die Wände und Fußböden bestanden aus Brettern; ein hübscher Tempel nahm die äußerste Spitze des ganzen umschlossenen Platzes ein. Die Brüderschaft empfing uns mit der größten Zuvorkommenheit. In der mittlern Höhe des Gebäudes entdeckten wir auf einer breiten Plattform oder einem Altar etwa funfzig vergoldete Buddha-Bilder, sämmtlich sitzend und in einer Reihe vor einem kolossalen Hauptbilde aufgestellt, über welchem sich

ein Baldachin von geschnitztem und vergoldetem Holze wölbte. Die Gestalt des Buddha unterscheidet sich nicht wesentlich von derjenigen, welche ich auf Ceylon gesehen. Das Haar ist kurz und gekräuselt; aus dem Kopf steigt eine Flamme oder Glorie empor; in den Gesichtszügen malt sich Anmuth, Wohlwollen und Nachdenken; nur haben sie einen mehr tartarischen Ausdruck, während der Gott der Cinghalesen dem vollkommnen Modell einer altägyptischen oder äthiopischen Gesichtsbildung entspricht. Inmitten des Klosterhofes hatte man zeitweilig ein pyramidenförmiges, mit Stufen versehenes Gebäude errichtet. Dies war bestimmt, den Scheiterhaufen eines vor ungefähr fünf Monaten verstorbenen Beamten in sich zu fassen, der in der nächsten Woche verbrannt werden sollte. Es herrscht nämlich unter den höheren Ständen die Sitte, die Leichname ihrer Verwandten noch kürzere oder längere Zeit, je nach dem vornehmeren Range, in ihren Häusern zu behalten. Einige Mönche beschäftigten sich damit, für das bevorstehende Fest der Verbrennung, Bilder zu malen; es waren dies meistentheils seltsame Figuren von alten Männern, Schlangen, Ungeheuern.

Am 28. März wurden wir benachrichtigt, daß unser Schiff seine Fahrt auf dem Flusse ohne alle Einschränkung fortsetzen könne. Demgemäß lichteten wir sogleich die Anker. Längs dem Ufer lagen, umgeben von Plantagen des Pisang, der Areka- und Kokos-Palme, zerstreute Häuser, klein, aber niedlich; nur aus einem oder zwei Zimmern bestehend und etwa drei Fuß über dem Boden erhaben. Rechts öffneten sich unsern Blicken weite Ebenen, bis zum Horizont hin ausgedehnt und zur Regenzeit überschwemmt, daher zum Reisbau vorzüglich geeignet. Gegen Abend schossen wir einige Vögel, darunter eine schöne Taube, den blauen bengalischen Hahn und ein Mino (Graculus religiosa, Mainate). Letzterer, zur Gattung der Staare gehörig, hat die Größe einer Amsel, ist schwarz, an dem Schnabel und an den Füßen gelb, wird leicht zahm und sehr zutraulich, pfeift vortrefflich und lernt besser sprechen, wie ein Papagei. Diejenigen, welche nach Europa kommen, lieben besonders Weinbeeren und Kirschen; hält man ihnen solche vor, ohne sie zu geben, so schreien sie weinerlich, wie kleine Kinder, bis man ihr Verlangen stillt.

Wir fuhren den größten Theil der Nacht durch und legten uns des Morgens um acht Uhr Bankok gegenüber vor Anker. Die Scenen auf dem Flusse fesselten unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade. Die Marktzeit war nahe, und Alles athmete das regste Leben. Unzählige kleine Kähne, gewöhnlich nur von einer Person fortbewegt, und eine Menge kleiner bedeckter Boote eilten in jeder Richtung an uns vorüber. Hier ruderten Priester, auf ihrer täglichen Almosen-Einsammlung begriffen; dort rief ein alter Mann Betel, Pisangs und Kürbisse aus; hier sahe man Fahrzeuge mit Kokosnüssen beladen, dort Gruppen der Eingeborenen in mancherlei Geschäften von Haus zu Haus gehen. Einen ganz neuen angenehm überraschenden Anblick gewährten uns jedoch die schwimmenden Häuser, welche in Reihen von acht bis zehn sich am Ufer zeigten. Sie waren aus Brettern in einer zierlichen länglichen Form gebaut, und nach der Wasserseite zu standen auf einer überdeckten Plattform die mannigfaltigsten Handelsartikel zur Schau, als Früchte, Reis, Fleisch ꝛc.: in der That ein schwimmender Bazar. An jedem Ende sind diese Buden mittelst langer, in das Flußbette eingetriebener Bambusstöcke befestigt und können so, je nach Beschaffenheit der Umstände, von Ort zu Ort geschafft werden. An jedem Eingang liegt ein Nachen, um dadurch mit einander zu verkehren. Außer den Kaufleuten wohnen hier auch Handwerker, als Schuhmacher, Schneider ꝛc. Letzteres Geschäft betreiben fast ausschließlich Chinesen, deren Zahl überhaupt sehr bedeutend zu sein scheint. Die Wohnungen sind im Allgemeinen sehr klein und bestehen aus einem Hauptzimmer in der Mitte, so wie aus einer oder zwei Nebenkammern. Vorn in der Mitte befindet sich eine Oeffnung, um die Waaren auszulegen; ihre Länge beträgt zwanzig bis dreißig Fuß, die Breite halb so viel, sie haben nur ein Stockwerk; der Fußboden steht etwa einen Fuß hoch über dem Wasserspiegel, das Dach ist mit Palmblättern gedeckt. Zur Zeit der Ebbe scheint bei heftiger Strömung in diesen Kaufläden nur wenig Lebendigkeit zu herrschen; dann sieht man die Eigenthümer der Ruhe pflegen, indem sie sich gemächlich hinstrecken oder schlafen. Zu jeder Tageszeit jedoch passiren Boote auf und ab. Sie werden durch Ruder, oft acht bis zehn an jeder Seite, fortgetrieben; leicht gebaut und

scharf geformt, fliegen sie pfeilschnell, selbst wider den Strom, dahin.

Im Laufe des Tages kamen zwei etwa sechsjährige Kinder, ein Sohn und ein Neffe des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, an Bord, um das Schiff zu besehen. Sie brachten ein Geschenk an Confect und Früchten. Von den Hüften an abwärts waren sie recht zierlich gekleidet und hatten ihre Leiber mit einer gelblichen Farbe leicht eingerieben. Sie trugen Halsbänder von Fraueneis (krystallisirter spathiger Gyps, glänzend und durchsichtig) in Gold gefaßt, und von der Brust herab hing ihnen ein goldener Zierrath, mit Diamanten, Sapphiren und Rubinen von geringerem Werthe besetzt. In ihrem Benehmen zeigten sie, wie alle indische Kinder, eine bewundernswürdige Frühreife, indem sie feinen Anstand mit einer gewissen würdevollen Ruhe zu vereinigen wußten. — Des Abends kam ein alter Herr von Rang in einem königlichen Boote, dessen Ruderer in grobes Scharlachtuch gekleidet waren. Er bewillkommnete uns mit der größten Herzlichkeit und gab uns zu verstehen, daß er den Brief unsers General-Gouverneurs an den König in Empfang nehmen solle. Zugleich brachte er eine schöne goldene Schale mit, um denselben dahinein zu thun. Das geschah denn nun mit dem in Goldstoff gewickelten Briefe. Nachher ließ uns der Minister Suri-Wong ein Quartier in seiner Behausung anbieten. Dies Quartier entsprach indeß keineswegs unseren Wünschen. Es war offenbar ein Nebengebäude und enthielt nur vier kleine übelgelüftete Zimmer, zu denen man durch Fallthüren von unten her gelangte. Suri-Wong bediente sich als Unterhändler zwischen uns und ihm eines Mannes, den man nur als einen Alles durchspähenden Aufpasser betrachten konnte. Er entsprach in seinem Aeußeren ganz jener an den Küsten von Ceylon und Vorder-Indien so häufigen muhammedanischen Secte, die unter dem Namen der Mohren bekannt ist. Es sind meistentheils Krämer. Sie scheeren ihr Haupt, und auf dem Scheitel pflegen sie eine kleine weiße Kappe zu tragen. Unser Mohr trug immer eine solche Kappe und um seine Hüften ein Stück grobes Tuch. Dieser überbrachte uns nun ferner die Botschaft, daß wir ihm die für den König bestimmten Geschenke überliefern

sollten. Solche bestanden in feinem Tuch, englischen Shawls, Musselin-Zeugen, Glaswaaren, Feuergewehren und einem kleinen Wagen; auch ein englisches Pferd, ursprünglich für den König von Cochin-China bestimmt, nahm man in Anspruch, wie denn überhaupt die siamesischen Behörden eine große Habgier an den Tag legten und nur darauf ausgingen, möglichst viele Geschenke an sich zu reißen. Ueberdies wurden uns weder Früchte noch andere Erfrischungen angeboten. Bald mußten wir auch bemerken, daß man uns von allem Verkehr mit dem Volke ausschloß, bis die Ceremonie unserer Vorstellung beim König vorüber war. Vorher statteten wir dem Minister Suri-Wong und dem Prinzen Chroma-Chit unsere Visite ab. Der Minister empfing uns in einer sehr geräumigen hohen Halle, welche an einer Seite offen, mit Teppichen belegt und mit Glasfenstern nebst chinesischen Laternen versehen war. Wir ließen uns auf die Teppiche nieder, wurden dann mit Thee, Früchten und Eingemachtem bewirthet. Die Unterwürfigkeit der Diener mußte uns im höchsten Grade widerlich vorkommen. Während der ganzen Zeit des Besuches lagen dieselben in einiger Entfernung von dem Minister am Boden hingestreckt. Wenn dieser sie anredete, wagten sie nicht, ihre Augen emporzuheben, sondern, indem sie das ein wenig gelüftete Vorderhaupt mit beiden, wie zum Gebet zusammengelegten Händen berührten, richteten sie ihre Blicke beständig auf den Fußboden und flüsterten eine Antwort im demüthigsten Tone. Wenn Erfrischungen befehligt wurden, so krochen die betreffenden Diener des Haushaltes auf allen Vieren herbei, sich auf die Ellenbogen und Zehen stützend, den Leib nachschleppend. Auf diese Art schoben sie die Schüsseln vor sich her, bis an den bestimmten Platz; darauf zogen sie sich in derselben thiermäßigen Stellung im Krebsgang zurück, ohne sich umzudrehen. Aber in diesem Lande muß Jedermann vor seinem Vorgesetzten auf der Erde kriechen, wie Suri-Wong nachher selber bewies, als wir dem Prinzen unsere Aufwartung machten, welcher eigentlich die Seele aller Staatsgeschäfte war. Den Audienzsaal desselben schmückten gewöhnliche Spiegel, holländisches Glas, Fenstermatten, chinesische Laternen und Lampen, die von der Decke herabhingen. Gleich den meisten vornehmen Siamesen erschien der Prinz un-

gemein wohlbeleibt, dabei ernst und ruhig; er erkundigte sich sehr genau nach unseren heimischen Zuständen. Es wurden Dosen mit Betel und Tabakssprossen herumgereicht; dann folgte eine Menge Confect. Letzteres wurde uns stets in unsere Wohnung nachgeschickt, wie solches die Landessitte bei jedem Besuche erheischt. In den folgenden Tagen gab es viele Erörterungen über die bei unserer Vorstellung am Hofe zu beobachtenden Ceremonien. Endlich einigte man sich darüber, daß wir an der Thür des Audienzsaales unsere Schuhe ausziehen sollten; bei unserem Eintritt sollten wir den Hut abnehmen und uns verbeugen; sodann sollten wir uns auf den uns angewiesenen Sitzen mit unterwärts geschlagenen Beinen niederlassen; außerdem sollten wir drei Begrüßungen machen, die Hände vor das Gesicht haltend und das Vorderhaupt jedesmal berührend.

An dem zu der Ceremonie festgesetzten Tage brachten uns mehrere Boote in die Nähe des königlichen Palastes. Die Thore und Mauern desselben waren hoch genug, aber verriethen einen nur schlechten Geschmack. Vom Landungsplatze aus wurden wir in Palankins weiter geschafft. Diese bestanden in einem Netzwerk, welches mit einem Teppich überbreitet war und an einer Stange hängend, von zwei Männern auf der Schulter getragen wurde. Anfangs hatten wir unsere Noth, von dieser seltsamen Sänfte nicht herunter zu rollen, und unsere linkischen Bewegungen dabei schienen die uns umwogenden Zuschauer außerordentlich zu ergötzen, so daß sie nicht aufhörten, laut zu jauchzen, bis wir uns innerhalb des äußeren Palastthores befanden. Unsere Garde der Sepoyen, dreißig Mann stark, durfte uns nur bis zu einem zweiten innern Thor begleiten. Daselbst wies man uns an, die Sänfte zu verlassen und zu Fuße zu gehen; auch die Degen mußten wir ablegen. Wir betraten nun einen ausgedehnten Hofraum, wo verschiedene Reihen großer, mit Ziegeln gedeckter Gebäude standen. Vor uns her schritt bei dieser Gelegenheit unser Mohr nebst einem anderen Manne derselben Kaste, beide in weite Gewänder und Turbane gekleidet, die mit Rauschgold aufgeputzt waren. Sie führten uns in eine Halle, wo man sechs bis acht Elephanten in regelmäßigen Entfernungen von einander aufgestellt hatte; auf jedem derselben

saßen zwei seltsam gekleidete Männer. Neben einer mit weißem Tuche bedeckten Plattform dieses Raumes mußten wir uns niedersetzen; Betel und Tabakssprossen wurden uns präsentirt. Der Platz vor der Halle füllte sich bald mit einer Menge gemeinen Volkes, von denen einige auf ihren Knien kauerten, andere standen; alle aber machten einen solchen Lärm, daß sie dann und wann mittelst ausgetheilter Stockschläge zur Ruhe gebracht werden mußten. Nachdem wir hier fast eine Stunde verweilt, erschienen zwei in ein weißtuchenes hemdartiges Obergewand gekleidete Männer mit der Anzeige, daß wir gemeldet wären. Wir setzten uns abermals in Bewegung und schritten unter Anführung der Mohren durch zwei Reihen Musketenträger, die auf beiden Seiten des Weges bis zum nächsten Thore aufgestellt waren. Diese Garde bestand zum Theil aus kleinen Knaben, kaum fähig eine Muskete zu tragen; einige hielten diese Waffe auf dem rechten, andere auf dem linken Arm; alle hatten roth gemalte Mützen, gleich den plumpen Helmen der Londoner Feuerspritzenleute. Bei dem Thore mußten wir unsere Schuhe, so wie unsere Dienerschaft zurücklassen und gelangten durch einen neuen Eingang zu dem innersten Hofraum, der von mehreren hohen und hübschen königlichen Gebäuden eingeschlossen wurde. Hier empfing uns eine rechts und links in Reihen aufgestellte Musikbande. Obgleich wir darunter auch Leute bemerkten, welche Hörner, Trompeten und andere Instrumente trugen, so hörten wir doch nur eine gellende Pfeife und eine Menge Trommeln; das regelmäßige abgebrochene Schlagen verbunden mit der Weichheit ihrer harmonischen Töne machte indeß einen ganz angenehmen Eindruck. Zu unserer Rechten stand innerhalb eines Gitters in dichten Reihen eine Schaar Hellebardirer, bewaffnet mit Streitärten und polirten weißen Schilden, von denen sie, indem sie auf ihren Knien kauerten, fast ganz bedeckt wurden. Hinter ihnen zeigten sich einige Elephanten mit zierlichen Häuschen auf dem Rücken. Endlich betraten wir den Raum eines Gebäudes, welchen wir bald für den Audienzsaal erkannten. Der Thür gegenüber und das ganze Innere verdeckend, stand ein mannigfach bemalter chinesischer Schirm. Sobald wir uns seitwärts um den Schirm herumgewandt, sahen

wir uns auf einmal in der Gegenwart Sr. Majestät. Uns überraschte die Fülle des Geschmackes und des Reichsthums, die in den Decorationen sich offenbarte; aber zugleich berührte uns höchst unangenehm das Schauspiel der tiefen Erniedrigung einer ganzen Nation. Wände und Decke des hohen, etwa sechzig bis achtzig Fuß langen und verhältnißmäßig breiten Saales waren verschiedenfarbig bemalt, hauptsächlich in der Gestalt von Kränzen und Festons; hölzerne, roth und dunkelgrün in Spiralwindungen angestrichene Pfeiler, je zehn an jeder Seite, trugen das Dach. An der Mauer hatte man hin und wieder kleine Spiegel angebracht, in der Mitte hingen krystallene Kronleuchter herab, an jedem war eine große Laterne befestigt. Den Fußboden bedeckten bunte Teppiche. Die zahlreichen Thüren und Fenster waren nur klein, dabei ganz schmucklos. Am hinteren Ende des Saales begrenzte ein mit Flittergold verzierter Tuch-Vorhang den Raum, wo der Thron stand. Auf jeder Seite dieses Vorhanges sahe man fünf bis sechs seltsame, aber ganz hübsche Zierrathe, die man Chatt nannte, bestehend aus einer Reihe cirkelförmiger Tafeln, welche über einander schwebten und allmählig sich immer mehr verjüngten, so daß sie einen Kegel bildeten; von jeder Tafel hing eine goldbrocatene Franze hernieder. Mit Ausnahme einer leeren Stelle unmittelbar vor dem Throne war der ganze Saal dicht mit Menschen angefüllt. Alle, hoch und niedrig, vom Thronerben bis zum elendesten Sclaven nahmen ihre besonderen Plätze ein, an denen allein man ihren Rang erkennen konnte; denn die Kleidung aller, selbst der Vornehmsten, war einfach und weder reich, noch glänzend. Bei unserem Eintritt wurde der vor dem Thron befindliche Vorhang hinweggezogen. In demselben Augenblick lag nun die ganze gegenwärtige Versammlung hingestreckt, so daß der Mund fast den Boden berührte. Nichts, kein Körper, kein einzelnes Glied bewegte sich, kein Auge richtete sich auf uns, kein Geflüster störte die feierliche Stille, gleich als wenn diese Menge den großen Gott des Himmels und der Erde anbetete. Ungefähr zwölf Fuß über dem Fußboden stand in einer gewölbten Nische, von einer dämmernden Beleuchtung umflossen, der Thron. Da saß, die Augen vor sich hin gerichtet, unbeweglich gleich einer Buddha-Statue der König.

Er war in eine enge Jacke von Goldstoff gehüllt; zu seiner Linken bemerkte man Etwas, das einem Scepter ähnelte, sonst aber weder eine Krone, noch herrliche Kunstwerke, weder Juwelen, noch Perlen oder Gold. Nichts dergleichen zeichnete die Majestät selbst oder den Thron oder die Minister aus. Letztere streckten sich zur Seite in drei Linien aus, und am Fuß des Thrones wurden große elegante Fächer durch dazu angestellte Personen in Bewegung gesetzt. Indem wir hinter dem Schirm hervortraten, entblößten wir unsere Häupter und machten eine Verbeugung; unsere zwei Mohren aber warfen sich sogleich nieder und krochen vor uns her nach dem Throne zu. Wir wurden aufgefordert, in einer gebückten Stellung vorzuschreiten. Man hatte nur einen schmalen, etwa drei Fuß breiten Raum inmitten der dichtgedrängten Menschenmasse zum Durchgang für uns frei gelassen. Noch ziemlich weit vom Thron entfernt, wurden wir aufgefordert, uns in dem engen Gange auf einem Teppich niederzulassen. Wir machten nun die vorher verabredeten Begrüßungen, und darauf unterbrach eine hinter dem Vorhang am Throne hervorschallende Stimme das bis dahin herrschende Schweigen. Diese Stimme verlaß mit lautem Ton ein Verzeichniß der von uns dargebrachten Geschenke. Der König richtete dann einige Fragen an Herrn Crawfurd, als Haupt der Gesandtschaft. Er mochte in der Mitte der Sechziger sein, war von Statur stark und sprach grade nicht laut, aber doch mit fester Stimme. Seine Fragen wurden durch den Vorleser der Geschenke wiederholt und durch einige andere Personen weiter geflüstert, bis sie zu unserem Mohren gelangten, welcher, gleich allen Anwesenden auf dem Boden hingestreckt, solche dem Herrn Crawfurd ganz leise mittheilte. Die Antworten gingen denselben Weg bis zum Thron zurück. Während dieser Unterredung wurden Betel in niedlichen silbernen Gefäßen und goldenen Schalen dargereicht. Nachdem die Audienz ungefähr zwanzig Minuten gedauert hatte, erhob sich der König von seinem Sitz, und indem er sich zum Weggehen umdrehte, ward der Vorhang wieder vor den Thron gezogen. In diesem Augenblicke brach die ganze Versammlung in einen lauten Freudenruf aus, indem Jeder den Boden und sein Vorderhaupt mit den beiden zusam-

mengelegten Händen abwechselnd zum öftern berührte. Die Prinzen und Minister nahmen eine sitzende Stellung ein, wir aber verließen den Saal ohne weitere Ceremonie.

Man führte uns nun im Palast umher, um die Wunder desselben in Augenschein zu nehmen. Zuerst besuchten wir die weißen Elephanten, welche, da sie bei den Siamesen außerordentlich verehrt werden, in der unmittelbaren Nähe der königlichen Gemächer wohnen. Es waren ihrer fünf. Diese Zahl wird für eine sehr glückliche Vorbedeutung gehalten, da man nur selten so viele dieser Thiere beisammen hat. Der Besitz eines weißen Elephanten wird für gang unschätzbar gehalten, und die Unterthanen des Königs können sich kein größeres Verdienst erwerben, als wenn sie einen solchen ausfindig machen. Der Entdecker bekommt zum Lohn eine silberne Krone und einen eben so großen Strich Landes, als man die Stimme des Elephanten hören kann; auch ist er und seine Familie bis in's dritte Glied von allen Lasten und Abgaben frei. Was die weiße Farbe betrifft, so verhält es sich damit eben so, wie mit dem Weiß, das auch bei anderen Thiergeschlechtern, ja selbst bei dem Menschen vorkommt. Es sind sogenannte Albino's und sie haben auch alle Eigenthümlichkeiten derselben; doch waren die Gesichtswerkzeuge bei diesen Elephanten vollkommen gesund, obgleich bei allen die Regenbogenhaut (Iris), so wie die Ränder der Augenlider weiß waren. Eins oder zwei der Thiere hatten ganz die weiße Hautfarbe, während sie bei den übrigen in's Blaßröthliche hinüberspielte. Die Haare des Leibes sind gelblich, aber viel spärlicher, feiner und kürzer, als bei den gewöhnlichen Elephanten; die starken Haare am Schwanz sind dunkler, aber immer noch gelblich. Das Hautgewebe schien bei keinem gesund zu sein, und war bei einigen mit drüsenartigen Knoten bedeckt. Sie waren sämmtlich klein, einer sogar schön. Während unserer Anwesenheit fütterte man sie mit klein geschnittenem Zuckerrohr und Pisang. In dem nämlichen Stalle stand auch noch ein kleiner Elephant von sehr stattlichem Ansehn, dessen Haut auf ihrer weißen Grundfläche über und über mit schwarzen, erbsengroßen Punkten bedeckt war, während man sonst an diesen Thieren nur einzelne Körpertheile, z. B. den Vorderkopf oder

den Rüssel, punctirt sieht. An einem andern Orte zeigte man uns auch weiße Affen. Sie haben die Größe eines kleinen Hundes und einen Schwanz von der Länge ihres Leibes. Lippen, Augenlider und Füße haben dieselbe leblose Weiße der Haut, wie bei einem menschlichen Albino. Die Pupille des Auges war hell-rosenfarbig, die Iris hatte einen leichten Anflug von Blau; dem Licht kehrten sie beständig den Rücken zu, um sich der Hellung so viel wie möglich zu entziehen. Wir erfuhren, daß man sie nur aus Gründen des Aberglaubens ernähre; sie sollten nämlich verhüten, daß die bösen Geister den weißen Elephanten keinen Schaden zufügten. — Außerdem zog ein Tempel unsere Aufmerksamkeit auf sich. An jedem Haupteingang desselben standen kolossale irdene Bilder von ungeheuerlicher Form, in den Händen eine Keule; an jeder Ecke stellten eherne Gestalten eine phantastische löwenartige Bestie dar. Andere Figuren von Thon verriethen einen schlechten Geschmack, sowohl in Bezug auf ihre Bedeutung, als ihre Ausführung. Der Tempel selbst hatte eine pyramidalische Form, war bis oben hinauf mit kleinen Figuren bedeckt und endigte in einer langen Spitze von ungefähr zweihundert Fuß Höhe. In der Mitte des inneren Raumes stand eine zahllose Menge kleiner Buddha-Bilder, vermischt mit Stücken von Spiegeln, Goldpapierschnitzeln und chinesischen Gemälden. Darüber erhob sich ein ungefähr anderthalb Fuß hoher sitzender Buddha und, wie unsere Begleiter behaupteten, aus Smaragd gearbeitet; doch mochte es wohl nur lauchgrüner Chalcedon (Heliotrop) sein. Um den Tempel ging, gleichsam als Einfassung, ein gepflasterter Weg, mit einem Dache versehen und von Pfeilern getragen. In dem geräumigen Vorhof stand noch ein kleines hübsches pyramidalisches Gebäude. Eine Reihe mit Zinn belegter Stufen führen in das Innere, woselbst in einem pyramidalischen, reich mit Perlmutter verzierten Schranke die heiligen Bücher aufbewahrt werden. Die viereckige Pyramide tritt überhaupt bei allen religiösen Gebäuden der Siamesen als charakteristische Form hervor, während doch bei den Dagoba's oder Grabmälern der Buddhisten auf Ceylon die Kuppel allein herrscht.

Wir mußten noch längere Zeit in Bankok verweilen, ohne daß die Unterhandlungen zu einem uns erwünschten Ende hätten

geführt werden können. Inzwischen erhielt der Hof von Siam die Nachricht, daß in Packnam ein Gesandter aus Cochin-China angelangt sei, um die freundschaftlichen Verbindungen zwischen beiden Höfen zu befestigen. Sogleich wurden alle möglichen Vorbereitungen getroffen, um diesen Gesandten auf die ehrenvollste Weise nach der Hauptstadt hin zu geleiten und daselbst zu empfangen. Eine bedeutende Anzahl von Booten wurde zu seinem Dienst bestimmt, und auf diesen traf er, an einem heiteren, mild warmen Tage nebst seinem zahlreichen Gefolge in Bankok ein. Der Anblick des ganzes Aufzuges übertraf alle unsere Erwartungen; er war im höchsten Grade prächtig und malerisch. Die Schnelligkeit, mit welcher die Boote sich bewegten, die regelmäßige Ordnung, mit welcher die Bootsleute ihre Ruder aufhoben und niedersenkten, indem die gellenden Töne eines freilich barbarischen Gesanges den Tact angaben, dazu die seltsamen fremdartigen Gestalten, die glänzenden Farben, die vergoldeten Baldachine über den Booten, die buntfarbigen Costüme, die lauten Freudenrufe der unzähligen Zuschauer: alles dies verlieh der vorüberschwimmenden Scene einen ganz eigenthümlichen unbeschreiblichen Reiz. Bei dieser Gelegenheit konnten wir zum ersten Male die sonderbaren königlichen Barken in Augenschein nehmen. Gewöhnlich sind sie sechzig bis achtzig Fuß lang, ungefähr vier Fuß breit und stehen in der Mitte etwa zwei Fuß über dem Wasserspiegel, aber der Bug und das Hintertheil erheben sich bis zu einer bedeutenden Höhe. Sie sind reich verziert mit seltsamen Bildern, alle in Holz geschnitzt und vergoldet. Die Gestalt des Ganzen ist die eines phantastischen Ungeheuers. Im Mittelpunkt prangt ein gewöhnlich schön vergoldeter Baldachin mit seidenen oder mit golddurchwirkten tuchenen Vorhängen. Der Sitz unter dem Baldachin wird nur von einer oder zwei Personen eingenommen; den übrigen Raum füllen die Ruderer aus. Man zählt deren oft vierzig bis funfzig, und sie tragen dieselbe Uniform: rothe Jacken, so wie hohe kegelförmige Mützen.

Während unseres Aufenthaltes in Bankok lernten wir auch die geräuschvolle Ceremonie des sogenannten Khonchuk kennen. Es besteht nämlich hier zu Land die uralte Sitte, daß man den Kindern am Vorderhaupt eine Haarlocke wachsen läßt, die, je-

nachdem die Eltern es wünschen, erst mit dem zwölften, vierzehnten oder sechzehnten Jahre abgeschnitten wird. Dies geschieht unter außerordentlichen Feierlichkeiten und heißt Khonchuk. Dann entfaltet das betreffende Haus seinen größten Glanz. Die Verwandten und Freunde der Familie versammeln sich und bringen ansehnliche Geschenke dar; die Priester werden bewirthet und mit neuen Kleidern von gelbem Tuch beschenkt; verschiedene Musikbanden spielen auf, und fünf Tage hindurch dauern die Festlichkeiten ununterbrochen fort. Die Abschneidung selbst ist die Amtshandlung einiger Brahminen, welche zu Bankok einen kleinen Tempel besitzen und von dem Könige eigends zu diesem Zweck unterhalten werden. Sie besprengen den Kopf mit Wasser, sprechen gewisse Gebete und nehmen die Locke weg. Bei Kindern des königlichen Hauses wird zu dem Ende ein künstlicher Hügel aufgeworfen, auf welchem die Ceremonie stattfindet. Diesmal galt es dem ältesten Sohn des Ministers Suri-Wong. Da gab es denn sehr werthvolle Geschenke, namentlich an Silber. Auch hatten sich die vorzüglichsten Musikchöre zu diesem Feste versammelt und lösten einander ab. Am sanftesten und angenehmsten tönte die Musik eines Chores, das aus lauter weiblichen Mitgliedern bestand. Die übrigen Chöre bestanden aus Männern, mit deren Musik sich bisweilen die klagenden Töne einer weiblichen Stimme vermischten. Ueberhaupt sind die Siamesen leidenschaftliche Liebhaber der Tonkunst, und selbst hochgestellte Personen widmen sich derselben. In ihren Tonstücken, welche dem Ohre eines Europäers wohl zusagen, herrscht Weichheit, Lebendigkeit, Lieblichkeit und Fröhlichkeit vor. Auch fehlt es ihnen nicht an gehöriger Abwechselung. Ein ziemlich renommirter Musiker, der vor uns spielte, behauptete, daß er hundertundfunfzig verschiedene Melodien kenne. Dieser Mann führte ein Blase- und ein Saiteninstrument bei sich. Das erstere, Klani genannt, glich einem Flageolet; doch war der Ton noch voller, lauter und weicher. Die Art des Blasens war so, wie wenn Jemand ein Blaserohr gebraucht. Das andere, noch angenehmer klingende Instrument hieß Tuckeh von seiner eingebildeten Aehnlichkeit mit einer Eidechse; ich möchte es jedoch vielmehr mit einer chinesischen Junke vergleichen. Es ist ungefähr drei Fuß lang und zusam-

mengesetzt aus Stücken von hartem Holz, die mit Perlmutter ausgelegt sind. Der runde hohle Körper enthält hinten drei große Tonlöcher, und darüber hin gehen drei Saiten, eine von Messingdraht, die beiden andern von Seide. Sie ruhen auf einem Griffbrettchen und werden mit dem Vorderfinger der rechten Hand angeschlagen, während die linke in den gehörigen Distanzen darauf drückt. Von den übrigen musikalischen Instrumenten will ich noch das Khonnong erwähnen, welches sehr melodische Töne hervorbringt und aus einer Reihe kleiner Cymbeln von verschiedener Größe besteht, die an einem Bambusgestell horizontal herabhängen und einen Kreisabschnitt bilden, der oft einen solchen Umfang hat, daß der Musiker innerhalb desselben sitzen kann, indem er seinen Rücken dem leeren Raum zukehrt. —

Nach vielen Zögerungen erhielten wir endlich ein Schreiben der siamesischen Regierung, welches jedoch im Grunde nichts weiter enthielt, als die Anzeige, daß englische Schiffe im Hafen zugelassen und von den Behörden beschützt werden sollten, wenn sie sich den gebräuchlichen Gesetzen fügten. Wir mußten demnach an unsere Heimkehr denken. Unsere Versuche, noch etwas weiter in's Innere vorzudringen, blieben erfolglos. Deshalb konnten wir nur durch öftere Unterredungen mit achtbaren Eingeborenen unsere eigenen Beobachtungen über die Siamesen und ihre Zustände ergänzen.

Zuvörderst noch ein paar Bemerkungen über die Hauptstadt Bankok. Diese erstreckt sich als ein schmaler Häusersaum auf beiden Seiten des Flusses etwa anderthalb Stunden weit in die Länge; ihre Breite mag vom Ufer ab kaum mehr als ein oder zweihundert Ellen betragen. Sie ist ganz aus Holz erbaut; nur die königlichen Paläste und die Wohnungen einiger hohen Würdenträger bestehen aus Backstein oder Lehmmauern. Damit die Häuser nicht leicht von Ueberschwemmungen leiden, so erheben sie sich etwas über den Boden, indem sie auf eingerammten Pfosten ruhen. Der größte Theil der Stadt schwimmt indeß auf den am Ufer befestigten Bambusflößen, und man kann die Einwohner ihrer Lebensart nach fast Wassergeschöpfe nennen. Die zahlreichen Chinesen sind hier nicht nur die vornehmsten

Kaufleute, sondern auch die besten Künstler und Handwerker, vornehmlich Zinngießer, Grobschmiede und Gerber. Man nimmt vorzüglich Häute von Hirschen und Rehen, die es im Ueberfluß giebt, dann auch die von Ochsen und Büffeln. Leoparden- und Tigerfelle werden als Pelzwerk besonders nach China ausgeführt. Man hat auch ein paar Fabriken für gußeiserne platte Töpfe; das Verfahren dabei ist höchst einfach, und der Artikel ungemein wohlfeil. Die Chinesen ziehen aus dergleichen Erwerbszweigen einen reichlichen Gewinn und führen ein sehr gutes Leben. Ihr Haupt- und Lieblingsgericht ist Schweinefleisch; alle ihre vegetabilischen Speisen kommen stets in einem See von Fett schwimmend auf den Tisch. Die Siamesen nähren sich hauptsächlich von Reis, der mit einem Gemisch von wohlschmeckenden und widrigen Dingen, Balachang genannt, gegessen wird. Bei dem Genuß von animalischen Speisen setzen sie sich über religiöse Bedenklichkeiten leicht hinweg, indem sie glauben, schon genug gethan zu haben, wenn sie die Thiere nur nicht selbst tödten. Daher kaufen sie auf dem Markt Fische, Geflügel und dergleichen lebendig, unter der Bedingung, daß der Verkäufer seine Waare vorher schlachte, ehe er sie ihnen überliefert. Bisweilen werden sie jedoch durch einen Impuls der Frömmigkeit veranlaßt, eine Anzahl lebendiger Fische zu kaufen, um ihnen die Freiheit wieder zu schenken, und der König läßt auf diese Weise oft alle an einem Tage gefangenen Fische wieder in's Wasser gehen. Nichts destoweniger wird die Erlaubniß, zu fischen, öffentlich versteigert und daraus eine bedeutende Revenue gewonnen. — Die Häuser haben im Allgemeinen ein nettes, freundliches Ansehn; das Dach besteht meistens aus Palmblättern, zuweilen auch aus Ziegeln. Uebrigens herrscht die größte Gleichförmigkeit, welche nur hie und da durch eine hübsche Spitzsäule unterbrochen wird. Die meistens nur unbedeutenden Paläste sind im chinesischen Stil gebaut und mit einer Reihe von drei oder vier immer kleiner werdenden Ziegeldächern bedeckt; bisweilen laufen sie auch in eine kleine Spitzsäule aus. Der Palast des Königs liegt auf einer Insel und ist mit Zinnplatten gedeckt; in der umgebenden Ringmauer hat man mehrere Bastionen und zahlreiche Gatterthore angebracht. Einige der Tempel nehmen einen großen

Raum auf den höchsten Plätzen ein. Ihre Einfassung besteht aus Backsteinmauern oder Bambushecken, welche oft noch viele Häuserreihen als Priesterwohnungen einschließen. Das Tempelgebäude selbst enthält einen weiten, hohen Saal mit schmalen, aber sehr vielen Thüren und Fenstern. Sowohl das Innere als das Aeußere an seinen Endflächen ist mit einem Ueberflusse kleinlicher Zierrathen geschmückt, namentlich bemerkt man eine Menge Vergoldungen, Stückchen Spiegelglas und chinesische Schalen von allen Farben. Die inneren Seitenwände sind mit phantastischen Scenen der indischen Götterlehre auf's wunderlichste bemalt. Unglaublich ist die Zahl der Buddha-Statuen, von denen die kleineren ein größeres umgeben; man sieht sie nicht nur auf den Altären, sondern mehr noch in den Vorhöfen der Tempel von jeder Größe, von einem Zoll bis zu dreißig Fuß Höhe; meistens sind sie aus Holz oder Thon, oder aus Gußeisen und Erz verfertigt; einige hat man vergoldet, alle aber sehen sich so ähnlich wie irgend möglich; nur zeigen sie sich bald aufrecht stehend, bald liegend, bald sitzend mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen, die Fußsohlen aufwärts gekehrt und mit nachdenkenden Gesichtszügen. Sehr gewöhnlich werden sie durch über ihnen hängende oder daneben angebundene Lappen und zerrissene Sonnenschirme von Tuch oder Papier verunstaltet, weil man dergleichen Gaben für verdienstlich hält. Hier und da zeigt sich auch das Bild eines Priesters oder eines verstorbenen Königs. In einem sehr hübschen Tempel überraschte uns angenehm der Anblick von zwei groben Gemälden, welche französische Damen in ländlicher Tracht vorstellten. Was die Cinghalesen Dagoba nennen, heißt hier Prachadi, d. i. Dach des Pra oder des Herrn: ein von Stein aufgeführtes Gebäude ohne irgend eine Thür oder andere Oeffnung, meistens in der Nähe einiger Tempel befindlich, doch stets davon getrennt, da es kein Gegenstand oder Ort der Verehrung ist. Die Höhe des größten Prachadi in Bankok beträgt ungefähr 250 Fuß. Die untere Hälfte wird durch aufeinandergeschichtete zwölfeckige Terrassen gebildet, welche sich immer mehr verjüngen; die obere Hälfte läuft in eine schöne, der Länge nach cannelirte und rings um mit erhabener Arbeit geschmückte Spitzsäule aus; nahe an

der obersten Spitze befindet sich eine Glaskugel. Man vermuthet, daß im Innern dieser Gebäude noch einige Reliquien aufbewahrt werden. Ursprünglich scheinen es Grabmäler gewesen zu sein, die entweder an den Tod oder an die Himmelfahrt des Buddha erinnern sollten.

Bei den Todten-Bestattungen der Siamesen kommen höchst merkwürdige Gebräuche vor. Die Leichname der Armen werden ohne weitere Umstände in den Fluß geworfen. Diejenigen, welche auf einer etwas höheren Stufe der bürgerlichen Gesellschaft standen, werden verbrannt, oft aber sehr unvollständig, so daß die nur theilweis verzehrten Gebeine auf dem freien Felde liegen bleiben, wo sie entweder in der Sonnengluth bleichen oder von wilden Thieren fortgeschleppt werden. Kinder, die vor dem Zahnen sterben, werden in einem nicht tiefen Grabe beerdigt; eben so schwangere Frauen. Letztere nimmt man jedoch nach Verlauf einiger Monate wieder heraus, um sie zu verbrennen. Dies geschieht bei Personen aller Stände in den Bezirken oder der Nachbarschaft der Tempel unter einem pyramidalischen Schuppen, dessen Dach so hoch steht, daß es von der Flamme nicht ergriffen werden kann. Vor Vollziehung dieses Actes pflegt man zuweilen alle muskulösen und weichen Theile des Leichnams in unzählige kleine Stücke zu schneiden, bis nur die bloßen Gebeine übrig bleiben. Das so zerschnittene Fleisch wird den Hunden, Geiern und anderen dergleichen Vögeln vorgeworfen, was als ein Werk der Liebe für sehr verdienstvoll gilt. Daher wimmeln auch die Verbrennungsplätze häufig von Hunden und Geiern. In den höheren Ständen pflegt man die Leichname auch wohl einzubalsamiren, und zwar seltsamer Weise vor der Verbrennung. Zu dem Ende bedient man sich gewöhnlich des Honigs; Vornehmern wird eine große Quantität rohes Quecksilber in den Mund geschüttet. Man bringt den Leichnam zuerst in eine knieende Stellung und faltet die Hände vor das Gesicht zusammen. Dann wird der Leib sammt den Gliedern mittelst schmaler Tuchstreifen zusammengepreßt, und so in ein luftdichtes Gefäß von Holz, Erz, Silber oder Gold gethan, je nachdem es der Rang des Verstorbenen erfordert. Eine Röhre oder ein hohler Bambusstock wird in den Mund gesteckt und geht durch

den oberen Theil des Behälters bis weit weg über das Dach des Hauses. Ein ähnliches Rohr geht durch den Boden des Behälters und endigt in ein darunterstehendes Gefäß, um alle Flüssigkeit des Leibes aufzunehmen. War der Verstorbene von fürstlichem Range, so wird die abgelaufene Flüssigkeit in einer königlichen Barke nach einer gewissen Stelle des Flusses gebracht und daselbst versenkt. Ist es aber der Leichnam des Königs, so wird die Flüssigkeit in ein Gefäß gethan und so lange gekocht, bis sich ein Oel absondert, das man sorgfältig sammelt und mit welchem man am Feste der abgeschiedenen Geister gewisse Bilder, Sema genannt, salbt, die allemal nach dem Tode eines Königs im Tempel aufgestellt werden. — Während der feierlichen Verbrennung auf dem Scheiterhaufen wiederholen die Priester einen Vers, der dem Sinne nach etwa so lautet:

„Ach, sterblich ist der Leib, und wie jetzt steigt der Rauch,
„So hebe sich dein Geist empor zum Himmel auch!“

Haben die Flammen den Körper verzehrt, so wird die Asche nebst den Knochenresten sorgfältig gesammelt und unter Gebeten der Priester mit Wasser zu einem Teig geknetet, aus welchem ein kleines Buddha-Bild gemacht wird. Dies wird von den Priestern vergoldet und entweder im Tempel aufgestellt oder von den Freunden des Verstorbenen aufbewahrt. Das auf gleiche Weise aus der Asche gefertigte und auf einen Altar gestellte Bild eines verstorbenen Königs wird fast eben so verehrt, als der Buddha selbst. Bei der Verbrennung einer königlichen Leiche versammelt sich eine ungeheure Menschenmenge; der äußere Umkreis um die Schranken aber ist für Schauspiele, gymnastische Uebungen und allerhand Gaukeleien bestimmt. Nachher geht das ganze Volk in Trauerkleidern und beide Geschlechter scheeren sich das Haupt, was dreimal wiederholt wird. Die Leichen schwangerer Frauen, die man, wie bereits erwähnt wurde, begräbt, werden gewöhnlich bewacht, damit Niemand sich der unreifen Frucht bemächtige, durch deren Besitz derselbe, wie der Volksglaube meint, erstaunenswürdige Dinge zu bereiten im Stande ist. Ueberhaupt herrscht unter den Siamesen viel Aberglaube, und die bösen Geister werden oft mehr verehrt, als Buddha selbst. Sterndeuterei

gilt für eine hochwichtige Wissenschaft und sowohl im öffentlichen, als im Privatleben fragt man Sterndeuter um Rath. Unser lieber Minister Suri-Wong gab einst auch ein Pröbchen seiner Leichtgläubigkeit. Er wollte sich nämlich von der Wahrheit der allgemeinen Meinung überzeugen, daß eine Masse in festen Zustand gebrachtes Quecksilber dem Besitzer die außerordentlichste Macht verschaffe, z. B. auf einen ausgesprochenen Wunsch mit Blitzesschnelle in die fernsten Länder zu kommen. Zu dem Ende ließ er die erfahrensten Zauberer und Astrologen alle ihre Künste versuchen. Diese marterten indeß das widerspenstige und flüchtige Metall erfolglos, so daß der getäuschte Suri-Wong sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sah, seinen schwerfälligen Fettkörper zeitlebens durch die Straßen Bankoks zu schleppen, anstatt durch die Lüfte zu fliegen.

Am Schluß eines jeden Jahres feiert man das große Fest der Todesgeister. Dann suchen die Siamesen die vier Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde zu versöhnen. Das Wasser behauptet den Vorzug vor den übrigen, und deshalb werden Reis und Früchte in den Fluß geworfen, tausend phantastische Dinge läßt man auf dem Flusse schwimmen, und am Abend verbreiten Tausende von schwimmenden Lampen über die ganze Scene ein flimmerndes Licht. Die siamesischen Jahre werden nach folgendem Cyclus benannt, der aus zwölf Jahren besteht: 1) das Jahr der Ratte; 2) der Kuh; 3) des Tigers; 4) des Hasen; 5) des Drachen; 6) der Schlange; 7) des Pferdes; 8) der Ziege; 9) des Affen; 10) des Vogels; 11) des Hundes; 12) des Schweines. Unter den acht Geboten des Buddha lautet das sechste: „Du sollst kein berauschendes Getränk zu dir nehmen"; das siebente: „Du sollst Nachmittags nichts essen"; das achte: „Es ist nicht recht, in köstlichen, weichen, hohen und reichverzierten Betten zu schlafen, sondern du sollst auf einer bloßen Matte schlafen." Der achte und funfzehnte Tag eines jeden Monats gebührt der Anbetung in den Tempeln. Außerdem werden von den Astrologen noch verschiedene andere Tage als heilig bezeichnet. Jeder Siamese pflegt sich in seinem Leben einmal dem Priesterstande zu widmen; es steht ihm aber frei, ob er darin verharren oder wieder heraustreten will. Uebrigens scheinen

die Siamesen ein sehr mitleidiges Volk zu sein, da sie dem Hungrigen nicht Speise, dem Elend nicht Hülfe versagen. Die Abgaben an den König werden meistens in Naturallieferungen gezahlt. — Die an der Spitze des Meerbusens von Siam gelegene Provinz Chantibond wird für eine der reichsten gehalten; sie hat malerische Landschaften, wo hohe Gebirge und mächtige Waldungen mit fruchtbaren Thälern und Ebenen wechseln. Die Haupterzeugnisse sind: Pfeffer, Benzoe-Gummi, Gummi-Lack, Elfenbein, Gamboja-Gummi, etwas Cardamomen, Edelsteine von geringerer Qualität, Rhinoceroshörner, Häute von Kühen, Büffeln, Hirschen ꝛc. Die Wälder haben Ueberfluß an vortrefflichem Zimmerholz und geben namentlich das beste Material zum Schiffbau. Einige der vor dem Hafen liegenden Inseln, namentlich Banggacha, liefern die reichste Ausbeute an Juwelen. — Noch verdient Erwähnung das sehr gesuchte Agila-Holz. Die wohlriechende Kraft desselben liegt in einem weißen dicken Oel, das beim Brennen wie Theer oder Harz aussieht. Es ist in zahlreichen Zellen vertheilt und giebt dem Holze ein weiß punktirtes Ansehn; auch findet es sich nur in wenigen, besonders absterbenden Bäumen. Man gebraucht das Holz vorzugsweise für den Tempeldienst und bei Leichen-Verbrennungen vornehmer Personen. Bei der Zubereitung verfährt man sehr ökonomisch. Man verwandelt nämlich eine Quantität dieses Holzes in ein feines Pulver, welches nach der Vermischung mit einem gewissen Harz auf ein schmales Stückchen weiches Holz von der Größe einer Binse geschmiert wird, so daß es einen ziemlich dicken Ueberzug bildet. Diese Art Kerzen werden in Bündeln gebunden, in buntes Papier eingewickelt und so verkauft; angezündet brennen sie mit einer matten dampfenden Flamme von schwachem, aber sehr angenehmem Geruch. Vorzüglich die Chinesen bedienen sich desselben sowohl in ihren öffentlichen, als in den privaten Tempeln, und da jedes chinesische Haus einen kleinen Tempel zur Aufnahme der Hausgötter hat, so muß der Verbrauch bei ihnen ungeheuer groß sein.

Langsam segelten wir von Bankok aus den Menam hinab und richteten unsern Lauf nach den vor der Mündung des Flusses liegenden Sechang oder holländischen Inseln, um daselbst frisches Wasser und Ballast einzunehmen. Darauf setzten wir unsere Fahrt durch den Golf von Siam in der Hauptrichtung nach Südosten fort und legten am 22. August auf der Insel Pulo-Condore bei. Diese besteht fast ganz aus steilen, unregelmäßig durch einander liegenden Bergreihen, welche bald halbrunde Baien, bald schmale Buchten bilden. Im Innern giebt es nichts, als tiefe Abgründe, Wasserrisse und ganz kleine Ebenen. Am Meeresufer standen einige schön blühende Exemplare der Barringtonia (B. speciosa). Die Aeste dieses mächtigen Baumes theilen sich am Ende in vier bis fünf Zweige, wie Kronleuchter; von den bedeutend großen, schneeweißen und durchscheinenden Blumen sitzen immer fünf bis zwanzig beisammen, welche sich in der Nacht öffnen und schon bei Sonnenuntergang abfallen; die ausgebreiteten Blätter dienen als natürliche Schüsseln, worin man alle Arten Speisen, besonders Fische, herumträgt. Das einzige vierfüßige Thier, welches wir im Walde erblickten, war ein großes schwarzes Eichhörnchen. Auf den Sechang-Inseln hatten wir auch weiße Eichhörnchen gesehen. Die Einwohner begegneten uns überall mit der größten Höflichkeit. Sie nähren sich hauptsächlich von ihren Fischereien; sie haben mehrere Dörfer und ihre Zahl soll sich auf 800 belaufen. Alle alten Männer tragen einen dünnen sparsamen Bart. Einem derselben wickelte ich ein grobes weißes Tuch, wie einen Turban um den Kopf, was ihm viel Vergnügen machte. Sogleich ließ er mir durch einen Knaben etwas Geflügel bringen. Als ich dies ablehnte, gab er auch das Tuch zurück. Ich bot ihm nun eine Geldmünze an, die er nur unter der Bedingung behielt, daß ich einige Vögel dafür annehme. Dergleichen Beispiele von der Uneigennützigkeit dieser guten Insulaner könnte ich noch mehrere anführen. Von hier aus segelten wir in nördlicher Richtung.

Am Morgen des 23. August erblickten wir die Höhe des Kap's St. James (Jakob), und am Abend des folgenden Tages warfen wir die Anker an der Mündung des Saigon aus. Wäh-

rend wir mit der Fluth den Fluß hinauffuhren, kam ein Boot aus dem Dorfe Vungtao, um uns Mittheilungen über den zweckmäßigen Lauf unseres Schiffes zu machen. Die Bemannung bestand aus sieben bis acht Personen. Alle gingen sehr anständig gekleidet. Die niedrigere Klasse trug ein kurzes enges Oberkleid von schwarzem oder weißem Baumwollenzeug, grobe weite, bis zum Knie reichende Beinkleider und um den Kopf gewunden ein Stück groben Tuches. Die Wohlhabenderen hatten einen mächtigen Turban von schwarzem Krepp und seidene Kleider. Man sagte uns, daß der Chef dieser Gegend in der benachbarten Ortschaft Kandyu wohne. Auf einen dahin abgeschickten Brief besuchte uns der Chef und nahm ein amtliches Schreiben von uns in Empfang, welches an den zu Saigon residirenden Gouverneur von Unter-Cochin-China gerichtet war und worin Herr Crawfurd bat, denselben besuchen zu dürfen, um mit ihm die Angelegenheiten unserer Gesandtschaft besprechen zu können.

Während wir die Antwort erwarteten, machten wir hin und wieder Ausflüge nach Kandyu. Wir fanden die Cochin-Chinesen etwas kleiner, als die Siamesen, jedoch nicht so plump; ihre Verwandtschaft mit der mongolischen Menschenart fällt in die Augen, nur nicht so sehr, wie bei jenen. Der Kopf hat die Form einer Kugel; die Stirn ist kurz, aber breit; die Backenknochen sind breit, stehen indeß nicht auffallend hervor; die Nase ist klein, aber wohlgebildet; die Lippen sind mäßig dick, die Wangen ohne Haare, der Bart dünn, das Haupthaar dicht, grob und schwarz. Die schöne Farbe ähnelt bei Vielen derjenigen, welche man bei den Süd-Europäern antrifft. Die Neigung zum Fettwerden herrscht in jedem Lebensalter vor. Gegen Fremde erweis't man sich artig und gefällig. Gern giebt man sich einer fröhlichen Stimmung hin, allein der Umschlag zur Betrübniß geschieht oft wunderbar schnell. Wie bei den Affen, schweift die Aufmerksamkeit dieser Leute unaufhörlich von einem Gegenstande zum andern. Ihre geräumig und bequem angelegten Häuser haben gewöhnlich Lehmwände und sind mit Ziegeln, selten mit Palmblättern gedeckt. Im Innern bildet die eine Hälfte eine offene Halle für Besuche, Geschäfte und bei Krämern auch für den Waarenverkauf. Im Hintergrunde dieser Halle steht

ein Altar nebst andern Sinnbildern der Religion. Dahinter folgen die zum Privatgebrauch bestimmten Kammern. Man schläft auf mattenbedeckten Bänken von etwa einem Fuß Höhe. Die Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern aus zwei oder mehreren weiten langärmeligen Gewändern, um den Hals enge zugeknöpft und bis an's Knie reichend. Darunter tragen sie weite Pantalons. Vornehme werfen als Feierschmuck noch einen schwarzen Mantel von geblümter Seide über das Ganze. Der Krepp-Turban des Kopfes ist bei den Männern meistens schwarz; die Frauen setzen über den Turban noch einen großen korbartigen Hut. Fast alle Stände kleiden sich ausschließlich in Seide. Die Sitte, Tabak zu rauchen und Betel zu kauen, herrscht allgemein.

Am 28. August erschien ein höherer Mandarin, den der Gouverneur von Saigon abgeschickt, um uns zu bewillkommnen und zu einem Besuch bei sich einzuladen. Einige geringere Mandarinen begleiteten ihn; auch brachte er einige prächtig verzierte große Boote mit sich, deren wir uns bedienen sollten. Die größten derselben hatten dreißig bis vierzig Ruderer, recht hübsch gekleidet in grobes rothes, mit Gelb umsäumtes Tuch; dazu trugen sie eine kleine, mit einem Federbusch gezierte Mütze. Es waren nämlich sämmtlich Soldaten, welche man hier zu allen möglichen Geschäften verwendet. Jedes Boot hat eine angemessene Anzahl Officiere. Die Disciplin handhabt eine Art Corporal. Er muntert die Ruderer auf durch das Wiederholen eines kurzen wilden Gesanges, schlägt den Tact zum Ruderschlag vermittelst zweier kurzen Stäbe von hartem Holz, auch hat er die Macht, für oft ganz geringfügige Vergehungen einige hundert Hiebe mit dem indischen Rohr aufzuzählen. Dies Instrument spielt überhaupt eine bedeutende Rolle und wir sahen es nachher unter dem Stadtvolk in beständiger Bewegung.

Gegen sechs Uhr Abends verließen wir unser Schiff unter einer Kanonensalve und dem Hussah der Matrosen. Die uns zur Reise überlassene Barke war eben so elegant, als bequem. Da trotz eines unaufhörlichen Regens die ganze Nacht hindurch fortgerudert wurde, so befanden wir uns schon um neun Uhr Vormittags im Angesichte der Stadt Saigon. Ihre Ausdehnung setzte uns in Erstaunen. Sie liegt größtentheils auf der

rechten Seite des gleichnamigen Flusses. Die geräumigen, mit Ziegeln gedeckten Häuser ruhen auf mächtigen Holzpfeilern. Die Lehmmauern sind mit Bambus eingefaßt und übertüncht. Der gedielte Fußboden erhebt sich einige Fuß über die Erde. Die dicht an einander geschlossenen Häuser bilden lange Linien entweder längs der Flußufer oder in breiten luftigen Straßen, deren Schönheit diejenige mancher europäischen Hauptstädte übertrifft.

Einige tausend Menschen nebst einer zahlreichen Wache von Soldaten, mit Spießen bewaffnet, hatten sich vor unserem Quartier versammelt, um uns zu empfangen. Das Volk benahm sich mit lobenswerthem Anstand. Auf die Weisung des uns begleitenden Mandarins setzten wir uns auf die mit Matten bedeckten Bänke der Halle unseres Hauses nieder. Es war eins der besten in der ganzen Stadt und fast einem Tempel oder einem Gerichtshof gleichend. An dem einen Ende der Halle oder des Saales stand ein Altar des Fo, mit vielen sinnbildlichen Figuren geschmückt und ringsum mit Inschriften behangen; auch war alles dies mit Gold und Lackfirniß verziert. Unmittelbar dahinter befanden sich unsere Privatgemächer. Wachthabende Soldaten füllten zu allen Zeiten den Hof und den Vorsaal. Gegen Mittag besuchten uns zwei Mandarinen der Gerechtigkeit: ältere untergesetzte Männer von gefälligem Aeußern, in schwarze Turbane und weißseidene Röcke gekleidet. Sie legten uns eine Menge Fragen vor in Bezug auf unsere Reise und die eigentlichen Zwecke unserer Sendung. Sie schienen mit unseren Antworten vollkommen zufrieden zu sein, und gleich nach ihrem Weggange brachte man uns ein lebendiges Schwein, Enten, Geflügel, Eier, Zucker, Pisangs und Reis.

In den nächsten Tagen schauten wir uns ungehindert um. Es giebt in dieser Gegend eigentlich zwei Städte; die neuere, kleinere heißt Bingeh, die größere, etwa ein Stündchen davon entfernt, Saigon. Die erstere hängt mit einer Citadelle zusammen, welche erst neuerlich nach den Regeln der europäischen Befestigungskunst erbaut wurde. Die Seelenzahl konnten wir nicht in Erfahrung bringen; doch muß dieselbe sehr bedeutend sein. Die Landschaft umher scheint außerordentlich fruchtbar zu

sein, und zahlreiche Kanäle gewähren jede Bequemlichkeit für den lebhaften Handelsverkehr. Der Mittelpunkt desselben ist Saigon. Jeder Bazar bietet alle Bedürfnisse im Ueberflusse dar. So namentlich Betel und Areka-Nüsse, Fische, gesalzen und frisch, Reis, süße Pataten von vortrefflicher Beschaffenheit, indianisches Korn, junge Bambussprossen, die gekocht gegessen werden, Reissprossen, Orangen, Citronen, Tabak, Granat- und Purpuräpfel (Anona). Schweinefleisch und Geflügel giebt es überall. Das Alligatorfleisch wird sehr geschätzt; auch Hundefleisch steht feil, wie unser chinesischer Dolmetscher aussagte. In den Kaufläden hält man außer drei oder vier Glasflaschen nichts von den Erzeugnissen des europäischen Kunstfleißes. Am häufigsten bemerkt man dagegen grobes Porzellan, Krepp von Tonkin, chinesische Fächer, Seide und Atlas. Die Artikel, welche die Cochin-Chinesen selbst produciren, sind hauptsächlich Matten zu Teppichen und Segeln, Körbe, vergoldete und lackirte Kästchen, Sonnenschirme, schöne seidene Beutel, eiserne Nägel und plumpe Scheeren. — Die Weiber müssen hier, wie in Siam alle schwereren Arbeiten verrichten; auch die Boote auf dem Flusse werden meistens von ihnen gerudert. Hier und in Siam herrscht die Sitte, daß die Weiber allein für das Uebersetzen über den bedeutend breiten Fluß etwas bezahlen müssen, sofern die Männer sämmtlich als im königlichen Dienst beschäftigte Leute betrachtet werden. Die Frauen halten sich sehr züchtig; doch die Mädchen dürfen sich der äußersten Ungebundenheit überlassen, ohne daß ihr Ruf dadurch befleckt wird. Die Masse des Volkes schmachtet im Elend, und nur Wenige vermögen einen anderen Handel als im kleinsten Detail zu treiben. Während wir durch die Straßen passirten, wurden wir überall von den wohlhabenderen Chinesen eingeladen, in ihre Wohnungen einzutreten und Erfrischungen einzunehmen. Zwei Brüder, bei denen wir einsprachen, empfingen uns mit der einnehmendsten Freundlichkeit in einem schön decorirten Vorzimmer. Eine Tafel strotzte bald von Früchten, köstlichen Confecten, Geléen und verschiedenen Kuchen. Sie bestanden darauf, uns selbst bei Tische zu bedienen. Thee ward uns in kleinen Schalen servirt. Unser Gefolge erhielt entsprechende Beweise der Gastfreundschaft.

Am 2. September brachten uns fünf mit Haudah's ausgerüstete Elephanten nach der Citadelle zur Audienz beim Stadtgouverneur. Als wir noch ungefähr funfzig Schritt von dem Eingang zu seiner übrigens ganz einfachen Wohnung entfernt waren, mußten wir absteigen und zu Fuße weiter gehen. Mit Spießen bewaffnete Soldaten standen zu beiden Seiten des Hofes. Der Gouverneur, ungefähr ein Funfziger von klugem Blick, saß im Hintergrunde einer offenen Halle auf einer erhabenen, mit Matten bedeckten Plattform. Ihm zur Linken saß auf einer niedrigeren Plattform der Vice-Gouverneur, ein ergrauter Siebenziger. Diesem gegenüber hatte etwa ein Dutzend Mandarinen, in schwarzseidene Röcke gekleidet, auf indische Weise Platz genommen; hinter ihnen stand ein Haufe bewaffneter Diener. Für uns waren etwas nach vorn Sessel hingestellt. Da der Gouverneur das Schreiben unseres General-Gouverneurs in meiner Hand sah, so fragte er, was ich da habe. Nachdem er das einhüllende goldstoffene Tuch untersucht, gab er es mir wieder zurück und bemerkte, daß, da bereits nach Landessitte Abschriften davon genommen seien, es jetzt nicht wieder geöffnet zu werden brauche! Nach mehreren Fragen bemerkte er, daß gewöhnlich nur Könige an Könige schrieben und wunderte sich, wie der General-Gouverneur von Bengalen an den König von Cochin-China ein Schreiben erlassen könne. Wir ersuchten ihn, daß er einen Bericht von unserer Ankunft schleunig an den Hof senden möchte, worauf er erwiederte, daß der Mandarin der Elephanten Geschäfte dieser Art besorge und alle nöthige Auskunft über Handelsangelegenheiten geben werde. Während unserer Unterredung benahmen sich die übrigen Mandarine ganz zwanglos und ohne alle Scheu, so daß sie oft selbst Fragen an uns richteten.

Als die Audienz vorüber war, gab uns der Gouverneur das Schauspiel eines Kampfes zwischen einem gewaltigen Tiger und einem Elephanten. Inmitten einer grasigen Ebene hatte man sechzig bis siebenzig Elephanten, jeder mit seinem Führer, in mehreren Reihen aufgestellt. Der Tiger war mit einem starken Strick an einen Pfahl festgebunden; man hatte ihm die Klauen ausgerissen und die Lippen dicht zusammengenäht, so daß

er das Maul nicht öffnen konnte und die Ungleichheit des Kampfes in die Augen springen mußte. Als er aus dem Käfig herausgelassen wurde, suchte er vergeblich seine Freiheit durch die Flucht zu gewinnen. Dann warf er sich auf den Rasen hin, bis er einen großen Elephanten mit langen Fangzähnen auf sich loskommen sah. Sogleich sprang er auf und dem nahenden Koloß entgegen. Dieser ließ sich durch die drohende Stellung und das schreckliche Geheul der gefährlichen Katze so einschüchtern, daß er umkehrte. Der Tiger folgte ihm langsam und hieb ihm mit seiner Vordertatze in das Hintertheil. Indeß glückte es dem Führer, den Elephanten zu einem neuen Angriff zu vermögen. Diesmal stürzte er wüthend auf den Tiger los, stieß seine Fangzähne unter dem Bauche desselben in die Erde, hob ihn in die Höhe und schleuderte ihn ungefähr dreißig Fuß weit weg. Dies war eigentlich der anziehendste Moment des ganzen Kampfes. Der Tiger lag wie todt auf dem Boden, schien jedoch keinen bedeutenden Schaden erlitten zu haben; denn beim nächsten Angriff setzte er sich in Vertheidigungszustand, und als sein riesenmäßiger Gegner ihn wieder in die Höhe werfen wollte, sprang er ihm auf das Vorderhaupt, indem er die Hinterfüße an den Rüssel anklammerte. Der Elephant wurde bei diesem Angriff verwundet und so sehr in Furcht gesetzt, daß er die schleunigste Flucht ergriff. Dem Führer wurde dies als Nachlässigkeit angerechnet; man brachte ihn gleich nachher mit auf dem Rücken gebundenen Händen vor den Gouverneur, und er empfing auf der Stelle hundert Hiebe mit dem indischen Rohr. Ein anderer Elephant mußte den Kampf erneuern, und der Tiger leistete bei jedem Angriff immer schwächeren Widerstand. Die fortgesetzten Stöße mußten ihm nothwendig bald das Garaus machen. Alle noch herbeigeführten Elephanten gingen auf den Tiger los, brachten die Fangzähne unter ihn, hoben ihn auf und schleuderten ihn eine Strecke weit fort. Ihre Rüssel rollten sie dabei sehr vorsichtig unter das Kinn zusammen. Als der Tiger ganz todt war, ergriff ihn noch ein Elephant mit dem Rüssel und schleuderte ihn ungefähr dreißig Fuß weit fort. — Auf diesen Thierkampf folgte eine kriegerische Darstellung, um die Kraft zu zeigen, mit welcher eine Reihe Elephanten auf den

Feind loszugehen und seine Linien zu durchbrechen im Stande ist. Man hatte doppelte Verschanzungen aufgeworfen, vor welchen eine Masse brennbaren Stoffes auf Stäben befestigt war; dazu kamen verschiedenartige Feuerwerke und einige kleine Artilleriestücke. In einem Augenblicke stand das Ganze in Flammen, und ein helles Feuer loderte hoch auf. Die Elephanten rückten in einer Colonne mit festen, schnellen Schritten an; aber obgleich sie bis dicht an das Feuer gingen, so konnten doch nur sehr wenige dazu gebracht werden, dasselbe zu durchbrechen, indem die meisten die schlimmsten Punkte zu umgehen suchten.

Wir nahmen darauf Abschied von dem Gouverneur und kehrten nach unserem Schiffe zurück, um unsere Reise unverzüglich nach Turon fortzusetzen. Als wir aus dem Fluß heraussegelten, wären wir beinah auf eine in den Charten nicht verzeichnete Sandbank gerathen. Die Fahrt vom Kap St. James an der Ostküste von Cochin-China entlang bis zur Bai von Turon wurde bei ziemlich gutem Wetter zurückgelegt; doch konnten wir wegen conträren Windes und einer heftigen, aus dem Golf von Tonkin kommenden Strömung nicht in die Bai einlaufen, sondern mußten vier Tage lang auf der westlichen Höhe dieses Punktes ausharren. Die Küsten, an denen wir vorüber fuhren, sind außerordentlich steil und malerisch. Eine ununterbrochene Gebirgskette zieht sich auf dieser ganzen Strecke am Ufer hin, so daß eine Bergreihe über die andere immer höher nach dem Horizont zu emporsteigt. Ihre schroffen, scharf und spitz auslaufenden unfruchtbaren Gipfel, so wie ihre jähen Seitenwände lassen auf Granitmassen schließen. Ungefähr in der Mitte dieser Kette sind die Berge wenig steil und hoch, auch rundet sich die Form der Gipfel mehr ab. Zugleich damit erscheinen an den Abhängen häufig angebaute Felder, und eine zahlose Menge von Booten, die in der offenen See kreuzen, beweist das Dasein einer bedeutenden Bevölkerung. Die Boote haben in der Mitte ein großes viereckiges Hauptsegel, und an jedem Ende wieder ein ähnliches. Oft sieht man einige Hunderte derselben auf einmal, insgesammt unter Segel. Solche zahlreiche Flotten müssen natürlich an Industrie, gesellschaftliches Glück und häusliche Wohlhabenheit erinnern. Wir stellen uns

lebhaft vor, wie das thätige Streben so vieler Menschen sie selbst bereichert, während dies zugleich Tausenden ihrer Mitbürger die tägliche Nahrung verschafft und dadurch zum Gedeihen des ganzen Staates beiträgt. Aber ach, wie ganz anders giebt sich die Wirklichkeit, wenn man genauer darauf achtet! Kaum bedeckt mit schlechten Tuch-Lumpen, ohne eine andere Wohnung oder Heimath als ihnen ihr zerbrechliches, nur mit einer armseligen Matte versehenes Fahrzeug darbietet, sich nährend von erbärmlichen, vielleicht auch ungesunden Speisen, so, sage ich, schleppen die meisten dieser von Schmutz starrenden zahlreichen Fischer-Familien an den Küsten von Cochin-China ihr elendes Dasein hin. Die Leichtigkeit, mit welcher man bei diesem Geschäfte sich seine, wenn gleich klägliche Subsistenz verschafft, macht den Zudrang dahin begreiflich. Das Boot, deren jedes fast einer einzelnen Familie zur beständigen Wohnung dient, ist das Hauptsächlichste dabei, und die Cochin-Chinesen haben eine sehr leichte Art, ein solches zu bauen. Sie verfertigen nämlich den Boden und einen großen Theil der Seiten des Bootes aus dichtgeflochtenem Korbwerk. Man nimmt dazu indisches Rohr, und überzieht das Ganze nachher sorgfältig mit Pech. Der obere Theil und das Verdeck besteht aus Brettern. Bambusröhre dienen statt der Maste, Baumrinde wird zum Tauwerk benutzt, ein paar zusammengenähte Matten geben die Segel ab, und ein kleiner mit einer Matte bedeckter Raum in der Mitte gewährt die einzige Bequemlichkeit für die Insassen des Bootes; alles dies, so wie ihre Netze und Leinen, machen sie mit eigener Hand. So ausgerüstet, gehen sie in See, jegliche Habseligkeit mit sich führend; so wandern sie von Bai zu Bai, ihre Nahrung suchend. Die Nächte und ihre Mußestunden verbringen sie im Sand oder unter dem Baumschatten des Ufers, in Trägheit ihre Zeit verschleudernd, bis die Noth sie zu neuer Thätigkeit anspornt.

Am 15. September liefen wir endlich in die Bai von Turon ein. Sobald das Schiff die Anker geworfen hatte, begrüßte es den Hafen mit ein und zwanzig Kanonenschüssen; ein kleines Fort am Ufer antwortete mit dreien. Die Bai giebt den Schiffen die größte Sicherheit. Wir glaubten uns hier plötzlich in einem schönen ruhigen, ringsum von hohen waldigen

Bergen umschlossenen See versetzt zu sehen. Der Boden des Landes ist unfruchtbar, und die Ufer bestehen fast durchweg aus weiten Sandstrecken. Indeß wird das Gemüth doch eigenthümlich angezogen durch die weite Ausdehnung des zirkelförmigen Wasserspiegels, durch die zackigen, zum Theil in Nebel gehüllten Gipfel der Bergketten, durch die seltsamen Gestalten einiger Felsen und durch die große Menge der überall hin und her segelnden Boote. Für den Botaniker aber eröffnete sich bald in den umliegenden Thälern und Abhängen ein unermeßlich reiches Feld. Das Dorf Turon liegt eine gute Stunde von dem gewöhnlichen Ankerplatz entfernt. Am linken Ufer eines in die Bai ausmündenden Flusses steht ein kleines viereckiges, aus Sandsteinmauern erbautes Fort, und die Bemannung desselben war so vertheilt, daß immer ein Musketenträger mit einem Spießträger abwechselte. Durch den Mandarin des Ortes erhielten wir die Nachricht, daß zwei Barken von der Hauptstadt Hué abgeschickt wären, um Herrn Crawfurd dorthin zu befördern. Doch konnten auf diese Weise nur sehr wenig Personen von uns an der Fahrt Theil nehmen, wie sich später herausstellte; denn die Barken waren freilich außerordentlich lang, aber sehr schmal. Jedes hatte vierzig Ruderer und einige kleine Drehbrassen an Bord.

Wir fuhren bei heiterer Witterung nordwärts an der felsigen Küste entlang und erreichten am 25. September schon nach einer zwanzigstündigen Reise die Mündung des Hué. Je mehr wir uns diesem Flusse näherten, desto höher wurde das Küstengebirge. In der Morgenfrühe wurden wir von der majestätischen Schönheit des Anblickes überrascht. Ein dichter Nebel umhüllte die Mitte der Berge noch mit einem weißen Mantel, während ihre kühnen Gipfel in das klare Aetherblau emporragten; die düsteren Schatten der Thäler bildeten mit den helleren Farben der hie und da zerstreuten Cultur-Fleckchen einen angenehmen Contrast, und die überall auf dem Wasser zum Vorschein kommenden Boote verliehen der Scene ein lebensvolles Gepräge. Die ziemlich enge Einfahrt in den Fluß wird durch ein hübsches Fort beherrscht und geht zwischen zwei Sandbänken hindurch. Hat man diese passirt, so glaubt man in einen ungeheuren Süß-

wasser-See einzufahren. Große Flüsse scheinen ihre Gewässer in dies weit ausgedehnte Becken zu ergießen, am Horizont zeigen sich bewohnte Inseln; in der Nähe und Ferne wimmelt Alles von tausend Booten, welche dem Meere zurudern oder von dorther zurückkehren. Auf allen diesen kleinen Fahrzeugen bemerkten wir Weiber, denen auch hier wohl der schwerste Theil jeglicher Arbeit zufällt. — Nachdem wir die Erlaubniß zur Landung bekommen hatten, ruderte man uns nach einem morastigen, mit Seegras bewachsenem Ufer. Obgleich man uns sagte, daß wir in der Nähe der Hauptstadt Hué wären, so konnten wir doch davon weiter nichts, als ein paar einzelne Häuser wahrnehmen. Die uns von dem Mandarin der Elephanten zugewiesene Wohnung fanden wir eben so anständig, als geräumig. Der Platz vor derselben war von Bewaffneten umgeben; sehr lästig aber wurden uns eine Anzahl Personen im Hause selbst, die uns durch ihr unaufhörliches Schwatzen weder bei Tag, noch bei Nacht Ruhe ließen. Sie nahmen beständig mit uns dieselben Zimmer ein und beobachteten auf's schärfste alle unsere Handlungen. Unsere Dienerschaft wurde eben so streng bewacht. Die im Hofe aufgestellten Soldaten zeichneten sich durch ein kräftiges Aeußere aus. Auf dem Kopf tragen sie noch über dem Turban einen aus Korbwerk geflochtenen Helm, lackirt und meistens vergoldet, bei einigen auch mit rothen Federn oder Pferdehaaren geschmückt. Den Oberleib bedeckt ein bis zum Knie reichender langärmeliger Rock von rothem Zeug oder Tuch, zu beiden Seiten aufgeschlitzt und vorn durch Schleifen nebst kleinen Knöpfchen zusammengehalten, oben blau oder gelb aufgeschlagen; bei schlechtem Wetter wird noch ein ärmelloser gelber Mantel übergeworfen. Ein paar kurze weite Beinkleider von rother oder weißer Seide vollenden den Anzug. Der Schaft ihrer etwa zwölffüßigen Lanzen ist von Bambus; bei der Spitze sitzen zwei Büschel rother Pferdehaare. Die Flinten haben Bayonnette, wie bei uns. Ich sah in eine der Patrontaschen hinein und entdeckte darin außer den Pulverbehältnissen weder Kugel noch Schrot, wohl aber ein Fläschchen Oel und die zum Schachspiel nöthigen Figuren.

Bald nach unserer Ankunft erhielten wir eine Audienz bei

dem Mandarin der Elephanten. Ein hübsches Boot von roth gekleideten Soldaten gerudert, wurde abgeschickt, um uns hinüber zu bringen. Wir hatten noch ziemlich weit bis zur Stadt. Der prächtige Fluß ergießt seine ungeheure Wassermasse durch ein fruchtbares Thal und wird durch Inseln von jeder Größe getheilt. Die Landschaft entzückt das Auge durch die mannigfaltigsten Gruppen von Kokos- und Areka-Palmen, Bananen, untermischt mit Zuckerrohr, Bambushecken und schönen Rosenflitten (Hibiscus). Dazu nehme man die netten, freundlichen Häuser der Dörfer, die vielen Blumengärtchen und in der Ferne die steil abfallenden Bergketten. Um zur Wohnung des Mandarins zu gelangen, mußten wir in einen breiten Kanal einlenken, der die Stadt auf drei Seiten umgiebt; an seinem untern Ende ist er vierzig bis funfzig Ellen breit, weiter aufwärts wird er enger. Gleich nachher befanden wir uns im Angesichte des Forts, eines trefflich befestigten viereckigen Platzes, dessen eine Seite uns mindestens eine halbe Stunde lang zu sein schien. Inmitten dieses Platzes steht ein mit besonders hohen starken Mauern umgebenes Bollwerk, die eigentliche Citadelle. Nachdem wir den Kanal verlassen hatten, ging es noch ein gute Strecke auf dem Flusse fort. Dann machten wir Halt und gelangten an die Wohnung des Mandarinen. Im Hofe trafen wir einen Haufen wunderlich aussehender Leute; einige trugen Masken, andere hatten ihre Gesichter abscheulich bemalt. Man sagte uns, daß es Schauspieler wären. Der Mandarin empfing uns in einem ganz einfachen Saal. Die lange Unterredung drehte sich hauptsächlich um die von uns begehrte Vorstellung bei dem Könige. Es wurde uns erklärt, daß dies der hiesigen Hofetikette durchaus zuwider laufe, da wir nur in Handelsangelegenheiten gekommen seien; indeß solle die Sache dem König zur Entscheidung vorgetragen werden. Inzwischen servirte man uns Thee und zuletzt eine Tafel mit Schweinebraten, Gänsen und anderem Geflügel nebst Früchten. Zum Beschluß mußten die Schauspieler ihre höchst langweiligen Künste produciren; die Musik fiel sehr rauh, gellend und unangenehm in's Ohr.

Am andern Tage schickte uns der Mandarin der Elephanten einige Boote, damit wir die Stadt besichtigen könnten. Wir

nahmen zuvörderst die Festung noch genauer in Augenschein und mußten erstaunen über die Schönheit, Größe und Stärke aller dieser Werke. Ueberall bemerkt man die größte Sorgfalt; so sind unter Anderm die Pulvermagazine mitten in Teichen angelegt. Die Brücken sind sehr zierlich und geschmackvoll theils aus Stein, theils aus Holz aufgeführt, alle aber ruhen auf Mauerpfeilern. Die Häuser der Stadt erscheinen ziemlich armselig; aber die Regelmäßigkeit der Straßen giebt dem Ganzen doch den Anstrich der Nettigkeit. Von dem Palaste des Königs konnten wir, einige Thore ausgenommen, auf unserem Wege fast gar nichts sehen, da derselbe rings von Kasernen umgeben wird. Auch hier sprang die treffliche Einrichtung der Waffenbehältnisse, der Schlafstellen, der Gemächer für die Officiere, so wie der ganzen Ausrüstung in die Augen. Obgleich die Soldaten ohne Waffen gingen, so waren sie doch regelmäßig in ihre Hallen vertheilt. Die Uniform einiger Regimenter ist blau mit rothen Aermeln, andere haben Weiß mit Roth ꝛc. Die Officiere zeichnen sich vorn auf jeder Schulter durch eine zirkelförmige Stickerei aus. Da es jetzt heftig zu regnen begann und wir auf unserer Fußwanderung keine Regenschirme noch sonst irgend einen Schutz gegen die Durchnässung hatten, so wollten wir eben wieder unsere Boote besteigen, um heimzukehren, als der Befehlshaber der Artillerie uns zurückrufen ließ, um uns sein Departement zu zeigen. In der That war dies sehenswerth. Wir hatten bis dahin auf den Wällen des Forts noch keine Kanone bemerkt; hier aber entdeckten wir einen Reichthum der verschiedensten Arten von eisernen und ehernen Kanonen. Vier bedeutende Schoppen oder Gebäude waren ganz damit angefüllt; auch fehlte es nicht an Mörsern, Kugeln und Bomben. Eine große Anzahl dieser schönen ehernen Feuerschlünde hatte der verstorbene König gießen lassen, darunter neun von ungeheurer Größe. Der uns begleitende Officier fügte hinzu, daß die letzteren zu groß wären, um im Kriege gebraucht zu werden; aber der König habe sie zum Gedächtniß an seine Regierung bestimmt. — Alles, was wir gesehen, mußte bei uns günstige Vorstellungen von den geistigen Anlagen der Cochin-Chinesen erwecken; wir mußten darin das Zeugniß eines unternehmenden kriegerischen Volkes

erblicken. Eine gründlichere Bekanntschaft mit den hiesigen Verhältnissen diente jedoch dazu, unsere Meinungen bedeutend herabzustimmen. Denn der Herrschergeist, unter dessen Scepter so große Werke in's Leben gerufen wurden, hatte ausgeathmet. Er hatte nur begonnen, was seine Nachfolger schwerlich fortzuführen oder auch nur zu erhalten im Stande sein werden, sofern ihnen der Beistand einsichtsvoller Europäer fehlen dürfte. Beim Ausbruch der französischen Revolution waren nämlich etwa zwanzig Franzosen in den Dienst des verstorbenen Königs von Cochin-China getreten, welcher sich ihren Rathschlägen geneigt erwies. Damals lebten von jenen zwanzig Officieren nur noch zwei alte Männer am Hofe zu Hué, wo sie den Rang der Mandarinen bekleideten. Ihr Einfluß ist jedoch mehr und mehr im Sinken begriffen, so daß der Eine den Entschluß gefaßt hat, in sein Vaterland zurückzugehen. Nach dem Tode des vorigen Königs wurde auch kein Franzose mehr in die Dienste des hiesigen Hofes genommen; denn nicht Frankreich, sondern China ist das Vorbild, dem der gegenwärtige Herrscher in allen Stücken nachfolgt.

Nachdem wir in unseren Booten wieder zu Hause angekommen, erschien ein Officier des Mandarins der Fremden, um uns zu erklären, daß, da die Engländer noch keinen Handel mit dem Lande getrieben, also noch keine Vortheile gewonnen hätten, Se. Majestät auch keine Geschenke von uns annehmen könne; was aber die gewünschte Audienz beim Könige beträfe, so müßten dabei sämmtliche Mandarinen in ihren Staatskleidern und der ganze Hof in seiner vollen Pracht erscheinen; dies sei also eine sehr große Ceremonie, die nur bei den Gesandten von Königen stattfände. — Die weiteren Unterredungen mit den Mandarinen hatten das Endresultat, daß den englischen Schiffen erlaubt sein solle, in den Häfen Saigon, Turon und Hué unter dem Schutz der Regierung Handel zu treiben. Da wir in Folge der verweigerten Audienz beim König, die Geschenke desselben an den Generalgouverneur nicht annehmen wollten, so erregte dies eine Mißstimmung gegen uns bei allen amtlichen Personen, und wir hatten daher manche Chikane zu erdulden. So, als wir dem Mandarin der Fremden unsern letzten Besuch abstatteten. Schon

in einiger Entfernung vom Hause desselben wurden wir an's Land gesetzt, offenbar, damit wir eine Strecke in der Sonne und auf schlechten Wegen gehen sollten. Im Hofe des Ministers trafen wir, wie gewöhnlich, einen Haufen Gesindels. Darunter befanden sich auch Schauspieler; aber in welcher Achtung hier die Bühnenkünstler stehen, ward uns heute recht deutlich. Der Held des so eben aufgeführten Stückes, das Haupt der Theatergesellschaft, lag nämlich in diesem Augenblick auf dem Boden hingestreckt. Zwei hielten ihn, und ein dritter stämmiger Kerl hieb kräftig auf einen zarten Theil seines Körpers. Die Scene reizte uns unwillkürlich zum Lachen; denn man denke sich den glänzenden vergoldeten Helm des Theaterkönigs, der so sehr mit den jämmerlichen Schmerzensgeberden contrastirte, wozu die Strafe ihn zwang, ferner die kostbaren Gewänder von geblümtem Atlas, welche seiner Rolle entsprachen und nun so wild um ihn herumflatterten, endlich seine mächtigen tartarischen Stiefel und dazu den trockenen Ernst derer, die ihn hielten und bearbeiteten. — Als wir bei dem Minister ein Diner einnahmen, verschlangen die uns gegenübersitzenden Mandarinen ihre Speisen mit einer wirklich auffallenden Gier. Fettes Schweinefleisch und faule Eier schienen sie als Lieblingsbissen zu betrachten und verzehrten davon nach Möglichkeit. Frische Eier werden hier und in einigen Theilen China's bei weitem nicht so hoch geschätzt, als diejenigen, welche bereits einen gewissen Grad der Fäulniß erlangt haben; dergleichen kosten auch auf dem Markt immer dreißig Procent mehr. Für noch delicater hält man die Eier, wenn sich schon junges Leben darin entwickelt hat. Unter den zahlreichen Gerichten, die uns der König zuschickte, waren zwei Teller voll bebrüteter Eier, in denen die Küchelchen bereits anfingen flügge zu werden. Man versicherte uns, daß dies ein Zeichen großer Auszeichnung sei. Da wir daran zweifelten, daß Jemand dies essen könne, so schickten wir beide Schüsseln an unsere Schildwachen, welche das köstliche Gericht sogleich mit der sichtbarsten Lust verschlangen. — In dem Zimmer des Ministers hing an der Wand eine Tafel mit chinesischen Charakteren. Die Buchstaben waren in Perlmutter ausgelegt, und nach der Art, wie das Licht von ihrer Oberfläche zurückgeworfen wurde, schien es,

als wenn sie aus sehr kostbarer erhabener Arbeit beständen. Das Ganze verrieth viel Kunst. Schon früher hatten auch einige mit Perlmutter ausgelegte Kästchen durch den hohen Grad ihrer Schönheit unsere Bewunderung erregt; die besten sollen von Tonkin kommen. Ueberhaupt legen die Cochin-Chinesen mehr industriellen Geist an den Tag, als man unter einem Volke vermuthen sollte, wo das Bambusrohr als Universalmittel gegen alle Vergehungen im Schwunge geht. Die größten Hindernisse, die der Entwickelung des Gewerbfleißes entgegenstehen, entspringen indeß aus der Verderblichkeit des hiesigen Militairsystems, dem zufolge zwei Drittel der männlichen Bevölkerung gezwungen werden, für einen äußerst geringen Sold Kriegsdienste zu leisten. Dadurch werden nicht nur dem Lande viele tausend nützliche Hände entzogen, sondern auch durch die Verwöhnungen des Soldatentreibens unfähig gemacht, zu den Beschäftigungen ihrer früheren Lebensverhältnisse zurückzukehren. So kommt es, daß fast alle Arten von Arbeiten durch Weiber verrichtet werden, und es ist gar nichts Ungewöhnliches, sie den Pflug leiten und säen zu sehen.

In der letzten Zeit unseres Aufenthaltes hatte es fast zwei Wochen hindurch unaufhörlich geregnet. Das Wasser goß in dichten Strömen herab und hörte häufig zwei Tage und Nächte auch nicht eine Minute auf. Dabei gab es wenig Blitze, und meistens wehete ein starker Nordostwind. Unter solchen Umständen wurde die ganze Gegend schnell überschwemmt. In kurzem standen unsere Zimmer kaum einen Zoll über dem Wasserspiegel, und auf den Straßen fuhr Alles in Booten. Die niederen Stände schützen sich gegen die Näße durch eine eigenthümliche, aus Palmblättern dicht zusammengenähte Kleidung, welche an die in Pelzwerk genähten Sibirier erinnert. Sie besteht aus einem etwa drei Fuß im Durchmesser haltenden Hute, der in Gestalt eines Korbes auf die Schultern herabhängt und unter dem Kinn zusammengebunden wird. Eine ärmellose runde Jacke umschließt den Leib. Hut und Jacke sind wasserdicht. Diese Kleidung gewährt den Leuten einen solchen Schutz, daß der Regen ihre Beschäftigungen nur wenig unterbricht.

Nachdem das Wetter sich wieder aufgeklärt, traten wir am

19. October unsere Rückreise an. Wir schlugen diesmal einen andern Weg ein. Den ersten Tag fuhren wir auf einem schönen breiten Kanal, der in einen Salzwassersee auslief, durch ein weit und breit überschwemmtes Flachland, wo nur auf einigen niedrigen Hügeln Bergreis grünte. Am zweiten Tage ging es zu Lande in Palankins. Diese sind hier eben so leicht, als bequem eingerichtet. Sie bestehen aus einem Netz von baumwollenen Fäden, welches durch Stäbe ausgespannt wird und von einer Stange herabhängt; Palmblätter über einander gelegt und auswendig mit einem wasserdichten schwarzen Firniß überzogen, bilden das Dach; wasserdichte Vorhänge sind an den Seiten angebracht. Das Ganze ist so leicht, daß zwei Männer die stärkste Person fortschaffen können. Dabei gehen die, wenn gleich kurz, doch stämmig gebauten Cochin-Chinesen schneller, als die chinesischen Träger. Wir mußten uns oft wundern über die Hurtigkeit und Sicherheit, mit welcher sie die steilsten Anhöhen hinauf oder hinunter stiegen und von Stein zu Stein sprangen. Trotz ihrer Anstrengungen blieben sie doch vergnügt, und um uns ihre Aufmerksamkeit zu beweisen, pflückten sie auf dem Wege beständig für uns Blumen und Früchte. Die Gegend wurde nach der Küste zu immer gebirgiger und erfüllt mit rauhen Granitmassen. Von einer sehr bedeutenden Anhöhe herab erblickten wir endlich die Bai von Turon. Darauf schifften wir heim nach Bengalen.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Harnisch, Wilhelm,

Die Weltkunde in einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen für das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände
Bd.: 14

1855